

Walter Benjamin

Briefe I

Herausgegeben und mit Anmerkungen
versehen von Gershom Scholem
und Theodor W. Adorno

Suhrkamp Verlag

edition suhrkamp 930

Erste Auflage 1978

© Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1966. Printed in Germany. Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags und der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Druck Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden. Gesamt-ausstattung Willy Fleckhaus.

2 3 4 5 6 7 - 96 95 94 93 92 91

VORREDEN DER HERAUSGEBER

Als ich Theodor Adorno vorschlug, gemeinsam eine Sammlung der Briefe Walter Benjamins zu veröffentlichen, dessen natürliche und ungemeine Begabung zum Briefschreiben eine der bezauberndsten Facetten seiner Natur war, konnte ich davon ausgehen, daß in der ausführlichen Korrespondenz, die Benjamin durch 25 Jahre mit mir geführt hatte, und in seinen Briefen an die Mitglieder des Instituts für Sozialforschung in den Jahren seiner Emigration, vor allem an Max Horkheimer und Adorno, ein bedeutender und durchaus charakteristischer Grundstock vorlag, um den sich eine solche Auswahl würde gruppieren können. Wir wußten von anderem Material, das erhalten war, Briefen an Florens Christian Rang, Hofmannsthal und den späteren Briefen an Werner Kraft, die uns zugänglich sein würden. Als wir den Plan aufnahmen, konnten wir damit rechnen, daß auch anderes sich noch finden würde, das die Stürme dieser Jahrzehnte und deren Katastrophen überstanden hätte. In dieser Erwartung sind wir nicht getäuscht worden. Benjamin war wohl fast allen, die ihn näher gekannt haben, eine viel zu eindrucksvolle und bedeutende Erscheinung, als daß sie nicht Schriftliches von ihm ganz oder teilweise aufbewahrt hätten. Dazu kam die natürliche Anmut und der Glanz einer noch in der spontanen Mitteilung sich niederschlagenden Kraft der Formulierung, die diese Briefe den Adressaten kostbar machen mußten. So kamen wir dazu, über ein, trotz allem, überraschend reiches Material verfügen zu können, aus dem diese Bände eine Auswahl von erheblichem Umfang vorlegen. Durch die, in sich sehr verschiedenartigen Briefe, an Freunde seiner Jugendjahre und an Männer und Frauen, mit denen er später literarische und persönliche Beziehungen unterhielt, ergab sich so für uns die glückliche Situation, eine fast lückenlose Reihe von Briefen bringen zu können, die sich über dreißig Jahre erstreckt, von seinem achtzehnten Geburtstag bis kurz vor seinen Selbstmord auf der Flucht vor den Mördern. Diese Briefe bieten

eine reiche Dokumentation zu seiner persönlichen und intellektuellen Biographie und lassen zugleich das Bild seiner Person, das sich uns so unvergeßlich eingeprägt hat, auch für den Leser, wie wir hoffen, in genauen Konturen hervortreten. Von der „Jugendbewegung“ der letzten Jahre vor dem ersten Weltkrieg, in der Benjamin an einer besonders sichtbaren Stelle, als Hauptmitarbeiter des von Gustav Wyneken herausgegebenen „Anfang“, als Hauptsprecher des Berliner „Sprechsaal der Jugend“ und als Präsident der Freien Studentenschaft an der Universität Berlin eine bei allem Überschwang und jugendlicher Unklarheit doch scharf profilierte Haltung einnahm, führen diese Briefe durch die Jahre völliger Zurückgezogenheit, man könnte sagen Verborgenheit, hinüber zu den Jahren seines literarischen und publizistischen Wirkens. Sie begleiten seine Auseinandersetzungen mit großen geistigen Bewegungen und Phänomenen dieser Jahre und bezeugen eindringlich die Wandlungen seines Genius, vom Metaphysiker, der von einer Kommentierung großer hebräischer Texte träumte, zum Marxisten, der er in seinen späteren Jahren sein wollte.¹ Es ist die Absicht dieser Sammlung, den Lebensgang und die Physiognomie eines der tiefsten und zugleich ausdrucksmächtigsten Menschen sichtbar zu machen, den die Judenheit des deutschen Sprachkreises in der Generation vor ihrer Vernichtung hervorgebracht hat.

Natürlich ist sehr vieles verloren gegangen. Dazu gehören Benjamins Briefe an seine Eltern und Geschwister Georg und Dora, an Kurt Tuchler, Franz Sachs, Gustav Wyneken, Fritz Heinle und Georg Barbizon aus der Zeit der Jugendbewegung, an Wolf Heinle, Erich Gutkind, Ernst Bloch und Siegfried Kracauer aus der Zeit des ersten Weltkrieges und den zwanziger und dreißiger Jahren. Was Brecht aufbewahrt hat, war von uns aus nicht zu übersehen. Von Briefen an Frauen, die ihm nahestanden, sind die an Grete Cohn-Radt, seine erste Verlobte und an Dora Benjamin, seine 1964 verstorbene Frau, vollständig verloren. Daß seine Freundin Asja Lacis, der die „Einbahnstraße“ gewidmet ist, in Riga lebt, gelangte erst unmittelbar vor Druckbeginn zu unserer Kenntnis. Von denen an Julia Cohn, die Schwester seines Jugend-

freundes Alfred Cohn, der er sich Jahre hindurch besonders nahe fühlte, haben sich nur eine Anzahl Briefe aus der Zeit nach ihrer Eheschließung mit Fritz Radt (1925) erhalten. Von Briefen an französische Korrespondenten sind zum Beispiel die an André Breton verloren oder nicht auffindbar, und nur sehr wenig an französische Bekannte ist erhalten oder uns zugänglich geworden. Mit Werner Kraft unterhielt Benjamin zwischen 1915 und 1921 einen zeitweise intensiven Briefwechsel, in dem er sich vor allem auch über literarische Fragen ausführlich äußerte, ja er dachte manchmal daran, wie er mir damals sagte, sie als Grundlage für eine Folge von „Briefen zur neuern Literatur“ zu verwenden. Diese Briefe sind durch besonders unglückliche Umstände verloren gegangen, und erst Benjamins Briefe aus der Zeit der Wiederaufnahme ihrer Beziehung in den dreißiger Jahren sind erhalten.

Ich möchte hier ein Wort über seine Briefe an mich sagen, die für viele Jahre eine Art Rückgrat der vorliegenden Auswahl bilden. Ich lernte Walter Benjamin drei Monate nach seinem endgültigen Bruch mit Wyneken kennen, und meine leidenschaftliche Bindung an das Judentum und die Sache des Zionismus eröffnete mir den Weg zu seiner Person nicht weniger als das intensive Interesse an philosophischen und literarischen Dingen, in dem wir uns trafen. Ich war damals sehr jung, studierte Mathematik und Hebräisch mit gleicher Intensität und überschüttete ihn mit Mitteilungen, Fragen und Gedanken, die meine jüdischen Studien, aber auch meine jugendliche Auseinandersetzung mit der Mathematik und Philosophie betrafen. In unserm Briefwechsel vereinigten sich von vornherein sachliche und persönliche Interessen, und diese Verbindung bestimmt die etwa 300 Briefe, die ich von ihm besitze. Da wir meistens nicht am gleichen Orte lebten und besonders, seitdem ich 1923 nach Palästina ging, fast ausschließlich auf briefliche Mitteilung angewiesen waren, bildeten Briefe in besonders exemplarischer Weise das Medium unserer späteren Beziehung, für das persönliches Gespräch nur noch zweimal wieder substituiert werden konnte. Während daher in seinen Beziehungen zu anderen Menschen das meiste sich im Medium des produktiven Gesprächs und der

spontanen Mündlichkeit vollzog, mußten die Briefe an mich für alles einstehen, was uns an persönlichem Zusammensein versagt war. Dadurch ist ebenso vieles von seinen Berichten und Reflexionen über sich selbst erhalten geblieben, was sonst wohl verloren wäre, wie freilich auch, eben der räumlichen Entfernung wegen, vieles doch in diesem Medium nicht zur Sprache zu bringen war. Ich bin auch überzeugt, daß er sich mit demselben kritischen Freimut und derselben ironischen Schärfe, mit der er sich über andere in Briefen an mich geäußert hat, zu ändern über mich ausgesprochen haben wird. Wir wußten stets, woran wir dabei waren.

Aus dem uns vorliegenden Material von etwa 600 Briefen haben wir mehr als 300 ausgewählt, die, wie wir glauben, sich zu einem Ganzen fügen. Gerade die verschiedene Färbung, ja der verschiedene Tonfall, den diese Briefe, je nach der Person der Adressaten, haben, spiegeln den Reichtum von Benjamins Persönlichkeit, in ihm gemäßen Medien gebrochen, wider. Die Briefe sind zum großen Teile lang, wie das seinem Reflexions- und Mitteilungsbedürfnis seinen Freunden gegenüber entsprach. Kurze Briefe sind oft nur technischer Natur und konnten ohne Verlust ausgeschieden werden. Bei anderm mußten wir, wo es um minder wichtige Mitteilungen oder um Wiederholungen von Dingen ging, die in hier vorliegenden Briefen genügend behandelt sind, verzichten. Besonders von den Briefen an mich habe ich, schon aus Raumgründen, vieles zurückstellen müssen. Auslassungen in den aufgenommenen Briefen wurden stets durch Punkte in eckigen Klammern [...] sichtbar gemacht. Sie betreffen rein Technisches, Finanzielles, seine Beziehungen zu seinen Eltern und persönliche Äußerungen über Lebende, zu deren Mitteilung wir uns nicht befugt hielten. Sachliche Kritik an Personen, auch solche ironischen Charakters, haben wir aufgenommen; darüber hinaus schien uns Zurückhaltung geboten.

In den Anmerkungen haben wir uns auf das Notwendige beschränkt. Benjamins Sätze in seinem Brief an Ernst Schoen vom 19. September 1919 gegen Anmerkungen zu Briefwechseln als einem Aderlaß an der Korrespondenz mußten von

uns als eine an die Herausgeber gerichtete Warnung aufgefaßt werden, vorsichtig zu verfahren. Der Erklärung von literarisch allgemein Bekanntem haben wir keinen Raum gegeben. Bei manchen Stellen, die eine Erklärung verlangt hätten, waren die genauen Umstände, die vorausgesetzt werden, nicht mehr festzustellen. Das gilt vor allem von den Briefen bis 1915, bevor ich Benjamin näher kennenlernte. Von da an konnte ich für die nächsten fünfzehn Jahre auf meine eigene, für die weitere Zeit auf Adornos und meine ziemlich präzise Erinnerung sowie auf anderes Schriftliches (wie meine Tagebücher von 1915 bis 1919) zurückgreifen. Vieles hat mir im Lauf der Jahre auch seine Frau, die während des zweiten Weltkrieges und nachher bis zu ihrem Tode in London lebte, erzählt. Für die Jugendbriefe verdanke ich zudem Herbert Belmore (Rom), Franz Sachs (Johannesburg) und Julia Radt-Cohn (Naarden, Holland) wertvolle Auskünfte über Einzelheiten. Leider starb Ernst Schoen, der mit Benjamin noch von jenen frühen Jahren her befreundet war, bevor die Sammlung des Briefmaterials vorlag und er über Details, die nur er in der Lage war aufzuklären, befragt werden konnte.

Das Datum ist in allen Briefen einheitlich an die rechte Kopfseite gesetzt worden. Benjamin selbst pflegte es meistens links unten neben seine Unterschrift zu setzen. Die Zeichensetzung des Kommas nach der Anrede haben wir vereinheitlicht. Die Interpunktion der Briefe selbst bildete ein schwieriges Problem. Jahre hindurch, vor allem zwischen 1914 und 1924, hielt sich Benjamin prinzipiell nicht an die „amtliche Rechtschreibung“ und verfuhr völlig nach seinem Gefühl, das sich besonders gegen den Gebrauch des Kommas in Privatbriefen sperrte. Nur wo es sich um mehr oder weniger formelle Briefe handelte, benutzte er einigermaßen konventionelle Interpunktion. Nach 1921 begann er, zuerst sehr zögernd, dann fortschreitend, der orthographischen Konvention sich auch hierin anzupassen. Ich habe daher in den Briefen bis 1921 nur sehr selten, wo es durch syntaktische Verhältnisse durchaus geboten schien, die Interpunktion verbessert; später haben wir sie stärker der Konvention angeglichen.

Die Briefe *an Benjamin* sind bisher so gut wie vollständig verloren, soweit nicht aus seinen allerletzten Jahren Briefe Horkheimers und Adornos, die mit der Maschine geschrieben waren, in Durchschlägen erhalten geblieben sind. Von den hunderten Briefen, die ich an ihn gerichtet habe, besitze ich abschriftlich nur noch fünf. Im Zusammenhang der vorliegenden Veröffentlichung haben wir uns entschlossen, in den zweiten Band drei Briefe von mir und zwei von Adorno aufzunehmen und an den jeweiligen Daten einzureihen, weil sie für die zwischen uns und ihm verhandelten theoretischen Fragen von besonderem Gewicht schienen, für das Verständnis seiner eigenen Briefe, ja darüber hinaus seiner Person selbst, Wichtiges beizutragen haben und ein Bild von der lebendigen Rede und Gegenrede in dieser Korrespondenz überliefern. Außerdem habe ich zwei Gedichte von mir, auf die in mehreren Briefen Benjamins Bezug genommen wird, an den betreffenden Stellen eingeschaltet: ein Gedicht über das Bild „Angelus Novus“ von Paul Klee, nach dem Benjamin die von ihm geplante Zeitschrift nennen wollte, sowie ein „Lehrgedicht“ über Kafkas „Prozeß“.

In die Bearbeitung haben wir uns folgendermaßen geteilt und tragen dementsprechend die Verantwortung für die Gestaltung der Briefe und die Anmerkungen: Ich habe sämtliche Briefe bis 1921 sowie die weiteren Briefe an mich, Max Rychner, Martin Buber, Alfred Cohn, Julia Radt, Werner Kraft, Fritz Lieb, Kitty Steinschneider-Marx und Hannah Arendt bearbeitet. Adorno hat die Briefe an Florens Christian Rang, Hofmannsthal, Brecht und Personen aus dem Kreise von Brecht, an Karl Thieme, Adrienne Monnier, sowie die Briefe an Horkheimer und ihn selbst und seine Frau zu verantworten. Zu den Anmerkungen des von Adorno bearbeiteten Teils trug Rolf Tiedemann Wesentliches bei. Jeder von uns hat die von dem andern bearbeiteten Teile gelesen und seine Bemerkungen dazu gemacht.

Ich möchte schließlich all denen, die durch Beistellung von Briefen zum Zustandekommen dieses Buches geholfen haben, den herzlichen Dank der Herausgeber sagen, vor allem Herrn Herbert Belmore (Rom), Frau Hansi Schoen (Gräfin Johanna

Rogendorf, London), Frau Jula Radt-Cohn (Naarden), Frau Grete Cohn-Radt (Paris), Herrn Dr. Werner Kraft (Jerusalem), Frau Dr. Kitty Steinschneider (Jerusalem), Professor Fritz Lieb (Basel), Frau Susanne Thieme (Lörrach), sowie den Erben und Nachlaßverwaltungen von Brecht, Hofmannsthal und Rang. Unser wärmster Dank gilt dem Suhrkamp Verlag, der unsern Anregungen und Wünschen bereitwillig entgegengekommen ist, und seinem Lektor Walter Boehlich, der uns in vielen Dingen sehr geholfen hat. Die Arbeit an der Sammlung des Materials, der Vorbereitung des Manuskripts und der Drucklegung hat mehr als vier Jahre in Anspruch genommen. Nicht wenige Briefe sind uns erst während der Drucklegung, ja noch nach Abschluß der Fahrenkorrekturen zur Verfügung gestellt worden. So erscheint denn diese Sammlung, die unserm toten Freund ein lebendiges Denkmal setzen soll, fünfundzwanzig Jahre nach seinem Tode.

Jerusalem

Gershom Gerhard Scholem

¹ Eingehender über Benjamin haben sich Adorno, „Charakteristik Walter Benjamins“ in „Prismen“, und in der Vorrede zu den „Schriften“; Scholem, „Walter Benjamin“ in der „Neuen Rundschau“ 1965, S. 1–21, geäußert.

II

Walter Benjamins Person war von Anbeginn derart Medium des Werkes, sein Glück hatte er so sehr an seinem Geist, daß, was immer sonst Unmittelbarkeit des Lebens heißt, gebrochen wurde. Ohne daß er asketisch gewesen wäre, auch nur in seiner Erscheinung so gewirkt hätte, eignete ihm ein fast Körperloses. Der seines Ichs mächtig war wie wenige, schien der eigenen Physis entfremdet. Das ist vielleicht eine der Wurzeln der Intention seiner Philosophie, mit rationalen Mitteln heimzubringen, was an Erfahrung in der Schizophrenie sich anmeldet. Wie sein Denken die Antithesis bildet zum Personbegriff des Existentialismus, scheint er empirisch, trotz extremer Individuation, kaum Person sondern Schauplatz der Bewegung des Gehalts, der durch ihn hindurch zur Sprache drängte. Müßig wären Reflexionen über den psychologischen Ursprung jenes Zuges; setzten sie doch jene Normalvorstellung vom Lebendigen voraus, die Benjamins Spekulation sprengte und an der das allgemeine Einverständnis desto verstockter festhält, je weniger das Leben noch eines ist. Eine Äußerung von ihm über seine eigene Handschrift – er war ein guter Graphologe –: sie sei vor allem darauf angelegt, nichts merken zu lassen, bezeugt zumindest, wie er zu sich in dieser Dimension stand, ohne daß er im übrigen um seine Psychologie viel sich gekümmert hätte.

Schwerlich ist es einem anderen gelungen, die eigene Neurose, wenn es denn eine war, so produktiv zu machen, wie ihm. Zum psychoanalytischen Begriff der Neurose gehört die Fesselung der Produktivkraft, die Fehlleitung der Energien. Nichts dergleichen bei Benjamin. Die Produktivität des sich selbst Entfremdeten ist erklärbar nur dadurch, daß in seiner diffizilen subjektiven Reaktionsform ein objektiv Geschichtliches sich niederschlug, das ihn befähigte, sich umzuschaffen zum Organ von Objektivität. Was ihm an Unmittelbarkeit mangeln mochte oder was zu verbergen ihm von früh zur zweiten Natur muß geworden sein, ist in der vom abstrakten

Gesetz der Beziehungen zwischen den Menschen beherrschten Welt verloren. Nur um den Preis des bittersten Schmerzes oder nur unwahr, als tolerierte Natur, darf es sich zeigen. Benjamin hat daraus, längst ehe ihm dergleichen Zusammenhänge bewußt waren, die Konsequenz gezogen. In sich und seinem Verhältnis zu anderen setzte er rückhaltlos den Primat des Geistes durch, der anstelle von Unmittelbarkeit sein Unmittelbares wurde. Seine private Haltung näherte zuweilen dem Ritual sich an. Man wird den Einfluß Stefan Georges und seiner Schule, von der ihn philosophisch schon in seiner Jugend alles trennte, darin zu suchen haben: er lernte von George Schemata des Rituals. In den Briefen reicht es bis ins typographische Bild hinein, ja bis in die Wahl des Papiers, das für ihn eine ungemeine Rolle spielte; noch während der Emigrationszeit beschenkte ihn sein Freund Alfred Cohn, wie längst, mit einer bestimmten Papiersorte. Die ritualen Züge sind am stärksten in der Jugend; erst gegen Ende seines Lebens lockerten sie sich, als hätte die Angst vor der Katastrophe, vor Schlimmerem als dem Tod, die tief vergrabene Spontaneität des Ausdrucks erweckt, die er durch Mimesis an den Tod bannte.

Benjamin war ein großer Briefschreiber; offensichtlich hat er passioniert Briefe geschrieben. Trotz der beiden Kriege, des Hitlerreichs und der Emigration erhielten sich sehr viele; auszuwählen war schwierig. Der Brief wurde ihm zur Form. Die primären Impulse läßt sie durch, schiebt aber zwischen diese und den Adressaten ein Drittes, die Gestaltung des Geschriebenen gleichwie unterm Gesetz von Objektivierung, trotz der Anlässe von Ort und Stunde und dank ihrer, als würde dadurch erst die Regung legitimiert. Wie bei Denkern von bedeutender Kraft Einsichten, die aufs treueste ihr Objekt treffen, vielfach zugleich solche über den Denkenden selbst sind, so bei Benjamin: ein Modell dafür ist die berühmt gewordene Formel über den alten Goethe als Kanzlisten des eigenen Inneren. Solche zweite Natur hatte nichts Posiertes; übrigens hätte er den Vorwurf gleichmütig hingenommen. Der Brief war ihm darum so gemäß, weil er vorweg zur vermittelten, objektivierten Unmittelbarkeit ermutigt. Briefe

schreiben fingiert Lebendiges im Medium des erstarrten Worts. Im Brief vermag man die Abgeschiedenheit zu verleugnen und gleichwohl der Ferne, Abgeschiedene zu bleiben.

Auf das Spezifische des Briefschreibers Benjamin mag ein Detail Licht werfen, das mit Korrespondenz zunächst gar nichts zu tun hat. Die Unterhaltung führte einmal auf Unterschiede zwischen dem geschriebenen und dem gesprochenen Wort wie den, daß man in der lebendigen Konversation, aus Humanität, an sprachlicher Form etwas nachläßt und des bequemeren Perfekts sich bedient, wo grammatisch das Präteritum gefordert wäre. Benjamin, der das feinste Organ für sprachliche Nuancen besaß, machte gegen den Unterschied sich spröde und bestritt ihn mit einem gewissen Affekt, so als ob eine Wunde berührt worden wäre. Seine Briefe sind Figuren einer redenden Stimme, die schreibt, indem sie spricht.

Für den Verzicht, der sie trägt, sind aber diese Briefe aufs reichste belohnt worden. Das rechtfertigt, sie einem großen Leserkreis zugänglich zu machen. Der das gegenwärtige Leben wahrhaft an seinem farbigen Abglanz hatte; dem war Macht gegeben über die Vergangenheit. Die Form des Briefes ist anachronistisch und begann es schon zu seinen Lebzeiten zu werden; die seinen ficht das nicht an. Bezeichnend, daß er, wenn irgend es möglich war, seine Briefe, als längst die Schreibmaschine dominierte, mit der Hand zu Papier brachte; ebenso bereitete ihm der physische Akt des Schreibens Lust – er fertigte gern Exzerpte und Reinschriften an –, wie ihn Abneigung beseelte gegen mechanische Hilfsmittel: die Abhandlung über das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit war insofern, wie manches in seiner geistigen Geschichte, Identifikation mit dem Angreifer. Das Briefschreiben meldet einen Anspruch des Individuums an, dem es heute so wenig mehr gerecht wird, wie die Welt ihn honoriert. Als Benjamin bemerkte, daß man von keinem Menschen mehr eine Karikatur machen könne, kam er jenem Sachverhalt nahe; auch in der Abhandlung über den Erzähler. In einer gesellschaftlichen Gesamtverfassung, die jeden Einzelnen zur Funktion herabsetzt, ist keiner länger legiti-

miert, so im Brief von sich selbst zu berichten, als wäre er noch der unerfaßte Einzelne, wie der Brief es doch sagt: das Ich im Brief hat bereits etwas Scheinhaftes.

Subjektiv aber sind die Menschen, im Zeitalter des Zerfalls der Erfahrung, zum Briefschreiben nicht mehr aufgelegt. Einstweilen sieht es aus, als entzöge die Technik den Briefen ihre Voraussetzung. Weil Briefe, angesichts der prompteren Möglichkeiten der Kommunikation, der Schrumpfung zeit-räumlicher Distanzen, nicht mehr notwendig sind, zergeht auch ihre Substanz an sich. Benjamin brachte für sie eine antiquarische und ungehemmte Begabung mit; ein Vergehen-des vermählte sich ihm mit der Utopie seiner Wiederherstellung. Was ihn verlockte, Briefe zu schreiben, hing wohl auch insofern mit seiner Erfahrungsweise zusammen, als er geschichtliche Formen – und der Brief ist eine – wie Natur sah, die zu enträtseln, deren Gebot zu folgen sei. Seine Haltung als Briefschreiber neigt sich der des Allegorikers zu: Briefe waren ihm naturgeschichtliche Bilder dessen, was Vergängnis überdauert. Dadurch, daß die seinen eigentlich gar nicht ephemeren Äußerungen des Lebendigen gleichen, gewinnen sie ihre gegenständliche Kraft, die zu menschenwürdiger Prägung und Differenzierung. Noch ruht das Auge, trauernd um ihren heraufdämmernden Verlust, so geduldig und intensiv auf den Dingen, wie es wieder einmal möglich sein müßte. Eine private Äußerung Benjamins führt ins Geheimnis seiner Briefe: ich interessiere mich nicht für Menschen, ich interessiere mich nur für Dinge. Die Kraft der Negation, die davon ausgeht, ist eins mit seiner Produktivkraft.

Die frühen Briefe sind durchweg an Freunde und Freundinnen aus der Freideutschen Jugendbewegung gerichtet, einer radikalen, von Gustav Wyneken geleiteten Gruppe, deren Vorstellungen die Wickersdorfer Freie Schulgemeinde am nächsten kam. Auch am „Anfang“, der Zeitschrift jenes Kreises, die 1913–14 viel Aufsehen machte, arbeitete er maßgebend mit. Paradox, den durch und durch idiosynkratisch reagierenden Benjamin in einer solchen Bewegung, überhaupt in irgendeiner, sich vorzustellen. Daß er so vorbehaltlos sich hineinstürzte, die heute dem Außenstehenden nicht mehr

verständlichen Auseinandersetzungen innerhalb der ‚Sprechsäle‘ und alle Beteiligten so ungemein wichtig nahm, war wohl ein Kompensationsphänomen. Geschaffen, das Allgemeine durchs Extrem des Besonderen, sein Eigenes auszudrücken, litt Benjamin daran so sehr, daß er, gewiß vergeblich, kramphaft nach Kollektiven suchte; auch noch in seiner reifen Zeit. Überdies teilte er die selbst wiederum allgemeine Neigung des jungen Geistes, die Menschen, mit denen er zunächst zusammentraf, zu überschätzen. Die Anspannung zum Äußersten, die ihn vom ersten bis zum letzten Tag seiner intellektuellen Existenz beseelte, übertrug er, wie es dem reinen Willen ansteht, als ein Selbstverständliches auf seine Freunde. Nicht die geringfügigste unter seinen schmerzlichen Erfahrungen muß gewesen sein, daß nicht nur die meisten nicht die Kraft der Elevation haben, auf die er von sich ausschloß, sondern jenes Äußerste gar nicht wollen, das er ihnen zutraute, weil es das Potential der Menschheit ist.

Dabei erfuhr er die Jugend, mit der er inständig sich identifizierte, und auch sich selbst als Jungen, bereits in der Reflexion. Jungsein wird ihm zu einer Position des Bewußtseins. Er war souverän gleichgültig gegen den Widerspruch darin; daß der Naivetät negiert, welcher sie als Standpunkt bezieht und gar eine ‚Metaphysik der Jugend‘ plant. Später hat Benjamin, was den Jugendbriefen ihre Signatur verlieh, schwermütig auf seine Wahrheit gebracht mit dem Satz, er habe Ehrfurcht vor der Jugend. Die Kluft zwischen seiner eigenen Beschaffenheit und dem Kreis, dem er sich anschloß, scheint er versucht zu haben, durch Herrschbedürfnis zu überbrücken; noch während der Arbeit am Barockbuch sagte er einmal, ein Bild wie das des Königs habe ihm ursprünglich sehr viel bedeutet. Herrische Anwandlungen durchfahren das vielfach Wolkige der Jugendbriefe wie Blitze, die zünden wollen; die Gebärde antizipiert, was später die geistige Kraft leistet. Prototypisch muß für ihn gegolten haben, was junge Menschen, etwa Studenten, leicht und gern an den Begabtesten unter ihnen tadeln: sie seien arrogant. Solche Arroganz ist nicht zu verleugnen. Sie markiert den Unterschied zwischen dem, was Menschen obersten geistigen Ranges als ihre Mög-

lichkeit wissen, und dem, was sie bereits sind; jenen Unterschied gleichen sie durch ein Verhalten aus, das von außen notwendig Anmaßung dünkt. Der reife Benjamin ließ so wenig mehr Arroganz wie Herrschbegierde erkennen. Er war von vollkommener, überaus anmutiger Höflichkeit; sie hat auch in den Briefen sich dokumentiert. Darin ähnelte er Brecht; ohne jene Eigenschaft wäre die Freundschaft zwischen den beiden kaum beständig gewesen.

Mit der Scham, die Menschen solchen Anspruchs an sich selbst vor der Unzulänglichkeit ihrer Anfänge häufig befällt – einer Scham, die ihrer früheren Selbsteinschätzung gleichkommt –, hat Benjamin unter die Periode seiner Teilnahme an der Jugendbewegung den Schlußstrich gezogen, als er seiner selbst ganz innewurde. Nur mit wenigen, wie Alfred Cohn, blieb der Kontakt erhalten. Freilich auch der mit Ernst Schoen; die Freundschaft dauerte bis zum Tod. Die unbeschreibliche Vornehmheit und Sensibilität Schoens muß ihn bis ins Innerste betroffen haben; sicherlich war er einer der ersten ihm Ebenbürtigen, die er kennenlernte. Die wenigen Jahre, die Benjamin später, nach dem Scheitern seiner akademischen Pläne und bis zum Ausbruch des Faschismus, einigermaßen sorgenfrei existieren konnte, hatte er in nicht geringem Maß der Solidarität Schoens zu verdanken, der, als Programmleiter des Radios Frankfurt, ihm die Möglichkeit dauernder und häufiger Mitarbeit gewährte. Schoen war einer der Menschen, die, tief ihres eigenen Wesens sicher, ohne alles Ressentiment zurückzutreten liebten bis zur Selbstauslöschung; um so mehr Anlaß, seiner zu gedenken, wenn vom Persönlichen bei Benjamin die Rede ist.

Entscheidend war, in der Zeit der Emanzipation, außer der Heirat mit Dora Kellner die Freundschaft mit Scholem, der ihm geistig gewachsen war; wohl die engste im Leben Benjamins. Dessen Begabung zur Freundschaft glich in vielem der zum Briefschreiben, noch in exzentrischen Zügen wie der Geheimniskrämerei, die ihn dazu bewog, soweit es nur anging, seine Freunde voneinander fernzuhalten, die dann regelmäßig, innerhalb eines notwendig begrenzten Kreises, doch einander kennenlernten. Wehrte Benjamin, aus Aversion

gegen geisteswissenschaftliche Clichés, den Gedanken einer Entwicklung seiner Arbeit von sich ab, so zeigt der Unterschied der ersten Briefe an Scholem von allen vorhergehenden, neben der Kurve des Werkes selbst, wie sehr er sich entwickelte; hier plötzlich ist er von aller veranstalteten Superiorität frei. An ihre Stelle tritt jene unendlich zarte Ironie, die ihm, trotz des seltsam Objektivierten, Unberührbaren der Gestalt, ebenso im privaten Umgang den außerordentlichen Reiz verlieh. Eines ihrer Elemente war, daß der empfindlich Wählerische mit Volkstümlichem, etwa Berliner oder jüdisch-idiomatischen Redewendungen, spielte.

Die Briefe seit den frühen zwanziger Jahren sind nicht so fern gerückt wie die vor dem Ersten Krieg geschriebenen. In ihnen entfaltet Benjamin sich in liebevollen Berichten und Erzählungen, in präzisen epigrammatischen Formeln, zuweilen auch – nicht gar zu oft – in theoretischen Argumentationen; zu ihnen fühlte er sich gedrängt, wo dem Vielgereisten große räumliche Entfernung die mündliche Diskussion mit dem Korrespondenten verwehrte. Die literarischen Beziehungen sind weit verzweigt. Benjamin war alles andere als ein jetzt erst wiederentdeckter Verkannter. Seine Qualität konnte nur dem Neid verborgen bleiben; durch publizistische Medien wie die Frankfurter Zeitung und die Literarische Welt wurde sie allgemein sichtbar. Erst im Vorfaschismus wurde er zurückgedrängt; noch in den ersten Jahren der Hitlerdiktatur vermochte er, pseudonym, in Deutschland weiter manches zu veröffentlichen. Fortschreitend vermitteln die Briefe ein Bild nicht nur von ihm, sondern auch vom geistigen Klima der Epoche. Die Breite seiner sachlichen und privaten Kontakte war von keiner Politik beeinträchtigt. Sie reichte von Florens Christian Rang und Hofmannsthal bis Brecht; die Komplexion theologischer und gesellschaftlicher Motive wird in der Korrespondenz durchsichtig. Vielfach hat er, ohne daß sein Eigentümliches darüber gemindert worden wäre, den Korrespondenten sich angepaßt; Formgefühl und Distanz, Konstituentien des Benjaminschen Briefes überhaupt, treten dann in den Dienst einer gewissen Diplomatie. Sie hat etwas Rührendes, vergegenwärtigt man sich, wie wenig die zuwei-

len kunstvoll bedachten Sätze ihm tatsächlich das Leben erleichterten; wie inkommensurabel und unannehmbar er dem Bestehenden trotz seiner temporären Erfolge blieb.

Erlaubt sei der Hinweis darauf, mit welcher Würde und, solange es nicht ums nackte Leben ging, mit welcher Gelassenheit Benjamin die Emigration ertrug, obwohl sie ihm während der ersten Jahre die ärmlichsten materiellen Bedingungen auferlegte, und obwohl er keinen Augenblick sich täuschte über die Gefahr seines Verbleibs in Frankreich. Um des Hauptwerks, der Pariser Passagen willen hat er sie in Kauf genommen. Seiner Haltung damals schlug das Unprivate, fast Apersonale zum Segen an; wie er sich als Instrument seiner Gedanken, nicht sein Leben als Selbstzweck verstand, trotz oder gerade wegen des unfäßlichen Reichtums an Gehalt und Erfahrung, den er verkörperte, so hat er sein Schicksal nicht als privates Unglück beklagt. Daß er es in seinen objektiven Bedingungen durchschaute, verlieh ihm die Kraft, darüber sich zu erheben; jene Kraft, die ihm noch 1940, fraglos im Gedanken an seinen Tod, die Formulierung der Thesen über den Begriff der Geschichte gestattete.

Nur ums Opfer des Lebendigen wurde Benjamin der Geist, der lebte von der Idee des opferlosen Standes.

Frankfurt

Theodor W. Adorno

BRIEFE 1910-1928

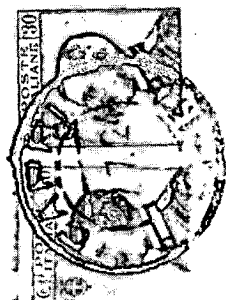
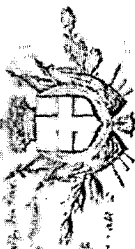
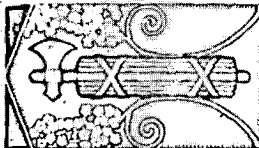


Paris 1927



No. 24 B. of with Sept. 11, 1896
H. A. 1896

CARTOLINA POSTALE IT.



NOI
ISOPRA
VISSU
NOI RI
TORNAT
RIVENDI
CHIAMO
DIRTIO
GOVERNA
RE ITALIA

[The page contains dense handwritten text in cursive script, likely from a historical manuscript.]

20 of 20

Edw. Gerhard Lindm.

Y erudalem

Lehigh University

Liberty

Solachline

1 *An Herbert Belmore*

[Vaduz], 15. 7. 10¹

Lieber Herbert,

Warum soll ich Dir nicht einmal einen Brief schreiben? Warum nicht? Das ist leicht zu sagen. Auf so und soviel Postkarten habe ich noch keine Zeile Antwort von Dir. Indes in meines Herzens unbeschränkter Güte und alldieweil den ersten Tag des neuen Lebensjahres ich segnen will durch eine gute Tat, so will ich's tun und über mich gewinnen und schreiben einen pünktlichen, genauen und langen, regelrechten Schreibebrief. Und also nun zum ersten künde ich, daß ich auf diesen Brief will Antwort haben, postlagernd auf der Post: *St. Moritz (Dorf)*. Denn Sonntag will ich scheiden von Vaduz, allwo ich viele schöne Zeit verlebt, sei's, daß ich [sic!] kühlen Tale ich spaziert und sei's, daß ich geklettert auf des Berges Gipfel. Von hier nun werden meine Füße mich, und auch vielleicht die rauch'ge Eisenbahn verpflanzen nach Ragaz, von wo aus ich in wenigen Stunden nach St. Moritz reise. Von hier aus herrscht noch Dunkel: Ob vielleicht ich nach Italien reise oder auch in kurzem mich zurück nach Deutschland wende. — So die Realien. Was den Geist betrifft, so hat er reiche Nahrung heut erhalten zur Feier meines 18^{ten} Geburtstags. Ich würde gern Dir davon nähr' berichten, jedoch vertragen diese Stoffe nicht den Zwang der strengen Rhythmen, die ich übe. — Und also drängt zum unfreiwilligen Schluß mich meiner Dichtkunst technische Beschränkung.

¹ An W. B.s 18. Geburtstag geschrieben. Herbert B. war sein Mitschüler auf dem Kaiser-Friedrich-Gymnasium in Berlin.

St. Moritz, 27. 7. 10

Lieber Herbert,

Mit meiner „Romantika“ gehts zu Ende. Teils aus Überfülle von Stoff (den ich nicht meistern kann), teils aus Mangel an Zeit (die ich nicht habe), teils weil ich Dir eine ganze Menge anderes schreiben muß (was ich nicht tue). Also muß ich doch die „Romantika“ weiterschreiben. Zunächst aber eine redaktionelle und eine geographische Bemerkung.

1) Ich hoffe, daß Du auch meine übrigen Briefe und Karten (denn Du schreibst – glaub’ mir – immer nur von den ersten) bekommen hast. Sie waren sämtlich an Deine Privatwohnung adressiert.

2) Liechtenstein liegt nicht in Österreich, sondern ist ein souveränes Fürstentümchen und hat nur österreichische Briefmarken. (Porto 5 Pf.) Das kommt jedoch jetzt nicht mehr in Betracht, da ich in der Schweiz bin. Meine Adresse: St. Moritz. Hotel Petersburg. Bis cr. Donnerstag, d. 29. bin ich hier. (Porto Karte 10, Brief 20 Pf. Über d. Porto doppelter Briefe muß Du dich bei der Post informieren)

Also:

Am Morgen des 17. Juli anno domini 1910 rollte ein zweispänniges Fuhrwerk aus dem Dörfchen Vaduz heraus über die Landstraße hin, die im Sonnenglanze dalag. In der Luft jubelten die Lerchen, der Himmel war blau und die Bergspitzen funkelten im Sonnenlichte. Schon lange wird die aufmerksame Leserin erraten haben, wer in dem Wagen saß – kein anderer uns [sic] unser wohlbekannter Walter. Male-
risch verdeckte ein gelber Panama zur Hälfte sein sonnen-
gebräuntes Gesicht aus dem hinter den dunklen Brauen zwei
stahlblaue unverzagte Augen ihre Blitze schossen. – Die auf-
merksame Leserin, die schon 2–3 Dutzend Romane gelesen
hat, wird wissen, daß selbiger Walter nach 1–2stündiger
Fahrt sein Ziel (in diesem Falle Balzers in der Nähe der
Schweizer Grenze) erreichte, daß er seine[n] Schlapphut
– pardon, Panama – tiefer ins Gesicht drückte, seine Stirn in

Falten legte und in das einsame Wirtshaus an der Landstraße (in diesem Falle: Wirtshaus zur Post) einkehrte. Sie wird wissen, daß er sich dort nur eine kurze Rast gönnte und bald aufbrach um noch vor Abend die feindliche Stadt (in diesem Falle: Bad Ragaz) zu erreichen. Was sie aber nicht wissen wird ist, daß er zwei Stunden lang in glühendster Sonne gegen den fürchterlichsten Föhnwind marschieren mußte, bis er sich in einem Gasthaus an der Landstraße erlaben konnte. Kurz: Gegen Abend war er in Ragaz. Hier hatte unser Held den Eindruck, daß Ragaz ein schön gelegenes, schauerlich ödes Fremdenbad ist, das er nur deshalb besuchte, weil er die 1 Stunde weit entfernte Tamina-Schlucht besuchen wollte. Dies tat er am folgenden Tage und berichtete von dem großartigen Eindruck den staunenden Genossen nach seiner Rückkehr in die Heimatstadt. Seit gestern abend ist unser Held in St. Moritz. Daß er während der Fahrt auf der großartigen Albula-Bahn die grauenhaftesten Zahnschmerzen hatte, braucht denen, die ihn und die Tücke des Objekts näher kennen, nicht gesagt zu werden. In St. Moritz hat er Böniger noch nicht gesprochen, aber er ist noch hier.¹ Heute vormittag beobachtete er bei der Kurmusik das BADELEBEN, aus welcher Beobachtung einige Aperçus resultieren, die jedoch aus Platzmangel hier keine Stelle finden können. — Zeitweise macht er immer noch Aphorismen, welche Beschäftigung bei geistzerrüttenden Zahnschmerzen angemessen und zu empfehlen ist. Heut nachmittag wird er hier ins Segantini-Museum gehen. Und weil auf diesen Gegenstand dieser Stil nicht mehr passen würde schließt er freudigen Herzens diesen Abschnitt der „Romantika“ mit der Hoffnung eine „Antiromantika“ bald zu erhalten von

Herbert Bl.²

¹ Theodor Böniger, Klassenkamerad von W. B. und Herbert B. 1914 im Kriege gefallen, Sohn eines hohen Beamten, Nichtjude.

² Als Unterschrift geschrieben.

St. Moritz, 22. 7. 10.

Lieber Herbert,

Ich erhebe mich von der Lektüre von: „Mauthner: Die Sprache“, welches Buch ich zum Geburtstag auf meinen Wunsch bekommen habe, um Dir zu schreiben. Und zwar erhebe ich mich freudigen Herzens. Weniger deswegen, weil ich Dir schreiben will, als weil ich nicht mehr lesen muß. Es ist fürchterlich schwer, und ich werde wohl vorläufig verzichten. Außerdem habe ich von Gurlitt: Die Schule bekommen, von Burkhard: Das Theater¹, von Spitteler die zweibändige (neue) Ausgabe des olympischen Frühlings, 2 Bände Storm. Und „das zweite Buch der Ernte“. Pompös! Unvergleichlich! Die Vorrede, wie gewöhnlich auf den Umschlag gedruckt beginnt: „Zwei Jahre sammelnder und sichtender Vertiefung haben dieses, der Ernte zweites und letztes Buch gezeitigt“ Oder so ähnlich. Käthe Vesper-Waentig hat ein paar neue Rosenkringel gezeichnet; sonst sind die alten drin. Zwei Gedichte von Will-Vesper [sic] sind auch wieder drin, übrigens gut. Sonst ist auch manches merkwürdige dabei: Will Vesper hat u. a. für diese zweite Sammlung (es ist nämlich nicht eine Weiterführung nach der Moderne, sondern fängt wieder bei 3000 v. Chr. an) Eichendorff u. Hölderlin entdeckt – zufällig gleichzeitig mit mir. Was von Goethe noch nicht im ersten Band stand, steht im zweiten. Woraus man zweierlei sieht. Erstens, daß Goethe ein genialer Dichter ist, zweitens, daß er nicht in eine Anthologie gehört, sondern, daß man sich besser seine gesammelten Werke anschafft. In der Zwischenzeit zwischen dem ersten u. zweiten Erntebuch sind – wie Du vielleicht weißt – bei Diederichs die Gedichte des Angelus Silesius (mittelalterlicher Dichter) herausgekommen. Selbiger ist nun plötzlich durch einen merkwürdigen Zufall auch von Will Vesper in „zwei Jahren sammelnder u. sichtender Vertiefung“ entdeckt worden. Seine Sachen, soweit sie in der Ernte abgedruckt sind, sind übrigens wundervoll, nur keine Lyrik. Daß Will Vesper ferner zwei Jahre gebraucht hat, um

von Nietzsche u. Hoffmannstal [sic] ein paar Gedichte zu entdecken, die in allen anderen Sammlungen schon stehen, ist traurig. Ferner ist im Gegensatz zum ersten Band auch nicht alles, was abgedruckt ist, einwandsfrei. Sonst ist wohl – ich habe noch nicht sehr viel gelesen, sondern mehr durchblättert, manches Gute drin. Sehr gut – viel besser als im ersten Band, sind diesmal die mittelalterlichen Dichtungen.

Das wäre ein St. Moritzer Literaturbrief. Jetzt kommt ein St. Moritzer Naturbrief. – Da kann ich garnichts schreiben. Zuerst kam mir manches hier ein bischen zu zivilisiert vor, aber wenn man ein paar Schritte von hier entfernt ist, ist alles wundervoll. Manchmal frage ich mich, wenn ich so die Berge sehe, wozu überhaupt noch die ganze Kultur da ist, aber man denkt doch nicht daran, wie sehr einen gerade die Kultur (und sogar Über-Kultur) zum Naturgenuß befähigt.

Gestern hat sich Berlin W hier ein Rendezvous [sic] gegeben. Wir (d. h. unsere Familie) haben mit Teddy² einen Ausflug gemacht und haben Deine Eltern, Deine Schwester und ein fremdes Individuum mit ihnen getroffen. Deine Eltern haben mir eine Birne geschenkt. Ich erfuhr zu meinem Schrecken, daß all meine Briefe an Dich Deinen Eltern hierher nachgeschickt worden sind – kein Wunder, daß ich keine Antwort von Dir bekommen habe. Gestern gab mir Dein Vater noch eine Karte, die ich von Vaduz an Dich geschrieben hatte. Das ist sicher eine der merkwürdigsten Korrespondenzen gewesen, die es gibt. Ist Deinen Eltern übrigens durch viel Strafporto etwas teuer zu stehen gekommen.

Ich habe erfahren, daß Du die Aufräumarbeiten bei Euch zu Hause beaufsichtigst. Ich bemitleide Dich und die aufräumenden Leute auf's herzlichste.

Dein Walter Benjamin.

¹ Alles Bände der Sammlung „Die Gesellschaft“.

² Böniger.

Weggis, den 18. 7. 11

Glücklicher! Doppelt Glücklicher,

Nämlich 1) der Du schon in Sils-Maria weiltest, als ich in der Aula (!) der Kaiser-Friedrich-Schule meine Zensur (IIB) in Empfang nehmen durfte. Nochmals Glücklicher, dem es zu Gute kommt, daß ich zu faul bin, meine Ansichtspostkarten herunterzuholen und der auf diese Weise ein längeres Schreiben (Brief) erhält. Ich teile Dir mit: Zuvörderst, daß auch ich in der Schweiz bin und zwar heute zum letzten Male in Weggis (in dem Hotel [Albana], das mir so freigebig die Briefbogen zur Verfügung stellt) morgen aber, soweit der sterbliche, reisende Mensch voraussehen kann, in Wengen (Berner Oberland). Landschaftliche Schilderungen hiesiger Gegend unterlasse ich, denn sie würden dem engadinbewohnenden Reisesnob doch nur ein welches Lächeln auf den fahlen Lippen (sic!) hervorlocken. Daher nur das Pragmatische (Exzerpt aus einem noch zu verfassenden Reisetagebuch):

Der Vierwaldstätter See ähnelt einem verschobenen Kreuz (schreibt Bädcker) Dampfer sorgen für die Reisenden und den Verkehr auf der Wasserfläche (sagt Karlchen¹) Dieser Stil ist öde (sagst Du) Pardon! . . .

Also::: Der junge Morgen fand mich in Luzern. Es ist der großartigste Badeort, den ich kennengelernt habe (und zwar in 3/4 Std.) und ich bin überzeugt, daß man in gewissem Alter, an gewissen Orten (falls es Dich interessiert: an der Kurpromenade) keine 100 Schritt gehen kann, ohne sich zu verloben. Die Alpen sind in dieser Gegend noch auffallend zurückhaltend. – Mittag aß ich schon in Weggis. (Wie soll sich der Mensch auf Reisen anders orientieren als an den fünf (heiligen) Mahlzeiten; da die Stundenmühle des Berufs versagt) In Weggis sind die Alpen schon konkreter. Der Rigi ist hoch und hat **. Hier, wie fast überall waren wir nicht oben. Hier, wie fast überall führt eine Bergbahn hinauf. (Ich glaube kein Land der ganzen Erde ist für Lahme und Gebrechliche so bequem, wie die gebirgige Schweiz.) – Heute bin ich

die schönste Strecke der berühmten Axen-Straße am Vierwaldstätter² See entlang gegangen, die über der Gotthardbahn entlang führt und stellenweise in den Felsen gesprengt ist. Wundervolle Ausblicke. Man geht an den ganz hohen Bergwänden entlang, auf der anderen Seite bewaldete Berge, Schneeberge und Gletscher, dazwischen der See mit fortwährendem, sehr deutlichem Übergang von Dunkelgrün in blau- oder hell-grün; je nach der Sonne. In Flüelen (Ende des Sees) ist ein alkoholfreies Restaurant. Meine Tageseinteilung fängt um 9 Uhr an. Der Vormittag vergeht meist auf einer schattigen Terrasse oder im Hotelpark, träumend mit den Elementen der lateinischen Sprache in der Hand (beachte den vielbenutzten „poetischen Kontrast“!) oder höchst angeregt mit „Der Kultur der Renaissance in Italien“ (Burkhardt [sic].) Ich habe leider nur den ersten Band mit, da ich nicht einmal diesen zu beendigen hoffte. Doch jetzt habe ich ihn bald aus. Spannend und oft unglaublich. (Pietro Aretino bekam von Karl V und Franz I eine Jahrespension, damit er sie mit Spottgedichten verschone.) cf. Bruhn³. Außerdem beende ich allmählig „Anna Karenina“ und ebenso allmählig aber sicher wird mir Tolstoi interessanter als seine Heldin. Dann habe ich noch manches Schöne mit, u. a. Kaspar Hauser⁴.

Zum Schluß gebe ich Dir folgenden guten, wahrscheinlich überflüssigen Rat. Nach langjähriger Erfahrung bin ich mir neulich *bewußt* geworden, wieviel eigenartiger, vor allen Dingen, wie ganz anders die Natur nach Sonnenuntergang (3/4 9 bis 1/4 10) aussieht. Schön und seltsam. Also hast Du es noch nicht beobachtet, so tu's. Deine Antwort erwarte ich Wengen, postlagernd.

Dein Walter Benjamin

1 Gemeint ist wohl der damals populäre Humorist „Karlchen“ [Ettlinger].

2 Als Rebus gezeichnet: die Ziffer 4, Bäume, ein Städter.

3 Herausgeber einer Berliner Zeitung, über deren Gebaren ähnliche Gerüchte im Umlauf waren.

4 Wassermanns Roman.

Wengen, 19. 7. 1911

Isis . . . Pythia . . . Demeter,

Siehe, offen und frei begab sich meine Seele zu Euch, von Weggis in den Engadin. Doch sie fand kein liebliches Schweizerhaus, sondern inmitten der ewigen Gletscher erhob sich ein Altar (auf dem Sockel zwar erblickte ich nichts) aber darunter stand „Isis Moralitas“ Und meine Seele legte ihren Panzer an und spendete Weihrauch . . . Und begab sich von hinnen, schwang sich auf die Jungfrau, und die Jungfrau redete für sie:

„Erhabene mütterliche Demeter! meinen Gruß zuvor und alle schuldige Achtung; denn aus Deiner unendlichen Höhe neigst Du Dich und wirkst für die Männertracht.

Aber höre, o mütterliche Demeter! Dein Sang von der Moral dringt nur verworren und schal zu mir, und ob er auch aus der Ferne kommt, so kommt er doch aus der Tiefe. (Und in Sils, wo ein Mensch „jenseits von Gut und Böse“ dachte und schrieb erhebst Du die Göttin die Messingtrompete der Moral)

(Und mehr darf ich Dir nicht sagen, denn die Jungfrau spricht für mich)

Die Jungfrau löst das Orakel der Pythia:

Die Pythia spricht doppelsinnig und wenn sie meint, daß die Materie nichts wiegt und der Geist allzuviel, so ist dies ein Zeichen, daß sie die neuere philosophische Terminologie nicht beherrscht, denn sie meint, die Materie wiegt *noch* zu viel und des Geistes ist allzuwenig. Wenn die Pythia aber meint, das Eine sei erdbeerfarbig, so ist dies erklärlich, denn sie hat eine Binde vor den Augen, und die Farbe ist überhaupt schwer zu definieren. Anwendbar aber ist dieses Eine, und zwar als kunstgewerblicher Entwurf der neuen Secession.

Dieses also ist das Eine und ich habe es schon bekommen, denn die bunte Tafel steckte im Brief.

Das andere aber ist wirklich unanwendbar, und es ist nur löblich und natürlich, daß die Pythia darüber schweigt.

Und ich habe es auch schon bekommen und es ist die andere Postkarte. So daß ich Gott und der Pythia danke, wenn ich nichts mehr bekomme.

— Jedoch mein Herz ist weich und der eisige Ton der Jungfrau verwirrt es und es steigt hernieder und redet menschlich unter Bestien. Denn daß vor allem die Bestie im Menschen reist, deß fordere ich zum Zeugnis die Musik, die das berliner Opernrepertoire importiert und vermittelt. Zwar im Billardsaal vernahm ich sie nicht, sondern da spielte ich Billard und habe unter Ausschluß der Öffentlichkeit meine ersten Bälle gewagt. —

Für die Ausschnitte danke ich, ich habe noch nicht alles gelesen. Sehr interessiert hat mich die Kritik des Schaffnerschen Aufsatzes. In der Volksbibliothek hatte ich keine Zeit mich in dies Labyrinth zu versenken. Einen Punkt Deiner Festschrift¹ übergehe ich absichtlich: ich habe für dies Gebiet zu viele Wünsche erhalten und bin einigermaßen deprimiert.

Romantische Schilderungen von Wengen irgendwelcher Art vermag ich nicht zu entwerfen, verstehe mich auch nicht auf Postkartenfabrikation aus freier Hand. Nämlich ich bin erst seit zwei Stunden hier. Im schönen, dichten Regen erblickt man die Jungfrau.

Und nun hat sich mein Rachedurst gekühlt und ich schließe mit einem herzlichen:

Vergelt's Gott!
Dein Walter

¹ Offenbar ein Brief zu W. B.s Geburtstag.

6 *An Herbert Belmore*

Wengen, 24. Juli 1911

Lieber Herbert!

Die fortwährenden Bülletins über meinen Seelenzustand verdankst Du weder Deinen seelenvollen Erbauungsschriften,

noch den hämischen Morgengaben an meine Zeitungsmappe noch auch den am Rand des verderblichen Abgrunds gepflückten getrockneten Alpenblümlein. Sondern einzig meiner grauenhaften Vereinsamung. Ernstlich: Ich, dem ein lebhafter Verkehr (wie ich bei dieser Gelegenheit merke) leider zum Bedürfnis geworden ist, bin hier dermaßen verlassen, daß ich fürchte, interessant zu werden und im Laufe der Zeit seelenvolle Augen zu kriegen. Welchem Zustand auch nicht eine vom maître d'hôtel veranstaltete Réunion abhelfen konnte, weil ich sie nämlich nicht besuchte. Da ich nun andererseits (abgesehen vielleicht von meinem Bruder¹⁾ so ziemlich der einzige „junge Mann“ des Hotels bin, so mußte ich heute, in einer Unterhaltung, die sich in einiger Entfernung von mir abspielte, vernichtende Worte über die Blasiertheit der heutigen Jugend vernehmen. Die Réunion war nämlich auch sonst schwach besucht.

Dabei ist sogar ein weiblicher Mensch hier, mit dem eine Unterhaltung möglich wäre. Jedoch man ißt an kleinen Tischen! Und so schlage ich mich denn, soweit ich nicht draußen oder tagebuchend am Schreibtisch sitze mit Büchern herum. D. h. hauptsächlich mit einem Buch, einem Dämon und Ausbund (einem Stück von einem Buch, würde Horazio-Schlegel sagen) mit einer Schlange von einem Buch, auf der ich aber seit 10 Min. stehe wie weiland St. Georg auf der diesbezüglichen. Ich habe es aus! Aus habe ich Anna Karenina von Graf Leo Tolstoi! Den zweiten Band: 499 Seiten. Und bei diesem Buch habe ich es erlebt, daß ich wirklich eine Wut auf das blaue, dickbäuchige Ungeheuer in Reclamformat faßte, das ich täglich auf die Weide führte resp. in den Wald und das doch scheinbar immer dicker anstatt magerer in den Stall (sc. meine Westentasche) zurückkam. Besagtes Unbuch nährt sich von russischer Politik. Von der neuen Methode der Ökonomie, von der Selbstverwaltung, von der Serbenfrage, den Semstwos, und noch einigen Dutzend anderen Fragen, worunter bes. hervorzuheben die religiöse. Und dies alles läßt sich der Leser 1000 Seiten lang gefallen in der stillen, leider unbegründeten Vermutung, es gehöre irgendwie zum Schicksal der Anna Karenina. Als dann aber nach 1000 Seiten die

Heldin tod ist und weitere 100 sich mit neuen Diskussionen über politische und soziale Angelegenheiten beschäftigen (weißt Du: mit russischen Diskussionen, à la Steinfeld²) als auf ebendiesen 100 Seiten eine Handlung beendet wird, die allmählich und in homerischer Breite aus der Haupthandlung hervorkroch, ohne wieder in sie zu münden, da erfaßt selbst den gewissenhaftesten Leser die Begier, 1–20 Seiten zu überschlagen. Aber ich hielt mannhaft stand. Und am Schluß muß ich sagen: So mangelhaft auch die Anlage des Romanes ist, so viel im Sinne eines Romans Unnötiges, soviel auch an sich Unersprießliches wieder in den einzelnen Diskussionen und Abschweifungen zum Vorschein kommt, so gewaltig ist das russische Kultur- und Seelengemälde, das sich scheinbar absichtslos völlig organisch aus allem loslöst. Kein Seelengemälde mit unabsehbaren Regionen von Schmutz oder wenigstens von Elend und Dumpfheit (vorgebracht in psychologischer Schilderung) wie doch zum großen Teil bei den modernen Russen. Jedenfalls das nur selten. Der Roman spielt im russischen Adel. Aber schließlich liegt doch der soziale Zustand und die Seele des Adels und des Bauern klar, und von der seelischen Eigenart der übrigen Bevölkerung läßt sich die Hauptsache ahnen. Vielleicht mündlich über letzteres mehr. Es ist weitläufig und schwer auszudrücken.

Schrieb ich Dir schon über die „Kultur der Renaissance“? Den ersten Band habe ich zu Ende gelesen, den zweiten nicht hier. Es fehlt mir zum vollen Genuß historisches Wissen; bei Burkhard [sic] vermisste ich eine Darstellung der Gründe einer Bewegung, die er selbst fortwährend als „notwendig“ hinstellt. Das Buch ist außerordentlich sachlich. Zu sachlich fast für einen Laien, der hier und da etwas mehr überschauende und zusammenfassende Rückblicke wünschte. Wo sie sind, sind sie sehr klar; und aus allen Einzelheiten des Buches wird sich doch (*besonders* für den, der geschichtliches Wissen in großer Menge hat) ein farbiges Bild ergeben.

Außerdem (!) aber habe ich mich auch noch gebildet. (Jetzt sehe ich denn doch in erschauernder Achtung Dein Haupt sich beugen.) Eine Novelle von Zschokke las ich. „Ein Buckliger“. Das Rüstzeug und Thermometer des Kritikers

erweist sich als unbrauchbar und er muß ins Gebiet des Persönlichen hinübergreifen. Also stelle Dir eine Novelle des sanften menschenfreundlichen Korschel³ vor, und Du wirst einen richtigen Eindruck haben.

Und schließlich genieße ich die unteren Regionen der Zeitungen des In- und Auslandes. Die oberen sollen ja bedrohlich aussehen! Also fern von Marokko vertiefe ich mich in „Naturphilosophie“ „Das Zuchthaus im Dünensande“ (Tageblatt) „Die Grenzen der Psychoanalyse“ (Frankfurter Zeitung). Wichtige Ecken und heute kam mir in einer der letzten Nummern der „Neuen Zürcher Zeitung“ ein Artikel Spittlers über Poesie und Literatur in die Hand. Der Gedanke, die literatenmäßige Beschäftigung mit der Poesie sei ein Hindernis ihrer kraftvollen Entwicklung, ist schon öfter in den „lachenden Wahrheiten“ angedeutet. Auch aus diesem Artikel spricht eine gewaltige Verbitterung. Anscheinend wird der Artikel fortgesetzt und bringt vielleicht dann mehr Neues in Beispielen.

Mit Schrecken überblicke ich mein Scriptum und vernehme vor dem Forum des Leseabends⁴ bereits einen mit freundschaftlichem Lächeln verbrämten Vortrag über den „Stubenhocker“, erwarte auch in Deinem nächsten Schreiben einen Wink darüber, „wie der Aufenthalt in freyer Natur zur Nütze des Leibes und Sterkung der Glieder angenehm und fruchtbar zu machen sey“.

Also bleibt mir nichts weiter übrig, als eine großangelegte Schilderung abenteuerlicher Fahrten und Bergbeklimmungen zu entwerfen. (Falls ich nicht etwa Nachrichten über verheerende Gewitterregen sende, die durch die Wetterberichte entlarvt werden könnten.)

Zugestanden! Das Wetter ist schön. Bei schönem Wetter also ein steiler (!) Abstieg ins Lauterbrunner Tal. Von da nach Grütschalp eine Steigung von stellenweise 90 % an einem glühendheißen Vormittag (welche mittelst der Bergbahn zu bewältigen ist). Von Grütschalp nach Myrrhen ein richtiger Engadin-Weg. Das leuchtete mir ganz plötzlich, nachdem ich schon längere Zeit gegangen war, ein. Und damit glaube ich ein Hauptcharakteristikum der Engadin-Land-

schaft gefunden zu haben. Nämlich das Spiel großartiger Elemente die einander ergänzen und harmonisch abschwächen. Denn das wirst Du mir wohl zugeben, daß man nur in wenigen Fällen von Großartig-Überwältigendem schlechtweg reden kann; daß vielmehr eine herbe Art von Lieblichkeit vorherrscht. Und, wie gesagt, meiner Meinung nach beruhend in Kontrasten: hauptsächlich der Kontrast von hellgrün zu weiß, ferner das Gegeneinander kahler Felspartien und heller Schneemassen (wobei die Gletscher lieblich erscheinen); das Gras der Matten, ganz dunkelblauer Himmel und graue Felsen ergeben wieder ein Zusammenspiel, das ich mit „herber Lieblichkeit“ bezeichnen würde. Nicht zu vergessen natürlich die Seen.

Einzelne dieser Elemente nun machten den Weg von Grütsch-Alp nach Myrrhen so schön. Vorn die Gletscher und unter ihnen dunkler Tannenwald und wieder davor der Weg und helle Grasmatten . . . zur einen Seite das Tal, dahinter Felsberge und vor allem zur anderen die aufsteigende Matte, die hier und da dunklere Felspartien freiläßt (bewachsen von einzelnen dunklen Nadelhölzern) und der ganz tiefblaue Himmel. Dies übrigens in Mittagshitze. Erinnerst Du Dich an die Stelle über „die sogenannte Mittagshitze“ in „Gerold und Hansli“?⁵ Je heißer, desto mehr Farben zwischen Himmel und Erde . . . oder so ähnlich. Als ich dann schließlich in der Nähe von Myrrhen immer mehr auf die Gletscher hinzu wanderte, und eigentlich immer nur ihr Weiß im Gesichtsfeld lag, hatte ich lange Zeit (unbewußt) das Gefühl als machte ich eine Wanderung an einem wunderschönen Wintermorgen.

Dem schwelgenden Naturfreund liegt nichts ferner, als pedantische Chronologie. Und so malt er denn jetzt die Reize einer Wanderung, die nach mitteleuropäischer Zeit wohl 80 Std. vor jener, soeben berührten, lag. Es war die Jungfrau-Wanderung, für die Deine Warnungen und Ratschläge zu spät kamen.

Die Wengernalpbahn, die wir bis Scheidegg benutzten, muß sehr schön sein; und besonders hervorragend wirken wohl ihre landschaftlichen Reize wenn man nicht rückwärts

sitzt – wie natürlich bei mir der Fall. Von Scheidegg bis Eiger-Gletscher emanzipierten wir uns einmal von der Bahn, die als „Jungfrau-Bahn“ in ihrem Anfang sich unerwartet harmlos ausnimmt. Von einer Restauration steigt man zum Eiger-Gletscher hinunter, den man nun ganz dicht vor sich hat, ein sehr großes Massiv, von drei Seiten ist man von Schnee eingeschlossen. Eine Eisgrotte (auf deren Besuch wir verzichteten) Führer, Leute mit Rodelschlitten.

Dann die Jungfrau-Bahn. (Die Schilderung wird infolge der späten Stunde summarisch und darf ja auch auf alles lyrische verzichten, da Du mit dem untrüglichen Auge des Journalisten die Gegend ja schon analysiert hast.) Ich fuhr mit meiner Schwester⁶ nur bis „Eigerwand“, da meine Eltern einen zu plötzlichen starken Höhenwechsel wegen meines Herzens nicht wünschten. An den [sic] Tunnel finde ich schön, daß man das Bewußtsein hat, er führe zur Jungfrau. Damit jedoch ist die Schönheit der Fahrt schon erschöpft. Auf Eigerwand verbrachte ich eine melancholische halbe Stunde, allein mit einem Bahnhofsinspektor, einem Zeiß-Fernrohr und meiner Schwester. Stimmungsmalerei (Hauptfaktor: Kälte) mündlich. Ein schöner Rückweg von Eigergletscher bis Wengen. Bisweilen beobachtete man in einem Fernrohr am Wege eine Besteigung der Jungfrau; sehr oft vernimmt man das Donnern von Lawinen und sieht auch anscheinend kleine Mengen von Schneestaub am Bergmassiv, dem gegenüber und parallel der Weg 2 Std. hinführt. (Ich sehe mit Schrecken, daß ich auch hier vergessen habe, eine aufregende Bergbesteigung miteinzuflechten; vergib!)

Vergib auch nochmals, daß weder Alpenblumen noch Zeitungsfetzen diese Schrift begleiten. Erstere vom Abgrunde zu pflücken, habe ich weder Geld noch Phantasie (pfui! wie gemein!), um die Zeitungen, die das Hôtel hält, zu zerschneiden bin ich zu feige. (O! wie abscheulich!)

Ich warne Dich freundschaftlich vor der Verbreitung von Unsinn in Wort und Bild durch ganz Europa! Eine baldige Erwiderung fürchtend gegengez:

Walter

Entschuldige die Handschrift; das Schreibmaterial ist schlecht.

1 Georg Benjamin.

2 Alfred Steinfeld, Mitschüler W.B.s.

3 Ein anderer Mitschüler.

4 Benjamin, Belmore, Steinfeld, Franz Sachs und Willi Wolfradt (der spätere Kunstschriftsteller), die alle Klassengenossen waren, hatten von 1908, als Walter Benjamin aus Hanbinda zurückkam und in die Kaiser-Friedrich-Schule wieder eintrat, bis zum Anfang des ersten Weltkrieges einen wöchentlichen Leseabend, in dem mit verteilten Rollen Stücke von Shakespeare, Hebbel, Ibsen, Strindberg, Wedekind u. a. gelesen wurden. Die Teilnehmer lasen sich auch Kritiken vor, die sie nach Theaterbesuchen schrieben, „die oft druckreif waren, aber nie gedruckt wurden“ (Brief von Dr. Franz Sachs, Johannesburg).

5 Erzählung von Carl Spitteler.

6 Dora Benjamin (1899–1946).

7 *An Herbert Belmore*

[Freiburg, 14. 5. 1912]

Im Jahre

MVII zehn C88zich
ein Jahr vor der großen frz.
Revolution.

Mein teurerer Freund,

Wie ist die Welt doch so mannichfach! Auch heute Nacht mußte ich wieder Deiner, o Du mein Teurer, gedenken, da der Mond mit vollen Backen in mein Zimmer schien. Du meine Göttin! Luna, Geliebte der stillen Nächte. Die Silberwolken ziehen am dunklen Himmel wie runde Taler. — — Verzeih, mein Lieber, den Sturz der Gefühle, der wie in einem brausenden Katarakte die Feder mir entführt. Doch sage selbst, wessen Brust vermöchte zu schweigen beim Anblick der ewig erhabenen Natur! Natur, Du Zauberwort, auch in Deinem Geiste, oh, ich weiß es genau, weckt dieses Wort ein Götterbild, Friedrich Mathisson steigt auf in Deinem Geiste. O mein Teurer! ich schweige, denn ich bin bei weitem viel zu stark ergriffen. Ich auch.¹

Lieber Herr Bert,²

Verzeihen Sie diesen unartikulierten Choral der seelischen Gefühle, zu dem mich Ihr freundschaftglühendes gefl. Schreiben, das ich mit der heutigen Kaffeepost erhielt, verführte. Ich will mich fassen. Hier ist es sehr schön. Wie geht es Dir? Oh mein Teurer — — halt!! bändige die Wogen meiner Gefühle. — — Der Frühling lacht aus den Häusern. Der Himmel ist blau und nur zur Nacht dunkel, wenn die Sonne ihr liebliches Licht nicht verbreitet. Auch die freie Studentenschaft ist hier und die Stadt, absolut genommen, als Universitätsstadt zu bezeichnen. Doch liegt sie nur zum kleineren Teile auf der vorstellbaren, zum überwiegenden auf der unvorstellbaren Welt. Das läßt sich vor allem durch die eigentümliche Konsistenz der Freiburger Zeit erweisen. Nicht genug damit, daß sie nicht mitteleuropäisch ist. Zeit ist ja nirgends ein Konkretum. Sie ist von seltsam flüchtiger Beschaffenheit. Aber die Nähe der hiesigen philosophischen Fakultät³ zwingt sie durchaus, ihr wahres Wesen anzunehmen — d. h. immer nur in Vergangenheit und Zukunft, nie aber in der Gegenwart zu bestehen. Bezeichnet man die Menge der in jedem Augenblick verfügbaren Zeit mit x , so ergibt sich die Gleichung

$$x = 16 - 327 + 311.$$

Desgleichen übt die fille de Sophie (d. h. Tochter der Weisheit [frz.]) ihren demoralisierenden Einfluß auf die Männer aus. Sie kommen — als echte Liebhaber — immer erst abends zum Bewußtsein — und ihre Eigenart entspricht dem Liebhaber auch in sofern, als sie viel mehr in der Geliebten (Phrenologie, Kunst, Literatur, Schulreform, Pistolenschießen etc.) leben, als selber eine irgendwie beträchtliche Persönlichkeit darstellen. So sitzen sie um die Abendspäten in den Cafées und man macht die Beobachtung, daß [es] viel wertvolle Dinge und umgekehrt proportional wenig wertvolle Menschen gibt.

Lieber Herbert:

Die Wissenschaft ist eine Kuh

Sie macht: muh

Ich sitze im Hörsaal und höre zu!

(tatsächlich komme ich hier 10x weniger wie in Berlin zu eigenem wissenschaftlichen Denken.)

Und nun verzeihe diesen verrückten Brief. Willst Du Pragmatisches erfahren, so laß Dir von meinen Eltern einen 20seiten langen Brief zeigen. Du kannst nicht verlangen, daß ich mich in Schilderungen von tatsächlichem wiederhole. Auch wirst Du wissen, daß ein erstes Semester in jeder Beziehung eine Zeit des Anfangs und des Chaotischen (*cum grano salis* . . . mit etwas Sonne) ist – und daß nichts schwerer ist, als vernünftige Briefe in solchem Zustand zu schreiben.

Hingegen muß Dir ein solches leicht fallen.

Grüßlichst Dein Walter

¹ In andrer Handschrift.

² Scherzhaft für Herbert.

³ W. B. studierte bei Heinrich Rickert Philosophie.

8 *An Herbert Belmore*

[Freiburg, 21. 6. 1912]

Lieber Herbert,

Ich habe von je her eine moralische Achillesferse besessen – und aus reiner Not, um nicht tödlicher getroffen zu werden, bedecke ich sie mit einer 5 Pf. Postkarte – nicht etwa um Dir irgend etwas aus Freiburg, geschweige denn Italien zum Genuß mitzuteilen. Noch dazu weiß ich leider, daß jede Zeile, und noch vielmehr jeder nicht geschriebene Brief von mir, die ungeheuerlichsten Erwartungen in Dir weckt von einem Heros der Schulreform und einem Opfer der Wissenschaft – Der Anhalter Bahnhof dröhnt von den Schritten des Heimkehrenden – und die Sätze Kants fließen aus seinem Munde – „wie Limonade aus dem Schlund des Raben“. (Dies zum Zeichen, daß ich mich auch dichterisch nicht weiterentwickelt habe! Keine Zeile habe ich hier geschrieben: nichts, οὐδεν, nothing, nihil, rien!) Dagegen kann ich Dir nur die Erwartungen mitteilen, mit denen ich in Berlin ankommen werde:

in eine höchst heilsame Arbeitsmaschine zwischen Bücher gepreßt zu werden und aufzustöhnen in vernünftigen Gesprächen.

Um mich gleichnisweise darzustellen: Es kann nicht geerntet werden, wenn gepflügt wird. Oder mit anderen Worten: Die Freiburger Luft. — — —

Du hast hoffentlich eingesehen, daß ich in einer Antwort auf Deine Schreiben nur das müßige und sinnlose Geschäft betreibe, mich selbst interessant zu machen, anstatt es als Berichterstatter zu sein. Du wirst daraus die Lehre ziehen, künftig bildende Berliner Briefe in größerer Zahl hierher zu richten — ohne Erpressungen innen und außen. Denn, o Gott! kein Saft kommt heraus.

Eine italienische Reise wächst langsam. In einem Schulreform-Heft an die Studentenschaft, das sehr bald erscheint ist ein Aufsatz „Die Schulreform, eine Kulturbewegung“ von mir.¹ Zwei größere Romane habe ich hier gelesen: Bildnis des Dorian Gray — es ist vollkommen und ein gefährliches Buch — und Gösta Berling — problematisch in seiner Anlage, voller Schönheiten im einzelnen.

Viele Grüße. Bitte schreibe!

Dein Walter.

¹ Erschien unter dem Pseudonym „Eckart, phil.“ in dem Heft „Student und Schulreform“, herausgegeben von der ... freien Studentenschaft Freiburg i. B., 1912.

9 *An Herbert Belmore*

Stolpmünde, Park-Hotel. 12. 8. 12

Vorgestern erreichte mich Dein letzter nach Freiburg gesandter Brief, der, außer manch Interessantem, zwischen den Zeilen ersehen ließ, daß ein Freiburger Dank-Brief an Dich sich im hohen Norden nicht zurecht fand. Oder sollte böse Absicht meine Briefe ignorieren?

Schon diese zusammenhängende Einleitung wird Dir den

Gedanken nahe gelegt haben, daß meine A. N. G. (Allgemeine normale Geistigkeit) aus den Fluten des ersten Semesters ihr Haupt wieder erhebt, Schlangen des Blödsinns noch im Haare, aber ein schüchternes Lächeln reiferer Erfahrung um die Mundspitzen.

Deß zum Zeichen:

Hier geht es hoch her mit Wölfflins „Klassischer Kunst“ und den Briefen der Ninon. Wölfflins Buch ist für mich eines der brauchbarsten, die ich über konkrete Kunst gelesen habe. Ich stelle gleich hoch: Dilthey, Hölderlin¹, einzelne Shakespeare-Kommentare und nichts, was ich sonst je über bildende Kunst (in concreto) las.

So rette ich mich aus den Meeren der Untätigkeit in den Hafen der Arbeit und werde gastlich empfangen von meinem Guten Gewissen, das nicht müde wurde, während dreier Monate auf mich zu warten.

Wen führe ich ihm entgegen. Eine kluge und kluge . . . liebenswürdige junge Dame (Erzieherin?) Ich lernte sie kennen in den Schären der *côte d'esprit*. Trotz ihrer Jugend wird ihr Alter allgemein auf 300 Jahre geschätzt – also ein Grad jugendlicher Gesundheit, den die Metaphysiker mit „Unsterblichkeit“ (*athanasia sempiterna*) bezeichnen. – Die Briefe, die Ninon an mich richtet, (in Anerkennung meiner Verdienste schreibt sie „cher Marquis“) sagen alles Kluge und Irrationelle, was sich über eine so – im Grunde so vernünftige Sache wie die Galanterie sagen läßt – unter Vermeidung einiger wirklich ungalanter [(Akzidentien)] der Liebe. Eine Dreieinigkeit von Tiefe, Nüchternheit, Schönheit, daß wir Ninon eine Weisin nennen.

Ferner und eifrigstens lese ich die sehr ausführliche Entstehungsgeschichte eines Dramas „Andrea Sezno“. Lieber Herbert, obwohl ich täglich lese, ist der Schluß noch garnicht abzusehen, da die ausgezeichnet erhaltenen Manuscripte [sic!] des anscheinend noch wenig bekannten Verfassers die erste Scene des 3ten Aktes in immer neuen Varianten wiederholen. Immerhin schärft man bei so genauem Eindringen in die Werkstatt eines Verfassers sein oft viel zu nachsichtiges ästhetisches Urteil. – N. B. Ich hätte beinahe vergessen, auf

den bibliophilen Wert dieser Entstehungsgeschichte, die nur in einem Exemplar hergestellt wird, zu verweisen.

Natürlich glaubst Du das alles nicht, mit einem diabolischen Lächeln flüsterst Du „Stolpmünde“ und die innere Verlogenheit obiger Behauptungen ist erwiesen.

Ich kann nur soviel gestehen, daß Stolpmünde allerdings meine ehrlichen Rehabilitierungsversuche in einem Rahmen strandiger Vormittage stand [sic] und die Bilder meiner Tätigkeit auf den Grund kaffeedurchfeuchteter Nachmittage wirkt.

Einen ernsten Einfluß kann Stolpmünde auf mich vielleicht noch ausüben. Hier zum ersten Male ist Zionismus und zionistisches Wirken als Möglichkeit und damit vielleicht als Verpflichtung mir entgegen getreten.²

Wie ich trotzdem – wie natürlich – ganz bei der Wickersdorfer Sache³ bleiben würde – das in Berlin.

Wenn Freiburg jetzt anfängt, der Vergangenheit anzugehören, wirst Du bald etwas davon erfahren.

Dein Walter.

(Nächste Woche komme ich nach Berlin)⁴

¹ In „Das Erlebnis und die Dichtung“ (1905).

² In Gesprächen mit Kurt Tuchler aus Stolp (geb. 1894), der damals Oberprimaner war. Tuchler schreibt: „Franz Sachs brachte in den Sommerferien Walter Benjamin mit nach Stolpmünde. Während dieser ganzen Ferien war ich täglich, um nicht zu sagen stündlich, mit Benjamin zusammen, und wir hatten einen unerschöpflichen Gesprächsstoff. Ich versuchte, ihn in meinen zionistischen Vorstellungskreis einzuführen. Er versuchte seinerseits, mich in seinen Gedankenkreis zu ziehen. Wir setzten unseren Gedankenaustausch brieflich mit großer Intensität fort.“ Dieser Briefwechsel ist in der Nazizeit verloren gegangen. (Brief Tuchlers vom 26. 2. 1963, Tel Aviv). Wohl aber hat sich in Jerusalem die direkt diese Frage des Zionismus umschließende Folge von Briefen Benjamins an Ludwig Strauss erhalten; Briefe vom 11. September, 10. Oktober, 21. November 1912 und 7. Januar 1913 sind der Auseinandersetzung mit dem Zionismus gewidmet. W. B. hat sich in diesen Briefen auch über die „Kunstwart“-Debatte 1912 geäußert. Zuletzt lehnte er hier den politischen Zionismus ab.

³ Der Bewegung um Wyneken und die radikale Schulreform.

⁴ Wo er bis April 1913 war.

[Freiburg, 29. 4. 1913]

Lieber Herbert, gewiß: ich sollte Dir schreiben. Was nur? Ich fühle mich so unzurechnungsfähig! Der Kirchplatz vor meinem Fenster mit einer hohen Pappel (in ihrem Grün liegt die gelbe Sonne) davor ein alter Brunnen und sonnige Häuserwände, lassen mich viertelstundenlang hinstarren. Dann – nicht wahr – lege ich mich etwas aufs Sofa und nehme einen Band Goethe. Wenn ich auf ein Wort wie „Breite der Gottheit“ gerate, bin ich schon wieder außer Fassung. Du weißt: in „Groß ist die Diana der Epheser“ – vielleicht der schönste deutsche Gedichttitel. Laß Dir von Franz¹ sagen, was ich von meinem Zimmer schrieb. Keller² sagte sehr schön „hier ist man immer zu Besuch.“ Diese sonnige Geräumigkeit mit soliden Heiligen an den Wänden. Ich sitze in einem kleinen Sessel und kenne keinen bessern Ort für Philosophie.

Mit was für Menschen gehe ich doch um! Auch davon wirst Du von Sachs hören. Da ist Keller mit dem Anfang eines neuen Romans der bedeutend ist; mit einer schönen Freundin, die ich oft sehe. Da ist Heinle³, ein guter Junge. „Sauft, frißt und macht Gedichte“. Die sollen sehr schön sein – ich werde bald welche hören. Ewig träumerisch und deutsch. Nicht gut angezogen.

Englert – ist noch schlechter angezogen. Auch eine Freundin. Seine Kindlichkeit hat ungeheure Dimensionen. Er verehrt Keller als Gott und mich schätzt er als Dämon.

Da ist letztens Manning. Ein Berliner. Beachte, daß es nur Christen sind, mit denen ich hier umgehe und sage mir, was das bedeutet. Ich selbst kann es garnicht bestimmen. Mit Manning spreche ich meist über Mädchen und Frauen. Ich wundere mich, daß ich ihm (wie im ersten Semester Keller) hier vieles sagen kann, ohne konkrete Erfahrungen zu haben. Die gibt er mir wiederum und ich komme so weiter.

All dieses zwingt mich natürlich viel zu arbeiten, denn sonst würde ich dieses Klima nicht vertragen.

Heut abend bin ich im Akademikerheim. Dort ist unser

Kreis, noch ein oder der andere Gast und manche Studentinnen. Keller herrscht despotisch und liest dauernd vor. Ich werde mich bemühen, auch Diskussion laut werden zu lassen. Morgen wird hier Ewers „Wundermädchen von Berlin“ uraufgeführt – und übermorgen werde ich mit Heinle einen Berg beklettern.

Abends hat man die langen Gespräche in sehr dunkler, warmer Luft. Wenn Du sonst etwas wissen willst, frage. Denn wollte ich nicht 50 Seiten schreiben, so kann ich nicht mehr als solche Aphorismen Dir geben. Aber damit Du siehst, daß ich wirklich alles tue, was ich kann, indem ich diese Erlebnisfetzen Dir vorwerfe, schicke ich Dir eine Art „Gedicht“ mit, das Du eben so gut für Wahnsinn halten kannst.

Herzlichen Gruß Walter.

Entfremdetes Land liegt voller Provinzen.

Darinnen betteln die blinden Gefühle,

Sie gehen schwankend, wie in hohen Stuben.

Planet des Ichs!

Sinnbilderliche

Bewegsamkeit, wie du zur Leerheit wortlos stürzest,

und wo Du fällst, wird aus Äonen Raum,

glotzende Bildlichkeit wird mich umwogen,

Gedanken zehrend haben alle Zonen

Dahingegeben ihr „dennoch“ und „kaum“.

Verwitternd sendet letztliche Gerüche

Vernünftigkeit – und ihre buntgebänderten Flüche

sind flügelschmetternd mitten innen

starr geworden und heimlich von hinnen.

Die Blindheit hat einen göttlichen Rücken,

und trägt den Hymnischen über hölzerne Brücken.

Bitte schreib mal. Gruß

4

¹ Franz Sachs.

² Philipp Keller, mit dem W.B. in Freiburg umging, Autor eines Romans „Gemischte Gefühle“, Leipzig 1913, den W.B. auch später noch rühmte. Vgl. Gesammelte Schriften Bd. III, 1972, S. 173.

³ Friedrich C. Heinle, an den sich W. B. damals enger anschloß.

⁴ Ein Wort unleserlich.

11 *An Carla Seligson*

Freiburg i. B., 30. April 1913

Sehr geehrtes Fräulein Seligson,

Sie sahen, daß ich, entgegen meinen Worten, nach meiner Rückkehr von Schreiberhau¹, nichts von mir verlauten ließ. Das tut mir selbst sehr leid, ich konnte es aber nicht ändern. Mich hatten nämlich die paar Tage in einem schönen Frühling, der im Tal war (und tiefer Schnee auf dem Kamm), in einen Zustand gebracht, in dem ich nach Möglichkeit menschliche Gemeinschaft meiden mußte. Ich war ganz zergrübelt, mit intellektuellen Sprengstoffen angefüllt, die jeder ahnungslos zur Explosion hätte bringen können. Sie fragen sich, ob dies vielleicht regelmäßig die Wirkung schöner Landschaft auf mich sei? Nein – sondern ich hatte es in Schreiberhau so angefangen: den halben Tag ging ich spazieren und den andern las ich. Lektüre: Kant, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Kierkegaard: Entweder – Oder. Gottfried Keller: Das Sinngedicht. Aber kein normaler Mensch kann die gigantische und ausschließliche Gemeinschaft mit diesen Schriften eine Woche aushalten. Wenn ein paar Seiten im Kant mich ermüdet hatten, flüchtete ich zu Kierkegaard. Sie wissen wohl, daß er auf dem Boden der christlichen Ethik (oder wenn Sie wollen, der jüdischen) so rücksichtslos und Heroisches fordert wie Nietzsche auf anderem Boden und daß er psychologisch so vernichtend analysiert wie er. Entweder – Oder ist das Ultimatum: Ästhetentum oder Sittlichkeit? Kurz, dieses Buch, das mir Frage auf Frage stellte, die ich stets geahnt und nie mir ausgesprochen hatte, regte mich (selbst) mehr auf als irgendein andres. Und danach ist es wiederum nicht leicht, auf Kellers schweren Stil sich zu spannen, der jeden Satz langsam zu lesen verlangt.

Kierkegaard und der Brief eines Freundes veranlaßten mich auch nach Freiburg zu gehen – aber, wie gesagt, nach solchem Aufenthalt in Schreiberhau war ich zu einem Gespräch vollkommen unfähig.

Jetzt bin ich hier in einem wundervollen Sommer zur Ruhe gekommen; und wenn ich auf den Kirchplatz vor meinem Fenster sehe, ein alter Brunnen, eine einzige ganz hohe Pappel in der Sonne, dahinter Häuser wie aus dem goetheschen Weimar (ganz klein) – kann ich mir kaum mehr das Ungeheuerliche vorstellen, daß ich fast (wenn mich die Fr. St. gewählt hätte) in Berlin geblieben wäre.

Ich habe hier wenige aber gute Bekannte, ganz andere als meine Berliner Freunde und meist älter als ich. Nachdem ich mich gewöhnt habe, ist es nun sehr schön. Wir haben hier – ganz abseits von der fr. Studentenschaft, die arbeitsunfähig ist – ein Akademikerheim, wo wir – Studenten und Studentinnen – Dienstag abend zusammenkommen. Es wird vorgelesen und wir unterhalten uns. Jeder von uns kann Gäste mitbringen, aber das geschieht selten, meist sind wir immer dieselben, sieben bis neun.

Wie gesagt – mit der freien Studentenschaft ist garnichts zu machen. Schon in Berlin sagte ich Dr. Wyneken, daß ich nur dann die Abt. für Schulreform leiten würde, wenn ich eine gut organisierte fr. Studentenschaft schon vorfände. Davon nicht die Spur. Man sieht hier keine Anschläge am schwarzen Brett, keine Abteilungen – keine Vorträge. – Jetzt, im Abstand von Berlin bin ich mir auch über die Freistudentenschaft im allgemeinen klarer geworden. In Berlin will ich Ihnen einmal meine Meinung darüber sagen.

Jetzt noch eines, was Sie freuen wird: vor meiner Abreise besuchte ich Frau Lesser. Aus dem gleichen Grunde, aus dem ich Ihnen nicht schrieb, war vielleicht auch unser Gespräch nicht so, wie es das erste Mal war – aber das mag auch am Ort gelegen haben. Jedenfalls habe ich mich doch wieder sehr gefreut. Sie fragte mich nach Ihnen und sagte mir, daß Sie ihr sehr gut gefallen hätten und „wenn ich so viel Zeit für Menschen hätte, wie ich es nicht habe“ würde sie Sie zu sich bitten. Aber sie hoffte, daß wir doch gelegentlich zusammen-

sein würden – was ja auch möglich ist – wenn sie im Winter ihren Jour hat.

In wenigen Tagen wird wohl das erste Heft des Anfang erscheinen. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mir schreiben, vielleicht auch vom „Anfang“ wenn er erschienen ist.

Ich hoffe Ihnen in einigen Wochen eine Arbeit von mir zuschicken zu können. Ich habe diesen Winter einen „Dialog über die Religiosität der Gegenwart“² geschrieben, den ich jetzt typen lasse. Davon gelegentlich.

Mit den besten Grüßen und der Bitte, mich Ihrer Frau Mutter zu empfehlen

Ihr Walter Benjamin

PS Wenn die Schrift schlecht ist – ich glaube es – entschuldigen Sie es bitte.

¹ Dort war W. B. mit Bruder und Mutter in größerem Familienkreis der Josephys über Ostern gewesen.

² Im Nachlaß erhalten.

12 *An Herbert Belmore*

[Freiburg, 2. 5. 1913]

Lieber Herbert,

mich, einen Untätigen und Abwartenden, der bei Philosophie und Regen vielleicht einen Pfingsten in Freiburg erduldet hätte (und ruhig erduldet) hat ein Schicksal ereilt. Ich werde sehr wahrscheinlich am 9ten hier abreisen und bis zum 22ten in Paris mich aufhalten. Dies in Gemeinschaft mit Kurt Tuchler und einem gewissen Herrn [Siegfried] Lehmann¹, der jetzt Tuchlers Bundesbruder und vor 12 Jahren mein Spielfreund war. Wieder einmal, wie so oft, trifft ein Entschluß mich nicht kindlich verfreut, sondern wird abwartend und scharf kontrolliert eingelassen, wie an der Douane. Dieses sei in einem spätern Brief begründet. An Dich richte ich dieses, um Literatur zu erfahren und vielleicht auch sonst Winke für Paris. Karl Schefflers „Paris“ wird zunächst auf gemeinsame Kosten beschafft. Aber weiter. Enthält der „gefühlvolle

Bädecker“² ein Kapitel über Paris? Ist es gut, so schreib mir die Essenz, ich kann ihn hier nicht bekommen. Welche *guten* Kunstführer gibt es für Paris. Gute Essays. Bücher über Pariser Kultur und Impressionismus. Über Pariserinnen? Bitte schreib *schleunig*. – Meine Eltern brauchen nicht gleich nach Empfang dieser Karte etwas von ihr zu erfahren. Ich werde ihnen meine Absicht wohl erst etwas später schreiben, da ich einen Brief von Haus noch erwarte. Andererseits sollen sie meine EntschlieÙung zuförderst von mir hören.

Gestern war ich mit dem 19jährigen Dichter – jungen Heinle auf dem Kandel. Wir vertragen uns gut. In der Antologie [sic!] „Mistral“, die bei A. R. Meyer bald erscheint, steht von ihm³ und Quentin⁴ je ein Gedicht.

Aus meinem Wohlbefinden grüÙe ich Dich.

Dein Walter

1 Er gründete später das jüdische Volksheim in Berlin und das Kinderdorf Ben-Schemen in Palästina.

2 Kurt Münzer, Der gefühlvolle Baedeker. Berlin 1911. (1892–1953).

3 „Tannenwald im Schnee“, Der Mistral, S. 22.

4 Franz Quentin, das zeitweise von Ludwig Strauß gebrauchte literarische Pseudonym.

13 An Herbert Belmore

Freiburg, am 5. Mai 1913

Lieber Herbert,

zwar steht die Einleitung zur „Kritik der Urteilskraft“ für diesen Morgen auf dem Programm. Doch ich verschiebe sie einen Augenblick – um Dir für Deinen Brief zu *danken* um Dir aber zu sagen, daß ich mich nicht ganz wohl fühle bei der großen Mystik, so Ihr in Berlin um mich hüllet. Ich bin ein einfaches Menschenkind. Nun will auch ich Euch ein paar Thesen entgegnen, damit die Euern mich nicht erdrücken. Zuförderst aber verweise ich auf den letzten 24 Seiten langen Brief an Franz, der nicht nur Tagebuch enthält, sondern eine Beilage, auf der ähnliches steht, als hier an Dich. Seitdem allerdings fiel noch ein Gespräch vor, das mir mehr sagte,

als ich wußte und Ihr ahnt: Ich rette mich nicht – ich steige nicht auf, sondern ich *siege* auf diesem Boden.

Nun zu den Thesen.

I Ich bin und fühle mich im Zustand der ὕβρις, der frevelhaftesten Sicherheit über Göttern und Menschen

II Ich kam zu fremden Völkern, die mich nicht ehren, und sehe, daß mein Wesen auch ohne geehrt zu werden bleibt.

III Ich sehe es sich bewähren, endlich geht es in die Breite und materialisiert sich im Irdischen, anstatt steil zu steigen. Dieses geschah durch sinnliche Widerstände.

IV Ich sehe, daß es nicht mein Gewissen, sondern meine Natur ist, die mich beschränkt. Mein Gewissen ist meine Natur. Ich kann nicht dagegen handeln: so ist es kein Gewissen mehr. Auf der Schule schrieb ich nie ab: Das war nicht Gewissen, sondern Klugheit, Kurzsichtigkeit (Natur).

V Wenn man diese Natur einmal resignierend anerkennt, gewinnt sie Kräfte, die sie nicht ahnte: sie gewinnt ihre *eigene* Sinnlichkeit, löst sich von Thesen.

VI Daher gehe ich ohne Schaden des Leibes und der Seele mit Christen und solchen um, und bin ihnen überlegen. Bis auf Keller, dem ich gleich bin, an einem andern Pol, dem ich jetzt dennoch begegne (Könnt Ihr denn dies nicht verstehen?) *weil* ich ihm gewachsen bin, weil wir wissen, daß wir nichts Gemeinsames haben, als dies: daß wir ich sind. Das Ich ist keine Gabe, sondern eine Beschränkung. Diese eben ist Reife.

VII Aber es bleibt dabei: ich bin erst frei (sinnlich), ich bin erst selbst, wenn ich die Grenzen kenne. Das Gewissen wohnt innerhalb dieser Grenzen. Abgesteckt sind sie von der Natur (und mag diese Natur früher einmal Gewissen gewesen sein) (s. These IV)

Mehr kann ich nicht wissen und dies ist die Erleuchtung von 3 Wochen.

Anschaulicher Teil: ich bin gestern in Littenweiler tanzen gewesen mit Keller, Englert, Manning, Heinle – es ist mir vor ihnen gleichgiltig gewesen, ob ich gut oder schlecht tanze. Ich ging, wann ich wollte. Weiter: es wächst hier eine Revolution, die ich mit Sicherheit befehle. Ich bin der Gegenpol Kellers und befreie die Leute von ihm, nachdem ich mich

selbst von ihm befreite. Ich kann dies nur, weil ich ihn achte – als Künstler (nicht als Bohémien, denn das ist er nicht) Ich habe hier die Parole der Jugendlichkeit ausgegeben. Folgendes geschah:

ich hatte ein Gespräch mit Manning, in dem sagte ich: eins trennt uns von Keller: er nimmt die Gesten des 40jährigen an, ohne den Inhalt zu haben. (U. dgl., was Du nur verstehen könntest, wenn ich Dir seinen jetzigen Zustand: er ist in einer Krisis, ausführlich zeichnen könnte) Plötzlich sagt Manning, der seine gleiche Erfahrung mit Keller gegen mich zu betonen liebte: aber wir sind doch jung. Wir wollen doch nur 21 sein. Ich: „Ich habe garnichts mehr dazu zu sagen, Sie sagen, was ich denke.“ Diesen Menschen habe ich an einem Abend von 10–1/22 befreit. Einmal sieht er mich entgeistert an: „Wie können Sie mir das sagen. Damit haben Sie den Schlüssel zu meinem Leben in Händen, bevor Sie es kennen.“ ... Sprichst du nur das Zauberwort¹. . . Seitdem weiß ich, daß ich mich immanent in der Mission Wynekens hier befinde und die Leute zu ihrer Jugendlichkeit zurückbringe. / Am gleichen Abend frage ich Manning: Woher haben Sie diese gräßliche Angst vor der Sentimentalität. „Ja, die hat auch Keller mit Gewalt in mich hineingepreßt“. Solche Antworten erhalte ich. Ich gebe ihm den Mut zur Sentimentalität – er liest aus seinen (tatsächlich ungeheuren) Tagebüchern des 15jährigen vor. All diese werden befreit, damit sie dazu kommen, sich aus zu bilden, unsentimental und nüchtern nach Ideen, statt sich zu übertünchen nach Gesten.

Ein ähnlicher Fall, nur leichter, liegt mit dem jungen Heinle vor, mit dem ich neulich ein 1stündiges Gespräch über den Literaten hatte. – Ich sehe, daß diese, wenigstens Heinle, Keller entfernt nicht so tief achten, wie ich – weil sie ihm noch nachgehen.

Hoffentlich hat es nicht den Herbst gebraucht, Euch und mir zu beweisen „wie durchaus notwendig und heilsam diese Station der Entwicklung war“.

Ich verstehe zum *ersten* Male in meinem Leben Goethes:

„Nur wo du bist sei alles – immer kindlich
So bist du alles – bist unüberwindlich.“²

Ich weiß: als anständiger Mensch muß man diese Weisheit (denn es ist eine *Weisheit*) unendlich oft vergessen – unendlich oft wieder begreifen. Ich begriff sie zum ersten Male.

Ob das Semester noch Prinzipielles gibt – glaub ich kaum. Viel Arbeit. Viel Vergnügen.

Gestern in Littenweiler bewundert Manning meine kindliche Vergnügtheit. Ich werde sie ihm wiedergeben. Keller und ich sind vorläufig hier die einzig Kindlichen. Darum verwandt.

Grüße Franz und Willi³! Mögen Wellen dieser schönen Erfahrung auch ihn erreichen. Im Augenblick kann ich ihm nicht schreiben.

Und deswegen kam ich her. Nur anders lernte ich sie begreifen, als ich dachte.

Dein Walter

PS Franz soll diesen Brief sehen.

¹ Triffst du nur das Zauberwort. Eichendorff, „Schläft ein Lied in allen Dingen“.

² Marienbader Elegie.

³ Franz Sachs und Willi Wolfradt.

14 An Franz Sachs

Freiburg, den 4. Juni 1913

Lieber Franz,

Diesen Vormittag habe ich kein Colleg und will Briefe schreiben: den ersten an Dich. Die „Epistel der Sommernacht“ ist ein schönes Dokument Eurer gegenseitigen Annäherung. Allein hätte sie keiner von Euch geschrieben; so sicher seid Ihr denn doch nicht!

In Sachen des „Anfang“¹. Ich weiß nicht, ob Du des öftern mit Barbizon² zusammenkommst; jedenfalls wünschte ich es. Wenn Du ein Wort mitsprächst, so wäre es wohl kaum zur Ablehnung der dichterischen und jugendlichen Oden Heinles gekommen, die Barbizon „ungeeignet“ nennt. Wenn eine

durchaus sichere Persönlichkeit die Leitung des „Anfang“ hätte, so wäre es wohl möglich, daß Wyneken sich völlig von der Geschäftstätigkeit zurückzöge. Aber jetzt sollte er nur scharf revidieren. Und was ist das mit [Wilhelm] Ostwald? Ich schrieb an Barbizon: wie ist es möglich einem so notorischen „Schulreformer“ und Vielschreiber in unserm Anfang das Wort zu geben. Jetzt hat die Öffentlichkeit was sie will: das bequeme Schlagwort, um den Anfang ins große Massengrab der „Schulreform“ zu weisen. Menschen und Schreiber wie Ostwald sind die größten Feinde unsrer Sache, denn wir wollen eben endlich *nicht* Schulreform, sondern etwas andres, wovon er sich nichts träumt. Oder doch? Wenn der Artikel des zweiten Heftes uns versteht (ich glaubs nicht!) gut – so mag er drinstehn. Sonst ist schwerer Schaden angerichtet. Also kümmere Dich bitte um die Redaktion. Dein Urteil übrigens über die Gedichte von Eleutheros im ersten Heft teile ich garnicht. Ich, Heinle, Manning – sogar Keller fanden sie ganz selten schön. Natürlich darf man sowenig jede Zeile betrachten wie in Goethes Mailed; aber denselben Schwung hat dieses Gedicht und dabei den schweren geruhigen Ausgang:

„Hebt die Stunde stark und stolz
Aus dem Krug der Zeiten.“

Außerdem geht es gefühllich beträchtlich in die Tiefe:

... darf nicht drüber klagen,

daß er nur erst *willenlos*

ward emporgetragen“

Du kennst meine

Anschaungen und weißt, daß ich diese Einsicht bejahe. Wenn ich den Anfang hier hätte, könnte ich es eher analysieren. Auch das zweite Gedicht – nicht gleich dem ersten – ist tiefer, je öfter man es liest.

Demnächst will ich Dir eine Abschrift der Heinleschen Oden schicken, damit Du sie in der Redaktion durchsetzt. Die nichtsbedeutende Kritik von Matthias im Tageblatt, der auch kein Ohr mehr hat für den Rhythmus der Gedichte, las ich. Die übrigen noch nicht.

Wie Barbizon, so bitte auch ich Dich *den Berliner Sprechsaal zu übernehmen*³. Das ist eine wichtige Einrichtung, die

Anfang einer schönen Geselligkeit werden kann. *Natürlich* soll Wyneken nichts damit zu tun haben. Neulich schrieb Quentin einen Kollektivbrief an die Freiburger⁴, in dem er mitteilt, Moritz Heimann⁵ plane eine jüdische Freie Schulgemeinde für Deutschland. Viel Konsequenz! Was weißt oder erfährst Du davon?

Paul Hoffmann hat mit mir korrespondiert, interessiert sich für uns, wollte kurz vor meiner Abreise mich noch persönlich sprechen, doch war es zu spät. Ich mutmaße, daß er aus dem Kunstwartkreise kommt, also vorsichtig anzufassen! Nicht zu radikal.

Berichte mir von Herberts Vortrag in der Abteilung!

—

Und jetzt komme ich meinem „Brief“ (dessen ungewohnte Bogen mich erheblich stören) schon näher. Wynekens Begründung der Abstinenz. Du nennst sie „wundervoll“; ähnlich schreibt mir mein Bruder: so muß sie auf jeden wirken, der mit reinem Gewissen dasitzt und abstinert *ist*. Nicht so ich. Was hilft Dir

[Schluß fehlt]

¹ Die von Gustav Wyneken herausgegebene „Zeitschrift der Jugend“, an der W. B. unter dem Pseudonym Ardor mitarbeitete. Das erste Heft war gerade erschienen.

² Georg Barbizon (eigentlich G. Greter), einer der zwei Redakteure des „Anfang“.

³ Der „Sprechsaal“ war eine 1912 von W. B. und seinen Freunden begründete Veranstaltung zur Aussprache über die Probleme der Jugend im Geiste Wynekens, die vor allem 1913 und 1914 viele Schüler und Studenten anzog. Eine Schilderung hat z. B. Martin Gumpert in seiner Autobiographie gegeben.

⁴ Die Abteilung für Schulreform in der Freien Studentenschaft.

⁵ Der Erzähler und Lektor des S. Fischer Verlages, der in der Tat lebhaftes Interesse an jüdischen Dingen nahm.

Freiburg, 5. Juni 1913

Liebes Fräulein Seligson,

ich kam eines Abends nach Pfingsten aus Paris zurück und fand unter vielen Briefen den Ihren vor, der mich sehr freute. Vielen Dank! – Ja, ich bin Pfingsten 14 Tage nach Paris hinübergefahren; an diese Stadt habe ich wenige einzelne Erinnerungen, von denen ich sagen könnte, sondern nur das Bewußtsein 14 Tage so intensiv gelebt zu haben, wie man nur als Kind lebt. Ich war den ganzen Tag unterwegs, ging fast nie vor 2 Uhr zu Bett. Die Vormittage im Louvre, in Versailles, Fontainebleau oder im Bois de Boulogne, nachmittags in den Straßen, in einer Kirche – im Café. Abends mit Bekannten oder in irgend einem Theater: vor allem dann jeden Abend auf dem Grand Boulevard, das man ein wenig mit den Linden vergleichen könnte, wenn es nicht weniger breit (gemütlicher!) wäre und wenn nicht durch die ganze innere Stadt diese Straßen sich ziehen würden, deren Häuser nicht zum Wohnen zu sein scheinen, sondern steinerne Coullissen zwischen denen man geht. Im Louvre und im Grand Boulevard bin ich heimischer fast geworden als im Kaiser-Friedrich-Museum oder in Berliner Straßen. Ich ging zuletzt (ich war sehr oft im Louvre) nur noch spazierend durch die Sammlungen und blieb immer wieder vor denselben Bildern stehen, die ich schon kannte und die ich mir sehr eingeprägt habe, indem ich sie jeden Tag schöner sah. Ich habe niemals so leicht Kunst verstehen können. Zum ersten Mal bekam ich eine Vorstellung vom französischen Rokoko – von Fragonard, der der kühnste und sinnlichste unter diesen Malern ist. Boucher, Watteau, Chardin und viele unbedeutendere füllen da die Wände in der Größe von 2 m. Ich gehe häufig durch den Saal, allmählich gewöhne ich mich, die Bilder zu isolieren und sehe sie dann beim nächsten Male schon von weitem.

Die Verehrung unserer Zeit für Greco ist kein leerer Schwindel. Zweimal ging ich durch Bildersammlungen, fand

mich vor ein Bild gerissen und es war Greco. Einmal in der Berliner Galerie Köster (sie wird im Juni von der fr. St. be-
sichtigt – gehen Sie doch hin!) und einmal im Louvre, wo das
königliche Bild Ferdinands des Ersten hängt, schwermütig
und pathetisch. Greco ist der pathetischste Maler den ich
kenne (pathetisch natürlich ohne Leere).

Auf dem Grand Boulevard kannte ich die Läden, die Licht-
reklamen, die Menschen als ich Paris verließ. In der Oper
sah ich das altmodischste Ballet, das sich denken läßt, das
uns nicht mehr künstlerisch berührt, aber ich bewunderte die
individuelle Zucht der Tänzerinnen, die ich in Berliner
Opernaufführungen nie so bemerkte. Im Foyer sah ich die
schönsten Toiletten – in Paris schminken sich übrigens auch
die vornehmsten Frauen.

Als ich dann wieder in Freiburg war, glaubte ich ein vier-
tel Jahr fort gewesen zu sein – aber Paris liegt so wundervoll
abgeschlossen hinter mir, daß ich keine Unzufriedenheit
fühlte, vielmehr die Freude, daß sich ... alles so gut beendete.
Im Brand steht das sehr wahre Wort, das Sie natürlich hier
nicht so feierlich verstehen dürfen:

Glück wird aus Verlust geboren
ewig bleibt nur, was verloren.¹

Inzwischen war hier manches anders geworden. Vor allem:
Sommer. In Paris war es meist kühl. Sehr schön war es vori-
gen Sonntag, als ich in der Hitze oben auf einem Berg an-
komme und plötzlich im Ausblick beschneit den Feldberg vor
mir habe.

Unsere Abende, von denen ich Ihnen schrieb, haben sich
auch geändert. Herr Keller, der sie leitete, hat sich zurück-
gezogen. Da er viele Menschen anzog sind wir jetzt ziemlich
allein und befinden uns besser, weil vorher der Kreis nicht
groß und nicht klein genug war, um Geselligkeit möglich zu
machen. Ich spreche dort manchmal über Spitteler, oder lese
Aufsätze von Wyneken vor. Sein neues Buch: „Schule und
Jugendkultur“ ist bei Diederichs jetzt erschienen. Heute be-
stelle ich es.

Für den „Anfang“ werbe ich hier, habe einen neuen Mit-
arbeiter gewonnen und bin ziemlich zuversichtlich für die

Zukunft. Es ist so wichtig, daß hier unsere Ideen endlich frei werden von der Dogmatik, die ihnen äußerlich anhaftet: das ist es im Grunde, was ich von der Zeitschrift erwarte. Ob man in Berlin auf dem durchaus richtigen Wege ist, weiß ich nicht – mit Befremden höre ich, daß [Wilhelm] Ostwald (!) im nächsten Heft einen Leitartikel schreiben soll. Was hat, um Gottes willen, Ostwald mit dem „Anfang“ zu tun!

Der „Anfang“ immerhin hat mich nun auch wieder in die freie Studentenschaft hier hineingetrieben. Ich darf mir in diesem Semester keine zu hohen Ziele setzen; wie ich Ihnen schon schrieb ist die Organisation hier unsicher. Nichts weiter soll geschehen, als daß aus der Abteilung am Ende des Semesters einige Leute gehen, die uns soweit verstanden, daß sie den „Anfang“ abonnieren, wenn auch zuerst vielleicht noch mehr aus Achtung (die sie jedenfalls empfinden sollen) als aus Interesse. Ich habe hier nur einen treuen und tüchtigen Helfer.

Auch ich denke an die „Mitjugend“ in dem Sinn, in dem Sie schreiben, aber meine Arbeit ist hier eben unpersönlicher, abstrakter als in Berlin, wo ich mehr, wo ich jüngere Menschen kannte. Hier habe ich in den ersten seltsamen Wochen des Semesters den einen jungen Menschen² kennen gelernt, von dem ich Ihnen schreibe, seitdem arbeiten wir zusammen. Aber auch unsere Bekannten schon sind „reif“, haben schon zuviel Leben hinter sich, daß sie kaum mehr unmittelbaren Zugang zu Ideen haben, höchstens viel Sympathie, die uns folgt. Aber dann ist die große abstrakte freistudentische Masse da, an deren Geschichte man einfach *glauben* muß ohne daß oft ein einzelner Student uns unsere Arbeit durch nahes Verständnis bewährt.

Daher entschloß ich mich so schwer zur Neugründung der Abteilung, tue es nun doch für den Anfang und erwarte was daraus wird mit großer Fassung.

Zu dem, was Sie schreiben: woraus sind diese schönen Worte „voll Weite, Glück und Wind“. Ich erinnere mich, sie gelesen zu haben und weiß durchaus nicht, wo?³

Hören Sie zum Schluß, da ich nun einmal Philosophie

studiere – zwar nichts von Philosophie (ich lese Kant, Schiller, Bergson für Seminarien) – aber von Philosophen.

Gestern geschah es zum ersten Mal solange ich studiere, daß ich mich in einem kleinen Kreise von Fachphilosophen fand, eingeladen zum Empfangsabend bei einem Privatdozenten⁴. Dies ist ein groteskes Schauspiel gewesen, von innen und außen. Innen, das bin ich: ich fühle mich natürlich ganz unzüchtig, weil ich zwar viel philosophiere aber dies ist bei mir doch ganz anders: mein Denken geht immer wieder von meinem ersten Lehrer Wyneken aus, kommt immer wieder dahin zurück. Auch bei den abstrakten Fragen sehe ich im Gefühl immer die Antwort in ihm vorgedeutet. Und wenn ich philosophiere, so ist es mit Freunden, Dilettanten. Also völlig verlassen unter diesen Menschen, die mit etwas mehr Bedacht (vielleicht?) und mehr Wissen, denn sie haben schon ausstudiert, reden.

Aber nun von außen ist es doch ebenso seltsam. Ich habe kaum etwas so heiter Tragisches gesehen! Hier im Gespräch, wo sie sich natürlich offener, freier als Persönlichkeiten, jeder als der Denker, der er ist, bewegen: da sehe ich die kindliche Ursprünglichkeit, mit der jeder von vorn anfängt. Die „Schulen“, denen ich in den Zeitschriften begegne und von denen man weiß, lösen sich in lauter Einzelmenschen auf, die sich fröhlich oder erbittert bekämpfen. Leute, die nach außen, im Colleg, Rationalisten sind, sagen gestern: das ist ja alles gleich; Ideen brauchen wir, produktive Ideen! Sie sehen diese Lebendigkeit und dabei immer das Streben zur „Wissenschaft“, und dagegen wieder der Drang, eine Idee zu fassen, die unser Leben heute weiterführt.

Ich hielt mich sehr zurück und stütze mich nur auf den Trost: manche unausgedachte Gedanken, immerhin: von denen ich weiß, daß es *Gedanken* sind, habe ich im Hinterhalt. Dann fand ich auch einen älteren Studenten, der viel von Philosophie wußte und mit dem ich mich im Gespräch verständigte. Aber mein tragisches Schicksal verfolgt mich: im Hauptfach war er Historiker!

Bitte entschuldigen Sie einen Brief von so Vielerlei. Aber soll er schön einheitlich sein, dann müßte ich Ihnen viermal

die Woche schreiben wie Herrn Sachs, der gestern 28 (!) Seiten von mir bekam.

Entschuldigen Sie auch meine schlechte Schrift – ich schreibe auf Bogen, die mir ungewohnt sind – und warten Sie mit Ihrer Antwort bitte nicht, bis Sie den „Dialog über die Religion“ haben. Zwar bekommen Sie ihn, doch ich fand immer noch nicht Zeit, den zweiten Teil typen zu lassen.

Herzlich grüßend Ihr Walter Benjamin

1 Schlußverse des 4. Aktes.

2 Heinle.

3 Der Vers ist aus dem dritten Teil von Rilkes „Stundenbuch“.

4 Richard Kroner.

16 *An Herbert Belmore*

Freiburg [7. 6. 1913]

Lieber Herbert!

Dieser Brief erreicht Dich von der Höhe der Ereignislosigkeit. Ich habe nämlich in diesem Semester nur inhaltliche (um nicht zu sagen inhaltvolle) Briefe geschickt, fühle mich aber endlich verpflichtet, die Sache mir weniger leicht zu machen, Euch also von gleicher Höhe her zu erwidern. Ich ertappe mich also im Zustand vollständiger Seelenlosigkeit und versuche:

Hier ist sehr schönes Wetter – – – – jetzt schon nicht mehr, es ist etwas wolkiger. Wie ist die Prognose für morgen? (Antworte umgehend!) Neulich – Anfang Juni – gab man im Stadttheater noch die zuckersüße „Maienkönigin“ von Gluck. Die Kulisse hatte Frau Oppler Leyband [?] gemalt. Am besten spielte der Philinth. – Nachher tanzten die drei Schwestern Wiesenthal (außer Grete).

Ich aber las gestern an einem literarischen Abend ein wenig Rilke vor, außer diesem lasen Keller und Heinle. Du weißt noch nicht, wie Heinle dichtet; höre sein Letztes:

Portrait.

Aus gelben Linnen steigt gebräunt und klar
Der schmale Hals grad. Aber sehr bewußt
Verschenkter Feste sinkt versengtes Paar
In schönen Bogen zu geschweifter Lust.
Wie dunkle Trauben springt der Lippen Paar
Vor jäher Reife zu bewegter Brust.

Natürlich ist dies Manuscript! Liest Du Ludwig Strauß' herrliche Gedichte in der „Freistatt“?¹

Schicke mir doch das *Manusk.* Deines *Vortrags* in der *Abt. f. Schulr[eform]*. War er gut besucht?

Heute abend sehe ich vielleicht Tegernseer Bauern: Die Medaille, erster Klasse.

Heute nachmittag fing ich eine Novelle an zu schriftstellern mit dem schönen Titel: Der Tod des Vaters. Vorwurf: ein junger Mann verführt bald nach dem Tode seines Vaters das Dienstmädchen. Wie dann diese beiden Ereignisse zusammenfließen und eine Schwere die andere (Schwangerschaft des Mädchens) in der Wage hält.

Der Stoff ist aus dem Leben von Herrn Manning, das ich in Mitternachtsstunden ab und zu nach dieser oder jener seiner unendlichen Dimensionen kennen lerne. Kellers neuer Roman geht jetzt sehr langsam vorwärts, was aber geschrieben ist, ungefähr 10 Druckseiten, ist gut. Neulich war ich zum jour beim Philosophen [Richard] Kroner und war hoffnungslos unzünftig in dem Kreise der Fachleute. Ich lernte ein Exemplar einer bisher mir fabelhaften Gattung kennen, ca 26jährige Jüdin, die Kunstgeschichte studiert und 3 Kategorien von Kunsturteilen hat: wundervoll, süß, großartig.

[Jonas] Cohns Seminar über die „Kritik der Urteilkraft“ und Schillers Ästhetik ist chemisch gedankenrein. Man hat nicht mehr, als daß man die Schriften liest. Später einmal werde ich über sie nachdenken. In Rickerts Seminar sitze ich auch da und knabbere meine besondere Wurst. Nach dem Seminar gehen dann Keller und ich ins Marienbad und sind uns einig und glauben mehr einzudringen als Rickert. In seinem Colleg ist jetzt das literarische Freiburg; er liest augenblicklich als Einleitung in seine Logik eine Skizze sei-

seines Systems, welches eine vollkommen neue philosophische Disziplin begründet: Philosophie des vollkommenen Lebens. (Die Frau als seine Repräsentantin) So interessant wie problematisch.

Betrübt schließe ich in der Erkenntnis, daß auch dieser Brief einzelne interessante und inhaltliche Stellen enthalten wird.

Grüße Willi. Gruß. Grüße Franz.

Grüßend Dich

Dein

ich: Walter

Benjamin (d. h. ich).

¹ Einer jüdischen Zeitschrift. Gemeint sind die Gedichte in Band I, S. 118–120.

17 *An Herbert Belmore*

[Freiburg] 23. Juni 1913

Lieber Herbert,

es will mir höflich scheinen, Dir wieder einmal zu schreiben, – obwohl *Du* die letzte Nachricht von mir empfindest. Aber ich fülle damit einige Minuten aus und entziehe mich so anstrengenderer Arbeit. Es fehlt uns ein Gesprächsthema – nicht wahr? – So daß ich jedesmal unverhältnismäßig viel Geist konzentrieren muß, um an Dich zu schreiben.

Diesmal sei es ein Hinweis auf Hauptmanns jugendhaft göttliches Jubiläumsdrama. Daß eine solche unsterbliche und fröhliche Schöpfung entstehen konnte und Hauptmanns Problematik nun endgültig zum großen Dichter und freien Menschen löst – das als einziges versöhnt mich mit dem Jubiläum, unter dem ich allerdings nicht gelitten habe. Wenn Du dies Drama noch nicht gelesen hast, dann erlebe nur möglichst bald eine der schönsten Stunden. Seit sehr langer Zeit – ich glaube seit Spitteler – hat mich Kunst nicht mehr geistig so erschüttert d. h. gehoben. Schön und erfreulich ist es, daß

man dies Stück verboten hat: eine historisch angemessenere Einsicht in seine Größe kann ich mir nicht vorstellen. Damit ist nicht nur ein Stück Vergangenheit, sondern Gegenwart rationalisiert.

Morgen schreibe ich an Wyneken. Ich wiederhole ihm auf das dringendste einen Vorschlag, den ich machte als ich von dem Verbot erfuhr und erst wenige Zeilen kannte: Das August-Heft des „Anfang“ als Hauptmann-Heft diesem Festspiel zu widmen. Die Jugend möge einer politisch verkalkten Öffentlichkeit antworten. Wir sind tätig: Heinle hat seinen Artikel über das Festspiel bereits [!] (pathetisch-agitorisch) ich schreibe morgen den meinigen: mein Gedankengang ist schon aufgezeichnet: Das Jahrhundertfestspiel oder die Jugend und die Geschichte¹. Ich glaube einiges Wesentliche zu sagen zu haben. Daß Ihr Berliner das Stück sogleich lest und unsern (Heinles und meinen) Plan für das August-Heft energisch unterstützt, darauf rechne ich fest. Ich bin nun einmal nicht in Berlin. Aber werden wir sobald wieder Gelegenheit finden, zu zeigen, was jugendliches Urteil in der Öffentlichkeit soll? Dieses Heft wird für die Sache wirken. Für unsere vor allem, auch Hauptmanns, es wird aktuell sein und viel gekauft werden! Schreibt Ihr, was Ihr über die Angelegenheit des Jahrhundertspiels zu sagen habt! Möglichst gründlich und zugleich möglich[s]t wenig technisch-ästhetisch.

Morgen wie gesagt schreibe ich Wyneken, spätestens übermorgen, jedenfalls so, daß ich ihm meinen und Heinle[s] Artikel beilegen kann. Dann erwarte ich baldige Antwort auch von Euch. Ihr werdet Euch mit Wyneken in Verbindung setzen und auch mit Barbizon. Uns ist die Sache so wichtig wie hoffentlich Euch.

Gestern schrieb ich hier einen Artikel „Erfahrung“². Vermutlich das Beste, was ich bisher für den Anfang schrieb. Er soll ins Septemberheft. Werbt! Werbt! Wir können garnicht wissen, *wie* viel wir bewegen. Unbedingt muß der „Anfang“ erhalten bleiben als erstes rein geistiges (nicht ästhetisches od. sonst wie) Blatt, dennoch fernstehend der Politik.

Ich muß schließen; wenn ich Dir sage, daß ich gegenwär-

tig in diesen Dingen lebe, verbunden mit weitem Gedanken zur Ethik des Intellektualism. u. s. f. so weißt Du auch persönlich das Wichtigste.

Was? Im August nach Gibraltar? Dann sehen wir uns ja nie mehr!

Salve, scriba, valeas

Walter.

¹ Erschien unter dem Titel: Gedanken über Gerhart Hauptmanns Festspiel, von Ardor, im Augustheft 1913 des „Anfang“.

² Erschien dort im Oktoberheft.

18 *An Herbert Belmore*

Freiburg, 23. Juni 1913

Lieber Freund, Dein Brief erheischt dringend Beantwortung. So schreibe ich und lasse mich nicht kümmern, daß ich schon heute vormittag Dir schrieb.

Adressen sind keine Illusion. Indem ich den vorigen Brief, auf den Du vor allem Dich beziehst, Franz schickte, war das nicht der gleichgültige Empfänger irgendeines gelehrten Theorems. Dieses muß ich schreiben, damit Du Dich erinnerst, daß ein Brief, dessen Schwall und Unklarheit Dich so sehr stört, nicht an Dich war. Ich schrieb diesen Brief und diese Sätze an Franz. Hätte ich diese Ansichten übrigens erst in reiferem Stadium ihrer Entwicklung – Dir geschrieben, so wären sie anders geformt. Für die Ansichten aber bin ich Dir natürlich Rechenschaft schuldig. Warum aber antwortete Franz nicht? Oder tat ers durch Dich? Ist er schon ebenso sicher wie Du? – Dann hätte ich mich getäuscht, da ich doch grade bei ihm tiefere Unklarheit und Zweifel, und also auch mehr Bereitwilligkeit voraussetzte als bei Dir. Dir, wie gesagt, wären diese Gedanken erst in entwickelterem Stadium vor Augen getreten. Aber das hilft nichts.

Lang wird dieser Brief wohl nicht werden, denn diese Zeilen sollen nur Dir die frühern klarer machen. „Herzlich“

aber (bei aller immanenten Herzlichkeit) kann dieser Brief auch nicht werden, lieber Herbert – sondern vielleicht ein bisschen polemisch. Denn ich möchte doch nicht, daß Du etwa im Herbst eine Überraschung erlebest, und daß doch etwa nicht alles was Du einem bösen Klima und der heillosen Entfernung zuschreibst, sich als vorübergehende Erscheinung erwiese. Zuvor erfahre noch, daß mir, der ich über diese Dinge nachgedacht habe, wenig damit gedient ist, daß Du mir „gereizte Notwehr“ diagnostizierst. Und über meine Stimmungen ist zu sagen: Laß diese ersten Freiburger Briefe nicht länger in Deiner Schublade nachwirken, als in meinem Gehirn. Jetzt bin ich zwar einmal sehr ernst[1]ich¹ gewesen – wie in Franzens Brief zu lesen – niemals aber „zum Tode betrübt“.

Und noch eins: Der Aufsatz „Romantik“ ist unverändert, wie Du ihn kanntest, gedruckt.²

Zur Sache: was Du über die Frau zuerst sagst, das ist im ganzen auch meine Meinung. „Je weniger wir durch die so üblen ‚persönlichen‘ Erfahrungen getrübt und verwirrt sind.“ Wie sehr das meine Ansicht trifft, wirst Du wissen, wenn Du meinen Aufsatz „Erfahrung“ kennen wirst. Und sehr schön sagst du „der Mann muß zart sein, muß weiblich werden wenn die Frau männlich wird.“ So fühlte ich schon lange. Auch Deine einfachen Formeln für Mann und Frau: Geist-Natur/Natur-Geist mögen wahr sein – ich allerdings vermeide hier konkret zu reden und spreche vom Männlichen und Weiblichen lieber: Denn wie sehr durchdringen sich beide im Menschen! Und so verstehst Du, daß ich die Typen „Mann“ „Weib“ für etwas primitiv im Denken einer Kulturmenschheit erachte. Warum bleiben wir allermeist bei dieser Teilung stehen (als Begriffsprinzipien? gut!) Aber wenn man Konkretes meint, so muß die Atomisierung viel weiter gehen, bis ins Einzelinste Individuum hinein. Europa besteht aus Individuen (in denen Männliches und Weibliches ist) nicht aus Männern und Weibern.

Wie weit die Geistigkeit des Weibes geht, wer weiß es? Was wissen wir vom Weibe? So wenig wie von der Jugend. Wir erlebten noch keine Kultur der Frau, so wenig wir eine

Jugendkultur kennen. Aber Du, Herbert, forderst das „unbedingte Ja“. Wer von uns ist nun eigentlich der Unbedingte? Ich, der ich sage: Ananke möge es gefügt haben, wie auch immer, der ich jede Wirklichkeit verleugne, die sich nicht der Idee fügt? Oder Du, der seine Meinung der Frau auf Wirklichkeit gründen muß und den dazu erforderlichen Weltplan Ananke in die Schuhe schiebt? „Es wäre ja Danaidenqual, das Unerlösbare erlösen zu wollen.“ Wir wissen von Unerlösbarkeit so wenig wie von Erlösbarkeit. Und unsere Erlösung geschieht durch die Liebe! – Aber, gewiß; Du magst es Danaidenqual nennen. Und sicher ist das Dasein der Menschheit Danaidenqual, welche einen unerdlichen, selbst-zweckhaften Geist zu erzeugen hat – und einst wird der Menschheitstod eintreten – oder auch nie. Beides gleich trostlos. Daß jenes „als-ob“ und die Erlösung des Unerlösbaren Weltsinn ist, den wir verhängen, das sollten wir doch von Wyneken wissen.

Aber: durch Deinen Brief geht schlecht verhaltene Entüstung über meine Ansichten über Prostitution – jedenfalls mache nur meine Gedanken dafür verantwortlich nicht andres. Die Ansichten kann ich Dir nun augenblicklich (wie niemals!) nicht beweisen. Aber zeigen kann ich Dir, daß Du selber Dich mit Unklarem begnügt, daß wir bei solchen Bequemlichkeiten wie erst Franz sie schrieb und nun Du, nicht stehen bleiben dürfen. Wirklich mir scheint, daß ich das Wesentliche schon schrieb.

Welchen sittlichen Sinn hat das Leben der Dirne?

Oder glaubst Du, daß wir um diese Frage herum kommen. Wir für uns – nicht wahr? – nehmen Sittlichkeit und Personenwürde in Anspruch. Aber wir sollen es wagen uns vor die Dirne zu stellen und nennen sie Priesterinnen, Tempelgeräte, Königinnen und Symbol. Du mußt wissen, daß mich das so sehr empört, wie Franzens „Mitleid“. Noch viel mehr. Denn mit diesem Mitleid, (das immer noch elend genug bleibt für den der mit ihr schläft – aber es kann wenigstens ehrlich sein) ist die Dirne doch noch sittlicher Mensch. Und der hat noch mehr Gewissen, der sie zum Sittlich-Schlechten macht als der, der sie unmenschlich, unsittlich macht. Irgend

ein schönes Ding ist Dir die Dirne. Du achtest sie wie die Mona Lisa, vor der man auch keine gemeine Gebärde macht. Aber Du denkst Dir nichts dabei, tausende von Frauen zu entseelen und sie in die Galerie der Kunstwerke hinüber zu schieben. Als ob wir gar so kunstwerksam mit ihnen verführen! Sind wir ehrlich, wenn wir die Prostitution „poetisch“ nennen. Ich protestiere im Namen der Poesie. Und unendlich bequem sind wir, wenn wir glauben mit subjektiven Selbst-Erhebungen der *Dirne* einen Lebenssinn geben zu können. – Ich möchte, Du sähest den schalen Ästhetizismus in dem was Du schreibst. Du selber willst nicht auf Menschlichkeit verzichten. Aber doch soll es Menschen geben, die Sachen sind. Du privilegierst Dir die Menschenwürde. Das andere sind schöne Dinge. Und warum? Damit wir eine edle Geste für unedle Taten haben.

Wenn wir selber sittlich sein wollen, wenn wir zugleich die Prostitution anerkennen wollen, so gibt es nur eine Frage: Welchen sittlichen Sinn hat das Leben der Dirne? – Indem es ein sittlicher ist, kann es kein anderer sein, als der unsres eignen Lebens. Denn Du fragst noch zu schüchtern: „Entweder sind alle Frauen Prostituierte oder keine?“ Nein: „Entweder sind alle Menschen Prostituierte oder keiner.“ Nun, antworte wie Du willst. Ich aber sage: wir alle sind es. Oder sollen es sein. Wir sollen Ding und Sache sein vor der Kultur. Wahrlich: Wenn wir selber so eine Art privater Persönlichkeitswürde uns reservieren wollen, so verstehen wir nie die Dirne. Aber wenn wir selbst all unsere Menschlichkeit als ein Preisgeben vor dem Geist empfinden und kein privates Gemüt, keinen privaten Willen und Geist dulden – so werden wir die Dirne ehren. Sie wird sein was wir sind. Jetzt wird das, was Du dunkel meinst mit „Priesterin und Symbol“ wahr werden. Die Dirne stellt dar den vollendeten Kulturtrieb. Ich schrieb: sie vertreibt die Natur aus ihrem letzten Heiligtum, der Sexualität. Wir wollen eine zeitlang schweigen von der Vergeistigung des Geschlechtlichen. Diesem köstlichen Männerinventar. Und wir reden von der Vergeschlechtlichung des Geistigen: Dies ist die Sittlichkeit der Dirne. Sie stellt im Eros die Kultur da[r], Eros der der gewaltigste Individualist,

der kulturfeindlichste ist, auch er kann pervertiert werden, auch er der Kultur dienen.

Damit glaube ich meine Meinung kurz und klar gesagt zu haben. Ohne sie verstehen zu wollen, kannst Du sie nicht verstehen, sondern -. Die Jammerleute [?] reden von „Verherrlichung des Dirnentums.“ Sie haben einen guten Instinkt.

Ich aber höre vielleicht von Dir, daß Deine merkwürdige Koordination (einmal) poetisch dann priesterlich - im Grunde dieses meinte.

Dein Walter

PS Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!

Was Deine „chaotische Schamlosigkeit“ heißt, weiß ich nicht - Du hast wohl nur wenig von meinem letzten Briefe verstanden.

2tes PS Heute früh erhielt ich einen Brief von Franz; damit gilt alles vorstehende auch für ihn. Mit gleicher Post kam ein Brief von Wyneken „betreffend die weibliche Psyche stimme ich mit Ihnen überein: „als ob“. Biologisch-psychologisch ja, das mag Gott wissen.“

Denkt über die Schriften Wynekens, der vorläufig noch uns allen überlegen ist, nach.

Mit ihm werde ich gelegentlich Eure Briefe besprechen.

¹ Vielleicht ist aber „fröhlich“ zu lesen.

² Im „Anfang“, Juni 1913.

19 *An Herbert Belmore*

3. Juli 1913

Lieber Herbert,

nichts sollte Dich kränken in meinem Brief. Daß ich Dir erst entwickeltere Gedanken geschrieben hätte ist keines - Kränkung oder Ehre - sondern ein Instinkt meines Verstandes. Nur - um gotteswillen - eröffnet keine Geheimniskrämerei

mit meinen Briefen: nach wie vor geht Alles an Euch alle. Und damit gut!

Nicht ersparen kann ich Dir diesen Schmerz: auch meinen letzten Brief hast Du nicht verstanden. Aber keine neuen Widerlegungen. Nachdem ich vieles erwogen, beschloß ich, Euch auf eine Novelle zu vertrösten, die ich augenblicklich schreibe. Wenn sie gelingt, so werdet Ihr sie erhalten; und vielleicht in sehr versch[w]iegner Sprache verstehen, was ausgesprochen unverständlich zu sein scheint. Das wird besser sein als hoffnungslose Briefeklärungen. Nur dies: stets handelte es sich für mich darum: schon der *jetzigen* Prostitution einen *absoluten* Sinn zu geben. Magst Du dies übereilt nennen! ich denke nun einmal nicht anders. Und schließe bis auf mündliche Besprechung oder bis die Novelle kommt mit den schönen Worten der Marion aus „Danton's Tod“: „Es läuft auf eins hinaus, an was man seine Freude hat, an Leibern, Christusbildern, Weingläsern, an Blumen oder Kinderspielsachen; es ist das nämliche Gefühl; wer am meisten genießt, betet am meisten.“

Aber: *sich freuen können* und zu tun, als sei man freundlich – dies ist die hohe Tugend der Dirne. So deute ich Marion – sonst magst Du ihre Worte getrost für Dich beanspruchen.

Daß Du mir aber das zutraust: der Mann soll sich bei der Dirne befriedigen, damit er frisch gestärkt (und friedlichkeit) an seine Arbeit geht! Häl[t]st Du mich für einen Botokuden?

Wegen eines Hauptmann-Heftes setze Dich mit Barbizon in Verbindung. Nach langen Erwägungen sind die Gründe pro und contra für mich gleich stark. Bei Barbizon wirst Du Heinles und meinen Artikel über das Festspiel für die nächste Nummer finden. Desgleichen meinen Artikel „Erfahrung“. Die Hauptmann-Artikel jedenfalls sind schon jetzt Fundament einer Besprechung mit Barbizon: ich verwies ihn auf Dich – wie Dich auf ihn.

Wie froh ich bin, keine Zeitungen zu lesen: wenn mir der Schmutz wegen Hauptmanns oder des Anfangs einmal durch Euch zu Gesicht kommt.

Von Freiburg ein wenig (aus Pflichtgefühl).

Endgiltig ist Heinle der einzige Verkehr von Studenten geworden, den ich wirklich persönlich führe. Keller ist jetzt neurasthenisch – selten sehen wir uns und dann sprechen wir mit Bewußtsein vorsichtig. Neulich wurde ich Zeuge einer furchtbar peinlichen Szene, in der Freiburger Klatsch zwischen Manning, Englert und Keller ausgetragen wurde – Beleidigungen, Verdächtigungen u.s.w. Dinge, die man schriftlich garnicht ohne viel Gewäsch wiedergeben kann. Daß Heinle und ich garnichts hiermit zu tun hatten – sondern von beiden Parteien als Unbeteiligte geachtet werden, mag Dir für unsere sichere und gänzlich isolierte Stellung zeugen.

Zu unsern treuen Gästen am literarischen Abend und in der Schulreform u. am Dienstag gehören 2 ältere Studenten, die an Wyneken und uns in rührender Weise beginnen, ihren geistigen Menschen aufzubauen, ernst und unentwegt. Die eine von ihnen ist vielleicht nicht einmal klug. Die Abende für Schulreform (8–10 Besucher) sind ständig auf hohem Niveau. Wesentlich ist, daß Abend für Abend Wyneken besprochen wird, daß wir mit unsrer unbedingten Schülerschaft nicht hinterm Berge halten – daraus folgt alles.

Neulich lernte ich eine Studentin aus Essen hier kennen, die Benjamin heißt. Wir machten einen Spaziergang auf den Schönberg, den ich erst in diesem Semester entdeckte und der einer der schönsten Gipfel ist die ich kenne. Nächstens will ich nachts mit Heinle hingehen.

Wir sprachen vielerlei unangestrengt und fröhlich – jedesmal wenn ich an diesen Spaziergang denke, merke ich, wie sehr mir hier Menschen fehlen. Denn Heinle ist eben der einzige.

Solchen Spaziergang machte ich einmal mit der Schwester von Wolfgang Brandt, die nicht schön ist aber ein bräunlich feines Gesicht hat. Am Sonntag über 14 Tage werde ich mit ihr (und leider noch einem Scheusal von Studentin) eine Tour auf den Plauen machen.

Willst Du wissen, daß gestern hier Versammlung wegen Hauptmann war? Es war schändlich. Ein philosophisch ge-

bildeter Banause schwatz[t]e Unsinn ohne Ehrerbietung. „Und speziell wir Breslauer hätten gewünscht, daß . . . (die Stadt Breslau als Mutter der Bewegung auch vorgekommen wäre)“ „Man umgeht nicht ungestraft die geliebten Anekdoten u. Erinnerungen des Volkes“ sonst – u. im Ganzen natürlich dafür. Pfui Teufel!

In der Diskussion: Keller. Schlecht aufgelegt – man merkte, daß er wirken wollte. Es gelang nicht – man rumorte. Heinle und ich trampeln. Umgeben von Scharrenden. Im übrigen sprach Keller die einzigen hoffnungslos vernünftigen Worte. Ich sagte zu Heinle: „Wenn ich diese Menschen hier im Saal näher kennte – ich müßte doch empfinden: soviel Menschen, soviel erbitterte persönliche Feinde.“

Ich schließe: unsere Arbeit geht vorwärts – ich arbeite einige Philosophie (nicht sehr viel, leider) lese Heinrich Manns: kleine Stadt, die flüchtige Lobpreisungen verbietet – und versuche mich an meiner 2^{ten} Novelle.

Dein Walter.

20 An Carla Seligson

Freiburg, den 8. Juli 1913

Sehr geehrtes Fräulein Seligson,

Haben Sie Dank für Ihren Brief. – Er traf mich nicht unvorbereitet hier in Freiburg. Was Sie schrieben und was ich hier erlebte, das fasse ich in die Eine Frage: Wie retten wir *uns selbst* aus dem Erlebnis unsrer zwanziger Jahre?

Vielleicht wissen Sie nicht, wie sehr Sie recht haben – aber wir merken wirklich eines Tages, daß uns etwas genommen wird (nicht, daß wir es zu lange hatten, aber daß man es uns nicht mehr läßt). Wir sehen all die um uns, die das Gleiche einmal erlitten und sich in Kälte und Überlegenheit hineinretteten. Wir fürchten garnicht etwas, was wir erleben, sondern die verzweifelte Folge: daß wir danach erstarren, eine

ewig gleiche und feige Geste annehmen. Ich erinnere mich in diesen Tagen oft an Hofmannsthals Verse:

„und daß mein eignes Ich, durch nichts gehemmt
herüberglitt aus einem kleinen Kind
mir wie ein Hund, unheimlich stumm und fremd“¹

Nicht wahr? jetzt handelt es sich für uns darum, ob dieses Wort ganz wahr werden soll, und ob wir uns selbst zu solchem Dasein entschließen müssen, nur um uns zu wehren vor den andern, die auch so „unheimlich stumm und fremd“ sind.

Wie können wir uns treu bleiben, ohne grenzenlos hochmütig und überspannt zu werden? Man verlangt von uns unpathetische Einpassung und wir sind ganz lächerlich in unserm Allein-Sein, das wir bewahren wollen – und das können wir nicht begründen.

Dieses fühlte ich, als ich aus dem gewohnten Kreise Berliner Freunde hier herüber kam; ich fand Distanzierung, Mißverhältnisse, Nervosität – ich habe jetzt zum ersten Mal die Einsamkeit kennen gelernt, ich machte sie mir zur Lehre: indem ich 4 Tage allein durch den Schweizer Jura eine Wanderung machte; ganz allein mit meinem angestregten Körper.

Ich kann Ihnen noch nicht sagen, bis zu welcher Ruhe ich dieses Alleinsein gebracht habe. Aber wenn ich Ihnen in meinem ersten Brief so sehr mein Zimmer mit seinem Fenster auf den Kirchplatz hinaus pries, so bedeutet das nichts andres, als eben diese Ruhe.

Ich trennte mich hier ganz von einem Menschen² wegen dessen ich her gekommen war; denn er wollte mit 22 Jahren der 40jährige sein, wie viele der geistigsten jungen Menschen um uns. Es ist auch sehr wahr, daß ich mit 20 Jahren jetzt nicht die geringste Gewähr für den Erfolg eines Lebens habe, wie ich es jetzt führe: sehr mit der Unterstützung des „Anfang“ mit Abteilungsorganisationen beschäftigt und getrennt von meinen Freunden. Diese bekamen in den ersten Freiburger Wochen Briefe, die ungleich, verwirrt, manchmal niedergeschlagen waren, und an 2 Tagen hier in Freiburg war ich ganz vollendet unglücklich.

In den letzten Wochen also habe ich sehr ruhig für den

„Anfang“ gearbeitet. Im nächsten Heft werden Sie von mir „Gedanken über Gerhart Hauptmanns Festspiel“ lesen, im Septemberheft einen Aufsatz „Erfahrung“.

Vor ein paar Tagen besuchte mich hier mein Vater, und ich war überrascht, wie sehr zurückgezogen und freundlich ich war. (Mein Vater steht natürlich meinem Wollen fremd gegenüber). Ich versichere Sie daß dies ohne allen Hochmut so ist.

Wie kommt es? / Neulich sah ich auf der Straße einen Schuljungen. Ich dachte: für den arbeitest du jetzt – und wie fremd ist er dir, wie unpersönlich deine Arbeit. Indem sah ich ihn noch einmal an. Er trug Bücher in der Hand, hatte ein offnes kindliches Gesicht, nur von einer leichten Schulbetrübnis überzogen. Er erinnerte mich an meine eigne Schulzeit: garnicht abstrakt, garnicht unpersönlich mehr schien mir meine Arbeit am „Anfang“.

Ich glaube wirklich, wir werden zum zweiten Male in unsrer Kindheit heimisch, die zu vergessen uns diese Tage lehren wollen. Wir müssen nur ein wenig unbekümmert um diese schwierige Gegenwart und um uns selbst ein vernünftiges Allein-Sein leben, wir werden uns ganz fest auf die Jugend verlassen, die die Formen für die Zeit zwischen Kind und Erwachsenem finden, schaffen wird. Diese Zeit leben *wir* noch ohne Formen, ohne gegenseitiges Sich-Tragen – eben: allein. Ich glaube aber, daß wir eines Tages sehr frei und sicher unter die andern gehen dürfen. Weil wir wissen, daß diese in ihrer Menge so wenig „unheimlich stumm und fremd“ sind wie wir selbst. Woher wissen wir das?

Weil wir die Offenheit und Herzlichkeit von Kindern, die später auch 20 Jahre sein werden, vorbereiten wollten.

Denken Sie an die heimlich-edlen Gesten der Menschen auf den Bildern der Früh-Renaissance.

Möge es Sie nicht verstimmen, wenn ich mit diesen Worten, die ich nur von mir aus sagen konnte, nichts traf, was Ihnen wesentlich ist, wenn ich im Irrtum zu allgemein sprach.³ Aber auch Sie werden fühlen, daß alles darauf ankommt, uns nichts von unsrer Wärme zu Menschen nehmen zu lassen. Mag es auch sein, daß wir sie für eine Zeit aus-

drucksloser und abstrakter bewahren müssen; sie wird bleiben und doch Gestalt finden.

Seien Sie herzlichst begrüßt!

Ihr Walter Benjamin

¹ Terzinen I (Über Vergänglichkeit).

² Philipp Keller.

³ Carla S. hatte ein schweres Erlebnis gehabt, von dem sie in ihrem Brief am 2. Juli geschrieben hatte.

21 *An Franz Sachs*

11. Juli 13

Lieber Franz,

sicher haben wir allen Grund, uns über die dritte Anfang-Nummer zu freuen; Barbizon erhielt meine Kritik schon. Die Nummer eignet sich alles in allem sehr zur Propaganda, ist zugleich aber doch sicherer und interner als die vorherigen. In Deinen Einzelurteilen gebe ich Dir Recht bis auf Heinle. Es genügt doch, daß sein Aufsatz, wie Du zugibst, charakteristisch ist – wie oft haben wir auf der Schule ungesagt jenen maßlosen Zorn gefühlt, der hier ausgedrückt ist. Als Ausdruck dieser Stimmung hat Heinles Aufsatz¹ sein gutes theoretisches (und hygienisches) Recht. Er gibt nicht Tatsachen sondern Gefühle. Wynekens Redaktionsbemerkung besteht gleichwohl zu Recht. – Aber Du sprichst von einem „herauszubildenden Ton“ des Anfang. Wir werden uns hier wohl einig sein: aber allgemein muß man sich hüten, allzu bestimmte Begriffe von dem was Jugend und Anfang ist, mitzubringen. So schrieb ich auch Fritz Strauß² auf seine Kritik von Heft 2.

Ich bitte Herbert, wenn möglich, mir jetzt schon seinen Aufsatz zu schicken; ich habe hohe Erwartungen und möchte ihn hier vielleicht in kleinem Kreise schon vor seinem Erscheinen im Anfang vorlesen. *Also soll er ihn bitte senden!*

Nun freut es mich sehr, und ich finde es sehr anständig von Dir, daß Du das 1. Präsidium³ in Berlin übernehmen willst. Hoffentlich wirst Du gewählt!

Bei der weitsichtigen Art, mit der ich solche Überlegungen anstelle und Konsequenzen bis in ferne Semester hinein bedenke, hatte ich ja keine durchgreifenden Gründe: weder abzulehnen noch anzunehmen. Nur weiß ich, daß ich jetzt so ein Semester für hoffentlich einigermaßen intensive philosophische Arbeit gewinne. Daß Du eins der Deinigen opferst, ist jedenfalls ein Ersatz für mein Wirken dort; und von der anderen Seite gesehen: es ist auch vernünftig, daß Du Dir (da Du nun einmal in Berlin studierst) so Dein Semester mit studentischer Tätigkeit einmal intensiv erfüllst. Einen Ratsschlag gebe ich Dir mit, simpel wie der eines morgenländischen* Weisen: sei immer klug bisweilen kühn.

Sicherlich können wir die Fr.St. jetzt auch ideell vertreten. Vielmehr, sie wartet förmlich darauf, daß die aus unserm Lager sich ihrer annehmen, wir werden von uns aus der Fr.St. eine Theorie bauen (im äußern Gewande des Zweckverbandes vielleicht, s. Kranold u.⁴ Kühnert „Wege zur Universitätsreform“). Daher wird es gut sein, wenn Du bisweilen eine kluge Kühnheit, einen wohl durchdachten Radikalismus manifestierst. Man muß immer im Grunde das Gefühl haben, daß Du zu reich an Einfällen (nicht an Launen) bist, um ganz berechenbar zu sein. Und wenn die p.p. Universitätsbehörden einen solchen unmaßgeblichen aber durchaus persönlichen Eindruck von Dir bekommen, dann wird das Deinem Wirken nur nützlich sein. — Mit großem Interesse las ich Deine Universitätsmitteilungen, aber — soweit ich von hier urteilen kann, — eine Candidatur Cohen wäre mir (von der Deinigen natürl. abgesehen) sehr einleuchtend. Sie ist ein durchaus resoluter Mensch und wenn jemand ihre Beziehungen zu Müller-Jabusch⁵ überwachte, so schiene sie mir sehr geeignet (wie gesagt, indem ich stetig Deine Präsidenschaft als das beste voraussetze) denn man darf eines durchaus nicht vergessen: die p.p. Universitätsbehörden werden eine junge Dame von der Freundlichkeit Frl. Cohens viel schwerer über den Löffel barbieren als Herrn Saturnus od. Schneider. *Soviel* Gewandtheit traue ich ihnen durchaus nicht

* besser wohl: griechischen (?)

zu; und sie werden die Intelligenz einer jungen Dame vielleicht in für uns sehr förderlicher Weise unterbewerten. – Im übrigen ist es mir natürlich viel lieber, wenn ich in München mit ihr zusammenarbeiten kann. Deiner Meinung bin ich auch: schon aus programmatischen Gründen ist eine Frau als Präsidentin der Berl. Freien [Studentenschaft] sehr wünschenswert.

Warum sind die Deutsch-Völkischen aufgelöst? Wegen des Flugblatts vom vorigen Semester?

– – Im Sommer fahre ich mit meiner Mutter einige Wochen in die Schweiz oder nach Tirol oder Italien. Anfang September od. Ende August denke ich in Berlin zu sein. Hoffentlich sind wir wenigstens in diesem Monat zusammen.

Das Schulreform-Rundschreiben beschleunige bitte, zugl. bitte ich Dich um Mitteilung, an welchen Freistudentenschaften es Abt. für Schulreform gibt, damit ich überall dorthin schicke. Morgen wahrsch. geht der Bericht an Euch ab, den in der Abt. zu verlesen ich Dich bitte.

Hier ist Hundewetter. Mittwoch in Basel gewesen. Ich sah die Originale der berühmtesten Dürerschen Graphik: Ritter, Tod u. Teufel, Melancholie, Hieronymus u. vieles andere. Zufällig waren sie ausgestellt. Erst jetzt habe ich eine Vorstellung von Dürers Gewalt und vor allem die Melancholie ist ein unsagbar tiefes ausdrucksvolles Blatt. Daneben überrascht die primitive Gewalt Holbeins des älteren. Endlich, das Größte der Gemälde dort, Grünewalds Christus am Kreuz, der mich diesmal noch viel stärker ergriff als voriges Jahr. Ich nähere mich immer mehr der dtsh. Kunst der Renaissance, sowie ich in Paris bemerkte, daß mich die italienische Frührenaissance berührte. Da ist ein Maler: Konrad Witz, seine Menschen sind alle wie Kinder in Kostümen erwachsen (von jenem unglücklich-sprechenden Ausdruck der Bauernkinder, die in den Trachten der Alten stecken.) Er malt einen unsäglich glücklichen Johannes, der doch von seinem Glück garnichts weiß: in sich hinein lächelnd wie ein spielendes Kind. Und ein Christoforus vom albernsten Lächeln, der einen kugelrunden kleinen Christus voll ebenso ausdruckslosen, aber gründlichem unbewußten Ernstes trägt.

Welti, Albert u. Keller. Damit sind meine größten oder vollkommensten Eindrücke benannt. Dabei das prächtige Spiel der Najaden von Bö[c]klin. 2 St. war ich dort.

Gestern habe ich bei Ungers in sehr hübscher Gesellschaft gelacht, wie lange nicht mehr. Frl. Brandt und noch eine stupide Dame (aber nüdlich) u. ein Herr waren anwesend. Die Scherze trugen sich zu angesichts der bibliophilen Bücherei Ungers, in schwarzen Gestellen viele weiße Pergamentbände und bunte Bücherrücken. Der Ton war durchaus erotisch frei und heiter (wie ich es wirklich sehr selten oder nie fand) Dr. Unger und seine Frau haben sich in ihrer Freiburger Studienzeit verlobt; das ermöglicht dies.

Ich las: Heinrich Manns Kleine Stadt, mit innigem menschlichem und artistischem Anteil.

Ich lese: die Nachtwachen des Bonaventura, die viel mehr sind als „Bildung“ – und den vorzüglichen Hyperion-Almanach von 1910. Dazu jetzt einen Aufsatz von Husserl.⁶ –

Neulich erhielt ich einen Brief von Carla Seligson, traurigen (aber nicht trostlosen) Inhalts, der schönste, den mir jemals jemand schrieb – einer der schönsten Briefe, die ich kenne. Es ist ein ganz außerordentlicher Mensch. Du wirst den Brief in Berlin sehen; da er fast inhaltlos ist, ist nichts zu berichten. Selbstverständlich (solltest Du sie einmal sehen) erwähnst Du nicht, daß ich Dir davon schrieb.

Viele Grüße! Dein Walter.

PS Entschuldige das ramponierte Couvert: ich lege noch folgendes für Barbizon bei, was er mir schickte. Gib es ihm, wenn Du ihn siehst!

1 C. F. Heinle, „Meine Klasse“. Im „Anfang“ 1913.

2 Klassenkamerad von W. B., der mit Franz Sachs und ihm das erste Semester, Sommer 1912, in Freiburg studiert hatte; geboren am 18. Nov. 1894, lebt in Tel Aviv.

3 Der Freien Studentenschaft.

4 Hermann Kranold und Herbert Kühnert, „Wege zur Universitätsreform = Wege zur Kulturbeherrschung“, Heft 3. München 1913.

5 Maximilian Müller-Jabusch (1889–1961).

6 Offenbar „Philosophie als strenge Wissenschaft“ im „Logos“ 1910.

Freiburg i. B., 17. Juli 1913

Lieber Herbert,

erst gestern abend kam ich von Freudenstadt zurück, wo ich am 15^{ten} mit meinen Eltern und Geschwistern zusammen war. Darum danke ich Dir erst heute. Für Brief und Buch. Der Titel wirkte auf mich nicht weniger abenteuerhaft als auf Dich: es ist ein Titel, der geradezu Mut macht, ein unbekanntes Buch, nicht nur zu lesen – auch zu kaufen. Ich danke Dir sehr dafür: nicht weil das Buch gute Gedichte enthält; es sind deren nur sehr wenige. Aber ich besitze jetzt ein Buch, das Dehmel in diesen Tagen herausgab – manche dieser „neuen“ Gedichte sind allerdings schon lange bekannt. Und so bin ich – im legitimen Besitze dieses Buches – ein wenig zur Ruhe gekommen über das Problem Dehmel. Ich kann nun nicht mehr anders als mit Mißtrauen künftig seine Bücher aufschlagen. Gestern abend noch las ich in der „schönen wilden Welt“ in der Erwartung nun endlich den einfachen schönen unproblematischen Dehmel zu finden. Was ich fand war zum großen Teil nicht einmal problematisch. Er meistert den Rhythmus. Aber seine Gefühle sind garnicht ungebrochen und gegen Realitäten gespannt, sondern fast *konsequent* entwickelt er die Gefühle. – Bitte aber bereue nicht im geringsten mich so beschenkt zu haben, so wenig ich es bereue, dies Buch zu besitzen. Im Gegenteil habe ich wie gesagt damit zum ersten Male einige Sicherheit gegenüber Dehmel.

Mein Bruder schenkte mir die Auswahl der 100 Gedichte von ihm. Ich kannte sie schon und beschloß, sie umtauschen zu lassen, weil ich damals wenig wertvollen Inhalt in ihnen fand. Wohlmeinende Verwandte beschenkten mich mit Kellermanns „Tunnel“¹. Er soll schlecht sein und ich werde mich vielleicht kaum entschließen ihn zu lesen. Denn ich bin pedantisch darin, mir nur gute Lektüre zu leisten.

Halms Buch² erhielt ich 2mal (Du siehst: die Furie der Konfusion bestürmt meine Bibliothek!) es bleiben: Hueber, Organisierung der Intelligenz.³ Kierkegaard: Begriff der

Angst. Manches werde ich selbst mir anschaffen. Du liest doch Kierkegaard in der Diederichschen [sic] Ausgabe; die andere Übersetzung ist unleidlich. Aber auch so wirst Du wohl kaum das Buch in einem lesen. Besonders im 2ten Teil wird es sehr schwer und dialektisch – wo ich denn auch abbrechen mußte. Ich glaube in wenigen andern Büchern kommt so hohe Kunst im Darstellen und in der Gesamtanschauung als Nebenprodukt zum Vorschein wie bei Kierkegaard. Er hat wohl einen melancholischen Zyniker in sich im Leben gewaltig bezwungen, um dieses „Entweder“ – vor allem das „Tagebuch des Verführers“ zu schreiben. –

In Freudenstadt las ich meinem Bruder einige Zeilen aus meinem Hauptmann Artikel vor. In diesem Augenblick tat es mir sehr leid, daß ich den Aufsatz nicht noch hatte lagern lassen und sofort Barbizon sandte. Ich merkte, daß damals mein eigener Anteil mich an einer breitem, lebhaftern Verarbeitung verhindert hatte. Alles schien zu genügen. Heinle ist kein Kritiker, der fehlt mir hier. Sicher wäre vieles besser geworden, hätte ich mir mehr Muße genommen. Wyneken hat recht. Ich bereue –

Lies bitte „Erfahrung“ meinen Aufsatz fürs Septemberheft. Genügt er nicht und ist er verbesserungsfähig, so schicke ihn mit Bemerkungen zu mir. Ab 30ten nach Freudenstadt, Villa Johanna. Denn Barbizon, der ihn annahm, ist ja garnicht kritisch. Längere Zeit will ich mich jetzt, bis etwa auf die Niederschrift einer Novelle, ganz rezeptiv in Kunst und Philosophie verhalten. Vor allem: nicht für den Anfang schreiben. Es besteht Gefahr, daß Gedanken, die ich noch nicht in den konkreten Konsequenzen beherrsche, mir selbstverständlich werden.

Heinle will ich auch gegen Wyneken verteidigen. Sein Gedicht ist schwer verständlich, auch nicht vollkommen. Es hat große Ähnlichkeit mit den Lizenzen, die Goethe sich im 2ten Faust gibt. Sein Jahrhundertfestspiel sollte ein Aufruf an die Gemüter sein und ist es. Er hat hier, nicht nur auf mich, Eindruck gemacht. Gedanken stehen nicht darin und gehören nicht in einen Aufruf, wenigstens nicht unbedingt.

Haltet Ihr einen Aufruf für unwürdig, verschmäht Ihr

ein Pathos, was man einmal unbegründet formt, so ist es strittig. Vielleicht denkt Wyneken so. Aber dann geht es gegen Heinles *Tendenz* und Unfähigkeit ist darum nicht zu konstatieren.

In Berlin werde ich Euch Gedichte von Heinle zeigen, die Euch vielleicht doch gewinnen. Wir sind hier wohl aggressiver, pathetischer, un-besonnener (wörtlich!) vielmehr: er *ist* es und ich fühle es nach, mit und bin es oft auch. Daher auch konnten wir uns nicht über Prostitution verständigen. (Doch wehe! Mißverständnisse drohn von Neuem –)

Was Du Franz sagtest, scheint für ihn nötig – für mich ist es erfrischend geradezu. Wie lange habe ich so etwas nicht gehört, da sich gar keine Ethiker in der Umgegend hier befinden. Dafür Zionisten.

Das Wichtigste: wirst Du nicht wenigstens gegen Mitte September wieder in Berlin sein? Denn Anfang Oktober muß ich nach Breslau – oder kommst Du mit? – und bin dann wohl nur noch bis gegen den 14. od. 17. in Berlin. Aber: Ich fahre im August mit meiner Mutter nach Tirol. Wir beabsichtigen vielleicht Oberitalien vor allem Venedig gegen Ende August. Es wäre ja herrlich – von allem Nutzen zu schweigen – wenn wir zusammen in der Academia sein können. Ich weiß noch nichts bestimmtes über unsre Pläne; aber wüßte ich, daß Du etwa am 20^{ten} in Venedig bist, so würde ich natürlich wenn nur möglich, Dich mit meiner Mutter dort treffen. Also berichte!

Damit Schluß!

Willst Du eine Vorstellung von mir für die letzten zwei Wochen, so denke Dir mich in meinem Zimmer, möglichst zurückgezogen, lesend.

Grüße auch Deine Eltern und Helmut⁴

Dein Walter

¹ Damals ein ausgesprochener „bestseller“.

² „Wege zur Musik“ (1913). August Halm (1869–1929), der Schwager Wynekens, war die musikalische Autorität des Wynekenschen Kreises.

³ Von Victor Hueber, erschien Leipzig 1910. Der Autor gehörte dem Kreis um Pfemferts „Aktion“ an.

⁴ Bruder des Adressaten.

Freiburg, 30. Juli 1913
(leider!)

Lieber Herbert,

hiermit erhältst Du den letzten Brief aus Freiburg. Am Freitag um 9 Uhr früh fahre ich ab; ich werde dann noch 8 Tage in Freudenstadt sein und schließlich mit meiner Mutter und wahrscheinlich auch mit meiner Tante Frau Joseephy¹ reisen. Zunächst wohl nach San Martino in Tirol. Aber auch an Venedig denke ich ernstlich für den Schluß der Reise, wenn ich Euch nun auch da nicht treffen werden [sic]. Übrigens gratuliere ich Euch zu Erich Katz als Reisegefährten. Auf unsrer italienischen Reise erfuhr ich, daß er der launloseste und liebenswürdigste Begleiter ist, den man denken kann. Also vorläufig im August werden wir ja noch in recht entfernten Gegenden sein aber – *wenn ich Zeit haben sollte* – will ich im September gern mit Willi und Dir nach Dresden herüber fahren.

Meine Reiselektüre ist abenteuerlich geplant. Weißt Du, daß ich mit nächstem anfangs die Kritik der reinen Vernunft mit Kommentaren zu lesen: also habe ich Kant und Riehl mit. Daneben will ich den Tunnel² lesen – nun doch – Kurt Pinthus empfahl ihn neulich in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“[“], übrigens gleich kritisch wie Du. Auch mit ein paar Inselbüchern habe ich mich umgeben; Du wirst Dich freuen, daß auch Stendhals „Römerinnen“ dabei sind; denn unter diesem anziehenden Titel entdeckte ich jene unmöglichen Erzählungen, die ungelesen zu Hause unter meinen Reclams stehen. Danach soll der Sturm versucht werden.

In den letzten Tagen las ich viel. Erstens in den frühern Jahrgängen des Logos, besonders Rickerts Aufsatz zur Logik der Zahl³, der hier unter seinen Schülern als sein Genialstes gilt und den man hier kennen muß. Guy de Maupassant: Unser Herz. Ein Roman mit unfäßlich schönen Sätzen, ich hätte manche auswendig lernen mögen. Einmal schreibt er „Und sie, das verlorne, arme, irrende Wesen, das keinen An-

halt hatte, aber heiter war, weil sie jung war . . .“ (!) auf dies besinne ich mich eben. Die Geschichte ist ganz einfach, fast abstrakt erzählt mit einer Psychologie, die die Menschen durch und durch sieht und trotzdem sie berührt wie die Hand eines gütigen alten Arztes. Jetzt erst hat der Name Maupassant für mich Inhalt und ich freue mich auf alles andre, was ich von ihm lesen werden [sic]. Von Hesse habe ich den Novellenband: „Diesseits“ auf dem Zimmer. Er kann sehr viel, wenn auch vielleicht nur das Eine: Landschaft zu geben, ohne sie zu beseelen und dennoch sie zum Mittelpunkt machen, nicht zur Staffage. Sein Schauen hält eine eigene Mitte zwischen der Kontemplation eines Mystikers und dem Scharfblick eines Amerikaners.

Daß es mir nicht schlecht gehen kann, wenn ich solche Bücher lese, weißt Du. Es geht mir aber noch viel besser. Allmählich habe ich es wirklich erfaßt, daß Sonne ist. Von einem altmeisterlichen Nachmittag in Badenweiler bekamst Du eine Karte. Auf der Rückfahrt fand ich unwillkommene Bekannte. Ein schwatzhafter Student (Rudolf Goldfeld) mit einem gewissen Frl. Seligson, welche ganz unangenehm burshikos war. Es ist doch Tatsache, daß nur wenige junge Mädchen mit Geist unbefangen sein können. Am schönsten Käthe Müllerheim.

Am Montag abend hatte ich mich für 10 Uhr mit Heinle auf dem Loretto verabredet, Heinle wollte einen Herrn mitbringen. Oben saßen wir in mäßiger Dunkelheit zusammen, Heinle, ich und der Herr, so daß ich ihn garnicht recht sehen konnte. Raketen eines verendenden Kinderfestes fuhren von der andern Hügelseite in den Himmel. Meist sprach ich mit Heinle – der Herr hörte mehr zu. (Du weißt, daß Dr. Wyneken für Breslau⁴ die Berichterstattung von der Frankf. Ztg. bekommt; er geht also hin) Ich besprach mit Heinle, wie man irgendeine Dankbezeugung für Wyneken in Breslau finden könnte. Es darf garnichts öffentliches sein; es ist Zeit, daß man ihm einmal anders gegenübertritt, als dem Gründer von Wickersdorf. Es muß sich um einen persönlichen Akt handeln. Ein Abend in kleinem Kreis (höchstens 12 Menschen – ich konnte aber von den nächsten nicht einmal 12 zählen)

scheint mir gut. Im Laufe wird einer einfach über ihn sprechen, dieses vor allem betonend: daß wir durch ihn in unsrer Zeit das Glück gehabt hätten, im Bewußtsein eines Führers aufzuwachsen.

Die Notwendigkeit, etwas zu tun, wird Dir jedenfalls auch klar sein. Und ebenso klar die Verfehltheit einer Öffentlichkeit, der er immer der stellungslose Gründer von Wickersdorf sein würde.

Nachher gingen wir noch im Walde und sprachen über die Güte.

Gestern kam Heinle zu mir und brachte mir zwei Gedichte, nicht von sich. Ich las sie und sagte: Das kann doch nur [Ernst] Blaß⁵ schreiben. Es war aber nicht Blaß, sondern Müller. Wir stellten fest, daß die Gedichte uns sehr lieb waren, daß sie auch weit hinaus gehen in die Freiheit der Rhythmik über Blaß (in Berlin sollst Du sie sehen). Müller war aber der Herr, mit dem wir zusammen gewesen waren. Seine Gedichte sprachen beide (alles andere von sich lehnt er ab und billigt nur 2 Gedichte) von Gladys, die in Paris lebt. Er selber aber ist der Sohn des Mannes, der den „Freiburger Boten“ redigiert, das ultramontane Blatt. Er sitzt am Tage in der Redaktion, artikelschreibend – er hat nur das Einjährige gemacht. Heinle telefonierte ihn gestern an, wir wollten wieder mit ihm zusammen sein. Auch heut abend sind wir es. Sehr schade, daß wir den Dritten, der zu zweien gehört, erst jetzt fanden. Wir brauchen keine Anstrengung, uns mit ihm zu verstehen; er spricht wenig, niemals Leeres und hat ein wirklich glühend starkes Kunstempfinden – auch Begriffe. Gestern stiegen wir von 10–12 1/2 im Wald herum und sprachen von der Erbsünde – wir fanden wichtige Gedanken – und vom Grauen. Ich meinte, daß Grauen vor der Natur die Probe auf wahrhaftes Naturempfinden ist. Wer kein Grauen vor der Natur empfinden kann, der weiß überhaupt nichts mit ihr anzufangen. Die „Idylle“ ist gar kein Naturgenuß – sondern eine Pseudo-Kunst-Naturempfindung.

Das Semester hat das fortissimo warmer tätiger Tage am Schluß – es tut mir leid zu reisen.

Dank für Deine Sendung. Deine Entwürfe⁶ gefallen mir

sehr – heut zeige ich sie Heinle, ich vergaß es bisher. Der mit dem armen schwarzen Schulknaben freilich noch besser als der David; wunderschön ist die bizarre Landschaft. Aber klüger (als Marke) wird der David sein, auch „positiver“ (Quatsch!). Weil der David einen harten, schläfrigen Ausdruck hat, der sehr schön ist, mag man ihn nehmen.

Wie ich zwischen Euch und Heinle vermittele, so zwischen Heinle und Euch. Heinle vermißt noch Rhythmik in Deinem Aufsatz. Ich drücke dies folgendermaßen aus: daß mir die sichere, fast klassische Art, „festzustellen“ etwas eines apotrophischen d. h. anredenden, den Einzelnen betreffenden Tones ermangelt. Was Du sagst scheint mehr für Erwachsene als für Junge. Der Aufsatz ist sehr gut (denn obiges sind nur Zweckerwägungen). Aber aus den angedeuteten Gründen weiß ich nicht, ob Du nicht lieber einen neutralern Titel nehmen sollst, der das programmatische stärker betont. Etwa: Vom (Zum) Gedankenkreis des „Anfang“.

Heinle braucht den Aufsatz noch zu Propaganda-Zwecken; er schickt ihn morgen oder übermorgen ab. Nämlich er bemüht sich hier mit geringer Aussicht auf Erfolg um einen Sprechsaal. Es sind Ferien – und die Wandervögel, die ihm am zugänglichsten sind, Individualisten.

Viele Grüße Dein Walter

1 Friederike J., eine Schwester seines Vaters, die W. B. in seiner Jugend unter den Verwandten am nächsten stand, nahm sich 1916 das Leben.

2 Von Bernhard Kellermann, erschien 1913.

3 Im „Logos“, 2. Jahrgang, Heft 1a (1911).

4 Gemeint ist die „Erste studentisch-pädagogische Tagung“ in Breslau, 6.–7. Oktober 1913.

5 Ernst Blaß (1890–1939), u. a. Herausgeber der später erwähnten „Argonauten“.

6 Belmore war Student der Innenarchitektur an der Kunstgewerbeschule in Berlin, zeichnete und malte daneben.

Freudenstadt, 4. August 1913

Liebes Fräulein Seligson.

Das Semester ist nun zu Ende, ich bin ein paar Tage hier mit meinen Eltern und Geschwistern und fahre dann mit meiner Mutter bis Anfang September nach Tirol – vielleicht können wir bei erträglichem Wetter nach Venedig. Der Abschied von Freiburg – von diesem Semester – ist mir schließlich doch schwer geworden, was ich so leicht von keinem der letzten Jahre sagen kann. Da war mein Fenster, das Sie kennen, mit der Pappel und den spielenden Kindern, ein Fenster vor dem man sich reif und erfahren fühlt, wenn man noch nichts geleistet hat, also gefährlich, aber doch so lieb, daß ich dort wieder wohne, wenn ich noch einmal nach Freiburg komme. Da war Herr Heinle, von dem ich weiß, daß wir über Nacht Freunde geworden sind. Ich las hier gestern abend seine Gedichte aus diesem Semester und finde sie, entfernt von ihm, fast doppelt schön. Endlich war es auch das Leben dort, das mit dem Ende des Semesters plötzlich schön und sommerlich bei sonnigem Wetter wurde. Die vier letzten Abende waren wir (Heinle und ich) stets über Mitternacht hinaus zusammen, meist im Walde. Mit uns immer ein junger Mensch meines Alters, den wir durch Zufall eben in den letzten Tagen kennen lernten, von dem wir uns sagten, daß er der dritte sei, der zu zweien gehört. Kein Student, sondern er hatte nur das Einjährige, arbeitet in der Redaktion seines Vaters, der die ultramontane Zeitung Freiburgs herausgibt.

Damit endigte dies Semester schön – ich weiß von ihm wie von keinem andern, daß ich es garnicht übersehe, sondern daß es in Jahren fruchtbar sein wird, etwa wie meine Pariser Reise vielleicht in Monaten.

Sie haben vielleicht von dem pädagogisch studentischen Kongreß gehört, der am 7. Oktober in Breslau sein wird. In den letzten Tagen erfuhr ich, daß ich dort reden werde; außer mir noch [Siegfried] Bernfeld, Leiter des Acad. Comités für Schulreform in Wien. Drittens ein Herr Mann, der zur

Gegengruppe gehört. Zum ersten Male werden auf diesem Congreß die beiden studentischen Richtungen sich begegnen, die zu Wyneken und auf der anderen Seite zu Prof. Stern (meinem Vetter) gehören.¹ In Breslau werden wir zum ersten Male die Schar (denn ich glaube, davon darf man reden) unsrer weitem Freunde übersehen. Bis zum Kongreß werden noch 3 Anfanghefte herauskommen; auch auf die darf man hoffen, soweit ich die Beiträge kenne. —

Nun muß ich Ihnen, so schwer es ist, noch antworten auf das, was Sie über die Form neuer Jugendlichkeit schreiben. Ich habe darüber nachgedacht, bis ich hoffte, einigermaßen klar das sagen zu können, was ich von jeher dachte. Es gehört schon nicht mehr im engen Sinne zu unserer Arbeit — es ist wohl Geschichtsphilosophie, aber was Sie sagen, beweist ja den Zusammenhang mit unserm nächsten Gedanken.

Werden wir mit unserm Wollen dem jungen Menschen, dem Einzelnen, das Geringste nehmen? (Werden wir ihm — diese Frage ist noch ernster — das Geringste geben?)

Aber vor allem: wird eine neue Jugendlichkeit, wie wir sie wollen, den Einzelnen weniger einsam machen? Ich sehe nicht, wie wir diese Frage, mit allem Ernst aufgefaßt, verneinen können. Ja, ich glaube, daß wir in dem, was wir erstreben, die Not der Einsamkeit (die gewiß wenn nicht eine Sonne, so ein geheimnisvoller Mond ist) nicht haben werden, wir wollen sie sogar vernichten, heben.

So können wir sagen — dennoch dürfen wir noch etwas ganz andres, scheinbar das Gegenteil behaupten. Denn, sehen wir uns in unserer Gegenwart um. Nietzsche sagt einmal: „Meine Schriften sollen so schwer sein. Ich sollte meinen, daß alle mich verstehen, die in der Not sind. Aber wo sind die, die in der Not sind?“ Ich glaube wir dürfen fragen: wo sind die, die heute einsam sind? Auch dazu, zur Einsamkeit, kann erst eine Idee und eine Gemeinschaft in der Idee sie führen. Ich glaube es ist wahr, daß sogar nur ein Mensch, der die Idee (gleichviel „welche“) aufgenommen hat, einsam sein kann; dieser muß glaube ich einsam sein. Ich glaube, daß nur in der Gemeinschaft, und zwar in der innigsten Gemeinschaft der Gläubigen ein Mensch wirklich einsam sein kann: in

einer Einsamkeit, in der sein Ich gegen die Idee sich erhebt, um zu sich zu kommen. Kennen Sie Rilkes „Jeremia“, dort ist es wundervoll gesagt. Ich möchte Einsamkeit nicht die Beziehung des idealen Menschen zu den Mitmenschen nennen. Obwohl gewiß auch dies eine Einsamkeit sein kann – (diese aber verlieren wir in der idealen Gemeinschaft). Sondern die tiefste Einsamkeit ist die des idealen Menschen in der Beziehung zur Idee, die sein Menschliches vernichtet. Und diese Einsamkeit, die tiefere, haben wir erst von einer vollkommenen Gemeinschaft zu erwarten.

Aber wie wir auch über Einsamkeit denken mögen – heute gibt es weder die eine, noch die andere. Jene „andere“ Einsamkeit, glaube ich werden nur die Größten je völlig erreichen.* Für die Einsamkeit unter Menschen, die heute nur so ganz wenige kennen, sind die Bedingungen zu schaffen. Diese Bedingungen sind „Empfindung der Idee“ und „Empfindung des Ich“ und die eine ist unsrer Zeit so unbekannt, wie die andere.

Ich muß das von der Einsamkeit zusammenfassen: indem wir Einzelne uns von der Einsamkeit unter Menschen befreien wollen, vererben wir dieses unser Alleinsein den Vielen, die es noch nicht kannten. Und wir selbst lernen eine neue Einsamkeit: die der ganz kleinen Gemeinschaft vor ihrer Idee kennen.**

Im Grunde ist ja Ihre Frage und Ihr Einwand der ernsteste, der gegen den Anfang zu erheben ist – nicht nur gegen den Anfang.² Und schon bevor diese Zeitschrift erschien, habe ich ihn oft bedacht. Mit diesem schreibe ich zum ersten Male davon, also nur ganz unvollständig und abgebrochen. Man hat diesen Einwand abstrakter ausgesprochen und gesagt (oder vielmehr *gemeint*): der Anfang nimmt der Jugend

* Ja, wenn sie – wie der Mystiker – ganz eins mit dem Übersinnlichen wurden, dann haben sie sie schon verloren, zugleich mit dem Ich.

** Das klingt hochmütiger als es ist. Denn in Wirklichkeit sind fast in jedem Menschen 2 Einsamkeiten und bleiben es.

ein selbstverständliches Gefühl der Unbefangenheit, nimmt ihr Natürliches – kurz das, was man vielleicht Unschuld nennen darf. Dies wäre wahr, wenn die Jugend *jetzt* Unschuld hätte. Aber sie steht jenseits von Gut und Böse und dieser Standort, der für das Tier erlaubt ist, führt den Menschen immer zur Sünde. Dies mag die größte Hemmung sein, die die heutige Jugend zu überwinden hat: ihre Einschätzung als – Tier, d. h. als das reuelos Unschuldige, Triebgute. Für die Menschen aber (wir erleben das täglich) erwächst aus solcher unbewußten Jugend eine träge Mannheit. Es ist wahr, daß die Jugend die Unschuld verlieren muß (die tierische Unschuld), um schuldig zu werden. Die *Erkenntnis*, das Selbstbewußtsein einer Berufung, ist immer Schuld. Sie kann nur durch die tätigste, heißeste und blinde Pflichterfüllung gesühnt werden. Ich glaube, es ist nicht zu abstrakt gesprochen: alle Erkenntnis ist Schuld, wenigstens alle Erkenntnis vom Guten oder Bösen – so sagt auch die Bibel – aber alles Handeln ist Unschuld:

Goethe sagt im Divan Verse, deren Tiefe ich immer noch nicht ermesse:

Denn das wahre Leben ist des Handelns ewge Unschuld,
die sich so erweist, daß sie niemand schadet als sich selber.³

Aber: der Unschuldige kann nicht gut handeln, und der Schuldige muß es.

Bitte entschuldigen Sie wirklich, wenn ich Ihnen auf eine einfache Frage eine Metaphysik antworte. Aber vielleicht sehen Sie diese Gedanken eben so einfach und selbstverständlich, wie sie mir erscheinen. Für den Menschen muß auch die Unschuld täglich neu *und als eine andre* erworben werden. Wie auch seine Einsamkeiten immer einander aufgeben und erlösen – um immer tiefer zu werden. Die Einsamkeit des Tieres* wird erlöst von der Geselligkeit des Menschen; der Mensch, der in der Geselligkeit einsam ist, gründet die Ge-

* Dies ist eine dritte Einsamkeit, von der ich noch nicht schrieb: ich nenne sie „physiologische“. Von ihr sind Strindbergs Menschen gequält.

sellschaft. Und nur wenige erst sind sogar mit ihrer Gemeinschaft einsam?

Ich kann aber nicht schließen, ohne Ihnen noch einen ganz anderen Gedanken zu sagen, den ich auf Ihre Frage nach der formellen Sicherheit und allzu großen Leichtigkeit einer kommenden Jugend antworte. Ich bitte Sie, meinen Aufsatz⁴ in der Juli-Nummer der „Freien Schulgemeinde“ zu lesen – ich will ihn beifügen. Dort versuche ich zu erklären, daß es keine Gewißheit einer sittlichen Erziehung gibt, denn der reine Wille, der das Gute um des Guten willen tut, ist nicht zu erfassen mit Mitteln des Erziehers.

Ich glaube, wir müssen immer darauf gefaßt sein, daß kein einzelner Mensch in Gegenwart und Zukunft in seiner Seele, da wo er frei ist, von unserm Willen beeinflußt und bezwungen wird. Wir haben dafür keine Gewähr; wir dürfen es auch nicht wünschen – denn das Gute geschieht nur aus Freiheit. Schließlich ist jede gute Tat nur das *Symbol* der Freiheit dessen, der sie wirkte. Taten, Reden, Zeitschriften ändern keines Menschen Willen, nur sein Verhalten, seine Einsicht u. s. f. (Das ist aber im Sittlichen ganz gleichgiltig) Der Anfang ist nur ein Symbol, alles was er darüber hinaus innerlich *wirksam* ist, ist Gnade, Unbegreifliches. Sehr wohl wäre es denkbar (und sicher ist es so), daß allmählich das, was wir wollen, geschieht, ohne daß die seelische Jugend, die wir wollten, in den einzelnen erschienen wäre. So war es wohl immer in der Geschichte: ihr sittlicher Fortschritt war nur die freie Tat ganz weniger. Die Gemeinschaft der Vielen wurde das über- und außer-menschliche *Symbol* einer neu-erfüllten Sittlichkeit. Während die alte Sittlichkeit genau so symbolische Form war, von wenigen Freien gebaut. Wäre es anders, so hätten niemals „neue“ Sittlichkeiten entstehen können, „neue“ gibt es nur für den Unsittlichen, triebhaften Menschen. – Während die seelischen Menschen ein ganz Gleiches wollten, ewig es verändernd, damit die andern, schlafend, ohne es zu wissen, sich in jene symbolische Gemeinschaft einfügten. (Alles andere war ein Einzelakt der Gnade im Einzelnen) Die Sittlichkeit der Gemeinschaft ist etwas, das unabhängig von der Sittlichkeit ihrer Glieder,

trotz deren Unsittlichkeit, besteht. Also ist sie – vom Menschen aus gesehen – nur Symbol. Aber in denen, die den symbolischen, unnützlichen Wert der Gemeinschaft fühlen, die eine Gemeinschaft gründeten, „*als ob*“ der einzelne sittlich wäre – in diesen Schöpfern der Gemeinschaften allein wurde die sittliche Idee *wirklich*; sie waren frei. Was ein „*als ob*“ der Erkenntnis ist, ist ein Absolutes im Handeln. –

Nun bedenken Sie bitte, daß ich mit diesen Gedanken noch lange nicht fertig bin, daß sie mir nur nötig erscheinen, um unsre Idee von allem Utopischen zu befreien und noch gegen das brutalste der Wirklichkeit Recht zu behalten.

Meinen Dialog⁵, obwohl er fertig getypt ist, sende ich Ihnen ein andres Mal, denn ich habe Sie mit Philosophie schon unbillig überschüttet, und wenn sie unverständlich ist, so schieben Sie es mir zu, nicht Ihnen.

Verleben Sie Ihre Ferien recht froh!

Ihr Walter Benjamin

¹ William Stern (1871–1938), bekannter Psychologe.

² Sie hatte gefragt, ob die neue Jugend nicht ein wenig zu fest und sicher stehen würde. „Uns wird das Alleinsein fehlen“ (Brief von C. S. vom 20. 7. 1913).

³ Der Deutsche dankt.

⁴ „Der Moralunterricht“.

⁵ Über Religion.

25 *An Ernst Schoen*

San Martino di Castrozza, 30. August 1913

Lieber Herr Schön,

es gibt im „Olympischen Frühling“ von Spitteler die wunderhübsche Geschichte mit dem Gärtchen „Warumdennnicht“ zu dem die Straße „Könntichmöchtich“ führt; in diesen Garten kommt man nie.

Das ist die Mythologie, die ich zu unsrer sommerlichen Korrespondenz geben möchte und alles weitere bliebe einer

Metaphysik des Schweigens, Schreibens und der Faulheit überlassen. Ich war sehr erstaunt, als ich heut vor allem andern das Bild von Trafoi auf Ihrer Karte sah und gern bescheinige ich seine Naturtreue, denn vor ungefähr 2 Wochen bin ich selbst in Trafoi angekommen und dort eine Woche geblieben. Nämlich: ich reise mit meiner Mutter und einer Tante durch Südtirol. Vermutlich geschieht dies, um einige Ordnung in mein Leben zu bringen und eine halbjährige Periode der Untätigkeit Mai–September zu stabili[s]ieren. Immerhin ist wenigstens an dieser Untätigkeit freiwillig – ich erfuhr viel „Schicksal“.

Vor allem eine fast humoristisch wirkende Vereinsamung in Freiburg, aus der ich mir schließlich einen guten Freund und viele schlechte Wochen gewann. Dann die Kaiserfeiern dieses Sommers, die ich in der Einsamkeit des Schweizer Jura überstand. Zu Pfingsten floh ich nach Paris: Das war das Schönste, vor allem Restaurants, Louvre und Boulevard.

Vielleicht haben Sie in der Zwischenzeit einmal den Anfang zu Gesicht bekommen und da haben Sie denn gesehen, daß „Ardor“ eine Ordnung seiner Begeisterung und Denkgedanken sehr nötig hat.

Da auch Sie in diesen Zeiten sich irgendwo mit irgendwas herumzuschlagen haben – vermutlich? – so mögen Sie überzeugt sein, daß Manches mitzuteilen ist, wenn Sie mich in der Delbrückstr. 23 aufsuchen. Das möge bald geschehen, am 12. spätestens bin ich zu Hause. Sollten Sie sonst keinen Grund haben, so bringen Sie Imago¹ zurück.

Ihr Walter Benjamin

¹ Von Spitteler.

Berlin-Grünwald, den 15. September 1913

Liebe Freundin,

Sie werden mir dieses Wort erlauben, nicht wahr? Ich muß Ihnen so schreiben nach den Worten, die Sie mir gestern und früher sandten und es wäre unfein, wenn wir, die wir eine neue Jugend sein wollen, anders zu einander sprächen, als wir fühlen.

Als ich heute früh Ihren Brief gelesen hatte, ging ich hinaus, dahin wo die Häuser aufhören und die freien Bauplätze mit Gittern abgegrenzt sind. Zum ersten Mal dachte ich ernsthaft über das nach, was Sie mich fragten: Wie ist es möglich? Denn vorher war meine Freude, Hueber zu verstehen, so groß, daß ich an die Menge nicht dachte, die seine Stimme nicht vernimmt. Ich konnte lange nichts denken, weil mich auch ganz die Freude erfüllte, den ersten Menschen zu finden, der dieses Buch so begreift wie ich. — Noch keiner meiner Freunde hat es gelesen. Aber dann fand ich schließlich die einfache Antwort: wir, die wir Hueber verstehen, fühlen erst vor seinen Gedanken so ganz unsere Jugend — die andern, die nichts fühlen, sind nicht jung. Sie sind eben niemals jung gewesen. Sie freuten sich erst an ihrer Jugend als sie vorbei war in der Erinnerung. Das große Glück ihrer Gegenwart, das wir jetzt fühlen und das ich mit Ihren Worten fühlte, kannten sie nicht. Also glaube ich wirklich, daß es darin liegt, daß es noch schlimmer steht, als Hueber denkt. Aber in jedem einzigen Menschen, der irgend wo geboren wird und jung sein wird, liegt — nicht die „Besserung“, sondern schon die Vollendung, das Ziel, von dem Hueber so messianisch empfindet, wie nahe es uns ist. Heute fühlte ich die ungeheure Wahrheit des Wortes Christi: Siehe das Reich Gottes ist nicht hier und nicht dort, sondern in uns. Ich möchte mit Ihnen Platos Gespräch über die Liebe lesen, wo das so schön gesagt und tief gedacht ist, wie sonst wohl nirgends.

Ich dachte heute Vormittag weiter: jung sein heißt nicht so sehr dem Geist dienen, als ihn *erwarten*. Ihn in jedem Men-

schen und im fernsten Gedanken zu erblicken. Das ist das wichtigste: wir dürfen uns nicht auf einen bestimmten Gedanken festlegen, auch der Gedanke der Jugendkultur soll eben für uns nur die Erleuchtung sein, die noch den fernsten Geist in den Lichtschein zieht. Aber für viele wird eben auch Wyneken, auch der Sprechsaal, eine „Bewegung“ sein, sie werden sich festgelegt haben, und den Geist nicht mehr sehen, wo er noch freier, abstrakter erscheint.

Dies ständige vibrierende Gefühl für die Abstraktheit des reinen Geistes möchte ich Jugend nennen. Dann nämlich (wenn wir uns nicht zum bloßen Arbeiter einer Bewegung machen) wenn wir uns den Blick frei halten, den Geist wo immer zu schauen, werden wir die sein, die ihn verwirklichen. Fast alle vergessen, daß *sie selber* der Ort sind, wo Geist sich verwirklicht. Weil sie sich aber starr machten, zu Pfeilern eines Gebäudes statt zu Gefäßen, Schalen, die einen immer reinern Inhalt empfangen und bergen können, darum verzweifeln sie an der Verwirklichung, die wir in uns fühlen. Diese Seele ist das *Ewig-Verwirklichende*. Jeder Mensch, jede Seele die geboren wird, kann die neue Wirklichkeit bringen. Wir empfinden sie in uns und wir wollen sie auch aus uns herausstellen. —

Neulich erkundigte ich mich beim Verlag¹ nach Huebers Adresse, um mich ihm für seine Sache anzubieten. Ich erfuhr, daß alles traurig steht. So lesen Sie die „Wirkung des Auf-rufes“ nur nicht mit Anteilnahme, sondern mit Trotz!

Ich möchte von alledem mit Ihnen sprechen. Bitte sagen Sie mir telefonisch oder schriftlich Bescheid, ob Sie mich Donnerstag oder Sonnabend nachmittag besuchen können. Wenn es Ihnen lieber ist, können wir auch einen Spaziergang machen.

Ich danke Ihnen — wofür? Für Ihre Freude an dem Buche und daß Sie mir schrieben, und ich grüße Sie herzlich

Ihr Walter Benjamin

¹ Johann Ambrosius Barth, Leipzig.

27 *An Carla Seligson*

Berlin-Grunewald, 25. September 1913

Liebe Freundin,

Sie brauchen nichts aus sich heraus zu stellen, anders als in wesenhaften Taten. Und das haben Sie ja schon immer getan, mehr als einer von uns. Denn wer von uns hätte den Willen gehabt, den Sie hatten? – Wenn ich mit Worten fast zu viel von unsern Gedanken spreche, so stelle ich im Grunde doch nichts aus mir heraus, sondern ich sage das, wovon ich hoffe, es später einmal als Philosophie denken zu können; und also stelle ich es eigentlich in mich hinein und baue mich daran auf.

Aber glauben Sie nicht, ich hätte Sie nicht verstanden. Nur sage ich: Sie haben in Ihrem Leben schon unendlich viel mehr getan, als einer von uns. Und wir abstrahieren nichts von unserm Wesen, jeder von uns stellt das Geistige anders in sein Leben hinein: Sie indem Sie studieren, ich mit Worten. Keinem von uns soll es leicht sein. Am wenigsten leicht sollen die Worte sein.

[. . .]

Ich grüße Sie mit einem unausgesprochenen Gruße!

Ihr Walter Benjamin

28 *An Carla Seligson*

17. November 1913

Liebe Carla – ich schreibe im Arbeitsraum der Kgl. Bibliothek, die „ernster Berufsarbeit dient“ und habe ein paar Bücher um mich aufgebaut. Eben ist mein Colleg abgesagt, daher kann ich Ihnen sogleich schreiben. Gestern abend führte Heinle und mich der Weg bis zum Bahnhof Bellevue zusammen. Wir sprachen von Nichtigem. Auf einmal sagte

er: „Ich hätte Ihnen wohl eigentlich sehr vieles zu sagen“. Darauf bat ich ihn, das gleich zu tun, weil es hohe Zeit sei. Und da wirklich *er* mir etwas sagen wollte, so wollte ich es hören und ging zu ihm hinauf auf seine Bitte.

Zuerst quälten wir uns beide um das Geschehene herum und suchten zu erklären und so fort. Aber wir fühlten sehr schnell, worauf es ankam und sagten es auch: daß es uns beiden sehr schwer wurde, uns zu trennen. Aber ich sah eines, was das Wichtigste dieses Gespräches war: er wußte sehr genau, was er getan hatte, oder vielmehr, es gab hier für ihn garkein „Wissen“ mehr, er sah unsern Gegensatz wirklich so streng und so notwendig, wie ich es von ihm erwartet hatte. Er stellte sich mir gegenüber im Namen der Liebe und ich setzte ihm das Symbol entgegen. Sie werden die Einfachheit und Fülle der Beziehung für uns verstehen, die beides für uns hat. Es kam ein Augenblick, da wir beide gestanden, auf Schicksal zu stoßen; wir sagten uns: jeder könnte an der Stelle des andern stehen.

Mit diesem Gespräch, das ich Ihnen eigentlich in diesem Briefe kaum sagen kann, haben wir beide die süßeste Versuchung bestanden. Er bestand die Versuchung der Feindschaft, und bot mir Freundschaft mindestens Brüderschaft von neuem an. Ich bestand, indem ich zurückwies, was ich – Sie sehen es – nicht annehmen durfte.

Manchmal dachte ich, daß wir, Heinle und ich, von allen die wir kennen, uns am meisten verstehen. Das ist so nicht richtig. Aber es ist dieses: trotzdem jeder der andere ist, muß er aus Notwendigkeit bei seinem eignen Geist bleiben.

Noch einmal sah ich die *Notwendigkeit der Idee*, die mich gegen Heinle stellt. Ich will die Erfüllung, die man nur erwarten kann und er erfüllen. Aber die Erfüllung ist etwas zu Ruhiges und Göttliches, als daß sie anders, als aus brennendem Winde folgen könnte. Gestern sagte ich zu Heinle: jeder von uns ist gläubig, aber es kommt darauf an, wie man an seinen Glauben glaubt. Ich denke (nicht sozialistisch, sondern in irgend einem andern Sinne) an die Menge der Ausgeschlossenen und an den *Geist*, der mit den Schlafenden im Bunde ist, nicht mit den Brüdern. Heinle erzählte mir ein

Wort Ihrer Schwester¹ „Bruderschaft, fast wieder [sic] besseres Wissen.“ Sie erinnern sich, daß ich schon in meinem Aktions-Vortrag sagte: „keine Freundschaft der Brüder und Genossen, sondern eine Freundschaft der fremden Freunde.“

Ich sehe während ich schreibe, daß sich das vielleicht doch nur sagen läßt – aber Sie verstehen es auch hieraus.

Die Bewegungen gehen in innern Kämpfen vor sich. Gestern sahen Heinle und ich die Art der Jugendbewegung, die solche Kämpfe, wie zwischen uns, bereitet. Noch kenne ich garkein Wort, das mein Verhältnis zu Heinle befaßt, aber inzwischen werde ich die reine Freude an dem reinen Kampf haben. Ich weiß noch nicht viel von ihm, aber ich werde ihn bedenken. Denn es bleibt das Ziel: Heinle aus der Bewegung zu stoßen und dem Geist das übrige zu überlassen.

Sie waren gestern unverändert, als ich Ihnen dankte. Aber in diesen Gedanken darf man auch für die *Wahrheit* danken, ja man muß nur für sie danken.

Ihr Walter Benjamin

¹ Rika (Erika) Seligson, mit der zusammen er nach Kriegsausbruch aus dem Leben schied.

29 An Carla Seligson

[Berlin-Grunewald 23. Nov. 1913]

Liebe Carla,

nun ist alles wieder ganz einfach. Sie wollen zurücktreten.¹

Die letzten Wochen hatten mich müde gemacht, endlich hatte ich zur Bewegung zurückgefunden, aber ich war erschöpft, nachdem ich in der Versammlung am Dienstag Abend so schrankenlos und wie besinnungslos, gewaltsam der Sache und mir vertrauend gesprochen hatte. Es war gelungen und ich war enttäuscht, niedergedrückt. Dann war es am Mittwoch, als ich mich ratlos zeigte, wie wir von Ihrer Schwester sprachen. Am nächsten Morgen las ich

„kein Gefühl ist das fernste“

Am Nachmittag, als Sie mit mir sprachen, war das Wort erfüllt. Ich bin weiter gegangen; könnten Sie alles so einfach nach den verwirrten Tagen sehen, wie ich durch Ihre Worte.

Das nahe und fernste Gefühl läßt mich so sehen und ich habe Ihnen, meine Freundin, noch niemals so frei geschrieben wie heute.

Sie treten ja nicht Ihrer Mutter wegen zurück, nicht wahr? – Dem allein ließe sich wohl auch sonst abhelfen. Sie haben sich von sich selbst her entschlossen. Worte haben Sie wohl müde gemacht – und Sie fühlen sich allein, wo es über die Worte hinausgeht.

Die Worte müssen wir alle tragen, dagegen hilft Arbeit, glaube ich und das Schweigen der Freundschaft.

Aber Sie finden sich auch allein und begreifen nicht mehr die Sicherheit der andern. Sie glauben widerstandslos, was man Ihnen sagt. Darauf Ihnen zu antworten, schreibe ich.

Der Regen fällt nicht ihm, die Sonne scheint nicht ihr
du auch bist anderen geschaffen und nicht Dir

Angelus Silesius

Wir alle könnten nicht so froh und ernst vorangehen, wenn wir nicht wüßten: Freunde sehen uns. Vielleicht sind sie zu fremd und schwach um uns zu helfen, aber sie glauben an uns. Vor diesem Glauben gibt es aber gar kein Zurücktreten, so lange er glaubt. Er gibt dem Freund die Weihen, wie einem Priester, der sich nicht selbst entheiligen kann. Und so: ehe der Freund ihn nicht exkommuniziert, gehört der Freund der Freundschaft.

Ich glaube an Sie ohne Anspruch.

Mögen Sie einen Entschluß fassen oder uns fern bleiben: Ihre Jugend wird unbewegt von Wortqualen und Familienstreit unter uns kämpfen. Eines Tages werden Sie zu ihr treten.

Sie grüßt Sie von Herzen!

[ohne Unterschrift]

1 Von der Freien Studentenschaft oder dem „Sprechsaal der Jugend“.

26. März 1914

Liebe Carla,

zuvor: ich höre, daß Sie nicht wohl sind. Ich wünsche Ihnen, daß Sie bald die Schmerzen los werden, vor allem daß Sie am Sonnabend – nach dem Sprechsaal – mit uns nach Kohlhasenbrück gehen können und dürfen. Des letzteren wegen ist mit gleicher Post ein Brief an Ihre Mutter gerichtet, den sie in Gnade aufnehmen möge. Meine Mutter findet ihn „unmöglich“.

So vieles scheint Ihnen nicht zu gehen. Und doch – ist es nicht einfach? Von Barbizon müssen Sie erwarten – und dies ist das Einzige, das auch wir von ihm wünschen – daß er endlich einige Feier-, einige Sühnetage einlege, daß er von sich aus die Schuld, die ihn durch die Vorgänge im Sprechsaal trifft (und sei er persönlich 10mal schuldlos) anerkenne, also sühne. Von diesem Augenblick an wird er im Sprechsaal stehen, von da an werden wir alle uns mit gleicher Freiheit zu ihm wenden wie Sie.¹

Zu Guttman aber – der auch dem nächsten Sprechsaal wohl fernbleiben wird, wenn sich nicht nach Absendung der „Erklärungen“ Guttmanns und Heinles, die Freitag geschieht, alles ändert – mögen Sie sich nicht wenden, so lange er nicht so still und rein geworden ist, Ihr Vertrauen zu erwerben. Zu der „Feigheit“ von der Sie sprechen, haben Sie die Pflicht. Scheu verwechseln Sie hier mit Feigheit. Gewiß würde ich die Ablehnung gegen Guttman nicht sogleich Scheu nennen, aber mit gutem Gewissen rechtfertige ich *Ihre* Ablehnung mit diesem Worte. Erst möge Guttman Ihr Vertrauen verdienen und bis dahin darf ich vielleicht ein geistiges Medium zwischen Ihnen und ihm sein.

Mögen Sie es meiner geplagten Zeit verzeihen, wenn auch dieser Brief noch nicht ganz zu dem herabreichen sollte, was Sie meinen. Aber darum bitte ich Sie: wenden Sie sich wieder und wieder fordernd an mich. Bis zu einem solchen Grade trage ich vor Ihnen und dem Sprechsaal die Verantwortung

für Guttman, das sagte ich Ihnen gestern. / Es ist spät geworden, ich bin müde. Gute Nacht!

Walter Benjamin

PS Ich habe Sie keinen Augenblick für „charakterlos“ gehalten. Auch ich bin Guttman und Barbizon Kamerad. Hoffentlich macht Barbizon es mir möglich es ihm zu bleiben.

[Auf dem Umschlag] PS Mich quält das Gefühl, als ob mein etwas angestrengter Kopf mich verhindert, Ihnen alles auf die beste Art zu sagen; ich muß – vielleicht Sonnabend – noch einmal wenige Worte hiervon mit Ihnen sprechen.

¹ Im berliner „Sprechsaal“ war es zu schweren Zusammenstößen zwischen Georg Barbizon und einer Gruppe gekommen, deren Wortführer Heinle und Simon Guttman waren. Dahinter standen Auseinandersetzungen über das Gesicht des „Anfang“ und Versuche, die Redaktion zu wechseln. W. B., der gerade zum Präsidenten der Freien Studentenschaft gewählt worden war, suchte zu vermitteln, obwohl er innerlich auf Seiten Heinles und Guttmanns stand. Es wurden viele Protokolle und andere Schriftstücke verfaßt, und die Erregung war monatelang sehr groß. Eine eingehende Erklärung Barbizons „An den Kameraden Walter Benjamin“ vom 12. 3. 1914 sowie eine „Darstellung“ Barbizons der Vorgänge vom Februar bis zum April 1914 haben sich abschriftlich erhalten. Es kam zu einer Spaltung im „Sprechsaal“, auf die mehrere der folgenden Briefe Bezug nehmen.

31 An Herbert Belmore

6. Mai abends [1914] Grunewald

Lieber Herbert es scheint leichter, aus London nach Berlin zu schreiben, als aus Berlin nach London.¹ Wenigstens habe ich das letzte schon einmal ohne Erfolg versucht. Hier in Berlin kann man seine Tage nämlich nicht übersehen, und wiederum: wollte man aus ihrem Zentrum heraus schreiben, so lautete alles überschwänglich. Aber wiewohl Berlin eingeschränkt ist durch Deine Abreise nach London, so bleibt es Berlin und es bleibt nichts als aus der Fülle zu schreiben. Da ist nun von dem Eröffnungsabend der Fr[eien] St[udentenschaft] zu sagen, der vorgestern war, der viel weniger

Studenten als Freunde von uns im Vortragssaal fand, der aber – indem er zwar fast außerhalb der Studentenschaft stand – doch eigenartig schön war, indem unerwartet an einem fremden Orte die Freunde sich wieder zusammenfinden, die ausgezogen sind, um neue zu werben. Immerhin hat mein Vortrag, wie ich nun weiß, nicht wenige, die uns bisher nicht kannten, bewegt.² Diskussion war freigestellt worden, zwar mit der Bemerkung, daß wir gern auf sie verzichteten und so meldete sich denn auch niemand. Natürlich waren einige, an denen alles vorüberging. Später einmal wirst Du den Vortrag lesen. Dora brachte mir Rosen, weil meine Freundin nicht in Berlin sei. Nun ist es wahr: noch niemals haben mich Blumen so beglückt, wie diese, die Dora³ gleichsam von Grete⁴ brachte. Wenn ich denke, daß ich Dir nur ein flüchtiges Wort von Dora und Max sagen konnte, ehe Du abreistest und daß ich sie damals erst einmal gesehen habe! Ich weiß auch jetzt nicht, was ich hinzufügen sollte, nachdem ich Donnerstag bei ihnen zu Abend gewesen bin, sprach, Max Gedichte las und Klavier spielte, wir Bilder uns ansahen und Dora mit mir von Franz sprach, nachdem wir später nachts am Montag ein Gespräch hatten. Am Tisch saßen noch andere. Dora hatte den schönen Gegenstand „Hilfe“ für den Sprechsaal vorgeschlagen, und Franz machte sie ängstlich mit recht ängstlichen und kleinlichen Einwänden. Bis wir so sehr das reine Wesen des Helfens erkannten, daß wir sahen: wir können, und mit jedem, von Hilfe sprechen. Auch nach so tiefem Gespräch oder herzlichem Zusammensein kann ich Dir von beiden nicht mehr sagen, als damals oder noch das Eine, was ich an Grete schrieb: daß mir wenige Menschen von gleicher Güte und dennoch: gleich sicherem und reinem Blick für Reinheit oder Getrübtheit menschlicher Taten und des Täters erschienen. Solche Erkenntnis entwickelt sich jetzt an Franz, wie Du wohl weißt. Noch am Abend Deiner Abreise sprachen beide mit mir im Gehen und sagten mir vieles, von dem ich nichts wußte. Vielleicht hat Dir Franz dann von dem Gespräch geschrieben, das ich in Folge dessen am Mittwoch mit ihm führte. An seiner Beziehung zu Genia⁵ hält er innig-trotzig fest. So

sagte ich: tu, was Du willst und für Recht häl[t]st. Wenn Du aber keinen Rat annimmst (sondern er kokettiert nur ständig mit denen, die ihm raten – und dieses Wort ist *nicht* zu hart) so handle endlich selbstverantwortlich. Sprich mit *keinem* Menschen von Deiner Beziehung zu Genia. Er versprach es. An jenem Abend und bevor ich so sagte, las er mir das Scriptum über den Beruf z. T. vor. Wer leugnet, daß es Gedanken enthält? Ich weiß aber nicht, welche Ehre Du ihm damit antun willst, daß Du es jüdisch nennst. Nein – und das zeigte ich Franz – es ist ganz ohne Mut, ohne letzte Entschlossenheit zu seinem Gegenstande gedacht, mit Begriffen aus einem ganz fremden Zusammenhang, dem „Tagebuch“⁶, zudem ist der Stil unnötig, wie mir scheint, und viel Verwirrung statt Tiefe. Er revozierte es, dennoch bin ich nicht ganz sicher, ob er nicht noch daran schreibt. Nein, Herbert, ich bin keineswegs ganz sicher an Franz. Ich habe ihn stets gegen Dora verteidigt. Aber noch in diesen Tagen nach meinem letzten Gespräch mit ihm, das ich in jeder Hinsicht zum ersten und letzten über ihn und Genia mit ihm machen wollte, hörte ich Worte, die seine seltsame Zweideutigkeit enthalten, erfuhr ich durch Zufall, daß er sich mit Leni Wieruszowski verabredet, während er den Sprechsaal meidet und sich von allem „zurückziehen“ wollte. Du weißt, daß Dora sein innerstes Wesen stärker in Zweifel zieht, als wir bisher, die wir es im Gegenteil behaupten. Aber wird er noch jetzt spielen, weniger meine ich mich obwohl ich entscheidend mit ihm sprach – als Dora, die ihm die edelste Hilfe leisten will, die er erwarten konnte, an die er dennoch einen nicht eben geistvollen Brief zum Danke richtete – wird er hier noch spielen und sich diese Situation zur Bequemlichkeit zurechtlegen, Problematik noch weiter treiben und Unentschlossenheit – so weiß ich zwar, daß es Menschen geben wird, die auch hier ihm noch helfen, ihn erziehend und vielleicht bist Du sein Erzieher – ich aber werde an der Grenze meines Könnens und das heißt hier auch meines Willens stehen. Das ist eine letzte Bereitschaft, die ich bisher allerdings noch nie hatte. Ob sie notwendig ist, wirst Du nach einer Zeit erfahren.

Freitag beginnen die Führungen der Kunst Abt. [Simon] Guttmann leitet sie und wir besuchen zuerst die Bilder Schmidt-Rotluffs bei Gurlitt, über die wir sprechen. Guttmann sagte mir neulich: heute vormittag bekam ich einen Brief von Herbert B., der mich – weit mehr als erfreut hat. Und Heinle sagte mir einmal etwas Ähnliches. Sonnabend war ein Sprechsaal. Über Haltung. Vielleicht schrieb Dir Dora davon, er war unvollkommen wie alle, aber nicht gedrückt.

Kaum denke ich, wie lange Du schon fort bist. Ich hätte vieles zu erzählen: daß ich [Martin] Buber in einer kostbar orientalisch eingerichteten Stube besuchte – einmal wird er dabei sein, wenn man in der Freistudentenschaft über einen Dialog des „Daniel“ spricht. Ich muß ihn jetzt lesen, schreibe mir, wenn Du ihn hier hast⁷, so daß ich ihn entleihen kann. Daß die Kollegien unerquicklich sind, und man nur gotisch lernt, das „Jahr der Seele“ aber schön und schöner, Guttmann mit einigen Spinoza lesen will, als endlich sicherste Grundlegung des Verständnisses unter einander, und – daß ich Grete ein Stilleben schicken will, über das ich schon eine Woche grüble: 1 Carton Cigaretten Cordon rouge, ganz lange, herrliche, die ich neulich in einer Gesellschaft entdeckte, 1 japanischen Farbenholzschnitt, deren es bei Keller und Reiner gute für 2 Mark gibt, wenn man sie auch mit Hokusai nicht verwechseln kann, Vögel und Gräser, und ein: Buch, Buch, entzückend, schön, gut, leicht und klein, exotisch und vertraut, illustriert und farbig, teuer und billig. Ein Buch, das so ähnlich ist – sicher gibt es nur eines: ein Ideal-Buch: Bitte sage es mir, wenn Du eins kennst. Es wird Dir eines einfallen, wenn ich Dir sage, daß dieses Papier, auf dem ich Dir nun Adieu sage, Dir eine gute Stellung und mir einen Brief von Dir wünsche – eines Tages aus München kam.

Dein Walter

¹ Belmore war seit April 1914 in England. Er war englischer Bürger.

² Es war W. B.s Antrittsrede als Präsident der Freien Studentenschaft in Berlin, von der ein Teil in „Das Leben der Studenten“ gedruckt ist.

³ Dora Pollak, geb. Kellner, W. B.s spätere Frau. Sie war damals mit

Max Pollak (gest. 1960) verheiratet und nahm lebhaften Anteil am „Sprechsaal“.

4 Grete Radt, mit der W. B. damals verlobt war.

5 Der Schwägerin von Herbert Belmore. Sie war eine Russin aus St. Petersburg.

6 Ein Teil von W. B.s „Metaphysik der Jugend“, die in Abschriften unter seinen Freunden kursierte. Scholems Abschrift ist erhalten.

7 Bubers „Daniel, Gespräche von der Verwirklichung“ war 1913 erschienen. Am 23. Juni 1914 fand eine Auseinandersetzung über das Buch zwischen Buber und W. B. in der Freien Studentenschaft statt.

32 *An Herbert Belmore*

15. 4. [muß heißen: 5.] 14
Grunewald

Lieber Herbert Du hättest mich eben in einer Bemühung gesehen, wie Du all die Jahre, die wir uns kennen bei mir noch nicht bemerktest. Ich saß am Klavier, noch dazu ohne Noten, die ich immer noch nicht lesen kann, und spielte mir hinreißende Terzen und Oktaven vor. Das Schönste nämlich, was mir der Sommer hier bringen konnte, wird Ereignis: Max und Dora werden mit mir den Halm¹ durchnehmen. Zwischen den Stunden will ich mit meiner Schwester wiederholen, natürlich wird es erstaunlich langsam gehen. Aber vielleicht wird der kleinste Anfang der Grund sein, auf dem ich später selbstständiger vorwärts komme. Mittwoch begannen wir, es war ein Abend, an dem auch Simon Guttmann bei ihnen war, der Dora wundervolle rot-schwarze glänzende Tulpen mitbrachte. Weißt Du, daß ich das Vermögen, auf Blumen zu achten und mich über sie zu freuen, erst in diesem Jahre und plötzlich bei hundert Gelegenheiten zugleich entdeckte. Gestern zum Beispiel besuchte mich Lisa² und brachte mir Mailöckchen mit. Von neulich abend nun, wie erst Max und Guttmann eine Stunde im Schreibzimmer waren, und ich mit Dora in ihrem Zimmer von Sprechsaal, von Dr. Wyneken objektivem Geist und Religion sprach, wird Dir Dora geschrieben haben, wie es jetzt überhaupt für mich die einzige Sicherheit ist, daß Dora Dir von den Dingen hier schrieb.

Hätte ich diese Gewißheit nicht, sondern müßte denken, daß vielleicht Franz und Hertha Levin die einzigen wären, die schrieben, ich müßte fortwährend am Schreibtisch sitzen, so würde ich glauben, und Dir sagen, daß alles klarer einfacher ruhiger zugeht als Du vermuten mußt. Wenigstens zugehen könnte. Und selbst Dora finde ich nicht immer so ruhig wie ich möchte. Sie hat manche Nächte lang wenig geschlafen. Aber sie fühlt immer von Neuem das Richtige und Einfache im Grunde und daher weiß ich, daß wir übereinstimmen, so selten zu schreiben ich auch Zeit habe (Briefe zwischen Grete und mir kreuzten sich, in denen wir uns von Dir grüßten) So wirst Du nun auch von Barbizons letztem Schreiben wissen, das Du in einer Woche, wenn es mir entbehrlich wird, zum Überdruß noch erhalten und lesen wirst. In dem gibt er erst eine „Darstellung“, die am 20^{ten} April geschrieben ist und danach, als er noch einmal alles Beweismaterial aufgehäuft hat, läßt er im „Schlußwort“ vom 12. Mai veranlaßt durch Dr. Wynekens Brief, den Verdacht „aus Mangel an Beweisen“ fallen, ist zu jeder neuen Arbeit mit jedem, der sich auf den Boden von Dr. Wynekens Brief stellt, bereit.³ Vorher, im Absatz vor dem Schlußwort, beteuert er, keinen Groll gegen mich zu hegen, meine Absichten seien eben nur auf eine Dimension eingestellt gewesen, das habe er jetzt verstanden: „nämlich viertdimensionalst“. Immer ist ihm die Journalistik noch dazu gut, Gefühl und Gedanken zu vermeiden. Gestern kam nun eine, ohne Unterschrift abgefaßte Einladung zum Sprechsaal, die mit öden und frechen Worten wieder einmal „Reinheit der sinnlichen und geistigen Instinkte“ fordert, erwartet, daß jeder im Sprechsaal gewillt sei, sein Bestes ans Licht zu stellen, mit dem schönen Satze zur Unterschrift „Wer Sonnabend da ist, bekundet, daß er sich das zu eigen gemacht hat.“ Herbert, es widerstrebt mir sehr, Dir von all dem zu schreiben, weil es ein solcher Wust von Verwirrung ist und Du doch die Gewißheit und das Gefühl der Einzelnen, die sich frei gemacht haben, nicht vermittelt erhäl[t]st, wenigstens nicht in diesen Worten. Von Franz zwar ist wieder zu sagen, daß er Kopf und Herz verloren hat. Heute abend spreche ich ihn im Beirat. Ich werde

ihn fragen, ob er in den „gemeinsamen“ Sprechsaal geht, bejaht er es, wie ich vermute – nach einem neulich flüchtigen Gespräch mit mir, als er das Schreiben schon vor mir kannte, so erinnere ich ihn an das Versprechen, das er mir nach dem Sprechsaal in meiner Wohnung vor dem Fest bei Heine⁴ gab. Ich verlange, ohne mit ihm zu diskutieren, daß er Dir und mir folgt und nicht geht. Wenn nicht – nun, Dora und ich halten sich jetzt fern von ihm, denn zu uns zu kommen, muß er endlich freiwillig sich entschließen. So selten er die letzten Male (wohl 3mal in 5 Wochen) mit mir zusammen war, geschah es wohl auf mein Bitten. Dora meint, er ziehe sich von mir zurück, weil es ihn belastet, daß Genia erzürnt auf mich ist – natürlich ohne Grund – und erregt von mir spricht, ohne daß er mich energisch genug verteidigt. Gleichviel: er muß einmal zu einer Tat kommen, deren Motive er aus sich schöpft, statt daß einer sie ihm in die Seele hinein diskutiere. Hast Du jemals an eine Möglichkeit gedacht? Franz durch Lisa zu erziehen? Fast erschien sie mir gestern als so stark und fähig, daß sie es könnte. Trotzdem alles sie verwirrt hatte und sie wenig verstand, sagte sie mir: daß sie nicht zum Sprechsaal Sonnabend gegangen wäre, auch hätte sie mich *nicht* gesprochen, denn sie fühlte, daß zu jenem Sprechsaal zu gehen auch einem Zweifelnden (in Wahrheit nur diesem) möglich sei, daß er nicht wie wir Entschluß und Vertrauen verlangt. Und ich war froh ihr sagen zu können: Bezwingen Sie sich, Lisa, nicht mehr hierüber nachzudenken. Hierin darf man nicht nachdenken, um zu Ergebnissen zu kommen, die muß man wissen, und Denken ist nur erlaubt zum Zwecke, andere vom Denken abzuhalten, sie darauf zu weisen: daß diese ganze Frage nur deshalb schwer scheint und unsicher, weil sie an die Voraussetzungen rührt, die Voraussetzungen zu *wissen* aber nur Sache der Bewußten sei, der andern Sache aber: das Vertrauen und die Willenskraft, nicht selbst zu denken, (denn Voraussetzungen sind nicht erschließbar und den Unbewußten unbewußt), sondern zu folgen oder – wenn sie nicht so weit vertrauen – abseits zu stehen, wie Molkentin, aber nicht zu richten. Und hier wollen gerade immer die Unsichern richten, vermitteln. [Fritz] Strauß,

Franz. Oder endlich: sich zur Bewußtheit durchringen. Dies ist eine geringste, mindeste Qualität des Führers. Nicht alle werden es. Hätte es einen unter uns gegeben, der niemals nachgedacht hätte, der wäre am sichtbarsten.⁵ Danach nun konnte ich mit ihr Gedichte von Hölderlin lesen und sie ging so ruhig, wie sie unruhig gekommen war. Schon 2 Tage vorher hatte sie versucht, Franz dazu zu bringen, nicht am Sonnabend in den Sprechsaal zu gehen. Aber Franz hatte undeutlich geantwortet. — Von uns werden vielleicht nur Guttman und Cohrs⁶, der von Göttingen auf ein paar Tage zu Heinle herüber gekommen ist, zum Sprechsaal Sonnabend gehen. Guttman wird ein paar abschließende Worte sprechen: unsere Kraft reicht nicht hin, die hartnäckige Verwirrung dieser Leute zu klären, wird auch das sagen, was ich gestern Lisa sagte, und dann gehen. Aber es ist noch nicht gewiß: vielleicht spricht auch ein anderer. Daß wir alle wieder hingehen, hat keinen Sinn mehr. Denke Dir, daß es Lisas Gedanke war, Guttman müsse sprechen!

Heute werde ich mir aus Deiner Bibliothek den Daniel holen und hoffe auch das Stundenbuch zu finden, sonst wäre es gut, Du schicktest es mir. Vorher werde ich im Graphischen Kabinett sein. Dort kaufte ich neulich für 1 M eine sehr schöne Reproduktion einer Rodinschen Tuschzeichnung. Wie ich überhaupt bei den Bemühungen, das Stilleben für Grete zusammenzusetzen sehr auf die Graphik komme. Ich setze: ich müßte Glück haben und etwas sehr Schönes finden. Der Rodin ist zwar herrlich, aber paßt nicht zu Buch und Zigaretten. Als ich über dies Buch nachdachte, hatte ich bei aller Wahl so einen leisen, überlegenen, mitschwingenden Buchgedanken: — aber, einmal gedachte ich nicht ein so teures Buch zu kaufen, und es war mir auch fast zu naheliegend. Da kam die Karte — darauf stand es. Nun gibt es keine Wahl mehr als zwischen den 2 Ausgaben bei Müller und Bardt.⁷ Ich kenne jetzt beide und wähle ohne Zögern die von Müller, ein Faksimiledruck der deutschen Erstausgabe, viel gehaltvoller als die größere, breitere Ausgabe bei Bardt, die weit abstehende Zeilen und ganz weißes Papier hat. Die Übersetzung ist bei beiden die der Erstausgabe. Nun brauche

ich also noch ein Blatt, das zu der Ausgabe von Müller paßt. Heute nachmittag will ich Reproduktionen alter Handzeichnungen ansehen.

Ich bin jetzt umgezogen in das Zimmer, das Balkon hat und neben meinem frühern liegt. Es ist wohnlicher, hat einen guten Schreibtisch, über dem nur leider ein langer Spiegel hängt, so daß man beim Schreiben nicht aufsehen kann. Man kann ihn verhängen lassen oder wegschaffen, aber vorläufig arbeite ich nicht daran, denn dazu fehlt jede Zeit mir. Zeitschriftenaufsätze, kleine Novellen, ein Band George, ein Balzac, Lektüre von Fichtes „Deduzierter Plan einer in Berlin zu errichtenden höhern Lehranstalt“, seine mutige Denkschrift zur Gründung der Berliner Universität. Dies ist meine Lektüre in großen Abständen, scheinbar viel – doch wenig. Ich lese sie, weil ich vielleicht einiges daraus vorlesen will, wenn ich heute im Beirat⁸ angegriffen werde. Es ist sehr verwandt mit einzelnen Gedanken aus meiner Rede. Die Du übrigens wohl erst in Wochen erhalten wirst, wenn irgend eine Möglichkeit zur lesbaren Abschrift sich geboten hat. Vielleicht wird dieser Beirat heute sehr stürmisch und interessant, bald wirst Du durch Dora davon Nachricht erhalten, denn sie und Max kommen auch.

In Weimar⁹ werde ich meine Rede nicht als Festrede, sondern während der Tagung halten, weil man sie diskutieren will. Auch dazu ist Fichte gut und Nietzsche wird gut sein: von der Zukunft unsrer Bildungsanstalten. Endlich werde ich im Juni in München sein.¹⁰ Gestern schrieb ich Grete: meine Beziehung zu ihr ist das einzig Schöpferische in dieser unglaublich zerrissenen Arbeitszeit, sie ist der einzige Mensch, der mich augenblicklich in der Totalität sieht und erfaßt. Hätte ich nicht dieses Bewußtsein – ich könnte das Zerflatternde dieser Tage, das keiner ernsten Tätigkeit Dauer gestattet, keine menschliche Beziehung ganz frei von Zwang der Besprechungen und Schlichtungen läßt, kaum ertragen. Erst gestern abend als Cohrs, Suse Behrend¹¹, Heinle ich und dann auch Guttmann zusammen im Café waren, wurde mir dies deutlich. So bleibt das Schönste: mit Max und Dora den Halm zu arbeiten. Und einen Brief von Dir zu erhalten

aus einem Dasein, das unser noch unruhiges hundertfach durch Entrücktheit und Gegenwart überwiegt. Von Willi [Wolfradt] nichts zu hören – als durch Grete, mit der er öfter spricht.

Ich habe den Auftrag, Dich mit sämtlichen Grüßen, die Du in Berlin so maßlos austeilst, zu überschütten.

Dein Walter.

¹ Vgl. zu dem Brief vom 17. Juli 1913.

² Lisa Bergmann, später die Frau von Max Pollack.

³ Diese Darstellung ist erhalten.

⁴ Der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Wolfgang Heine, der die Freideutsche Jugendbewegung und die Freie Studentenschaft unterstützte.

⁵ Der Begriff des Führertums in der neuen Jugend spielte in der Freideutschen Jugend, und besonders in dem Kreis um Wyneken, eine große Rolle.

⁶ Ferdinand Cohrs, damals Theologiestudent.

⁷ Wohl einer der Bände von Sterne in den Büchern der Abtei Thelem bei Georg Müller, Yoricks empfindsame Reise, München 1910. Die Ausgabe bei J. Bard in Berlin 1910. Vgl. Brief vom 23. 12. 1917.

⁸ Beirat der Freien Studentenschaft.

⁹ Aus der Tagung der Freien Studentenschaften, im Juni 1914, an der W. B. als Präsident der Berliner Freien Studentenschaft teilnahm; siehe im nächsten Brief, sowie vom 22. Juni.

¹⁰ Grete Radt studierte damals in München.

¹¹ Starb 1918 an der Grippe. Enge Freundin von Wolf Heinle.

33 *An Ernst Schoen*

23. Mai 1914 Joachimsthalerstr. 14

Lieber Herr Schoen,

ich danke Ihnen herzlich für Ihren Brief und dem, was Sie über die Freistudenten sagen, möchte ich erwidern. Es handelt sich nämlich im Augenblick nicht darum, die unkultivierte Masse zu kultivieren, vielmehr: den Platz, wo sonst das Schlimmste stattfindet, rein zu behaupten. Vorträge finden statt vor wenigen Leuten, von denen wenige Studenten

sind. Diese Studenten aber kommen wieder, hören von Mal zu Mal aufmerksam zu, draußen im Lande schweigt man doch mit einem gewissen Respekt. Diesen Respekt und jenen bescheidneren Ton der Vorträge, eine gesittete Art von Versammlungen zu schaffen, ist das, was wesentlich getan werden kann. Es soll zur Folge haben, daß Gemeinheit und schlechte Erziehung sich künftig in der Gemeinschaft von Freistudenten weniger wohl fühlen. Daß sie diesen Kreis meiden müssen, als einen ungewissen, schwer zu überschauenden Ort seltsam ernster Bestrebungen. Schon jetzt ist sichtbar, daß dies erfüllt werden kann. Niemals habe ich einen so ruhigen Beirat erlebt als den letzten und trotzdem gab es prinzipielle Diskussionen in einigem Umfang. Wie nun die schöpferische Erfüllung, zu der allererst die Möglichkeit gegeben wird, dieses Ortes geschehen kann, ist lediglich eine Frage der Produktiven, die in seinen Kreis geraten. Bis jetzt gibt es zwar Hörende, aber noch wenig Lehrende. Wenn es unbedingt geschehen muß, bleibt mir nichts, als auch im nächsten Semester mich wieder aufstellen zu lassen, um dann einen Nachfolger zu finden (aus dem Kreise der Abiturienten unter befreundeten Schülern) der den Produktiven in der freien Studentenschaft eine bereitwillige Gefolgschaft schafft. Eben um mehr kann es sich nicht handeln, als einen Kreis zu schaffen, der dem Führenden seinen Charakter zugesteht, vom Produktiven seine Geistigkeit empfängt ihm folgend. Dies kann von den geringsten stillsten Anfängen her geschehen, ist ein Vorhang, zudem von sehr behüteter Unsichtbarkeit gegen Befeindung (wenn nicht die gröbste) geschützt; und so geschieht es. Es wird jetzt in Berlin das Gleiche – nämlich eine Erziehungsgemeinschaft – begonnen, was Heinle und mir in Freiburg für einige, und nicht zum wenigsten uns, zu schaffen gelang. Mit alldem nun kommt man auf den Begriff der Akademie heraus, der – mir scheint – heute nur so fruchtbar gemacht wird. Langsam wird es gelingen, Produktive heran zu ziehen und die Leitung wird sich dann auf die Ordnung beschränken dürfen, statt wie jetzt, noch dynamisch tätig sein zu müssen. Ihr Freund unterstützt mich außerordentlich schon durch seine bloße Anwesenheit bei

Vorträgen u. dgl. Das Präsidium muß eine starke Sichtbarkeit und sozusagen Allgegenwart haben.

Auf dem Weimarer Freistudententage werde ich eine Rede über „die neue Hochschule“ halten: eine von einer neuen Mittelschule aus geforderte Utopie der Hochschule wird gegeben – so kann man das faßlich machen. In Wahrheit handelt es sich allerdings um die Begründung einer neuen Hochschule aus sich selbst, dem Geiste. Die Diskussion in einem verständnislosen und unvorbereiteten Kreise wird in Weimar chaotisch werden, feig, getrübt, wie alles, was heute von Bestrebungen an die fürchterliche Öffentlichkeit gerät. Im innern lag kein Grund vor, das Unerhörte von den Leuten der „Freideutschen Jugend“ zu erwarten, aber daß es so schmähsch mit ihr zugeht ist doch schlimm. Sie wissen, daß sie sich offiziell von Wyneken trennte (zu schweigen vom Anfang und den Sprechsälen). Wyneken wird jetzt endlich – im Oktober so viel ich weiß – in Triberg seine Schule eröffnen. Die Jahre der erzieherischen Untätigkeit haben ihm außerordentlich geschadet. Ich erfuhr es daran, wie wenig er den anspannenden Formen die die Bewegung in Berlin annimmt, ihrer sicherlich stärksten, kühnsten und gefährlichsten Kraftanspannung, die sie hier gewinnt, gewachsen ist. Die Konstituierung, besser Ermöglichung, einer nur noch innerlich und intensiv, nicht im geringsten mehr politisch begründeten Jugendgemeinschaft erfüllt nun schon über $\frac{1}{4}$ Jahr alle hier mit den stärksten Spannungen. Bei alledem und gerade darum glaube ich, daß hier das Ernsthafteste, vielleicht das einzig ernsthafte getan wird. Ich möchte Sie bitten, „Schule und Jugendkultur“ zu lesen oder noch einmal zu lesen, falls Sie es schon taten. Und bedenken Sie bitte: ob nicht in dem „objektiven Geist“ sich anderes noch verbirgt, als eine Schiefheit der Begründung. Ich wenigstens, und Freunde mit mir, kommen immer stärker von jenem Bilde der Erziehung, das Wyneken dort gibt, ab. Mir wird klar: er war – und ist vielleicht noch – ein großer Erzieher und in unserer Zeit ein sehr großer. Seine Theorie bleibt weit hinter seiner Schauung zurück.

Ich danke Ihnen für die Rücksendung des Buches.¹ Ich

habe jetzt die glückliche Gelegenheit, es mit einem befreundeten Ehepaar durcharbeiten zu können, zu welchem Zwecke ich Noten und alles andere lerne, außer klavierspielen, da ich dazu noch nicht die Zeit finde. Ebenso danke ich Ihnen sehr für die Möglichkeit mein Manuscript² allgemeiner zugänglich zu machen, die Sie mir geben. Herr Cohn³ hat es bereits weiter gegeben. Das Drucken hat seine großen Schwierigkeiten, ich weiß kaum einen geeigneten Ort, bin ungewiß ob Robert Musil es für die Wiene[r] Rundschau annimmt.

Das Semester ist unbefriedigend wie je, ich aber büße auf entlegnern Gebieten ab als Sie: bei Stefan George, auch so weit es gelingt bei Balzac, den man allerdings verschlingen müßte, während ich zu sehr stückweisem Lesen genötigt bin. Martin Buber hat ein unangenehmes, weil undurchdachtes Buch mit Namen: „Daniel“ geschrieben.

Werden Sie Pfingsten verreisen? Ich mache eine Wanderung und fahre von Weimar aus noch eine Woche nach München.

Mit den herzlichsten Grüßen Ihr Walter Benjamin

¹ Von A. Halm.

² Es handelt sich wohl um die „Metaphysik der Jugend“.

³ Alfred Cohn (gest. 1954), der spätere Gatte von Grete Radt; ein Schulkamerad von W. B.

34 *An Ernst Schoen*

Berlin, 22. Juni 1914

Lieber Herr Schoen,

ich habe Ihnen für Ihren Brief, den ich als ersten und willkommensten in Weimar erhielt, noch nicht gedankt. Das geschehe hiermit. Sie werden durch Nachrichten Ihres Freundes in etwas wissen, wie sehr jedes bereite Wort in diesen Tagen erfreuen mußte. Seit Jahren hat mich nichts so angegriffen, wie die kompakte Böswilligkeit dieser Versammlung. Es fehlte an intelligenten Leuten nicht, die aus Berlin

zugereist waren. Die Inhaber der Stimmen aber waren zum größten Teile von der Art, der man sonst aus dem Wege geht. Hier suchte man sie auf. Ich beging die Torheit, diesen Leuten eine Rede über die neue Hochschule zu halten, in der ein gewisser Anstand, eine gewisse geistige Einstellung vorausgesetzt (anstatt bis zur Bewußtlosigkeit betont) war. Dies war ein großer Fehler und ermöglichte trottelhaften Gemütern eine sogenannte Übereinstimmung mit mir in den prinzipiellen Fragen. An den Schluß meiner Rede wollte ich die Verse setzen, die Ihr Brief enthielt – hätte ich mich nicht unerwartet im Schlußrhyt[h]mus meiner Rede gefunden. So werde ich dennoch vielleicht die Niederschrift, die ich in den großen Ferien anfertigen werde, damit schließen.¹ Nach täglich wiederholten brutalen Niederstimmungen ist das einzige Ergebnis: der einsam erhöhte Platz, den unsere Freistudentenschaft – nach außen – einnimmt und respektvolle Furcht der andern. Im geheimen wühlt man. Der (geistige) Führer der Gegner ist persönlich und sachlich ungebildet. (In einer höflichen Diskussion in einem Café erklärte er mich für „sittlich unreif“). Die Aussicht, Berlin im nächsten Semester zu befestigen, ist nicht gering. Zwar weiß ich noch nicht sicher, ob ich hier bin. Daß Sie den Winter hier zubrachten, wäre wohl nicht möglich? – Danach war ich in München und stellte den gleich schlimmen Zustand der dortigen Freistudentenschaft – die als einzige in Weimar mit uns zusammen ging – und der Jugendbewegung fest.

23. Juni

(ich werde diesen Brief wohl in kleinen Absätzen weiter schreiben müssen, so sehr ist meine Zeit auseinandergerissen) Demnächst sind hier in der Freistudentenschaft einige gute Abende, wie heute eine Diskussion mit Buber über den Daniel, später ein Vortrag von Ludwig Klages² und einer von Prof. Breysig³. Klages besuchte ich in München und fand ihn bereit und höflich. – Ich ersehne die Ferien, wie Sie sich denken können und werde Ende Juli so früh wie möglich fliehen, so daß es fraglich ist, ob ich Sie bald nach Ihrer Ankunft hier begrüßen kann, wie ich wollte. Seit ich diesen Brief begann hat das Berliner Chaos (der „Jugendbewegung“

und Freistudentenschaft in einem), das mühsam und mit Resignation gebändigt war, von dem ich mich eben etwas in München erholt hatte, wieder begonnen sich zu regen. Ein persönlicher Bekannter von mir kam in eine Gesellschaft gestürzt, in der Buber's Buch besprochen wurde, und beschimpfte einen mir nahestehenden Herren laut, verließ nicht den Raum, so daß man die Versammlung aufheben und an einen andern Ort gehen mußte. So etwas ist natürlich unerträglich aber bei einer gewissen Deutlichkeit des Wollens ist man vor dergleichen sicher. Aber der gleiche Tag hat mir eines der erfreulichsten Zeugnisse gebracht, die ich jetzt erwarten konnte – nämlich den Brief eines jungen Wiener, zu dem, ohne daß er mich kannte, soviel aus Berlin gedrungen ist – vielleicht auch mein Schweigen im „Anfang“, das diesen Sinn hat, daß er mich um einen Briefwechsel bittet, mit Berufung darauf, daß wir beide abseits vom stabilisierten Kurs der Jugendbewegung stehen. Es ist schön zu bemerken, daß es in einer sehr entfernten Stadt einen jungen Menschen gibt, der aus dem Lärm den Klang heraushört und zu dem das Schweigen (das schließlich eines der deutlichsten Verständigungsmittel ist) dringt. Er heißt Arno Bronner⁴ und hat mit 10 Jahren ein Drama verfaßt: „das Recht auf Jugend“ das sehr mutig und begabt ist. Ich kenne es aus dem Manuscript.

Die großen Ferien werde ich allein in irgend einem abgelegnen Waldhaus verbringen, um dort Ruhe und Arbeit in einem, also Muße, zu finden. Beides habe ich nach dem Leben hier, das manchmal höllisch aussieht und jedenfalls keine Zeit zur Vertiefung läßt, nötig. Ich bedauere, Ihnen mehr Klagen als sonst etwas mitzuteilen; aber da ich Ihres Verständnisses in allem positiven Wollen so sicher bin, bleibt – um Ihnen ein Bild dieses Lebens hier zu geben – nichts als die engen Tatsächlichkeiten zu nennen. Der Anwesenheit Ihres Freundes hier verdanke ich sehr viel, nicht nur an praktischer Hilfe, sondern wirklich an Ermutigung durch Dasein.

Mit den herzlichsten Grüßen Ihr Walter Benjamin

¹ In der Tat hat W. B. die Verse Georges an Hofmannsthal aus dem „Jahr der Seele“ ans Ende des Aufsatzes „Das Leben der Studenten“ gesetzt, der im „Neuen Merkur“, September 1915, und in Kurt Hillers Sammelbuch *Das Ziel* erschien.

² Klages' Vortrag fand Mitte Juli statt. Vgl. H. Schröders *Klages-Biographie*, Bd. II, S. 602.

³ Kurt Breysig (1866–1940).

⁴ Dies ist der später unter dem Namen Arnolt Bronnen bekannt gewordene Autor (1895–1955).

35 *An Herbert Belmore*

6./7. Juli 1914 Nach Mitternacht

Ich will Dir schreiben, lieber Herbert; warum gerade jetzt? so spät? da ich garnicht ganz frei von Müdigkeit bin. Vielleicht nur weil ich eben merkte, daß es einen nächtlichen Kurfürstendamm gibt, Cafés, mich nur selten in ihnen. Oder weil die nächsten Tage wieder Beschäftigung bringen werden? Den ganzen Abend bin ich müßig gegangen, ich habe an die Ferien gedacht. Ich erwarte – ich darf wohl sagen: mit Inbrunst – eine Arbeitszeit. Mein Zyklus¹ soll sein Ende erreichen und dann soll begonnen werden, niederzulegen, was ich vom Wesen der Erziehung erfassen kann. Dies wird in irgend einem kleinen Ort in der Einsamkeit geschehen; auf Bornholm oder in den Alpen, den Dolomiten vielleicht. Denn wenn ich nach Bornholm mit Mutter und Schwester nicht fahre, so reise ich zuerst auf 8 Tage zu Grete nach München und dann mit ihr wohl in die Dolomiten. Da wandert sie mit ihrem Bruder², während ich ruhe. – Darüber vergaß ich nun den Kurfürstendamm. Ich war im Café des Westens um Bekannte zu treffen und saß dort lange und traf sie nicht. Das macht mir nichts, denn meine Gedanken haben so heimatlische Ziele, daß sie immer allein sein können. (Das heißt aber nicht, es ginge mir bequem und ich denke mollig. Vielmehr bin ich mir der kommenden Wochen mit Strenge bewußt) Ich las in einer jüdischen Zeitschrift. Dann sah mich Else Lasker-Schüler und bat mich an ihren Tisch; da saß ich $\frac{1}{4}$ Stunde zwischen zwei jungen Leuten wortlos. Man trieb

etwas irrsinnige Späße, die Frau Lasker sehr freuten. Sie kennt mich von einem einstündigen Gespräch, das wir neulich halb aus Zufall führten. Sie ist im Umgang leer und krank – hysterisch. Robert Jent[z]sch³ ging vorbei, der Freund [Georg] Heyms, den ich jetzt wenig kenne, ich begrüßte ihn und sprach wegen Büchern, die ich ihm zu leihen habe, 2 Worte. Er ist der höflichste, zurückhaltendste Mensch. Seine Höflichkeit ist ganz preziös, er sagte mir neulich: „Das Buch, das Sie die Güte hatten mir – – Das Buch, das Sie mir gütigst liehen . . .“. Er sagt: „Darüber zu urteilen wäre ich weder befugt noch berufen . . .“ bei den einfachsten Dingen. Seine Bildung scheint groß. Er beträgt sich gewählt und sympathisch, man fühlt einen exakten Denker, ich weiß, daß er Mathematik studiert. Sein Wesen ist formvoll das anspruchsvollste. Ich sprach ihn noch selten allein, er geht mit Heinle viel um. Weißt Du, daß ich in der Wissenschaft wieder nicht weiter komme? Du kannst es Dir denken. Ich lerne gelegentlich von Heinle, wenn er etwa über Platen spricht. Ich lese George viel, Kleists Prosa aufmerksam, kürzlich ein Drama von Lenz. Manchmal belehrt mich ein Aufsatz von Scheffler über Munch oder den vortrefflichen Karl Hofer. Ich besuchte Ausstellungen: van Gogh, Heckel, Schmidt-Rotluff, werde die Sezession besuchen. Vielleicht ist Anschauung bildender Kunst das einzige, in dem ich in dieser Zeit fortgeschritten bin. Vor Marees saß ich (vor einem Bilde) eine Stunde mit Grete und konnte manches bemerken. Die Hochschule ist eben der Ort nicht, zu studieren. Wieviel mein Amt Schuld trägt, kannst Du ermessen. Ich verwalte es nicht erfolglos, aber unter geradezu quälenden Widrigkeiten. Und dann erscheint alles mit Recht so unendlich klein, wenn Wolf Heinle⁴ auf dem Freistudentenfest neben mir steht, in der Wickersdorfer Mütze, mit seinem herrschenden, ernsten Blick und mir nur ein paar Worte über die Menschen sagt, die da tagen – mir, weil ich die Verantwortung habe. Es war – vorgestern – ein Fest, gut genug um beurteilt zu werden und – beurteilt: kläglich. Ganz hoch über andern freistudentischen Festen, durch die Anwesenheit schöner Menschen veredelt, aber doch befangen und häßlich, wie alle

Feste – außer dem unvergeßlichen Wolfgang Heines.⁵ Für mich hatte es schöne Bedeutung durch Wolf Heinle, Wieland Herzfeld⁶, den ich zum ersten Male sprach und der von mir sehr tiefes mir sagte, durch ein unerwartetes schönes Zusammensein mit Carla Seligson. / Im Winter werde ich hier sein, vielleicht im gleichen Amte, das ich in dem Augenblick niederlege, da ich sehe, daß ich meine Zeit nicht stärker vor ihm bewahren kann als in diesen Tagen. Ich weiß nicht, wie quälend dies Semester mit verbrachter Zeit, unkonzentrierter Tätigkeit, marternden menschlichen Erfahrungen angefüllt wäre in meinem Bewußtsein, wäre es nicht durch die Tage in München gleichsam niedergehalten und mit der Verheißung kommenden Schaffens getröstet. Von diesen Tagen kann ich Dir nicht mehr schreiben. Gretes Briefe, ein Briefwechsel mit Ernst Schoen, einige Stunden vor Büchern, ganz selten Gespräche mit Heinle, das Sommerwetter, in dem man so allein herumplätschert, sind hier das Schöne. Schön genug um im Grunde herzlich gesund zu bleiben und mich und die schmerzlichsten Geschehnisse gut in mir für Deine Rückkehr zu verwahren, die ich nicht vorwegnehmen will aber herbeiwünsche mit den allerherzlichsten Grüßen an Dich. Dir Sonne wünschend und einen Menschen dort, einen andern oder Dich selber, der Dir Deine männliche Ruhe erhalte, die ich so spät, so froh erfuhr.

Walter

1 Die „Metaphysik der Jugend“, die nicht beendet wurde.

2 Fritz Radt.

3 Mathematiker und Lyriker, dessen Gedichte in den damaligen Zeitschriften der Avantgardisten gedruckt sind. Seine Persönlichkeit hat auch später noch bei W. B. nachhaltigen Eindruck hinterlassen.

4 Der jüngere Bruder F. C. Heinles, an dessen Schicksal W. B. bis zu seinem frühen Tod (1923) starken Anteil nahm. Er schrieb Gedichte und Dramen, mit denen sich W. B. zeitweise stark beschäftigte.

5 Über dieses Fest hat W. B. eine ausführliche Niederschrift gemacht, die nicht erhalten ist.

6 Das ist Wieland Herzfelde (geb. 1896), der später den Malik-Verlag gründete.

[17. Juli 1914]

Lieber Herbert – was bedeutet das, daß ich Dir keinen Brief schreiben, nichts von dem Leben hier mitteilen kann? Ich kann es nur auf eine Weise – wenn ich nicht von hier schreibe, nur von Grete spreche. Aber auch das – wie unmöglich. Du hast mich wahr gesehen, wenn ich auf Deinen Spaziergängen schweigend Dich begleitete. Mein Schweigen ist nun das einzige, an dem meine Freunde mich erkennen. Das wenige, was ich aus Tagen zu berichten habe, erfährt meine Freundin – und alles andere ist doch das Eine. Mein Schweigen fühle ich abgestuft – aber es ist doch der eine Rhythmus, der auch die Entfernten noch erreicht, Franz und Dora. Und es schließt sich zusammen, als einzige Melodie der Wochen, die ich nun erwarte. Wäre mir ein strenges Leben, wie Dir, hier möglich.

Mich bildet die unbegreifliche Liebe der Menschen. Von Grete kann ich Dir nichts sagen: das innerste Schweigen findet keine Worte. Du kennst mich genug, um zu wissen, was mir begegnet und welcher Mensch. Aber Du kannst mich nun nicht mehr einzeln denken, und es ist als wäre ich nun erst in eine göttliche Zeit geboren, in ihr zu werden. Und die Seele von drei andern Frauen erreicht mich seltsam. Ich weiß, daß ich nichts bin, aber in der Welt Gottes stehe.

Sind wir nicht desselben Weges einen Schritt uns unsichtbar gegangen. Alles dies fühlte ich aus den wenigen Worten heraus, die von Dir im letzten „Anfang“ standen. Ich werde Barbizon um einen Leitartikel bitten: ich will ihn nennen „Mein Abschied“. Ich will zur Scham über dieses Blatt mahnen und bitten, es verschwinden zu lassen. Aus diesem großen Sumpf der ACS, Marburger Tagung, FG, [unleserlich], blüht doch nichts Lebendes mehr. Neulich stand mal drin „die neue Selbstachtung“.

Komm im Winter her und hilf mir – da ich die Arbeit in der freien Studentenschaft fortsetzen werde. Sie geschieht aufrichtig, ohne den „Erfolg“ absehen zu können. Mir ge-

stattet sie nur Lektüre zweiten Ranges: ein Buch über die hohe Charlotte von Kalb¹, Blüher, philosophische Aufsätze.

Grete beschenkte mich wundervoll: mit einer Orchidee, einer ganz kostbaren dunklen Kravatte, die sehr zu der Orchidee paßt, ein Buch mit leeren Blättern, das sie hatte binden lassen, die „deutschen Stilisten“ und einen Band Anekdoten von Schäfer. Mit dem herrlichsten Brief. Meine Eltern schenkten mir, was ich verloren hatte: Eine Feldflasche, Spazierstock, dazu große schöne Manuscriptkästen, Homer, die griechisch-deutsche Ausgabe, 1^{te} Hälfte der Odyssee. Ich erhielt die Bildersammlung: italienische Frührenaissance, die Diederichs verlegt hat.

Seit vielen Jahren, vielleicht mehr als einem Jahrzehnt, war ich zum ersten Male am 15^{ten} Juli in Berlin. Es kam, daß ich vor Freude in den Garten ging, und dort den Sommer fand, wie er sonst an diesen Tagen im Schwarzwald oder Engadin gewesen war. Ich hatte ihn in diesem Jahre noch nicht gefunden – wenn nicht in den schweren schwülen Nächten.

Ich danke Dir, Herbert, für Deinen Glückwunsch. Ein Falke ist aufgestiegen.

Walter.

¹ Ida Boy-Ed, Charlotte von Kalb, Jena 1912.

37 *An Ernst Schoen*

Grunewald, [25. 10. 1914]

Lieber Herr Ernst Schoen,

Ihnen, einem Mutigen wünsche ich das zu sagen, was ich heute (zum wievieltsten Male) und immer entsetzlicher entdeckte. Wogegen Ironie abzulegen ist um den Schmerz so rein wir seiner fähig sind als Gestalt zu finden. Auch wechselten wir hiervon einige Briefe, die will mir scheinen, einer strengen Entschlossenheit bedürfen. Wir alle nähren doch

das Bewußtsein hiervon: Daß Radikalismus zu sehr Geste war, daß ein härterer, reinerer, unsichtbarer uns unentrinnbar werden soll.

Sie haben auf die einzige Weise, die ich leben nenne, bevor wir dies erwähnten, die Unmöglichkeit in sich gefunden, sich in die Schule zu begeben, und es ist Ihnen die Unmöglichkeit geworden, jenen Sumpf in vorgeschriebener Absicht zu beschreiten, der heute die Hochschule ist.

Es ist nur dies – was Sie tiefer wissen, weil Sie es niemals so erfahren, wie ich – daß diese Hochschule fähig ist, noch unsere Abkehr zum Geist zu vergiften. Es ist wiederum nur dies: daß ich mich entschloß, die Anschläge der Vorlesungen durchzugehen . . . die grelle Brutalität sah, mit der die Forschenden sich vor Hunderten ausstellen, gegenseitig sich nicht scheuen, sondern beneiden, und endlich raffiniert und pedantisch Ehrfurcht Wardender vor sich selbst, in Furcht vor Nun-Gewordenen, Frühreifen und Verfaulten umfälschen. Die unverhüllte Rechnung mit meiner Schüchternheit Furcht Streberei und was viel mehr ist meiner Gleichgültigkeit, meiner Kälte und Unbildung erschrak, entsetzte mich. Kein einzelner von allen hebt sich da heraus, weil er die Gemeinschaft der anderen duldet. An dieser ganzen Universität kenne ich nur einen Forscher¹, und daß er es dahin gebracht hat, dies wird nur durch seine gänzliche Verborgenheit und seine Verachtung dieser Dinge (vielleicht) entschuldigt. Diesem gegenüber stehend ist keiner gewachsen, und ich verstehe die ganze Notwendigkeit; dem eignen Leben muß man die Möglichkeit nehmen, hierauf zu stoßen, denn der Anblick dieser Gemeinheit erniedrigt unsäglich.

„O daß doch alle große Männer wären und ich zu ihnen Du sagen könnte, es wird mir schwer von andern zu lernen“
Aus dem Taschenbuch meines Freundes.²

Ihr Walter Benjamin

¹ Gemeint ist Kurt Breysig.

² Heinle hatte sich Anfang August das Leben genommen.

[Januar 1915]

Lieber Herr Schoen,

ich freue mich sehr, daß, was Sie mir vor einigen Wochen schrieben, herzlich Ihnen erwidern zu können. Zugleich bitte ich Sie meine Entschuldigung dafür anzunehmen, daß Sie am letzten Sonntag vergeblich auf Julia Cohn¹ gewartet haben. Ich erhoffe ein Zusammensein mit Ihnen am Anfang des Februar, da ich bis dahin eine erfreuliche Arbeit über die Phantasie und die Farbe beendet haben werde.² Sie wissen, daß zu diesem Gegenstande Schönes bei Baudelaire zu finden ist.

Mit Gruß und Glückwunsch Ihr Walter Benjamin

¹ Enge Freundin von W. B. und Ernst Schoen; Schwester von Alfred Cohn.

² Scheint nicht erhalten.

39 *An Gustav Wyneken*

[Berlin, 9. 3. 15.]

Lieber Herr Doktor Wyneken,

ich bitte Sie diese folgenden Zeilen mit denen ich mich gänzlich und ohne Vorbehalt von Ihnen lossage als den letzten Beweis der Treue, und nur als den, aufzunehmen. Treue – weil ich kein Wort zu dem sprechen könnte, der jene Zeilen über den Krieg und die Jugend¹ schrieb und weil ich doch zu Ihnen sprechen will, dem ich noch nie – ich weiß es – freisagen konnte, daß er mich als erster in das Leben des Geistes führte. Ich habe zweimal in meinem Leben vor einem Menschen gestanden, der mich an das geistige Dasein wies, mich haben zwei Lehrer auferzogen, deren einer sind Sie. Als Sprecher einer kleiner Zahl Ihrer Schüler – und nicht Ihrer nächsten – wollte ich in Breslau im Oktober 1913 wenige

Worte an Sie richten. Die Unfreiheit einiger von diesen ließ es in letzter Stunde nicht dazu kommen. Die Worte, die ich zu sagen gedachte lauten:

„Diese Zeit hat keine einzige Form, die uns schweigenden Ausdruck gestattet. Wir fühlen uns aber durch die Ausdruckslosigkeit verknechtet. Wir verschmähen den leichten unverantwortlichen schriftlichen Ausdruck.

Wir, die wir hier zusammen sind, glauben daß eine Nachwelt einmal Ihren Namen nennen wird. Das Leben gestattet diesem Bewußtsein keinen Raum. Dennoch soll es für die Spanne einer Minute Raum geben. Wir nennen Sie den Träger einer Idee, nach außen sagen wir so; es ist wahr. Wir erlebten aber ein anderes als Auserwählte in dieser Zeit. Wir erfuhren, daß auch der Geist ganz allein und unbedingt lebendige Menschen bindet, daß die Person über dem Persönlichen steht; wir durften erfahren, was Führung ist. Wir haben erfahren, daß es reine Geistigkeit unter Menschen gibt. Für uns ist das, was fast allen unendlich ferner ist, wahr geworden.“

Das Erlebnis dieser Wahrheit ließ uns diese Worte sagen. Gegen Sie selbst muß ich mich zu Ihnen bekennen wie Sie mir als der strengste Liebende dieser lebenden Jugend vor Augen sind. Einmal sagten Sie vom Knaben und Mädchen „Die Erinnerung daß sie einmal Kameraden gewesen sind im heiligsten Werke der Menschheit, daß sie einmal zu zweien ‚ins Tal Eidorzhann‘, in die Welt der Ideen geblickt haben, diese Erinnerung wird das stärkste Gegengewicht gegen den sozialen Kampf der Geschlechter bilden, der immer war, zu unserer Zeit aber in hellen Flammen auszubrechen und die Güter zu dessen Hüterin die Menschheit bestellt ist, zu gefährden droht. Hier in der Jugend, wo sie noch Menschen im edlen Sinn des Wortes sein dürfen, sollen sie auch einmal die Menschheit realisiert gesehen haben. Dies große unersetzliche Erlebnis zu gewähren, ist der eigentliche Sinn der gemeinsamen Erziehung.“

Die *θεωρία* in Ihnen ist erblindet, Sie haben den fürchterlichen scheußlichen Verrat an den Frauen begangen, die Ihre Schüler lieben. Sie haben dem Staat, der Ihnen alles genom-

men hat, zuletzt die Jugend geopfert. Die Jugend aber gehört nur den Schauenden, die sie lieben und in ihr die *Idee* über alles. Sie ist Ihren irrenden Händen entfallen und wird weiter namenlos leiden. Mit ihr zu leben ist das Vermächtnis, das ich Ihnen entwinde.

Walter Benjamin

¹ „Jugend und Krieg“, 1914.

40 *An Herbert Belmore*

[April 1915]

Lieber Herbert,

ich komme vom Besuche bei Alfred Steinfelds Eltern. Ihr Sohn ist am sechsten April an einer Nierenentzündung die er sich im militärischen Sanitätsdienst zuzog in der Wohnung seiner Eltern gestorben. Beim Hinausgehen führte mich die Mutter in sein Zimmer das – vielleicht nach jüdischer Sitte – ganz unberührt lag daß ich im aufgedeckten Bett den Abdruck seines Körpers zu sehen meinte. Seine Uniform und Militärmütze lag auf einem Sessel. Ich glaube er ist gerade zu der Zeit gestorben als sein Geist sich sicher wieder aufrichtete, das letzte Mal das ich ihn vor Monaten sah hatte er neuen Boden gewonnen. Ich weiß nicht ob Du so sehr die Erinnerung an ihn hast wie ich daß er als ein sehr edler sehr unentwickelter Mensch in versprechendem Leid gelebt hat. Er hat die wenigen Tage seiner furchtbaren Krankheit so ertragen daß die Eltern ihre Natur erst zu spät ahnten. Ich kann – nicht aus Überlegung sondern aus Anschauung – nicht unglücklichere Menschen denken als sie da ich nie ein Zusammenleben kannte das so sehr von dem einzigen Sohne Licht und Entfaltung empfing. Ich bitte Dich¹ darum mit Nachdruck einige freundliche Worte an sie zu richten.

Walter

¹ Belmore befand sich in der Schweiz.

41 *An Gerhard Scholem*

Berlin, 27. Oktober 1915

Lieber Herr Scholem,

ich geriet in den letzten Tage vor meiner Abreise leider in eine solche Hast, daß es mir unmöglich wurde, Sie noch aufzusuchen. Ich wünsche Ihnen für die kommenden Wochen Gutes. Bei meiner letzten Musterung wurde ich auf ein Jahr zurückgestellt und trotzdem meine Hoffnung, der Krieg sei in einem Jahre zu Ende, gering ist, gedenke ich wenigstens einige Monate in Ruhe in München arbeiten zu können. Sowie ich eine feste Adresse habe schreibe ich sie Ihnen und hoffe dann, vom Fortgang Ihrer Angelegenheiten günstige Nachricht zu erhalten.

Mit freundlichen Grüßen bis dahin

Ihr Walter Benjamin

42 *An Gerhard Scholem*

München, 14. Dezember 1915

Lieber Herr Scholem,

in der Tat vermutete ich Sie beim Militär und wollte unter diesen Umständen nicht aufs ungewisse hin einen Brief an Sie richten. Nun hat mich Ihre Nachricht sehr gefreut. Von hier habe ich bei dem regelmäßigen, arbeitsamen auch ziemlich abgeschlossenen Leben, das ich führe, nicht viel zu berichten. Weihnachten komme ich nicht nach Berlin. Für lange Zeit gedenke ich meinen Aufenthalt hier nur vorübergehend zu unterbrechen und gedenke eine abgeschlossene Zeit lang meine Studien zu fördern. Dazu habe ich hier – als außerhalb meiner Heimatstadt – endlich den Ort gefunden, dessen ich bedurfte. [. . .]

Ich erwarte nun bald Ihre Nachricht, auf die hin ich mich wieder vernehmen lasse. Vielmals grüße ich.

Ihr Walter Benjamin

43 *An Herbert Belmore*

Seeshaupt, 25. März 1916

Lieber Herbert,

seit der Hölderlin-Arbeit¹ und dem „Regenbogen“ habe ich wohl mehrere neue Arbeiten begonnen, aber keine auch nur halbwegs geendet. Das hängt mit der Größe der Gegenstände, die mich beschäftigen, zusammen: Organische Natur, Medizin und Moral. Von den vergangenen Arbeiten aber möchte ich Dir durchaus keine senden. Ich kann mich ihrer Form nicht mehr anvertrauen und so wichtig sie vielfach für mich sind, möchte ich nicht durch sie zu Dir sprechen. Vielmehr glaube ich – und mögen die europäischen Dinge noch so sehr ins Scheußliche wachsen – daß wir es nicht anders halten können, als zwei Nachbarn im Gewitter, die doch den Augenblick erwarten, da es ihnen erlaubt ist, vors Tor zu gehen und in ihrer Nähe einander selbst zu begrüßen. Nichts was ich Dir senden könnte, kann die Spannung meiner Erwartung tragen, so muß ich warten, bis ich Deutschland selbst verlassen kann, zu Dir zu kommen.² / Es geht mir gut.

Carlas und Deine Grüße erwidere ich herzlich

Walter

¹ Schriften II, S. 375–400 (im Herbst und Winter 1914 entstanden). Der „Regenbogen“ ist verloren.

² H. Belmore war seit Anfang 1915 in Genf, wo ihn W. B. und Dora Pollak im Frühjahr 1915 besuchten. Beim Wiedersehen im Juli 1917 in Zürich kam es zu einer dauernden Trennung.

München
Königin Str. 4 [Mai 1916]

Sehr geehrter Herr Buber,
das Problem des jüdischen Geistes ist einer der größten und beharrendsten Gegenstände meines Denkens. Ihr ehrendes Anerbieten¹, für das ich Ihnen danke, trägt die Möglichkeit der Äußerung meiner Gedanken mir nahe, doch deren eigentliche Vorbedingung, die Lockerung dieser Gedanken aus größeren Zusammenhängen und das Gewinnen bestimmter Ausgangspunkte, kann ich nur von einem Gespräche erhoffen. Dieses erst könnte über meine Mitarbeit und deren Gestalt entscheiden, und aus diesem Grunde darf ich Sie vielleicht um die Gewährung einer Unterredung bitten, sei es, daß Sie im nächsten Monat nach München kämen, sei es, daß ich um Weihnachten einen Aufenthalt in Berlin ermögliche – doch ist dies leider sehr ungewiß.

Ihr sehr ergebener Walter Benjamin

¹ Zur Mitarbeit an Bubers Zeitschrift „Der Jude“.

München, Juli 1916

Sehr verehrter Herr Doktor Buber,
Ich mußte ein Gespräch mit Herrn Gerhard Scholem¹ abwarten, um mir über meine prinzipielle Stellung zum „Juden“ und damit über die Möglichkeit, selbst einen Beitrag zu liefern, klar zu werden. Denn vor der Heftigkeit des Widerspruches, mit dem mich so viele Beiträge des ersten Heftes – ganz besonders in ihrem Verhältnis zum europäischen Krieg – erfüllten, war in mir das Bewußtsein verdunkelt, daß meine Stellung zu dieser Zeitschrift in Wirklichkeit keine andere

war und sein konnte als zu allem politisch wirksamem Schrifttum, wie sie der Eintritt des Krieges mir endlich und entscheidend eröffnet hatte. Ich nehme dabei den Begriff „Politik“ in seinem weitesten Sinne, in dem man ihn jetzt ständig gebraucht. Vorher bemerke ich, daß ich mir des Werdenden in den folgenden Gedanken völlig bewußt bin, und daß, wo ihre Formulierung apodiktisch klingen sollte, ich damit zunächst ihre prinzipielle Geltung und Notwendigkeit für mein eigenes praktisches Verhalten im Auge habe.

Es ist eine weitverbreitete, ja die fast allerorten als Selbstverständlichkeit herrschende Meinung, daß das Schrifttum die sittliche Welt und das Handeln des Menschen beeinflussen könne, indem es Motive von Handlungen an die Hand gibt. In diesem Sinne ist also die Sprache nur ein Mittel der mehr oder weniger suggestiven *Vorbereitung* der Motive, die in dem Innern der Seele den Handelnden bestimmen. Es ist das Charakteristische dieser Ansicht, daß sie eine Beziehung der Sprache zur Tat, in der nicht die erste Mittel der zweiten wäre, überhaupt garnicht in Betracht zieht. Dieses Verhältnis betrifft gleichermaßen eine ohnmächtige, zum bloßen Mittel herabgewürdigte Sprache und Schrift als eine ärmliche, schwache Tat, deren Quelle nicht in ihr selbst, sondern in irgendwelchen sagbaren und aussprechbaren Motiven liegt. Diese Motive wiederum kann man bereden, ihnen andere entgegenhalten und so wird (prinzipiell) die Tat wie das Resultat eines allseitig geprüften Rechenprozesses an das Ende gesetzt. Jedes Handeln, das in der expansiven Tendenz des Wort-an-Wort Reihens liegt, scheint mir fürchterlich und um so verheerender, wo dieses ganze Verhältnis von Wort und Tat wie bei uns in immer steigendem Maße als ein Mechanismus zur Verwirklichung des richtigen Absoluten um sich greift.

Schrifttum überhaupt kann ich mit dichterisch, prophetisch, sachlich, was die Wirkung angeht, aber jedenfalls nur *magisch* das heißt un-mittel-bar verstehen. Jedes heilsame, ja jedes nicht im innersten verheerende Wirken der Schrift beruht in ihrem (des Wortes, der Sprache) Geheimnis. In wievielerlei Gestalten auch die Sprache sich wirksam erweisen

mag, sie wird es nicht durch die Vermittlung von Inhalten, sondern durch das reinste Erschließen ihrer Würde und ihres Wesens tun. Und wenn ich von anderen Formen der Wirksamkeit – als Dichtung und Prophetie – hier absehe, so erscheint es mir immer wieder, daß die kristallreine Elimination des Unsagbaren in der Sprache die uns gegebene und nächstliegende Form ist, innerhalb der Sprache und insofern durch sie zu wirken. Diese Elimination des Unsagbaren scheint mir gerade mit der eigentlich sachlichen, der nüchternen Schreibweise zusammenzufallen und die Beziehung zwischen Erkenntnis und Tat eben innerhalb der sprachlichen Magie anzudeuten. Mein Begriff sachlichen und zugleich hochpolitischen Stils und Schreibens ist: hinzufügen auf das dem Wort versagte; nur wo diese Sphäre des Wortlosen in unsagbar reiner Macht sich erschließt, kann der magische Funke zwischen Wort und bewegender Tat überspringen, wo die Einheit dieser beiden gleich wirklichen ist. Nur die intensive Richtung der Worte in den Kern des innersten Verstummens hinein gelangt zur wahren Wirkung. Ich glaube nicht daran, daß das Wort dem Göttlichen irgendwo ferner stünde als das „wirkliche“ Handeln, also ist es auch nicht anders fähig, ins Göttliche zu führen als durch sich selbst und seine eigene Reinheit. Als Mittel genommen wuchert es.

Für eine Zeitschrift kommt die Sprache der Dichter, der Propheten oder auch der Machthaber, kommen Lied, Psalm und Imperativ, die wiederum ganz andere Beziehungen zum Unsagbaren und Quelle ganz anderer Magie sein mögen, nicht in Frage, sondern nur die sachliche Schreibart. Ob sie zu ihr gelangt, läßt sich menschlich wohl kaum absehen und es hat wohl nicht viele gegeben. Ich denke aber an das Athenäum. So unmöglich es mir ist, wirkendes Schrifttum zu verstehen, so unfähig bin ich, es zu verfassen. (Mein Aufsatz im „Ziel“² war innerlich durchaus im Sinn des Gesagten gehalten, aber an diesem Orte, an den er am wenigsten gehörte, war das sehr schwer zu bemerken.) In jedem Falle werde ich aus dem, was im „Juden“ gesagt wird, lernen. Und so wie mein Unvermögen, zur Frage des Judentums jetzt etwas klares zu sagen, mit diesem Stadium der Zeitschrift im

Werden zusammenfällt, so verbietet nichts zu hoffen, daß es eine günstigere Koincidenz der Erfüllung geben möge.

Es ist möglich, daß ich Ende des Sommers nach Heidelberg kommen kann. Dann würde ich sehr gern versuchen, das, was ich jetzt so unvollkommen nur sagen konnte, im Gespräch zu beleben, und es wäre vielleicht von hier aus möglich, auch über das Judentum manches zu sagen. Ich glaube nicht, daß meine Gesinnung in diesem unjüdisch ist.

Ich bin mit den ergebensten Grüßen

Ihr Walter Benjamin

¹ Scholem war vom 16. – 18. Juni mit W. B. zusammen.

² „Das Leben der Studenten“.

46 *An Gerhard Scholem*

München, 11. Nov. 1916

Lieber Herr Scholem,

ich bin Ihnen für die schnelle Auskunft, die Sie mir erteilt haben, sehr dankbar. – Vor einer Woche begann ich einen Brief an Sie, der bei achtzehn Seiten Länge abschloß. Es war der Versuch einige aus der nicht geringen Anzahl der Fragen, die Sie mir vorgelegt haben, im Zusammenhang zu beantworten. Indessen mußte ich mich entschließen, um den Gegenstand genauer zu fassen, ihn zu einer kleinen Abhandlung umzuarbeiten, mit deren Reinschrift ich jetzt beschäftigt bin. In ihr ist es mir nicht möglich gewesen auf Mathematik und Sprache, d. h. Mathematik und Denken, Mathematik und Zion einzugehen, weil meine Gedanken über dieses unendlich schwere Thema noch ganz unfertig sind. Im übrigen aber versuche ich in dieser Arbeit mich mit dem Wesen der Sprache auseinander zu setzen und zwar – soweit ich es verstehe: in immanenter Beziehung auf das Judentum und mit Beziehung auf die ersten Kapitel der Genesis. Ihr Urteil über diese Gedanken werde ich in der sicheren Hoffnung durch dasselbe

sehr gefördert zu werden erwarten. Die Arbeit kann ich Ihnen erst in einiger Zeit – wann läßt sich nicht voraussehen – vielleicht in einer Woche, vielleicht auch erst später – schicken; sie ist wie gesagt noch nicht ganz beendet. Am Titel „Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen“¹ sehen Sie eine gewisse systematische Absicht, die für mich aber auch das Fragmentarische der Gedanken ganz deutlich macht, weil ich vieles zu berühren noch außer stande bin. Insbesondere ist die sprachtheoretische Betrachtung der Mathematik, auf die es mir ja schließlich sehr ankommt, wenn ich sie auch noch nicht versuchen darf von ganz fundamentaler Bedeutung für die Theorie der Sprache überhaupt.

Ausdrücklich möchte ich Ihnen mitteilen, daß mir die „neunzehn Briefe“² sowie die Übersetzung des Aufsatzes von Zeitlin³ (– was bedeutet: Schechinnah? –) *jederzeit sehr* willkommen sind, gerade in Anbetracht meiner gegenwärtigen Arbeit. Können Sie sich die Mühe machen mir zu den wichtigsten hebräischen Worten bei Hirsch – ich nehme an daß es nur wenige sind, sonst würde ich Sie nicht darum bitten – das Deutsche hinzu zu schreiben? / In der letzten Nummer des „Reich“ steht ein scheinbar orientierter Aufsatz von Hans Ludwig Held: Über Golem und Schem eine Untersuchung zur hebräischen Mythologie (1^{ter} Teil). Ich besitze das Heft (und kann Ihnen den Aufsatz also schicken); ich habe es mir wegen eines anderen Druckes (den ich allerdings schon herausgetrennt und gesondert gebunden habe) gekauft: es steht darin die erste Veröffentlichung einer offenbar sehr späten Hölderlinschen Handschrift⁴ – von der *absoluten* Größe des Gehalts wie alles was der späte Hölderlin schrieb.

In der letzten Nummer der „Kant-Studien“ bringt Herr Zilsel eine Selbstanzeige seines Buches. Über das „Problem der historischen Zeit“ ist in der letzten oder vorletzten Nummer der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik ein Aufsatz (ursprünglich als Rede zur Erlangung der *venia legendi* in Freiburg gehalten⁵) erschienen, der in exakter Weise dokumentiert, wie man die Sache *nicht* machen soll. Eine furchtbare Arbeit, in die Sie aber vielleicht einmal hineinsehen, wenn auch nur um meine Vermutung zu bestäti-

gen, daß nämlich nicht nur das, was der Verfasser über die historische Zeit sagt (und was ich beurteilen kann) Unsinn ist, sondern auch seine Ausführungen über die mechanische Zeit schief sind, wie ich vermute.

Mein mexikanischer Dozent⁶ hat noch nicht angezeigt und scheint aus irgendeinem Grunde nicht zu lesen. Kierkegaard habe ich wegen meiner jetzigen Arbeit noch nicht zu Ende, sondern erst bis zur Mitte, lesen können. / Wie ist es mit Ihrer mathematischen Vorlesung geworden?⁷

Ich grüße herzlichst

Ihr Walter Benjamin

1 Schriften II, S. 401–419.

2 „Neunzehn Briefe über Judentum“, von Samson Raphael Hirsch; berühmtes, 1836 erschienenes Buch.

3 Es handelt sich um eine ungedruckte Übersetzung eines 1911 erschienenen, seinerzeit als bedeutend betrachteten hebräischen Essays über die Gegenwart Gottes in der Welt, von Hillel Zeitlin, einem chassidischen Publizisten, die Scholem gemacht hatte.

4 „Das Reich“ Jg. I (1916), S. 305 ff. Es handelt sich in Wirklichkeit um die „Pindar-Fragmente“ (in der Folge nach dem ersten Fragment als „Untreue der Weisheit“ bezeichnet), die vermutlich gegen 1803 entstanden sind. Norbert v. Hellingsrath hatte diese kommentierten Übersetzungen bereits 1910 („Hölderlins Pindar-Übertragungen“) veröffentlicht.

5 Die Antrittsvorlesung Martin Heideggers vom 27. Juli 1915.

6 Walter Lehmann, bei dem W. B. aztekische Mythologie gehört hatte.

7 Scholem war in einer vierstündigen Vorlesung Schottkys der einzige Hörer.

47 *An Herbert Belmore*

[Ende 1916]

Lieber Herbert,

ich freue mich sehr daß Du an mich geschrieben hast.

Dein Brief hat aber die Form einer sachlichen Mitteilung und damit geht er über einige tiefe Voraussetzungen hinweg

die meine Antwort in Hinsicht auf uns beide machen muß. Hätte sie das nicht nötig so wäre sie das nicht was sie ist: die innige Bestreitung jener Art von Sachlichkeit die Du zugleich forderst und ausübst.

Ich habe erfahren daß in der Nacht nicht Brücken und Flüge helfen allein der brüderliche Schritt hindurch. Mitten in der Nacht sind wir. Ich habe es einmal versucht mit Worten zu kämpfen (Thomas Mann hatte seine niedrigen „Gedanken im Kriege“ veröffentlicht) damals lernte ich daß wer gegen die Nacht kämpft, ihre tiefste Finsternis bewegen muß *ihr* Licht herzugeben und in diesem großen Bemühen des Lebens sind Worte nur eine Station: und können die letzte nur sein wo sie niemals die erste sind.

Ich sehe mich eben in Genf auf dem Koffer sitzen Dora und Du im Zimmer, wie ich vertrete daß Produktivität in jedem Sinne gestützt werden müsse (ebenso aber Kritik) und allein mit allen Namen Worten und Zeichen das Leben im Geiste gesucht werden muß. Seit Jahren strahlt mir aus dieser Nacht das Licht Hölderlins.

Es ist alles zu groß um es zu kritisieren.¹ Es ist alles die Nacht die das Licht trägt, der blutende Leib des Geistes. Es ist auch alles zu klein um es zu kritisieren, garnicht da: das Dunkel die volle Finsternis selbst selbst die Würde allein wer die zu betrachten sucht dem trübt sich der Blick. Soweit auf unserm Wege uns das Wort erscheint werden wir ihm die reinste heiligste Stätte bereiten: es soll aber bei uns beruhen. Wir wollen es in der letzten kostbarsten Form bewahren die wir ihm zu geben vermögen; Kunst Wahrheit Recht: vielleicht wird uns alles aus den Händen genommen, dann soll es wenigstens Gestalt sein: nicht Kritik. Die zu leisten ist Sache der äußersten Peripherie des Lichtkreises um jedes Menschen Haupt, nicht der Sprache. Wo diese uns begegnet gilt es Arbeit. Die Sprache beruht allein im Positiven, ganz in der Sache die die innigste Einheit mit dem Leben anstrebt; den Schein der Kritik, des *κρίων*, des Unterscheidens von Gut und Schlecht nicht aufrecht hält; sondern alles Kritische nach innen, die Krisis in das Herz der Sprache verlegt.

Die wahre Kritik geht nicht wider ihren Gegenstand: sie

ist wie ein chemischer Stoff der einen andern nur in dem Sinne angreift, daß er ihn zerlegend dessen innre Natur enthüllt, nicht ihn zerstört. Der chemische Stoff der auf solche Weise (diathetisch) die *geistigen* Dinge angreift, ist das Licht. Das erscheint nicht in der Sprache.

Die Kritik der geistigen Dinge ist die Unterscheidung des Echten vom Unechten. Das ist aber nicht Sache der Sprache, oder nur in einer tiefen Verhüllung: im Humor. Nur im Humor kann die Sprache kritisch sein. Da erscheint dann die besondere kritische Magie daß das nachgemachte Ding mit dem Lichte in Berührung kommt; es zerfällt. Das Echte bleibt: es ist Asche. Wir lachen darüber. Wer ganz im Übermaße strahlt dessen Strahlen werden auch jene himmlischen Entlarvungen vornehmen die wir Kritik nennen. Gerade die großen Kritiker sahen so erstaunlich das Echte: Cervantes.

Ein großer Schriftsteller, der das Echte so sah daß er kaum mehr Kritik üben konnte: Sterne. Ehrfurcht vor den Worten macht noch den Kritiker nicht. Ehrfurcht vor seinem Objekt vor dem unscheinbaren Echten. Lichtenberg. So, wenn Kritik ausdrücklich werden soll oder sprachlich. Das ist allein Sache Großer. Man mißbraucht den Begriff: Lessing war kein Kritiker.

Ich grüße Dich herzlich

Walter

Willst Du von meinen Arbeiten etwas lesen? Ich habe folgende Aufsätze geschrieben:

Das Glück des antiken Menschen

Sokrates

Trauerspiel und Tragödie

Die Bedeutung der Sprache in Trauerspiel und Tragödie

Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen.²

¹ Der Zusammenhang des Folgenden mit dem Gedankengang des Briefes no. 45 an Buber vom Juli ist deutlich.

² Diese Aufsätze sind alle erhalten, z. T. nur handschriftlich.

Berlin, 27. Februar 1917

Lieber Herr Schoen,

haben Sie herzlichen Dank für Ihren letzten Brief. Ich hoffe immer noch daß Sie bald einmal nach Berlin kommen. Dann werde ich Ihnen auch das Buch von Jammes zurückgeben, das Sie mir geliehen haben. Ich fand den Roman du Lièvre sehr schön und auch die beiden Geschichten von den jungen Mädchen. Kennen Sie die Gedichtbände von Jammes? Wenn Sie sie für gut halten und etwa besitzen würde ich mich freuen, wenn Sie sie mir gelegentlich leihen würden. „Existences“ kenne und schätze ich schon seit langem und habe es mir unlängst selbst gekauft. Augenblicklich bin ich in der Lektüre von Flaubert: Bouvard [sic!] et Pécuchet begriffen. Das Buch ist in jedem Sinne das Schwerste das ich von Flaubert kenne. Vor einigen Wochen las ich das ungeheure Buch von Dostojewski: der Idiot.

So weit es meine jetzt sehr beschränkten Möglichkeiten zulassen arbeite ich an meinen Baudelaire-Übersetzungen. Auch denke ich viel an eine größere Arbeit die ich vor einem Vierteljahr begonnen habe und fortzuführen mich sehne.¹ Meine Ischiasanfälle dauern noch an.

Meine Existenz ist so eingeschränkt daß ich Ihnen schriftlich davon nicht mehr mitteilen kann. Doch sollte es mir leid tun wenn es mir etwa nach diesen Zeilen noch schlechter zu gehen *schiene* als es in Wirklichkeit der Fall ist. Das Schlimmste ist daß ich zur Zeit der Anwesenheit meiner künftigen Frau² bei meinen Eltern wohne und die täglichen Kämpfe auf mich nehmen muß.

Haben Sie gelesen daß Norbert von Hellingrath³ gefallen ist? Ich wollte ihm bei seiner Rückkehr meine Hölderlinarbeit zu lesen geben, deren äußerlicher Anlaß die Stellung ihres Themas in seiner Arbeit über die Pindar-Übersetzung war. – Übrigens wollte er ein umfassendes Buch über Hölderlin schreiben.

Zu den wenigen ständig erfreulichen Dingen gehört ein

Briefwechsel den ich seit mehr als einem Jahre fast ununterbrochen mit einem um mehrere Jahre jüngeren Menschen führe⁴, der in einer Stellung in einem Lazarett sich befindet die ihm Denken und Schreiben erlaubt. Ich habe ihn im Frühjahr des vorigen Jahres einmal besucht. Für vieles ist der Briefwechsel kraft seiner anderen Voraussetzungen die immer in einem gewissen Grade das Leiden und Pathos des Schreibers zulassen und gewähren die einzig mögliche Form der Äußerung.

Ich weiß Ihnen in Ihrer Lage auch nichts besseres zu wünschen als daß Sie Briefe oft erfreuen mögen und daß auch dieser soweit er es kann tue.

Ihr Walter Benjamin

1 Die Arbeit über die Sprache.

2 Dora Pollack. Die Heirat fand am 17. April 1917 statt.

3 Der Herausgeber der Georg Müllerschen Hölderlinausgabe, den W. B. sehr hoch schätzte.

4 Werner Kraft, damals in Hannover.

49 *An Gerhard Scholem*

Dachau, 23. 5. 17

Lieber Herr Scholem,

kaum habe ich Zeit und die äußere Möglichkeit Ihnen zu schreiben gefunden, als ich auch sogleich deutlich an einen Anlaß erinnert wurde. Es kamen nämlich heute früh die lange gesuchten sämtlichen Schriften Baaders und weil ich jetzt doch mit einiger Intensität zu studieren hoffe, so will ich was zusammen gehört bei einander haben. Anders kann ich nicht lernen. Und Baader und Molitor¹ gehören so sehr zusammen, daß gleich unter dem ersten was ich gelesen habe zwei wichtige Briefe von ihm an Molitor waren, die unter anderem Wesentliches und Schönes über die Schechinnasagen. Wie ist es denn also mit dem Exemplar, nach dem Sie für mich fragen wollten. Falls Sie es erhalten haben, bitte ich Sie es mir

sofort unter Angabe Ihrer Auslagen die ich postwendend zurückerstatte zu senden. Haben Sie es nicht erhalten, so werde ich mich auf der Münchener Universitätsbibliothek darum bemühen. Sollte aber auch das umsonst sein, so würde ich unter Umständen mich dazu entschließen, Sie um eingeschriebene Zusendung des Buches zu bitten, um es mir, – wenn es Ihnen entbehrlich ist, leihweise zu überlassen. Das wäre nur für den Fall, daß meine Arbeit mir dies Studium unentbehrlich macht und ich auf keine andere Weise das Werk erhalten kann. / Sie sollen gelegentlich die Auszüge über die Schechinnah bei Baader und vielleicht auch anderes erhalten.

Unsere Adresse ist seit einigen Tagen, Dachau bei München Moorbath und Kuranstalt. Es ist Sommer, wir haben ein schönes Zimmer mit einer Loggia auf den grünen Garten und weil wir im zweiten Stockwerk wohnen, können wir sogar bisweilen die Alpen sehen. Die Kost und Pflege ist gut, meine Ischias hält aber durchaus an.

Ich lese viel in Friedrich Schlegel und Novalis. Bei dem ersten wird mir immer deutlicher wie er von allen Romantikern wohl der einzige ist (sein Bruder kommt hier wohl nicht in Frage) der den Geist dieser Schule ohne konstitutionelle Schwäche und Trübung entfaltet hat. Er ist dichterisch rein, gesund und träge. Im tiefsten Innern des Novalis aber wie des Brentano wohnt ein Krankheitskeim. Ich hoffe noch genau zu zeigen, worin eigentlich die Krankheit des Novalis liegt.

Die mathematische Theorie der Wahrheit² – oder besser ihre Entwicklung befindet sich allerorts in guten Händen. In München habe ich nach mehr als einem Jahr meinen Bekannten (das Genie)³ gesprochen, der indessen in Erlangen summa cum laude promoviert hat. Er arbeitet – wenn auch nicht ausdrücklich in der Perspektive des Zionismus – an demselben Problem wie Sie. Ich habe mit ihm die *allerwesentlichsten* Gespräche über die mathematische Theorie der Wahrheit und wie diese Disziplin zum ersten Male in Europa sich bei den Pythagoräern entdeckt, gehabt. Um aber diese Dinge in Briefform mitteilen zu können – und noch anderes der gleichen Art, was mir dort gesprächsweise entwickelt wurde

und von dem erstaunlichsten Wagemute ist – habe ich es noch nicht genügend begrifflich durchdrungen.

In München habe ich antiquarisch Kants Briefwechsel und von Scheerbart den Mondroman „Die große Revolution“ erworben. / Wie geht es Ihnen? Bitte schreiben Sie uns das bald. Wir denken oft an Sie und je mehr es uns selbst einmal besser geht, desto mehr erhoffen wir es auch für Sie. Was Lugano angeht, so erwarten wir von Ihnen noch einmal genaue Weisung – sowie die Adresse Ihrer Mutter.

Wir grüßen Sie herzlichst und hoffen auf baldige Antwort.

Ihr Walter Benjamin

¹ Molitor war der Autor des bedeutendsten älteren Werkes über die Kabbala: „Philosophie der Geschichte oder über die Tradition“ (1827–1853), das 1916 noch beim Verlag zu haben war.

² Der Ausdruck stammte von Scholem, der damit seine mathematisch-philosophischen Spekulationen bezeichnete.

³ W. B.s ständige Bezeichnung für Dr. Felix Noeggerath (1886–1961), mit dem er in seinem Münchener Jahr 1915–1916 und später, nach 1925, viel umging.

50 An Gerhard Scholem

[Juni 1917]

Lieber Herr Scholem,

ohne es gerade bewußt zu haben, habe ich eine Umarbeitung Ihrer Übersetzung des Hohen Liedes doch wohl immer für wahrscheinlich (weil notwendig) gehalten und auch erwartet, daß der gedruckte Text – ich habe ihn bei mir – mir für die Beurteilung eines zukünftigen neuen eigentlich wichtig werden würde. Ich bin also sehr gern bereit die kritische Arbeit zu übernehmen, die Sie mir antragen und ich bin gewiß viel dabei zu lernen. Ich bitte Sie um möglichst baldige Übersendung des Manuscripts. / Der Molitor ist gekommen und das Geld dafür geht heute an Sie ab. Da meine Frau, die heute und bis übermorgen in München ist, es abschickt, so

weiß ich nicht ob sie daran denkt, die 1 M für Porto mitzusenden. Falls es nicht geschehen ist, wird es dann sogleich nachgeholt. Ich habe mich mit dem Besitz des Buches sehr gefreut: übrigens wird es ja, wie der Baader, gemäß der Zeitströmung selten, geschätzt und auch teuer werden, wie ich glaube. Es ist wohl über die erste Abteilung des vierten Bandes hinaus nicht gediehen? Nur um den Überblick über die Disposition zu haben, frage ich Sie nach dem Thema des zweiten Bandes.¹ / Baader hat gewiß sehr viel mit der Romantik zu tun, so hat er einen großen von Schelling verhohlenen Einfluß auf diesen ausgeübt. Gerade von dem Verfasser des Aufsatzes, den sie erwähnen², einem jungen Dr., Dichter und auch philosophisch interessierten Menschen, den ich in einem Münchener Seminar und auch sonst in München nicht selten sprach, bin ich selbst auf Baader hingewiesen worden. Auch kenne ich einen Aufsatz von ihm über diesen, ich weiß nicht ob es der von Ihnen erwähnte ist. Die Dignität von Dr. Pulvers philosophischen Ansichten ist mir noch *sehr* problematisch. Er hat eine recht konfuse wenn auch glänzend zensierte Dissertation über romantische Ironie und romantische Komödie geliefert. / Ich gerate erfreulicherweise zum ersten Male tief in das Studium der Romantik hinein. – Kant der in gewisser Weise höchst dringlich wäre, muß ich immer noch liegen lassen und auf eine bessere Zeit warten, denn ihn (und auch [Hermann] Cohen, der übrigens ernstlich erkrankt sein soll) kann ich nur nach dem breitesten Plane, der also mit großen Zeiträumen rechnen muß, studieren. Ich richte mich zunächst auf die Frühromantik, Friedrich Schlegel vor allem, dann Novalis, August Wilhelm auch Tieck und später wenn möglich Schleiermacher. Von einer Zusammenstellung Friedrich Schlegelscher Fragmente nach ihren *systematischen* Grundgedanken gehe ich aus; es ist eine Arbeit, an die ich schon lange dachte. Sie ist natürlich rein interpretierend und welcher objektive Wert in ihr liegt bleibt abzuwarten. Auch sind die Grenzen für diese Arbeit durch die beschränkte Anzahl der wirklich auf das System hin zu interpretierenden Fragmente eng gesteckt. Ich verdanke aber diesem Versuch für mein Verständnis der Frühromantik

bisher fast alles. Dazu fertige ich eine Harmonie aus entsprechenden Fragmenten des Novalis an, die viel spärlicher ausfällt als man nach deren sehr großer Anzahl (einschließlich der Nachlaß-Fragmente) vermuten sollte. Das Zentrum der Frühromantik ist: Religion und Geschichte. Ihre unendliche Tiefe und Schönheit im Vergleich zu *aller* Spätromantik: daß sie für die innige Verbindung dieser beiden Sphären nicht auf die religiösen und historischen Tatsachen sich beriefen, sondern im eigenen *Denken* und Leben die höhere Sphäre zu produzieren suchten in der die beiden koinzidieren mußten. Es ergab sich nicht „die Religion“ aber die Atmosphäre, in der alles was ohne sie und was angeblich sie war verbrannte, zu Asche zerfiel. Wie auch ein solcher stiller Zerfall des Christentums Friedrich Schlegel vor Augen stand, nicht etwa weil er dessen Dogmatik bestritt, sondern weil seine Moral nicht romantisch: das heißt nicht still und lebendig genug, weil sie ihm erregt, männlich (im weitesten Sinne) und letzten Endes unhistorisch erschien. Diese Worte finden sich bei ihm nicht, sie sind Interpretation: aber die Romantik *muß* man (verständlich) interpretieren. Friedrich Schlegel hat in dem überirdischen Feuer dieser Atmosphäre länger als ein anderer geatmet, länger vor allen Dingen als Novalis der aus seinem im tiefen Sinne praktischen oder besser: pragmatischen Ingenium das zu verwirklichen suchte was Schlegel nezessitierte. Denn freilich ist die Romantik die letzte Bewegung, die noch einmal die Tradition hinüberrettete. Ihr in dieser Zeit und Sphäre verfrühter Versuch galt der unsinnig orgiastischen Eröffnung aller geheimen Quellen der Tradition, die unentwegt in die ganze Menschheit überströmen sollte.

In einem Sinne, dessen Tiefe man erst darzulegen hätte, sucht die Romantik das an der Religion zu leisten was Kant an den theoretischen Gegenständen tat: ihre Form aufzeigen. Aber gibt es eine *Form* der Religion?? Jedenfalls dachte sich die Frühromantik etwas dem Analoges unter der Geschichte.

Von dem „Krankheitskeim“ des Novalis ein anderes Mal. Ich denke noch darüber nach. Über die Forschungen des Genies kann ich Ihnen brieflich wegen der großen Schwierig-

keit, die der Gegenstand für mich hat, nichts mitteilen [...]
/ Die Identitätsthesen folgen bald.³ / Die Dissertation des
Genies ist noch nicht gedruckt. Ein kleiner Teil, den ich aus
dem Manuscript kenne, ist geradezu *höchst* bedeutend.

Den Band von Baader, in dem ich die Stelle über die Sche-
chinnah gefunden habe, können Sie sich wohl in der Biblio-
thek geben lassen: Die Sache steht zerstreut da und es wäre
mühsam sie zu exzerpieren. Ich glaube übrigens, daß seine
Ansicht der Wahrheit nahestehen mag. Sämtl. Werke hg. von
F. Hoffmann Bd. IV p 343 ff bis 349. Übrigens ist in dem-
selben Aufsatz die Auseinandersetzung über Zeit und Ge-
schichte S. 356/357 sehr zu beachten. Ich habe sie noch nicht
verstanden. Ferner ist im vorhergehenden Aufsatz der Schluß-
absatz S. 340 vielleicht für Sie auch interessant. Sie würden
mir einen Dienst leisten, wenn Sie mir einiges über die Idee
der zweimaligen Schöpfung, die mich sehr interessiert und
aus Gründen schreiben könnten.

Ich bin mit den allerherzlichsten Grüßen auch von meiner
Frau und guten Wünschen

Ihr Walter Benjamin

PS Die Geldsendung (16 M) ist im Brief enthalten.

1 Der zweite Band war beim Verlag vergriffen.

2 Max Pulver. Die weiter unten erwähnte Arbeit ist seine Freiburger
Dissertation von 1912.

3 Die Thesen über das Identitätsproblem sind erhalten. Sie gingen auf
Diskussionen zwischen W. B. und Scholem Anfang 1917 zurück.

51 *An Ernst Schoen*

St. Moritz, 30. Juli 1917

Lieber Herr Schoen,

es ist ein schöner, früher Morgen und die Stunde auf die ich
gewartet habe um Ihnen für Ihren Brief und das Buch zu

danken. Der Brief erreichte mich noch in Zürich, ich las ihn im Bette liegend während neben mir auf dem Nachttisch eine kleine unzulängliche Ausgabe von Maurice de Guérins Werken lag, der einzigen, die ich mir vor einigen Monaten in Deutschland beschaffen konnte. Bevor ich noch umgeblättert und den Namen Ihres Geschenkes gelesen hatte, *wußte* ich, daß es Maurice de Guérins Werke seien. Vor einigen Tagen hatte ich Le Centaure gelesen. – Wissen Sie übrigens Rat um die Rilke'sche Übersetzung dieses Buches irgendwie, wenn auch nur vorübergehend, einsehen zu können. Sie ist meines Wissens im Inselverlage erschienen, doch der letzte Gesamtkatalog enthält sie nicht mehr. Wunderbar ist Guérins Eindringen in den Geist des Centauren; nachdem ich ihn gelesen hatte, schlug ich Hölderlins gewaltiges Fragment: „das Belebende“ auf (am Schluß der Hellingrath'schen Sonderausgabe der Pindar-Übertragungen) und die Welt von Guérins Centauren geht in die größere des Hölderlinschen Fragments ein.

Wir sind seit einer Woche hier; ich habe diesen Ort – ich darf es sagen – nach jahrelangem Ringen gefunden und betrat ihn endlich nachdem in Zürich auch die letzte Beziehung¹ die mich unklar mit Vergangnem verstrickte gefallen war. Ich hoffe die beiden Jahre vor dem Kriege als Samen in mich aufgenommen zu haben und von da an bis heute geschah alles zu ihrer Läuterung in meinem Geist. Wenn wir uns wiedersehen werden wir über die Jugendbewegung sprechen deren Sichtbares so vollkommen, mit so erschütternder Gewalt untergegangen ist. Alles, außer dem wenigen wodurch ich mein Leben zum leben bestimmen ließ, dem ich in den letzten beiden Jahren mich zu nähern suchte, war Untergang und ich finde mich hier in vielfachem Sinne gerettet: nicht zur Muße Sicherheit Reife des Lebens, wohl aber entronnen dämonischen gespenstischen Einwirkungen die wo wir uns hinwenden am Herrschen sind und entronnen der rohen Anarchie, der Gesetzlosigkeit des Leidens.

Ich habe zu meinem Geburtstage die Werke des Gryphius in einer schönen alten Ausgabe bekommen. Das Werk dieses Mannes ist ein Wahrzeichen der großen Gefahr die uns auch

heute bedroht: die Flamme des Lebens wenn nicht ersticken so doch hoffnungslos verdüstern zu lassen; Licht gibt mir die Besonnenheit im Geist der vergangenen Jahre.

Ich arbeite noch nicht; wann ich dazu komme, hängt von den Umständen ab. Wenn ich eine große Bibliothek zur Verfügung hätte könnte ich vieles tun; so versammle ich hoffentlich mit der Zeit meine kleine und hoffe nur immer zur Arbeit imstande zu sein, wenn sie nun nach Jahren wieder möglich werden wird. / Meine Arbeit über die Sprache kann ich Ihnen augenblicklich nicht übermitteln, das in Deutschland befindliche Exemplar ist zur Zeit unerreichbar.² Ich wage die Hoffnung daß wenn Sie sie lesen werden sie schon über den ersten Teil hinaus gediehen sein möge. Aber ich kann Ihnen vielleicht von Zeit zu Zeit kurze Abschriften von Notizen die ich geschrieben habe senden?

Für heute leben Sie wohl. Meine Frau und ich senden Ihnen herzliche Grüße

Ihr Walter Benjamin

¹ Zu Herbert Belmore.

² Scholem war im Heer.

52 *An Gerhard Scholem*

Zürich, 17. 7. 1917

Lieber Herr Scholem,

Lassen Sie mich einige Worte über Ihre Übersetzung des Hohen Liedes sagen. Den Text habe ich leider dabei nicht vor mir, habe ihn nicht einmal vollständig in der letzten aufreibenden Zeit in Dachau lesen können: immerhin sind diese Einschränkungen weniger wichtig als meine Unkenntnis, nicht allein des Hohen Liedes sondern des Hebräischen. Es kann sich demnach nur um ein aperçu handeln, des wenigen was ich sage glaube ich mich aber ziemlich sicher.

Das was die zweite Übersetzung von der ersten¹ unter-

scheidet ist die vollständige und gewissenhafte Applikation der *Kritik*; die Umarbeitung ist methodisch begründet, sie ist aber zugleich nichts als methodisch. Und das rührt wenn ich mir eine Vermutung erlauben darf daher: Ihre Liebe zur hebräischen Sprache kann sich im Medium der deutschen nur als Ehrfurcht vor dem Wesen der Sprache und dem Worte überhaupt darstellen, nur in der Anwendung einer guten und reinen Methode. Das heißt aber: Ihre Arbeit bleibt eine apologetische, weil sie die Liebe und die Verehrung eines Gegenstandes nicht in seiner Sphäre ausdrückt. Es wäre nun prinzipiell nicht unmöglich daß zwei Sprachen in eine Sphäre eingehen: im Gegenteil das konstituiert alle große Übersetzung und bildet die Grundlage der ganz wenigen großen Übersetzungswerke die wir haben. Im Geiste Pindars erschloß sich Hölderlin die gleiche Sphäre der deutschen und der griechischen Sprache: seine Liebe zu beiden wurde *eine*. (Ungewiß bin ich mir halte es aber fast für möglich daß man über Georges Dante-Übersetzung gleich Großes sagen kann) Ihnen jedoch ist die deutsche Sprache nicht gleich nahe wie die hebräische und darum sind Sie nicht der *berufene* Übersetzer des Hohen Liedes, während Sie es eben dem Geiste der Ehrfurcht und der Kritik verdanken, daß Sie kein Unberufener geworden sind. Ich glaube letzten Endes werden Sie selbst dieser Arbeit mehr zu danken haben als jeder andere. —

Ich fand im Frühjahrskataloge des Insel-Verlages Buber, Martin: Die Lehre, die Rede und das Lied. Nun ist das eben die Einteilung sprachlicher Äußerung die ich in meinem unbeantworteten Brief an ihn machte. Steckt nun etwa vielleicht dahinter die Antwort? Etwa eine zustimmende? Etwa ohne Angabe des Adressaten? Ich werde mich bemühen diesem Zusammenhang auf die Beine zu helfen und Sie werden dann mehr hören.

Wir fahren sehr bald von hier ins Engadin. Bis Sie eine neue Adresse erhalten schreiben Sie, und bald und oft, hieher. Wir denken oft an Sie und sind mit unsern herzlichsten Wünschen bei Ihnen.

Ihr Walter Benjamin

¹ Diese Übersetzung war 1916 in einigen Exemplaren gedruckt worden.

53 *An Gerhard Scholem*

St. Moritz, [September 1917]

Lieber Gerhard,

erlauben Sie daß ich die Erinnerung an Ihren Kampf und Sieg mit der Einführung des Vornamens unter uns verbinde. Bei aller Freude über Ihren letzten Brief (den ich hier sogleich beantworte) habe ich ein geradezu schmerzliches Gefühl empfunden bei dem Gedanken daß wir jetzt nicht zusammen sein sollten. Ist es denn wirklich unmöglich? Wir sind jetzt wie ich überzeugt bin in gewisser Beziehung von einer *Gleichheit*, deren Grundfarbe wohl die Dankbarkeit ist, in der innersten Lage des Lebens die ein höchst fruchtbares und schönes Zusammenarbeiten versprechen würde. Dazu kommt, wie meine Frau und ich hier noch ganz einsam stehen. Haben Sie nicht die Möglichkeit, durch bescheidene Tätigkeit sich das bescheidene Geld (in Franken) zu verdienen was zu Ihren monatlichen Bezügen geschlagen eine bescheidene aber gesunde Lebenshaltung garantieren würde? Und wie lange würden wir sonst noch warten müssen bis wir uns wiedersähen?

In wenigen Tagen fahre ich geschäftlich nach Bern. Wo ich im Winter dann studieren werde weiß ich noch nicht. Vielleicht in Zürich; unter Umständen würde ich aber auch Basel wählen müssen wenn sich das in Sachen meiner Promotion günstiger erwiese. Dort ist der sehr liberale Prof. [Karl] Joel. / Nach dem was ich über den Konflikt von Prof. Bauch mit der Kantgesellschaft gehört habe, scheint es mir ausgeschlossen, daß er mehr als einige Details der philosophischen Forschung übermitteln könnte; Sie werden wohl gelegentlich von diesem Konflikt hören. Linke wird meines Wissens in phänomenologischen Kreisen nicht sehr geschätzt¹;

doch habe ich einem Aufsatz von ihm einige Belehrung über das Wesen der Phänomenologie oder das was er dafür ansieht zu danken. Das ist eine Polemik gegen eine verständnislose Kritik der Phänomenologie durch Elsenhans und sie steht im Jahrgang 1916 der Kant-Studien.

Hier arbeite ich augenblicklich nicht sondern denke nur bei Gelegenheit über manches nach. Es ist hier zu anderm nicht der Ort und für diese Sommerwochen habe ich ihn auch recht gewählt. Es ist hier eine große anspannende und den Geist stählende Landschaft, die mit heilender Gewalt verhindert daß die innere Lösung die wir gefunden haben uns innerlich bis zur Vernichtung erschüttern könnte. Meiner Frau lese ich „Cardenio und Celinde“ von Gryphius vor, ich selbst lese es dabei zum zweiten mal. Es ist ein *sehr* schönes Drama. [...]

Sie dürfen meinen Aufsatz über die Sprache Ludwig Strauß vorlesen, wenn ich dafür, wenn irgend möglich, eine Abschrift seiner Arbeit² leihweise erhalten kann. Ich will Ihnen sagen daß mir *sehr* viel daran liegt eine Arbeit über Ethik die Sie beträchtlich finden kennen zu lernen, ich kann mir kaum Interessanteres und Wichtigeres für mich denken und eben darum würde ich die Arbeit gern genau und also abschriftlich für einige Zeit vor mir haben. Ich würde was meine Arbeit angeht, Ludwig Strauß, den ich herzlich grüßen lasse, natürlich Gleiches zugestehen: vollständiges gegenseitiges Vertrauen ist hierbei Voraussetzung. / Den neuen Band der Hölderlin Ausgabe werde ich mir kommen lassen. Das Georgische Gedicht³, das auch Herr Kraft⁴ mir schon erwähnte, ist mir bisher leider noch nicht zu Gesicht gekommen.

6. September

Ich habe Ihren Aufsatz⁵ erhalten und danke Ihnen dafür. Er ist sehr gut. Für eine weitere Ausführung möchte ich Sie auf folgende Gedanken hinweisen. Sie schreiben: „Alle Arbeit ist Unsinn, die nicht auf das Beispiel abzielt“ „Wenn wir Ernst machen wollen: ... so ist das heute wie immer die tiefste

Beeinflussung der Seelen der Kommenden – und die einzige: durch das Beispiel.“ Der Begriff des Beispiels (von dem der „Beeinflussung“ ganz zu schweigen) ist aus der Erziehungslehre völlig auszuschalten. Es haftet ihm einerseits das Empirische und andererseits ein Glaube an die bloße Macht (durch Suggestion oder ähnliches) bei. Beispiel würde bedeuten: durch Vormachen zeigen daß etwas empirisch möglich ist und zur Nachahmung aneifern. Das Leben des Erziehenden wirkt aber nicht mittelbar, durch Aufstellung eines Beispiels. Weil ich mich sehr kurz fassen muß will ich versuchen das am Unterricht zu erläutern. Unterricht heißt Erziehung durch die Lehre im eigentlichen Sinn und muß deshalb in der Mitte aller Gedanken über Erziehung stehen. Die Loslösung der Erziehung vom Unterricht ist das Anzeichen vollständiger Verwirrung in allen bestehenden Schulen. Der Unterricht ist für alle übrigen Bezirke der Erziehung symbolisch, denn auch in allen übrigen ist der Erzieher der Lehrende. Nun kann man zwar das Lehren als ein „beispielhaftes Lernen“ bezeichnen aber man findet sofort daß der Begriff Beispiel ganz übertragen gebraucht wird. Der Lehrer lehrt nicht eigentlich indem er „vor-lernt“, beispielhaft lernt sondern sein Lernen ist teilweise allmählich und ganz aus sich selbst zum Lehren übergegangen. Wenn man also sagt der Lehrer gibt das „Beispiel“ zum Lernen so verdeckt man durch den Begriff Beispiel das Eigentümliche Autonome im Begriff solchen Lernens: nämlich das Lehren. In einem gewissen Stadium werden bei dem rechten Menschen alle Dinge beispielhaft aber sie verwandeln sich damit in sich selbst und werden neu. Dieses neue schöpferische in den Lebensformen des Mannes sich entfalten zu sehen eröffnet in die Erziehung den Einblick. Ich wünschte nun daß Sie in der Ausarbeitung Ihres Aufsatzes den Begriff des Beispiels dergestalt eliminierten und zwar in dem der Tradition aufheben möchten. Ich bin überzeugt: die Tradition ist das Medium in dem sich *kontinuierlich* der Lernende in den Lehrenden verwandelt und das im ganzen Umfang der Erziehung. In der Tradition sind alle Erziehende und zu Erziehende und alles ist Erziehung. Symbolisiert und zusammengefaßt wer-

den diese Verhältnisse in der Entwicklung der Lehre. / Wer nicht gelernt hat kann nicht erziehen, denn er sieht nicht an welcher Stelle er einsam ist, wo er also auf seine Weise die Tradition umfaßt und lehrend mitteilbar macht. Wer sein Wissen als überliefertes begriffen hat in dem allein wird es überlieferbar, er wird in unerhörter Weise frei. Hier denke ich mir den metaphysischen Ursprung des talmudischen Witzes. Die Lehre ist wie ein wogendes Meer, für die Welle aber (wenn wir sie als Bild des Menschen nehmen) kommt alles darauf an sich seiner Bewegung so hinzugeben, daß sie bis zum Kamme wächst und überstürzt mit Schäumen. Diese ungeheure Freiheit des Übersturzes ist die Erziehung, im eigentlichen: der Unterricht, das sichtbar- und *frei* werden der Tradition, ihr Überstürzen aus lebendiger Fülle. Es ist so schwer über Erziehung zu reden weil deren Ordnung mit der religiösen Ordnung der Tradition ganz zusammen fällt. Erziehen ist nur (im Geiste) die Lehre bereichern; nur wer gelernt hat kann das: darum ist es unmöglich für die Kommenden anders als lernend zu leben. Die Nachkommen sind aus dem Geist Gottes (Menschen), sie steigen aus der Bewegung des Geistes wie Wellen auf. Unterricht ist der einzige Punkt der freien Vereinigung der älteren mit der jüngeren Generation, wie Wellen die im Ineinandergehen den Schaumkamm werfen.

Jeder Irrtum in der Erziehung geht darauf zurück daß man in irgend einem letzten Sinn unsere Nachkommen von *uns* abhängig denkt. Sie sind von uns nicht anders abhängig als von Gott und der Sprache in die wir uns daher um irgend einer Gemeinsamkeit mit unsern Kindern willen versenken müssen. Jünglinge können nur ihresgleichen, *nicht* Kinder erziehen. Männer erziehen Jünglinge.

Hoffentlich geht dieser Brief nicht zu lange. Ich beschließe ihn mit den herzlichsten Grüßen von meiner Frau und mir, der ich bald von Ihnen zu hören gedenke.

Ihr Walter Benjamin

¹ Bruno Bauch und Paul Linke lehrten in Jena, wo Scholem im Winter 1917–1918 studierte.

2 Einen (handschriftlichen) Entwurf einer „Ethik“.

3 „Der Krieg“.

4 Werner Kraft, mit dem W. B. seit 1915 in lebhaftem (leider verlorenen) Briefwechsel, vor allem über Literarisches, stand. Sowohl Kraft wie Scholem waren, unabhängig voneinander, mit W. B. unter dem Eindruck einer Diskussion bekannt geworden, die im Juni 1915 über einen Vortrag von Kurt Hiller vor Akademikern stattfand und bei der, unter anderen, alle drei gesprochen hatten.

5 Eine prinzipielle Kritik der jüdischen Erziehungsarbeit des jüdischen Wanderbundes „Blau-Weiß“, die in dessen „Führerzeitung“ im Sommer 1917 erschien.

54 *An Ernst Schoen*

Bern, 10. September 1917

Lieber Herr Schoen,

Ihr letzter Brief liegt während ich dies schreibe nicht neben mir – ich schreibe dennoch weil alles in dieser Stadt mich dazu bewegt und weil ich daran denke daß das – vielleicht glücklose – Semester das Sie hier verlebten einige schöne Briefe die mich damals tief bewegten mir von Ihnen brachte [...] Für fast alles ist der briefliche Ausdruck versagt, ich will Ihnen nur das schreiben was ich der Wahrheit gemäß aussprechen kann, und wo ich im Schreiben nicht ganz klar sein könnte schweigen.

Gestern sahen wir hier einen jungen Musiker¹ den ich vor mehreren Jahren als er aus Wickersdorf kam als einen anmutigen und stillen Knaben, den schon damals die Musik allein beschäftigte, kennen lernte. Ich glaubte meine Frau und mich mit diesem Wiedersehen erfreuen zu können – aber ich fand einen jungen Mann der (gewiß nicht häßlich war) aber seine eigentümliche sondere Schönheit verloren hatte. Ein vielleicht unverdorbener, ein bildsamer Mensch. Aber lassen Sie es mich aussprechen: Er hatte einen Buckel bekommen. In diesem *Bilde* verdichtete sich der geistige Eindruck den

ich von ihm empfang. Später sprach ich darüber mit meiner Frau: es erschien mir dieser Buckel plötzlich eine Eigentümlichkeit der meisten modernen Menschen die sich der Musik widmen. Sie sind wie innerlich verwachsen; als trügen sie etwas Schweres auf etwas Leeren. Dieser „Buckel“ und was mit ihm zusammenhängt ist eine besondere Form der mir verhaßten Sokratik, der modernen, der „Schönhäßlichkeit“. Ganz von selbst gerieten wir in diesem Gespräche auf Sie und wie in Ihnen das Bewußtsein, in Ihren Bedingungen der bloßen Beschäftigung mit der Musik noch nicht gewachsen zu sein, nicht diese bittere und eitle Form annehmen. Ihr Rückgrat wird, weil Sie verzichten können und *keinesfalls niemals* falsche Fülle behaupten werden gerade bleiben. Ist Ihnen das denn nicht selbst bewußt und vermag dieses Bewußtsein nicht, Sie während Ihrer gewiß langen Krisis aufrecht zu erhalten?

Befreien Sie sich aus der Ihnen nächsten Not.

Das scheint mir gegenwärtig der gefährliche Agon zu sein in den Ihre Kräfte eintreten müssen.

Bern ist eine herrliche Stadt wenn es auch vielleicht unmöglich sein mag allein in ihr zu leben. Wie lange wir noch hier bleiben und wohin wir dann gehen ist noch ungewiß. Ich muß geduldig warten bis ich wieder einmal einen Schreibtisch und eigene Arbeit vor mir habe. Aber es drängt Vieles nach Ausführung.

Hier ist ein Gedicht von mir
beim Anblick des Morgenlichtes

Taucht doch der Mensch aus lindem Wahn empor
Wie könnte sich Erwachen selbst ermesen?
Der Sonne Flut erfüllet noch das Ohr
bis ihre Ebbe sich im Tag verlor
Und Traum der wahrgesagt sein selbst vergessen

Vor allem aber wird zuerst Gestalt
dem eine Hand ins Stammgehege greift
der Hort der Traurigkeit der hohe Wald

In seinen Wipfeln ist ein Licht gereift
das müde blicket und von Nächten kalt

Wie bald bin ich auf dieser Welt allein
die schaffend ausgreift meine Hand hält ein
Und fühlt erschauernd ihre eigene Blöße
Ist dieser Raum dem Herzen denn zu klein
Wo atmet er aus seiner rechten Größe?

Wo sich das Wachen nicht vom Schlafe scheidet
Hebt Leuchten an das ist wie Mond umkleidet
Und dennoch droht ihm keine Helle Spott
Des Menschen Wiese wo er schlummernd weidet
In Traumes altem Dunkel nicht mehr leidet
In alten Raumes Lichte wachet: Gott.

Ich grüße Sie herzlich. Schreiben Sie mir wie es Ihnen
geht. Auch von meiner Frau viele Grüße

Ihr Walter Benjamin

¹ Er hieß Heymann.

55 *An Gerhard Scholem*

Bern, 22. Oktober 1917

Lieber Gerhard,

Ihre beiden Briefe vom 20^{ten} und 28^{ten} September haben, um in der Antwort auch nur einigermaßen aufgenommen und weitergeführt werden zu können, diese Antwort erst in größerem Zeitabstand zugelassen. Ich habe indessen ständig über das was Sie schreiben nachgedacht – bis auf Ihre Gedanken über Kant, von denen ich das nicht sagen kann, weil sie schon seit zwei Jahren schlechterdings meine eigenen sind. Niemals hat mich unsere Übereinstimmung erstaunlicher getroffen als in Ihren Worten darüber, die ich buchstäblich zu meinen eigenen machen könnte. Deshalb brauche ich Ihnen

gerade darüber vielleicht am wenigsten zu schreiben. Ohne bisher dafür irgend welche Beweise in der Hand zu haben, bin ich des festen Glaubens, daß es sich im Sinne der Philosophie und damit der Lehre, zu der diese gehört, wenn sie sie nicht etwa sogar ausmacht, nie und nimmer um eine Erschütterung, einen Sturz des Kantischen Systems handeln kann sondern vielmehr um seine granitne Festlegung und universale Ausbildung. Die tiefste Typik des Denkens der Lehre ist mir bisher immer in seinen Worten und Gedanken aufgegangen, und wie unermößlich viel vom Kantischen Buchstaben auch mag fallen müssen, diese Typik seines Systems, die innerhalb der Philosophie nur mit der Platos meines Wissens verglichen werden kann, muß erhalten bleiben. Einzig im Sinne Kants und Platos und wie ich glaube im Wege der Revision und Fortbildung Kants kann die Philosophie zur Lehre oder mindestens ihr einverleibt werden.

Mit Recht werden Sie bemerken daß „im Sinne Kants“ und „die Typik seines Denkens“ ganz unklare Ausdrücke sind. In der Tat sehe ich nur die Aufgabe, wie ich sie eben umschrieben habe, klar vor mir, daß das *Wesentliche* des Kantischen Denkens zu erhalten sei. Worin dieses Wesentliche besteht und wie man sein System neugründen muß, um es hervortreten zu lassen, weiß ich bis heute nicht. Aber es ist meine Überzeugung: wer nicht in Kant *das Denken der Lehre selbst* ringen fühlt und wer daher nicht mit äußerster Ehrfurcht ihn mit seinem Buchstaben als ein tradendum, zu Überlieferndes erfaßt (wie weit man ihn auch später umbilden müsse) weiß von Philosophie garnichts. Deshalb ist auch jede Bemänglung seines philosophischen Stils pures Banausentum und profanes Geschwätz. Es ist durchaus wahr, daß in den großen wissenschaftlichen Schöpfungen die Kunst mitumfaßt sein muß (wie umgekehrt) und so ist es auch meine Überzeugung, daß Kants Prosa selbst einen limes der hohen Kunstprosa darstellt. Hätte sonst die Kritik der reinen Vernunft Kleist bis ins Innerste erschüttert?

In dem bisher gesagten weiß ich mich mit dem Genie einig. Seine gegenwärtige Adresse habe ich nicht, könnte sie aber wohl ermitteln. Dabei will ich folgendes bemerken: ich

habe es aufs tiefste empfinden müssen, daß bei so tiefreichender Gleichheit des Bildes, das zwei Menschen von der Wahrheit in sich tragen, auch für ihre Gemeinschaft in jedem Sinne und auch in dem der Entdeckung dieser Wahrheit, innige Verwandtschaft unerläßlich ist, weil es sonst über gegenseitige freimütige Mitteilung und Achtung garnicht hinauskommen kann. Das wäre auch das höchste das ich mir, soweit es noch nicht erreicht ist, von meiner Beziehung zum Genie versprechen kann; denn in jedem anderen Punkte als diesem äußersten Berührungspunkte in der *Intuition*, die bei beiden nicht aus verschiedenen, nein, wahrscheinlich aus entgegengesetzten Quellen fließt, werden die Arbeitsmethoden disparat; so daß man nur miteinander sprechen, nicht durchaus in Gemeinschaft mit einander wird arbeiten können. Dies glaube ich was meine Beziehung zum Genie angeht bereits als sicher annehmen zu dürfen; Deutscher und Jude stehen sich gleich den verwandten Extremen gegenüber, wie ich es ihm selbst einmal sagte. Doch würde es bei ihm und mir immer noch auf den mit Ernst unternommenen Versuch ankommen, wenn das eben möglich wäre, und so mag es auch bei Ihnen sein. Ich brauche Ihnen hiernach kaum zu sagen, wie sehr ich mir im letzten Sinne von *unserem* Zusammensein Förderung unserer Selbst im Wissen versprache.

Ich werde in diesem Winter beginnen über Kant und die Geschichte zu arbeiten. Noch weiß ich nicht, ob ich den notwendigen durchaus positiven Gehalt in dieser Beziehung bei dem historischen Kant vorfinden werde. Davon hängt es auch mit ab, ob ich aus dieser Arbeit meine Doktor-dissertation werde entwickeln können. Denn ich habe die betreffenden Schriften von Kant noch nicht gelesen. Neben manchem Anläßlichen und Interessanten glaube ich jetzt den letzten Grund der mich auf dieses Thema verwiesen hat darin zu erkennen, daß immer die letzte metaphysische Dignität einer philosophischen Anschauung die wirklich kanonisch sein will, sich in ihrer Auseinandersetzung mit der Geschichte am klarsten zeigen wird; m. a. W. in der Geschichtsphilosophie wird die spezifische Verwandtschaft einer Philosophie mit der wahren Lehre am klarsten hervortreten müssen; denn

hier wird das Thema des historischen Werdens der Erkenntnis das die Lehre zur Auflösung bringt, auftreten müssen. Doch wäre es nicht ganz ausgeschlossen, daß in dieser Beziehung Kants Philosophie noch sehr unentwickelt wäre. Nach dem Schweigen, das über seine Geschichtsphilosophie herrscht, müßte man dies (oder das Gegenteil) glauben. Aber ich denke es wird sich für den, der mit richtigem Verstand herangeht, genügend und mehr als das finden. Oder aber ich werde dabei ein anderes Arbeitsgebiet finden. Meine übrigen Gedanken darüber könnte ich Ihnen jetzt am besten mündlich andeuten.

Bitte lesen Sie unter allen Umständen Barthel: die geometrischen Grundbegriffe im Archiv für systematische Philosophie hg von L. Stein Neue Folge der Philos. Monatsh. Bd XXII Heft 4 November 1916. Ich habe den Aufsatz durchblättert und natürlich nur teilweise verstanden. Sie müssen sich damit auseinandersetzen und mir schreiben was daran ist.

Gegenwärtig, ehe ich meine Kantlektüre beginnen kann, lese ich das Lehrbuch der Dogmengeschichte von Harnack in drei Bänden. Ich stehe am Ende des ersten. Das Buch gibt mir sehr viel zu denken indem es mich zum ersten Mal befähigt mir eine Vorstellung von dem was Christentum ist zu machen und mich fortwährend auf Vergleiche mit dem Judentum führt, für die mein Wissen, euphemistisch gesagt, ganz unzulänglich ist. Trotzdem haben sich mir einige bestimmte Probleme ergeben, deren jedes gut darzulegen ebensoviele Briefe erfordern würde. Ich deute zwei in Form von Fragen an 1) gibt es im Judentum den Begriff des Glaubens im Sinn des adäquaten Verhaltens zu der Offenbarung? 2) Gibt es im Judentum eine irgendwie prinzipielle Scheidung und Unterscheidung zwischen der jüdischen Theologie, Religionslehre und dem religiösen Judentum des einzelnen Juden? Beides beantwortet meine Ahnung mit Nein und beides würde dann sehr wichtige Gegensätze gegen den christlichen Religionsbegriff konstituieren. Von einem anderen großen Problem des Christentums das sich ergeben hat ein andermal. Dagegen aber à propos diese Bemerkung: Ein Hauptstück der *vulgären* antisemitischen wie zionistischen

Ideologie ist der Haß des Nicht-Juden gegen den Juden, der instinktiv und rassenmäßig physiologisch begründet sei, da er sich gegen die Physis kehre. Dieser unbewußt vollzogene Schluß ist aber falsch, denn es ist eine der erstaunlichen wesenhaften Eigenarten des Hasses, daß, welchen Grund und Anlaß er auch immer habe, er in seinen primitivsten und intensivsten Formen Haß gegen die physische Natur des Gehaßten wird. (In dieser Richtung wäre auch die Verwandtschaft zwischen Haß und Liebe zu suchen) Wenn also von einem Haß der Nicht-Juden gegen Juden in gewissen Fällen gesprochen werden kann, so überhebt das nicht der Mühe geistige Gründe für dieselben zu suchen. In dieser Hinsicht ist nun als ein Motiv (zunächst nicht des Hasses aber des Unwillens gegen Juden und Judentum) zu berücksichtigen die historisch gewordene höchst verlogene¹ und schiefe Art und Weise wie das alte Testament der Anerkenntnis der kommenden christlichen Jahrhunderte und Völker durch die ältesten Kirchen und Gemeinden aufgezwungen wurde ursprünglich allerdings in der Hoffnung es den Juden zu entreißen und ohne Bewußtsein historischer Folgen, da man in Erwartung des nahen Endes lebte, wodurch eine weltgeschichtliche Verstimmung der Christen gegen das Judentum geschaffen werden mußte. Dies wie gesagt nur à propos.

Von Ludwig Strauß ist noch nichts gekommen. Unter der Voraussetzung, daß ich in den Besitz seiner Arbeit gelange und wenn ich dies bestätigt habe, können Sie ihm ein Exemplar der Abschrift der Spracharbeit zusenden. Ein zweites kann Herr Kraft, das dritte Sie und wenn Sie keine andere Verwendung dafür haben, ein viertes ich erhalten. Sonst ließe sich für mich noch ein fünftes vielleicht herstellen; aber *wer* sollte dann das vierte erhalten? / Ich weiß leider nicht, lieber Gerhard, wann Ihr Geburtstag ist, zu dem meine Frau und ich Ihnen zu spät oder zu früh aber niemals zu herzlich gratulieren können. So schreiben Sie uns denn bitte, ob die Photographien die Sie mit der nächsten Sendung erhalten werden, zu früh oder zu spät kamen. Sie sind in der schwersten Zeit in Dachau aufgenommen worden, ursprünglich als Paßaufnahmen gedacht, als die sie aber nicht in Betracht

kommen. Im Verhältnis zu der großen Schwierigkeit, ein Bild meiner Frau aufzunehmen, ist es wohl nicht schlecht.

Diese nächste Sendung soll zugleich die Abschrift eines Aufsatzes von mir enthalten, überschrieben: Über die Malerei der als Antwort auf Ihren Brief über Kubismus zu gelten hätte, obwohl dieser darin kaum erwähnt ist.² Es ist eigentlich kein Aufsatz sondern zu einem solchen erst der Entwurf. Hier einige Bemerkungen dazu: nachdem ich schon in St. Moritz, wie ich Ihnen von dort seinerzeit geschrieben habe, über das Wesen der Graphik nachgedacht hatte und bis zur Aufzeichnung einiger Sätze gekommen war, die mir bei der Abfassung der neuen leider nicht zur Hand waren, hat Ihr Brief in Verbindung mit den früheren Überlegungen diese Sätze als Resultate meines Nachdenkens veranlaßt. Am unmittelbarsten, indem er mir das Interesse an der Einheit der Malerei trotz ihrer scheinbar so disparaten Schulen erweckte. Indem ich (im Gegensatz zu Ihren Behauptungen) erweisen wollte, daß ein Rafaelsches und ein kubistes [sic] Bild als solche wesentlich übereinstimmende Merkmale neben den trennenden zeigen, ist die Betrachtung der trennenden fortgeblieben. Dafür habe ich aber versucht denjenigen Grund aufzufinden, von dem alle Verschiedenheit sich allererst abheben könnte. Wie entschieden ich dabei Ihrer Trichotomie der Malerei in farblose (lineare) farbige und synthetische widersprechen mußte, werden Sie sehen. Das Problem des Kubismus liegt von einer Seite her gesehen in der Möglichkeit einer, nicht notwendig *farblosen*, aber radikal *unfarbigen* * Malerei in der lineare Gebilde das Bild beherrschen – ohne daß der Kubismus aufhörte Malerei zu sein und zur Graphik würde. Ich habe dies Problem des Kubismus weder von dieser noch einer anderen Seite berührt einerseits, weil es mir bisher vor einzelnen konkreten Bildern oder Meistern noch nicht entscheidend aufgegangen ist. Der einzige Maler unter den neuen, der mich in diesem Sinne berührt hat, ist Klee, andrerseits aber war ich mir über die Grund-

* Dieser Unterschied müßte natürlich erst erklärt und klar gestellt werden

lagen der Malerei noch viel zu sehr im unklaren, um von dieser Ergriffenheit zur Theorie fortzuschreiten. Ich glaube, daß ich später dazu kommen werde. Von den modernen Malern Klee Kandinsky und Chagall ist Klee der einzige der offensichtliche Beziehungen zum Kubismus aufweist. Doch ist er so weit ich darüber urteilen kann, wohl keiner, wie eben diese Begriffe im Überblick der Malerei und ihrer Grundlegung unentbehrlich sind, jedoch der einzelne große Meister nicht gerade nur durch einen bestimmten dieser Begriffe theoretisch erfaßbar wird. Wer in diesen Kategorien der Schulen als einzelner Maler relativ zulänglich erfaßt werden kann, wird kein großer sein, weil Ideen der Kunst (denn Schulbegriffe sind solche) sich auch in der Kunst nicht unmittelbar ausdrücken können ohne kraftlos zu werden. In der Tat habe ich bisher vor Picassos Bildern immer diesen Eindruck des Kraftlosen und Unzulänglichen gehabt, den Sie mir zu meiner Freude bestätigen; gewiß weil Sie nicht, wie Sie es schreiben, zu dem rein künstlerischen Inhalt dieser Dinge keinen Zugang hätten, sondern weil, wie Sie schreiben, Sie einen solchen zu der geistigen Mitteilung die diese Dinge ausströmen haben: und beides: Künstlerischer Inhalt und geistige Mitteilung sind doch ganz genau dasselbe! Wie ich denn auch bei meinen Notizen das Problem der Malerei in das große Gebiet der Sprache einmünden lasse, dessen Umfang ich schon in der Spracharbeit andeute. / Rein polemisch will ich Ihnen nur schreiben, daß ohne noch eine selbständige Einordnung des Kubismus zu versuchen, ich Ihre Charakteristik von ihm für falsch halte. Sie halten für die Quintessenz des Kubismus „das Wesen des Raumes der die Welt ist durch Zerlegung mitzuteilen“. In dieser Bestimmung scheint mir ein Irrtum bezüglich des Verhältnisses der Malerei zu ihrem sinnlichen Gegenstande vorzuliegen. Zwar kann ich in der analytischen Geometrie die Gleichung eines zwei- oder dreidimensionalen Gebildes im Raume geben ohne durch sie aus der Analysis des Raumes hervorzutreten; nicht aber in der Malerei Dame mit Fächer (z. B.)³ malen, und [sic] damit das Wesen des Raumes durch Zerlegung mitzuteilen. Vielmehr muß die Mitteilung unter allen Umständen durchaus

„Dame mit Fächer“ betreffen. Andererseits ist es wahrscheinlich, daß die Malerei auch nicht eigentlich es mit dem „Wesen“ von etwas zu tun hat, denn dann könnte sie mit der Philosophie kollidieren. Über den Sinn des Verhältnisses der Malerei zu ihrem Gegenstande vermag ich zur Zeit noch nichts zu sagen; ich glaube aber, daß es sich da weder um Nachbildung noch um Wesenserkenntnis handelt. / Übrigens aber werden Sie vielleicht aus meinen Notizen entnehmen, daß auch ich einen tiefen Zusammenhang etwa zwischen Kubismus und sakraler Architektur mir denken könnte.

Dürfte ich Sie um zwei Gefälligkeiten bitten? Meine Frau wünscht sich zum Geburtstag von Franz Hartwig „Die Märchenkönigin“, das Buch muß in den letzten 20–40 Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienen sein. Wenn eine Jenenser Buchhandlung es beschaffen kann, so bestellen Sie es bitte für mich. Desgleichen, falls Sie es nicht etwa besitzen und mir leihweise übersenden bzw. wenn es ganz kurz ist, abschreiben könnten, von Stefan George: Der Krieg. Was Sie dazu sagen, muß ich leider durchaus glauben, möchte es aber dennoch einmal vor Augen haben.

Von dem was ich vor einem Jahre Herrn Kraft über das Judentum schrieb ein andermal. – [. . .] / Daß ich über Ihre Sätze über den Kubismus nicht unmittelbar eingehen konnte, sondern in andrer Richtung – prinzipiell zu meinen Notizen angeregt wurde, verübeln Sie nicht. Es liegt in der Natur der Sache; Sie hatten Bilder vor sich und ich Ihre Worte.

Mit der stets lebendigen Hoffnung eines freudigen Wiedersehens

Ihr Walter

Vom 1. November ab wohnen wir Hallerstr. 25.

1 Vielleicht auch „verlegene“ zu lesen, jedoch dürfte die Lesung „verlogene“ eher dem Zusammenhang und Sprachgebrauch W. B.s entsprechen.

2 Es handelte sich um ein paar Seiten mit dem Titel „Zeichen und Mal“, die im Nachlaß erhalten sind.

3 Dies Bild Picassos war in der Berliner Ausstellung des „Sturm“ im

Sommer 1917 gezeigt worden und hatte den Ausgangspunkt von Sch.s Betrachtungen gebildet.

56 *An Gerhard Scholem*¹

3. Dezember 1917

Mir ist seitdem ich Ihren Brief bekommen habe oft feierlich zu mute. Es ist als wäre ich in eine Festzeit eingetreten und ich muß in dem was sich Ihnen eröffnet hat die Offenbarung verehren.² Denn es ist doch nicht anders daß das was Ihnen zugekommen ist Ihnen allein eben an Sie gerichtet worden sein muß und wieder für einen Augenblick in unser Leben getreten ist. Ich bin in eine neue Zeit meines Lebens eingetreten da das was mich mit planetarischer Geschwindigkeit von allen Menschen löste und mir auch noch die nächsten Verhältnisse außer meiner Ehe zu Schatten machte unerwartet an einem andern Orte auftaucht und verbindet.

Mehr will ich Ihnen heute wenn auch dieser Brief Ihr Geburtstagsbrief sein soll nicht schreiben.

Ihr Walter Benjamin

¹ Ohne Anrede.

² Scholem hatte das Manuskript des Aufsatzes über den Idioten von Dostojewski (Schriften II, S. 127–131) gesehen und ihn als eine esoterische Äußerung über F. Heinle gedeutet.

57 *An Gerhard Scholem*

[7. Dez. 1917]

Lieber Gerhard,

Ihr Brief vom 2^{ten} November 1917 kam mir heute morgen, am 7^{ten} Dezember zu, „verzögert weil über zwei Quart-

seiten“. Sie müssen so lange Briefe am besten teilen oder mindestens durch Eilboten gehen lassen. Der erste Bogen dieses Briefes war gestern geschrieben und ich füge nun noch die kürzeren Antworten bei die ich auf Ihren Brief geben kann. Denn was die Frage angeht welche die längste erheischt: wie ich bei meiner so beschaffenen Stellung zum Kantischen System *leben* könne? so bin ich dauernd an der Arbeit mir dies Leben durch die Einsicht in die Erkenntnistheorie zu ermöglichen und muß für die ungeheure Aufgabe die das für Menschen unserer Einstellung bedeutet bei allem Eifer Geduld haben. Was ich bisher niederschrieb ist so skizzenhaft daß ich es Ihnen nicht senden kann ehe ich es nicht etwas besser gerechtfertigt habe. So wie eine gewisse Stufe erreicht ist erfahren Sie es. Beruht doch meine Hoffnung einmal diese Dinge wirklich zu wissen und mitzuteilen nicht zum wenigsten auf meiner Gewißheit mit Ihnen arbeiten zu können. Es war mir sehr schmerzlich daß Sie die Stelle meines vorletzten Briefes die sich darauf bezog mißverstanden haben: sie hatte *genau* den entgegengesetzten Sinn. Meine Frau machte mich als sie den Brief seinerzeit las auf den Doppelsinn dieser Stelle ausdrücklich aufmerksam; ich glaube mich zu entsinnen daß ich durch die Unterstreichung irgend eines Wortes in dem Zusammenhang die Möglichkeit des Mißverständnisses ausgeschaltet glaubte. Lesen Sie die Stelle bitte nochmals: Sie tragen an dem Mißverständnis selbstverständlich keine Schuld aber Sie werden finden daß die Stelle irgendwie doppelsinnig war; und ich meinte gerade dieses: daß zwischen uns ein ganz anderes völlig positives Verhältnis stattfinde als zwischen mir und dem Genie. Dieses erwähnte ich weil Sie sich damals gerade nach ihm erkundigt hatten. Mehr als an allem andern ist es ja hieran, an diesem Mißverständnis, erkennbar wie sehr der Briefwechsel ein geringer Ersatz für das Miteinandersein ist.

Also unsere Auseinandersetzung über Kant muß von mir aus noch aufgeschoben werden. Doch scheint mir zweierlei von dem was Sie schreiben wahrscheinlich oder vielmehr das Eine davon sicher: daß nämlich zunächst die Beschäftigung mit dem Buchstaben der Kantischen Philosophie notwendig

ist. Gerade das Studium der Kantischen Terminologie, wohl der einzigen in der Philosophie die *im ganzen* nicht nur entstanden sondern auch geschaffen ist führt auf die Erkenntnis ihrer außerordentlichen Potenz und jedenfalls kann man, indem man sie in sich immanent entwickelt und präzisiert sehr viel lernen. In diesem Sinne bin ich neulich auf ein Thema zu einer Doktorarbeit gekommen das eventuell für mich in Betracht käme: Der Begriff der „unendlichen Aufgabe“ bei Kant.* Zweitens aber ist mir im eignen Nachdenken auch das andere was Sie schreiben näher getreten: Daß man sich nämlich unter Umständen im eignen Denken zunächst wo es auf die letzten Probleme ankommt ganz auf eigne Füße stellen muß. Jedenfalls gibt es gewisse Probleme wie eben die uns zentralen der Geschichtsphilosophie für die wir bei Kant im entscheidenden Sinne wohl erst dann etwas lernen können wenn wir sie für uns neu gestellt haben. Auf den reichen Inhalt Ihres Briefes kann ich im Augenblick nicht weiter eingehen ohne flüchtig zu sein, denn dies soll abgehen. Wir werden wie ich hoffe bald kürzer korrespondieren und vielleicht erreicht Sie schon dieser Brief auf dem neuen Wege. Über Tora und Geschichtsphilosophie werden wir wohl ganz gegenseitig erst sprechen können wenn wir wieder zusammen sind. Gerade über den Zerfall christlicher Begriffe sagte ich neulich Einiges meiner Frau ganz in der Hinsicht in der Sie es berühren. In der Lektüre der Dogmengeschichte habe ich eine Pause machen müssen. Es ist ein so sehr umfangreiches Werk und verlangt soviel Konzentration daß man es sich gründlich überlegen soll ob man es liest, denn man kann dann nicht eigentlich irgendwie abbrechen sondern muß es auslesen. / Daß Sie mich über Bauch orientieren ist mir sehr lieb; man sieht wieder über einen Philosophen klar und es ist so gut als hätte ich in Jena studiert. // Meine Antwort auf Ihre Frage betreffend die Arbeit von Herrn Kraft¹ kommt nun wohl etwas spät. Diese Arbeiten – wie Sie sicher erkannt haben und wie ich ihm seinerzeit es auf die geziemende Art auch aussprach – als reine Ausge-

* was meinen Sie dazu?

burten seines verzweifelten Ergehens können weder im äußeren noch dürfen im innern Sinn gedruckt werden. Folgendes schrieb ich Kraft ohne klare Antwort zu erhalten: Rudolf Borchardt kennt ihn, er ist sicherlich nicht ohne Einfluß in dem worauf es ankommt. Er *muß* etwas für ihn tun, denn wenn Borchardt überhaupt einem Menschen dieser Generation verpflichtet ist so ist er es ihm. Er sollte es ihm aus Zuneigung sein und er ist es ihm auch aus Schuld.

Um Ihr Referat über Logistik bitte ich *dringend*.

[. . .]

Leben Sie sehr herzlich wohl und seien Sie nicht böse daß ich sovieles unberührt lassen muß.

Ihr Walter

¹ Werner Kraft, der damals Sanitätssoldat in Hannover war, hatte Scholem in Jena besucht.

58 *An Gerhard Scholem*

[ca 23. XII. 1917]

Lieber Gerhard,

unser Briefwechsel nimmt barocke Dimensionen aus Fülle an und wenn nun gar ein Brief, wie der Ihrige vom 19^{ten} November 1917 wegen seiner Länge außer der Reihenfolge eintrifft (erst Mitte Dezember erreichte er uns) so bin ich fast ratlos, wie ich die verschiedenen so wichtigen Gegenstände ohne Flüchtigkeit und ohne die Wesentlichsten fortzulassen berühren soll. / Am leichtesten fällt mir zunächst Ihnen den herzlichsten Dank für die Sorgfalt zu sagen, mit der Sie die Besorgungen für mich erledigen. Ich glaube nicht, daß Sie sich eine Vorstellung von der Freude machen, die das Eintreffen des IV Bandes der Hölderlinschen Werke, das so lange und sehnlich erwartet wurde (ich hatte sie nämlich schon im August (!) bei einer Buchhandlung bestellt) mir machte. Ich war den ganzen Tag vor Erregung fast zu nichts anderm

fähig. Nun steht meine brennende Erwartung auf den VI. Band, dessen Wert ich nach den Fragmenten des „Reichs“ ja ebenfalls als überschwänglich vermuten muß und dazu kommt daß ich gegenwärtig für meine Auseinandersetzung mit Hölderlin der denkbar breitesten Basis bedarf. Mündlich wäre herrlich hiervon zu reden. Lange schon ist der George hier.¹ Verzeihen Sie, daß ich Dank und Bestätigung so lange vergaß. Ich habe über diese Verse etwas zu sagen. Was: das habe ich sowohl Herrn Kraft als besonders Herrn Gutkind² geschrieben und möchte mich nicht wiederholen.

[...]

Was Kants Geschichtsphilosophie angeht, so bin ich durch die Lektüre der beiden speziellen Hauptschriften (Ideen zu einer Geschichte . . . , Zum ewigen Frieden) auf die Enttäuschung meiner hochgespannten Erwartung geraten. Das ist mir besonders in Hinsicht meiner Pläne für das Thema meiner Doktorarbeit sehr unangenehm, aber ich finde gar keinen wesentlichen Beziehungspunkt zu den uns nächstliegenden geschichtsphilosophischen Schriften in diesen beiden Arbeiten Kants und sehe eigentlich nur eine rein kritische Stellungnahme zu ihnen ab. Es handelt sich bei Kant weniger um die Geschichte als um gewisse geschichtliche Konstellationen von ethischem Interesse. Und noch dazu wird gerade die ethische Seite der Geschichte als einer besondern Betrachtung unzugänglich hingestellt und das Postulat einer naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise und Methode aufgestellt. (Einleitung zur „Idee einer Geschichte . . .“) Es würde mich *sehr* interessieren zu erfahren ob Sie hierin anderer Meinung sind. Als Ausgangspunkt oder eigentlichen Gegenstand einer selbständigen Abhandlung finde ich Kants Gedanken ganz ungeeignet. Was haben Sie mit Fräulein [Toni] Halle darüber besprochen?³ Für den neuen Plan den ich zu meiner Doktorarbeit habe kann ich es auch nur immer wieder bedauern daß Sie nicht hier sind, er gäbe mindestens zu den aufschlußreichsten Gesprächen Stoff. Die Frage lautet ungefähr: Was heißt es daß die Wissenschaft eine unendliche Aufgabe ist. Dieser Satz ist sowie man näher zusieht viel tiefer und philosophischer als man auf den ersten Blick glaubt.

Man muß sich nur klargemacht haben, daß von einer „unendlichen Aufgabe“ gesprochen wird und nicht von einer „unendlich viel Zeit erfordernden Lösung“ und daß der erste Begriff in keiner Weise in den zweiten übergeführt werden kann und darf. / Vor längerer Zeit las ich Simmel „Das Problem der historischen Zeit“,⁴ ein ganz jämmerliches Elaborat, das mit vielen Kontorsionen des Denkvermögens die läppischsten Dinge unverständlich ausspricht.

In der Frage des Identitätsproblems könnten wir wohl nur im Gespräch entscheidend vorwärtstkommen. Daher messe ich auch den folgenden Sätzen keine unbedingte Sicherheit bei. Immerhin erscheint mir die Sache so: eine Identität des Denkens als eines besonderen, weder „Gegenstandes“ noch „Gedachten“ würde ich leugnen, weil ich ein „Denken“ als Korrelat der Wahrheit bestreite. Die Wahrheit *ist* „denkicht“ (ich muß mir dies Wort bilden weil mir keines zur Verfügung steht). „Denken“ als absolutes ist vielleicht nur irgendwie eine Abstraktion aus der Wahrheit. Die Behauptung der Identität des Denkens wäre die *absolute Tautologie*. Der Schein eines „Denkens“ entsteht nur durch Tautologien. Die Wahrheit *wird* ebensowenig gedacht als sie denkt. / a ist a bezeichnet meines Erachtens die Identität des Gedachten, *besser* (*einzig richtig*) gesagt: der Wahrheit selbst. Zugleich bezeichnet dieser Satz keine andere Identität als die des Gedachten. Die Identität des Gegenstandes, angenommen es gäbe irgendeine solche in vollkommener Weise, hätte eine andere Form (Formen unvollkommener Identitäten, die in der Vollkommenheit zu *einer* von der Form a ist a werden). – Unter konkretem Gegenstand verstehe ich alles was nicht die Wahrheit selbst und nicht Begriff ist. Z. B. ist der Begriff ein konkreter Gegenstand. Der Begriff des Begriffes ist ein abstrakter. Dies führt wahrscheinlich in der Tat auf die Eidoslehre. A propos: Linkes Ansehn ist in der strengen phänomenologischen Schule meines Wissens nicht sehr groß; natürlich will das noch nichts weiter besagen. Den Logos-Aufsatz von Husserl habe auch ich vor mehreren Jahren gelesen; ebenso seinerzeit Linkes Auseinandersetzung mit Elsenhanns in den Kant-Studien bei deren Gelegenheit ich zur

Berichtigung den Aufsatz über Begriff und Wesen schrieb, den Sie wie ich mich bestimmt zu erinnern glaube kennen.⁵

[...]

Von Werner Kraft hatte ich jüngst wieder einen Brief. Er war sehr betäubend nicht nur mit Hinsicht auf das eigene Leiden sondern auch wie ich fürchte mit Hinsicht auf das Sinken der *inneren* Widerstandskraft das daraus sprach. Haben Sie ihm es noch einmal auf das Dringendste als seine Pflicht gegen sich und uns nahe gelegt an Borchardt heran zu treten? Ich weiß nichts sonst was helfen könnte. Sie brauche ich nicht zu bitten ihm beizustehen soviel Sie können. – Traurig – obwohl mir garnicht unvermutet trotz allem was Sie geschrieben hatten – ist die neue Nachricht von Ihnen. Wir haben aber zu Ihnen unbegrenztes Vertrauen.

Ich habe seit langen Jahren mein erstes – und abgesehen von dem schwachen Sylvestre Bonnard überhaupt mein erstes – Buch von Anatole France gelesen „La révolte des anges“. Ich werde mehr von ihm lesen, denn dies Buch fand ich sehr gut. Es ist tief und scheint mir auf die Totalität seiner Arbeit zu verweisen, die ich allmählich einigermaßen kennen zu lernen trachten werde. Er besitzt ein tiefes Verständnis für Geschichte und man kann darin von ihm wirkliche Anregung empfangen, wie mir scheint. / Ferner lese ich den erschütternden Briefwechsel Nietzsches mit Franz Overbeck, das erste wirkliche Dokument seines Lebens das ich kennen lerne.

Meine Frau und ich senden Ihnen die allerherzlichsten Grüße

Ihr Walter

¹ „Der Krieg“.

² Erich Gutkind (1877–1965) in Berlin, mit W. B. und Scholem seit 1916 befreundet; Autor des Buches „Siderische Geburt“, Berlin 1912.

³ Toni Halle (Steinschneider, 1890–1964), eine Freundin Scholems, machte damals in Jena eine Abschlußarbeit über Kant.

⁴ Berlin 1916.

⁵ Er ist handschriftlich erhalten.

[Locarno, 28. 12. 1917]¹

Lieber Herr Schoen,

Ihren Brief erhielt ich in Bern wenige Tage vor der Reise die meine Frau und mich für einige Wochen hierher führte und durch die meine Antwort verzögert wurde weil ich in einer neuen Umgebung nicht gleich die Stunde für sie fand. Endloser Regen beruhigt jetzt Geist und Sinne von der unendlich langersehten Schönheit dieser Landschaft. Regentage mit denen ich mich schwerer versöhnen würde wenn sie mich nicht aufforderten Ihnen endlich zu schreiben und zwar zuerst auf Ihren Brief mit diesen wenigen Worten denen meine Frau noch einige hinzufügen wird:

Was Sie schreiben ist einzig edel gesagt und gesehen und es trägt in die Dunkelheit die wir alle zu meiden suchen endlich Licht. Meine Frau und ich machen uns Ihre Worte völlig zu eigen besonders in dem Sinne daß wir vertrauen alle einst als zum ersten Male miteinander zu sein und versöhnt diese Trennung zu verstehen die jedem von uns auf eigne Weise Schmerz und Notwendigkeit gewesen sein wird.

Ich bitte Sie auch Ihnen sagen zu dürfen wie sehr ich mich in dem Gedanken freue diesen Briefwechsel fortführen zu dürfen bis ein Wiedersehen uns das Wort von Angesicht zu Angesicht erlaubt. Aus Ihrem Brief habe ich entnommen daß Ihre Lebensbedingungen erträglicher geworden sind ein Geschehen das mich in jedem Sinne freut indem wir bei den uns Nahestehenden immer fähiger werden den Zusammenhang von Schicksal und Wesen zu sehen.

Von meiner Arbeit wäre zur Zeit vielleicht mehr zu sagen denn je aber freilich desto weniger zu schreiben. Mit Beziehung auf die nächste Zeit ist zu sagen daß ich wenn es angeht in Bern meinen Doktor machen will um dann für die wahre Forschung die Bahn völlig offen zu haben. Sollten sich aber in dieser Hinsicht Schwierigkeiten ergeben so werde ich sie als einen Hinweis darauf auffassen daß es für mich zunächst gelte meine eignen Gedanken unter Dach und Fach zu bringen.

Mir erschließen sich gegenwärtig Zusammenhänge von der weitesten Tragweite und ich darf sagen daß ich jetzt zum ersten Mal zur Einheit dessen was ich denke vordringe. Ich erinnere mich daß Sie mich einmal außerordentlich gut zu verstehen schienen als ich an der Ecke der Joachimstaler- und Kantstraße (wir kamen aus der Richtung des Zoo) Ihnen mein verzweifelttes Nachdenken über die sprachlichen Grundlagen des kategorischen Imperativs mitteilte. Die Denkweise die mich damals beschäftigte (und deren damaliges Sonderproblem auch heute für mich noch nicht gelöst, aber in einen größeren Zusammenhang getreten ist) habe ich weiter auszubilden gesucht. Dabei handelt es sich um Fragestellungen die ich brieflich unmöglich berühren kann. Ferner beschäftigen mich ununterbrochen diejenigen Gedankenreihen die ich Ihnen seinerzeit unter dem Titel des „Swastikaproblems“ vortrug. Vor allem: für mich hängen die Fragen nach dem Wesen von Erkenntnis, Recht, Kunst zusammen mit der Frage nach dem Ursprung aller menschlichen Geistesäußerungen aus dem Wesen der Sprache. Dieser Zusammenhang ist es eben der zwischen den beiden vorzüglichen Gegenständen meines Denkens besteht. In Hinsicht der ersten Gedankenreihe ist auch schon mehreres aufgeschrieben was aber noch nicht communicabel ist. Kennen Sie eigentlich schon meine Arbeit vom Jahre 1916 „Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen“. Falls nicht könnte sie Ihnen vorläufig leider nur leihweise zugestellt werden. Sie bildet den Ausgangspunkt einer weiteren Arbeit an den erstgenannten Problemen für mich. – Übrigens weiß ich nicht mehr was ich Ihnen außer dem „Centauern“ das letzte Mal noch sandte. Bitte schreiben Sie mir das.

Ich las: Anatole France: La révolte des anges, Les dieux ont soif, L'île des Pingouins kurz nacheinander ohne vorher etwas wesentliches von ihm gelesen zu haben. Seine Bücher stehen meiner Meinung nach erstaunlich hoch, indem ihnen doch aber immer jenes letzte Wissen fehlt, das die Tiefe und Homogenität eines Kunstwerks allein zu wahren vermag. Er verliert sich ins Unwesentliche, nicht ohne doch über das Wesentliche klare Rechenschaft geben zu können. Charles

Louis Philippe: Marie Donadieu. Dieses Buch sollen Sie unter allen Umständen lesen. Es gibt nichts Ähnliches auch bei Louis Philippe selbst nicht. Mir scheint es ganz wunderbar – tief und wahr. Doch kann ich nach dem ersten Lesen mir die letzte Rechenschaft davon noch nicht abgeben. Friedrich Nietzsche: Briefwechsel mit Overbeck. Diesen haben Sie vielleicht schon gelesen oder tun es gewiß bald. Auch der IV. Band der Hellingrath'schen Hölderlinausgabe ist endlich in meinem Besitz. Ich las viel Stifter, ein Schriftsteller hinter dessen wenig auffallender Außenseite und scheinbaren Harmlosigkeit sich ein großes moralisches und großes ästhetisches Problem verbergen. Was kennen Sie von ihm. „Bergkristall“ und „Die Mappe meines Urgroßvaters“ enthalten eine fast *reine* Schönheit, als einzige unter dem vielen das ich von ihm kenne. / Seit September lese ich Harnacks Dogmengeschichte in drei Bänden, die mir sehr wertvolle und aufschlußreiche Kenntnisse vermittelte; ich hoffe, sie bald beendet zu haben. Für die Universität hatte ich allerlei Peripheres zu tun: mich höchst eingehend mit der unfruchtbaren Psychologie von Schleiermacher zu befassen, mit Bergson und mit Hegel. Hegel scheint fürchterlich zu sein!

Ein Regen der das Land überschwemmt dauert jetzt drei Tage. Kein Sonnenstrahl unter einem Himmel der vorher tief und wolkenlos blau war. Diese Stimmung verwehrt die innere Expansion und so haben Sie diesmal einen allzu konzentrierten Brief erhalten, da doch der Abstand den ich in der gegenwärtigen Erholung von meinem Tun habe eine Konzentration auf bestimmtes nicht zuläßt. Auf das herzlichste grüßt Sie, mit der Bitte mir bald zu schreiben

Ihr Walter Benjamin

¹ Der Poststempel ist nicht deutlich. Vielleicht ist der Brief erst am 28. 2. 1918 geschrieben und gehört hinter Nr. 65.

Bern, 13. I. 1918

Lieber Gerhard,

in meinem – ich glaube vorletzten Briefe, der Sie schnell erreichte, lag die Abschrift einer Notiz „Zeichen und Mal“ die anlässlich Ihrer Bemerkungen über Kubismus entstanden war und einige Grundbestimmungen zur Lehre von der Malerei geben sollte. Sie haben bisher diese Notiz noch nicht erwähnt, so daß ich auf den Gedanken kam, Sie hätten sie nicht erhalten, obwohl ich mir nicht denken könnte wie das zugegangen wäre. Haben Sie sie aber erhalten so gestatten Sie mir die wichtige ergänzende Bemerkung: die Ebene des Zeichners liegt – vom Menschen aus gesehen horizontal, die des Malers vertikal. – Die Abschrift der Bemerkung über Begriff und Wesen sollen Sie bald erhalten. Dagegen erwarten wir mit Sehnsucht Übersetzungen und Arbeit über das Klagelied und ich hoffe standhaft Sie möchten mir doch Ihre Gedanken über Logistik mitteilen. Dagegen können Sie sich auf die Mitteilung der fraglichen philosophischen von meiner Frau abgeschriebenen Notizen vorläufig nicht gefaßt machen.¹ Es ist durchaus unerläßlich, ehe ich diese die weite Reise machen lasse daß sie durch Überlegungen fundiert werden die mich zwar gegenwärtig besonders intensiv beschäftigen aber bei meiner *gänzlichen* Isoliertheit von mitdenkenden Menschen, von Ihnen, Gerhard, der Sie der einzige sind den ich überhaupt namhaft machen kann, eine Voraussage über den Termin ihres auch nur notdürftigen Abschlusses nicht zulassen. Und vorher muß ich mir auch versagen darüber brieflich etwas anzudeuten weil es uns nicht weiter führen würde. Früher oder später hoffe ich mich mitteilen zu können. Ebenfalls bemerke ich daß ich von mir aus die schriftliche Diskussion über das Identitätsproblem abbreche: es läßt sich da wie wir gegenseitig dauernd beteuern, in der Tat nur im Gespräch vorwärts kommen. // Nicht diese Dinge allein, lieber Gerhard, sind es die es mir notwendig machen auf die innre und geistige Seite des Zustandes unsrer räumlichen Trennung

zurück – oder vielmehr in gewissem Sinne erst zu sprechen zu kommen. Auf die geistige, nicht auf die technische Seite.

Trotz meines Strebens zu verstehen habe ich den Satz Ihres letzten Briefes wo Sie sich eine Aufgabe dort vindizieren nicht verstanden. Es gibt dort Niemanden (wenn Sie mir erlauben darüber zu reden: und was Werner Kraft angeht darf ich es sicher) es gibt dort Niemanden für den Sie sich zu opfern hätten. So aber sehe ich die Sache an und so muß sie angesehen werden. Es hat heute jeder *Mensch* (wie immer) nur das nackte geistige Leben. Das Verhalten und sich Aufhalten läßt sich nicht vom praktischen Für und Wider aus regeln und bestimmen; die letzten Gründe aus denen eben dieses Verhalten und sich Aufhalten auch dem Mit-Menschen mitteilbar werden liegen im symbolisch-sichtbaren Ausdruck. Der Ausdruck Ihres Aufenthaltes ist mir unbegreiflich, ich muß ihn ablehnen, ich muß ihn dreifach ablehnen wenn Sie das Opfer Ihres Ausdrucks und vielleicht Ihres Lebens einer Aufgabe bringen von der Sie sagen, daß Sie sie „vielleicht“ hätten. Es mag sein daß ich Ihre Worte überspanne; ich gebe zu daß sich unter Umständen hierüber nicht reden läßt aber das darf mich nicht abhalten, das was Sie mir nun einmal im letzten Brief hierüber geschrieben haben von mir zu weisen. Ich weiß daß Sie im Grunde mit mir darin einig sind daß von welcher Art und Macht Ihre Hilfe (Ihr *Dasein*) für Werner Kraft ist, sich nach eben diesem Dasein richtet das Sie in jedem seinen Ausdruck aus Ihnen selbst bestimmen.

Ihr Mißtrauen gegen Borchardt teile ich bei aller Anerkennung ja Entzückung durch Teile seiner Leistung. Eben deshalb verlangt mich ja nach der Entscheidung der inneren Krisis die Borchardt an seinem Teile nun in seinem Verhalten zu Werner Kraft geben soll. Weder Sie noch ich können natürlich schreiben² und auch mir blieb nichts als es Kraft so nahe als möglich zu legen.

Ihr letzter Brief ging durch eine Nachlässigkeit der Post erst nach Bonn. Der Tristram Schandi kam bereits, der Yorik noch nicht. Sie erhalten demnächst 65 M die ich Sie bitte mit Ihren Auslagen für mich zu verrechnen und mir mein Passivum oder Aktivum bei Ihnen danach mitzuteilen. *Lebt*

Anatole France noch? / Schreckliche Verlegenheit bereitet mir meine Doktorarbeit. Diese ganz trostlose Situation der gegenwärtigen Universität. Meine eigenen Gedanken sind noch nicht reif, eine beliebige historische Arbeit will ich nicht machen – und wenn noch jemand sie mir gäbe! Und auch das einzig mögliche, im Anschluß an einen Dozenten hier einige gute, gegründete Seiten zu schreiben scheint eben unmöglich. Für ein Seminar³ (ich verliere Zeit damit mich in den hiesigen Seminaren einzuführen) mache ich ein Referat über Schleiermachers Psychologie, ein in Notizen und Vorlesungen nachgelassenes Werk das keine philosophische Grundlage hat und nur in seiner Sprachtheorie negativ interessant ist. / Das Gedicht „David und Jonathan“ von der Else Lasker-Schüler⁴ liebe ich sehr. Das entsprechende Gedicht von Rilke⁵ ist – abgesehen von allem andern – schlecht.

Hier ist ganz laues Frühjahrswetter. Haben Sie etwas von Herrn Gutkind gehört? Er hat mir auf einen längeren Brief noch nicht geantwortet. – Die Fortsetzung Ihres letzten Briefes erwarte ich sehr.

Meine Frau und ich grüßen Sie ganz herzlich.

Ihr Walter

¹ Es handelt sich anscheinend um „Das Programm der kommenden Philosophie“, das Scholem in „Zeugnisse“ (Festschrift für Theodor Adorno) 1963, nach einer Abschrift von Dora Benjamin, die er bei seiner Ankunft in der Schweiz erhielt, veröffentlicht hat.

² Gemeint ist: an Rudolf Borchardt.

³ Bei Paul Häberlin.

⁴ In den „Hebräischen Balladen“.

⁵ In den „Neuen Gedichten“.

61 An Gerhard Scholem

[31. Januar 1918]

Lieber Gerhard,

es ist eine traurige Tatsache: aber die Fülle dessen, was ich Ihnen zu sagen hätte verschlägt mir das Wort. Es wird mir

immer mehr schwer Ihnen zu schreiben. Diesmal ist es der Dank den ich Ihnen zu sagen habe und der sich so wie ich ihn sagen möchte nur in der lebendigen Gegenwart sagen ließe. So will ich lieber schweigen und mich mit dem Glück das Ihre Nachricht für uns (meine Frau und mich) bedeutet still begnügen. / Sodann hat Ihr letzter Brief mit seiner Frage: ob ich Ethik ohne Metaphysik für möglich halte in mir Gedanken aufgeregt die ich mich wiederum noch nicht fähig finde Ihnen mitzuteilen. Ich versage es mir mit Schmerzen aber ich kann mich nicht entschließen allzu Unfertiges von mir zu entlassen sondern lege mir dieses Schweigen als einen Stachel an im Nachdenken nicht abzulassen bis es soweit ist daß ich Ihnen schreiben kann. Von den materiellen Gründen meines „Nein“ also noch nichts. Dagegen denke ich daß uns auch a priori methodisch die verneinende Antwort auf diese Frage feststehen sollte. Ich wenigstens – wenn ich sagen sollte welchen vernünftigen Sinn ich vorläufig und bis auf nähere Bestimmung mit dem Wort metaphysisch zu verbinden wüßte würde sagen: metaphysisch ist diejenige Erkenntnis die a priori die Wissenschaft als eine Sphäre in dem absoluten göttlichen Ordnungszusammenhang, dessen höchste Sphäre die Lehre und dessen Inbegriff und Urgrund Gott ist zu erkennen trachtet, und die auch die „Autonomie“ der Wissenschaft als sinnvoll und möglich nur in diesem Zusammenhang betrachtet. Das ist für mich der methodische Grund a priori die Ethik so wie jede andere Wissenschaft ohne Metaphysik, das heißt außerhalb dieses angegebenen Zusammenhanges als unmöglich zu erachten. Von den tiefen materialen Gründen diesmal noch nichts.

Ich ernte hier Seminarlorber (*laurea communis minor*) mit Referaten über Bergson und über einen Absatz der Hegelschen Phänomenologie und dies geschieht zu einem Zweck der fürwahr die Mittel *nicht* heiligt von welchen ich noch nicht einmal weiß ob sie tauglich sind. Wegen einer Doktorarbeit will ich demnächst mit dem Ordinarius¹ sprechen. Jedenfalls hoffe ich im nächsten Semester etwas mehr in Feldern arbeiten zu können die mir näher liegen als was man diesmal in der Universität durchackerte und woran ich mich doch zu-

nächst einmal beteiligen mußte. Vielleicht werde ich von Heinrich von Stein, einem Göttinger Universitätslehrer der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in jungen Jahren starb „Sieben Bücher zur Geschichte des Platonismus“ lesen können, eine Kritik Platos vom christlichen Standpunkt. Der Verfasser ist bedeutend und die Einleitung die ich las enthält Vortreffliches. Von Hegel dagegen hat mich das was ich bisher las durchaus abgestoßen. Ich glaube wir würden wenn wir uns seine Sachen auf kurze Zeit vornehmen würden bald auf die geistige Physiognomie kommen die daraus blickt: die eines intellektuellen Gewaltmenschen, eines Mystikers der Gewalt, die schlechteste Sorte die es gibt: aber auch Mystiker.

Von Freiburg aus hätten Sie keine Erleichterung mich zu sehen – meines Wissens. Und es ist doch möglichst zu vermeiden sich in das Bereich der Fliegerangriffe zu begeben. Wann fährt Ihre Mutter? Unsres Erachtens ist die Frage² jetzt wie vorher für Sie eine Frage der Ausdauer und Klugheit. Wir wollen gern warten wenn wir – und Sie – hoffen. // Ich lese *L'île des Pingouins*. Meine Bibliothek hat in der letzten Zeit u. a. folgende Neuerwerbungen gemacht: Stefan George: Übersetzungen der *Fleurs du Mal*, Rudolf Borchardt, Hugo v. Hofmannsthal, Schröder: *Hesperus*, ein Jahrbuch das um der Beiträge Borchardts willen zu schätzen ist, wegen der des Schröder zu verabscheuen wäre; Baudelaire: *Le spleen de Paris* (*petits poemes en prose*), Baudelaire: *Les paradis artificiels*; Charles Louis Philippe: *Marie Donadieu*, ein höchst bedeutender Roman den ich meiner Frau zum Geburtstag schenkte. Lese ich Anatole France³ so werden Sie später einmal zwei oder drei Romane von Charles Louis Philippe lesen (aber französisch!) und bei diesem Tausch gewiß nichts verlieren. / Das philosophische Büchlein mit den Identitätsthesen halten Sie in guter Obhut nicht wahr? Wie ist es nun mit „Zeichen und Mal“? Haben Sie es erhalten? Und den Dostojewski? Und 65 M?

Für heute schreibe ich nichts mehr. Vielleicht werden Sie in einigen Monaten mit einer Flut von Arbeiten, die sich aufhäufen überschüttet werden. Niemand wäre froher als ich.

Leben Sie herzlich wohl.

Ihr Walter

PS Erlaube mir kleine Gemäldegalerie auf dem Couvert beizufügen.

¹ Richard Herbertz.

² Einer Reise in die Schweiz.

³ Dies geschah auf wiederholtes Drängen Scholems.

62 *An Ernst Schoen*

[Ende 1917 oder Anfang 1918]

Lieber Herr Schoen,

seien Sie nicht böse über die lange Pause in meinem Schreiben. Ich will diesen Brief mit dem Wunsche beginnen daß es Ihnen in der Zeit meines Schweigens gut und besser ergangen ist. Wir haben oft an Sie gedacht. Wir hatten in dieser Zeit vielerlei zu tun und ich konnte *diesen* Brief daher nicht früher schreiben.

In Ihrem letzten und vorletzten Brief haben Sie von Julas Arbeit¹ gesprochen. Ich antworte Ihnen darauf erst jetzt weil ich sehe daß von der Klarheit in dieser Beziehung der Bestand unsres Briefwechsels abhängt. Sicher glaube ich daß Jula sich mehr oder weniger klar darüber ist, daß aller Versuche ungeachtet die wir (Jula meine Frau und ich) gemacht haben ein harmonisches und gegründetes Verhältnis zueinander zu finden umsonst waren [sic]. Jula ist, wie ich glaube, im Grunde sich kaum weniger klar darüber als wir daß in der Lösung dieses Verhältnisses wie sie in dem nun schon lange währenden gegenseitigen Schweigen sich volizogen hat keiner von uns dreien in Wahrheit etwas verloren hat. Das ist alles was ich Ihnen mündlich oder schriftlich darüber zu sagen vermöchte; nur leide ich bei dem Bewußtsein daß Sie etwa auf diese Weise etwas erfahren sollten was Sie nicht schon durch Jula wußten.

Endlich bin ich in der Lage mein Versprechen zu erfüllen

und Ihnen von meinen Arbeiten etwas senden zu können. Sollten Sie die Kritik des „Idioten“ von Dostojewski schon kennen so bitte ich Sie umso mehr diese Abschrift als Geschenk von mir zu nehmen. Das Buch selbst muß glaube ich jedem von uns unendlich viel bedeuten und ich bin glücklich wenn ich das für meinen Teil ausgedrückt habe. Ich sende Ihnen außerdem noch eine Notiz über Malerei, die so vorläufig ist daß wir ihren Inhalt sonst im Gespräch behandeln würden. Wenn Sie – ohne daß ich Ihrem gegenwärtigen Tun und Denken das gewiß anders gerichtet sein muß zu nahe trete – gelegentlich mir erwidernde Gedanken zu dieser Notiz schicken könnten würde es mich sehr freuen. Mir handelte es sich um folgendes: gegenüber der widerwärtigen Erscheinung daß heute die unzulänglichen Versuche der theoretischen Erfassung moderner Malerei sogleich zu Kontrast- und Fortschritts-Theorien im Verhältnis zu der früheren großen Kunst ausarten zunächst einmal die begrifflich allgemein gültige Grundlage für das was wir unter Malerei begreifen zu einer Andeutung zu bringen. Darüber habe ich dann die Betrachtung der modernen Malerei beiseite gelassen obwohl ursprünglich diese Überlegung durch eine falsche Verabsolutierung derselben veranlaßt worden war. – Abgesehen davon aber denke ich schon lange darüber nach wo endlich freier Raum, Entfaltung und Größe für die „Aesthetischen“ Grundbegriffe überhaupt gefunden werden könnten und sie aus ihrer ärmlichen Isoliertheit (die in der Aesthetik das ist was bloße Artistik in der Malerei ist) erlöst werden könnten. – Ferner lege ich bei „der Centaur“, Gedanken die ich auf Grund von Hölderlins gewaltigem Fragment „das Belebende“² verfolgte. Entschuldigen Sie daß ich alles so auf einmal sende aber das Ganze ist technisch so kompliziert daß man es am besten auf einmal erledigt. – Gewiß habe ich Sie schon einmal auf Hölderlins Fragmente die unter dem Titel „Untreue der Weisheit“ im vorigen Jahr im „Reich“ erschienen sind aufmerksam gemacht. Haben Sie sie gelesen? Das „Belebende“ ist auch von der Art dieser Fragmente und findet sich in Hellingraths erstem Abdruck der Pindar-Übertragungen.

Ich habe die Universität hier kennen gelernt und denke, da sich zum Wesentlichen meiner Arbeit so ziemlich alle Universitäten gleich verhalten werden an eine Promotion hier, soweit man unter den auch hier täglich schwieriger werdenden Verhältnissen überhaupt etwas voraussehen kann. Ich habe Frä. Dr. [Anna] Tumarkin besucht und ihr meine Absicht mich mit Kants Geschichtsphilosophie in systematischer Hinsicht versuchsweise zu befassen gesagt. Ich habe ihre, Höderlins und Herbertz³ Vorlesungen gehört und finde Ihr Schweigen über diese Dinge, wie es mir wahrscheinlich war, völlig gerechtfertigt. Meine ganze Hoffnung setze ich auf die eigne Arbeit. Wir bewohnen in einer ruhigen Straße eine ganz kleine Wohnung nahe der Universität. Meine Bücher sind zum besten Teil hier; wie traurig es aber mit den Bibliotheksverhältnissen steht werden Sie wohl wissen.

Ich lese unter anderm Jacob Burckhardt: die Zeit Constantins des Großen, ein unglaublich schönes Buch. Im Theater gibt es leider garnichts zu sehen aber von Zeit zu Zeit finden schöne Konzerte statt.

Bitte schreiben Sie uns bald von Ihrem Ergehen. Meine Frau und ich grüßen Sie herzlich.

Mit allen guten Wünschen Ihr Walter Benjamin

¹ Julia Cohn war Bildhauerin.

² Höderlins Werke ed. Hellgrath, V, S. 272–273.

³ W. B. promovierte schließlich bei Richard Herbertz.

63 *An Gerhard Scholem*

1. Februar 1918

Lieber Gerhard,

Ihr am 29^{ten} Dezember 1917 abgesandter Eilbrief kam heute hier an, nachdem gestern abend ein kurzer Brief von mir an Sie abgegangen war. Ich füge nun auf dieser Karte noch wenig was sich auf Ihren Brief bezieht bei. Zunächst

wiederhole ich die Frage ob „Zeichen und Mal“ in Ihren Händen ist? Es scheint unbegreiflicherweise verloren gegangen zu sein. Der Ausspruch von Frl. Kraker hat mich tief erfreut. Diese habe ich seit meinem Freiburger Semester 1913 m. W. nicht wiedergesehen und sie mich nicht. Sie war damals Zeuge dieser Zeit in der mein Freund und ich die Freiburger Studentenschaft aufzurufen suchten und in der die tiefsten Keime der Jugendbewegung liegen. Sie nahm an den Dingen bescheiden und passiv Anteil und scheint sich dabei irgendwie ein Gefühl von dem um das es ging gemacht zu haben. – Von Frl. [Alice] Heymann¹ kann ich Ihnen nichts gutes sagen. Seit Jahren stak sie bis über den Hals in der Verwirrung. Es ist immer schlechter mit ihr gegangen, sie scheint ohne Anhalt zu sein, und hat keine eigene Kraft. Eines der jungen Mädchen bei denen man am deutlichsten sieht, daß ihnen nur *ihr* Mann wenn sie einen finden helfen kann. Im übrigen verlocken sie zu allen möglichen „Hilfe“-leistungen die zu nichts führen. Daß ich ihr die Hölderlinarbeit schenkte war auch so eine Hilfe; damals war sie noch in innerlich viel besserer Verfassung als da ich sie in München vor ungefähr 1½ Jahren zum letzten Mal sprach: da war es schrecklich. / Es tut mir sehr leid daß ich Ihnen mit der Anfrage über Barthel² soviel Mühe gemacht habe. Was Sie schreiben hätte ich bei Nachdenken auch selbst finden müssen aber ich hatte nicht das Vertrauen damit zu beginnen weil ich nicht sah daß die Sache sich so elementar erledigen läßt. Jetzt bin ich Ihnen dankbar daß Sie mir gezeigt haben woran man mit ihm ist. Meine Frau der ich von der Sache erzählte erklärte sie auch für Unsinn. Die Idee von einem endlichen Weltraum ist absurd; Gutkind sprach mir aber gelegentlich von der Endlichkeit des *erfüllten* Weltraums, vielleicht ist das gemeint. Das wäre eine Tatsachenfrage.

Bleiben Sie nur weiter der mathematischen Theorie der Wahrheit (und vielleicht auch mir) so zugänglich, so soll es mich nichts angehen ob Sie andern unzugänglich scheinen. Zwei andere Bücher von Charles-Louis Philippe: *Le père Perdrix* und *Marie Donadieu* sind künstlerisch noch sehr viel reifer als *Bubu de Montparnasse*. Sie lasen es hoffentlich

französisch? Schleiermacher ist kein Vergnügen, zumal da es sich um nachgelassene Vorlesungsnotizen und nachgeschriebene Collegien handelt. Es war eine Plage. / Von der „unendlichen Aufgabe“ im nächsten Briefe. – Von Kants *historischen* Schriften aus einen Zugang zur Geschichtsphilosophie zu gewinnen ist schlechterdings unmöglich. Anders wäre es von der Ethik aus; auch das ist nur beschränkt möglich und Kant selbst ist diesen Weg nicht gegangen. Lesen Sie die „Ideen zu einer Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ um sich davon zu überzeugen. Vielleicht kann ich Ihnen auch darüber einmal schreiben. Rickerts großes Buch³ kenne ich nicht; aber ich weiß von seiner Methode: sie ist modern im allerschlechtesten Sinne des Wortes, sozusagen: modern a tout prix. Meine Frau und ich grüßen herzlichst.

Ihr Walter

¹ Alice Heymann (1890–1937) später die Frau des Kunsthistorikers Alfred Schmitz.

² Siehe Brief vom 22. Okt. 1917 an Gerhard Scholem.

³ „Über die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung“.

64 *An Gerhard Scholem*

Locarno, 23. Februar 1918

Lieber Gerhard,

unsre dreijährige ununterbrochene Sehnsucht nach Sonne hat nun endlich meine Frau und mich hierhergeführt. Daß wir hier sind dürfen Sie niemandem sagen denn keinesfalls darf es auf irgend einem Umweg zur Kenntnis unsrer Eltern kommen. Die Sonne nach der wir uns unbeschreiblich sehnten hat uns auch der vergangene Sommer nicht gebracht; das Engadin liegt zu hoch um heiß sein zu können. Damals bedurften wir aber der Anspannung die von dieser erhabenen Landschaft ausgeht mehr als alles andere; nur um unter dem Eindruck einer unendlichen Befreiung nicht zusammenzubrechen mußten wir uns einer neuen Spannung unterwerfen. Diese wenigen Worte werden Ihnen vielleicht schon begreif-

lich machen daß mein Leben hier von der vollen und befreiten Melodie des Ausgangs einer großen Lebensepoche die nun hinter mir liegt erfüllt wird. Die sechs Jahre [die] seit meinem Austritt aus der Schule bis jetzt verflossen sind sind eine einzige in ungeheurem Tempo durchlebte Epoche gewesen die unendlich viel Vergangenheit, mit andern Worten: Ewigkeit für mich enthält. Ich kehre jetzt der sommerlichen Natur mein Gesicht zu wie seit dieser letzten Schulzeit – meine letzten oder vorletzten Ferien verbrachte ich auch im Engadin – ich es nicht getan habe.

Da kommt nun an einem dieser Tage die der Überschau dessen was mir geblieben und dessen was mir geworden ist bestimmt sind ein Brief von Ihnen (der vom 1^{ten} Februar 1918 den die Zensur wieder aufhielt) der meinen nach Klarheit strebenden Geist *unendlich* verwandt berührte. Gerade der Lebenskreis aus dem ich in diesen Tagen nicht heraustreten will versagt es mir irgend ein Einzelnes besonders vom philosophischen Inhalt Ihres Schreibens zu berühren; für den Ton innerer Ruhe den Ihre Briefe, den dieser ganz besonders an sich hat bin ich aber niemals dankbarer gewesen als heute. Das mag Ihnen versichern daß ich auch ganz und gar die Not des Schreibens wie auch den Sinn Ihrer Worte verstehe. Es ist der Stil: die Fülle des Verantwortungsgefühls die Deutlichkeit und die Beschränkung die mich an Ihren Zeilen eben deswegen entzückt weil sie mir ganz und gar erwidert. „Eine richtige Antwort ist wie ein lieblicher Kuß“ las ich dieser Tage bei Goethe.

Ich muß Ihnen sagen daß ich neben mehreren Büchern die das südliche Klima hier nicht duldet wie nützlich und notwendig und gut sie auch sein mögen mindestens eines hier habe das sich mit ihm vortrefflich verträgt das sind die Maximen und Reflexionen Goethes. Oder vielmehr einen Teil von ihnen in der unübertrefflichen strengphilologischen Weimarer Sophienausgabe. Eine genaue Beschäftigung mit ihnen befestigt in mir die alte Meinung daß erst unsere Generation Goethe kritisch gegenüber [steht?] daß erst sie darauf ihm dankbar nachfolgt. Die Romantiker standen Goethe viel zu nahe um mehr als einige *Tendenzen* seines Schaffens zu erfassen.

sen: vor allem haben sie nicht das *Moralische* gesehen mit dem sein *Leben* gerungen hat und um seine historische Einsamkeit nicht gewußt. Übrigens aber überzeuge ich mich daß Goethe – jedenfalls im Alter – ein ganz reiner Mensch gewesen ist dem keine Lüge über die Lippen und in die Feder gekommen ist.

Das Wetter hier war erst kühl und ist jetzt heiß und sommerlich. Die Kultur und Sprache der Gegend ist italienisch. Es wachsen Palmen und Lorbeer in den Gärten. Auf den hohen Bergen in der Nähe liegt noch Schnee der aber wohl täglich abschmilzt. Oberhalb Locarno auf einem steilen Felsen liegt ein berühmter Wallfahrtsort: die Klosterkirche Madonna del Sasso (auf dem Felsen). Die Kirche ein zierliches Stück italienischen Barocks deren Fassade spielerisch bunt und perspektivisch bemalt ist enthält ganz außerordentliche Votivbildchen wie sie von Bauern der Gegend im Auftrage Geheilten und Geretteter gemalt sein mögen und die zu den schönsten Stücken jener religiös oder kultisch determinierten Volkskunst gehören die jetzt in Europa von den neuen Malern entdeckt wird. Vor allem fällt ein merkwürdiger Madonnenotypus auf der ganz stetig ist und einen unheimlichen Eindruck erweckt: Die Mutter neigt zum beleibten; ihr Ausdruck ist ganz verschlafen und seellos; sie wird gleichsam wider Willen sichtbar und trägt die Merkmale eines physischen Schmerzes. Ich vermute daß dies mit dem uralten, prähistorischen Schönheitsideal der beleibten, fetten Frau zusammenhängt das auf eine mir unbekannte Weise mythisch bedingt sein muß. (Nach dem Genie¹ hängt dieses Ideal mit der Rolle die die Leber in der Mythologie spielt zusammen.)

Über das Mal will ich jetzt nicht schreiben und auch manches andere auf später verschieben. Dieser Brief sollte nur das mitteilen was eben von hier mitgeteilt sein will und er nimmt noch von meiner Frau und mir die allerherzlichsten Grüße an Sie auf die Sie an jedem Ort an dem Sie sind erreichen sollen.

Ihr Walter

¹ Felix Noeggerath.

[30. III. 1918]

Lieber Gerhard

Auf die drei Briefe vom 23. Februar bis zum 15. März bin ich Ihnen die Antwort schuldig geblieben und die Ankunft der „Klagelieder“ bestätige ich auch erst jetzt. Woran liegt das? An dem Versuche in Locarno für ein paar Wochen für alles unterzutauchen: an den schönen Tagen in Sonne, an den schlechten in Zerstreuungen aller Art. Nicht einmal die gewünschte Karte haben Sie wie ich jetzt bemerke von dort bekommen weil ich Ihnen keine Karten schreiben kann; einem Briefe hätte ich sie beigelegt. Indem wir unsern Aufenthalt dort so sehr wir konnten verlängerten haben wir nach manchen Regentagen den ersten Hauch des Frühlings dort unten verspürt und ich kann Ihnen nicht sagen wie schön das war. Wir haben billig und angenehm gelebt und das einzig städtisch-weltliche unseres Aufenthalts war, daß am gleichen Ort eine ganze Anzahl mir bekannter junger Leute unvermutet sich fanden mit denen man im Grunde nicht gut auskommen konnte. Frau Lasker-Schüler war auch da. In der Ahnung durch manches bei meiner Rückkehr beunruhigt und beschäftigt zu werden habe ich die Reise so lange als möglich war ausgedehnt: und als erste Bestätigung dieser Furcht sehe ich uns zu einem besonders unangenehmen Zeitpunkt die Wohnung gekündigt. Noch steht es nicht ganz fest aber bereits die drohende Aussicht ist überaus unangenehm denn in Bern ist (wie in Zürich) ein unglaublicher Mangel an Wohnungen und möblierte zu solchem Preise wie ich dafür ausgeben kann sind kaum erhältlich. Ich würde aber Bern nur ganz gezwungen verlassen weil ich nun einmal meinen Doktor vorbereite. Wenn ich in die Dissertation eingearbeitet bin, was aber im besten Falle noch einige Monate dauern wird könnte ich es eher verlassen; doch bleibt der Winter auf dem Lande sehr einsam. Ich erwarte den Vorschlag eines Themas von meinem Professor¹; indessen bin ich selbst auf eines verfallen. Seit der Romantik erst gelangt die Anschauung zur Herr-

schaft daß ein *Kunstwerk* an und für sich, ohne seine Beziehung auf Theorie oder Moral in der Betrachtung erfaßt und ihm durch den Betrachtenden Genüge geschehen könne. Die relative Autonomie des *Kunstwerkes* gegenüber der Kunst oder vielmehr seine lediglich transzendente Abhängigkeit von der Kunst ist die Bedingung der romantischen Kunstkritik geworden. Die Aufgabe wäre, Kants Ästhetik als wesentliche Voraussetzung der romantischen Kunstkritik in diesem Sinn zu erweisen.

Auf Ihre Frage hinsichtlich der „unendlichen Aufgabe“ gehe ich mit Absicht nicht mehr ein. Sie gehört auch zu denjenigen die brieflich kaum zu behandeln sind – und vor allem nicht in diesem Briefe, der nicht allein die Aufgabe hat, drei andere zu beantworten sondern der Ihnen vielleicht für längere Zeit für andere Briefe stehen muß die folgen sollten wenn die äußeren Verhältnisse – wie es möglich ist – mir vorläufig das Schreiben ausführlicher und wesentlicher Briefe unmöglich machen werden. Ein Colleg über Differentialrechnung werde ich vorläufig nicht hören sondern alle Kräfte auf die Erledigung meines Doktors, bezw. den Beginn meiner Dissertation konzentrieren. Die Mathematik, wie die fernere Auseinandersetzung mit Kant und Cohen muß verschoben werden. Meine philosophische Gedankenentwicklung ist in einem Zentrum angelangt. So schwer es mir wird so muß ich auch sie in dem gegenwärtigen Stadium belassen um nach Erledigung des Examens mit voller Freiheit mich vollkommen ihr zu widmen. Treten der Erledigung meines Doktors Hindernisse in den Weg so fasse ich sie als den Hinweis auf mich mit meinen eigenen Gedanken zu beschäftigen.

Nach halbjähriger, mit Unterbrechungen geführter, Lektüre habe ich in Locarno die Dogmengeschichte von Harnack ausgelesen. Man kann mir dazu in doppeltem Sinne gratulieren: daß ich die Arbeit getan und daß ich sie beendet habe. Der Gewinn einer solchen Lektüre ist derart, daß er sich nicht, wenn man das Buch geschlossen hat, übersehen läßt. Um nur eines zu bezeichnen, so habe ich erkannt wie neben anderem auch die Unwissenheit eine starke Quelle der neukatholischen Strömung in der Gegenwart ist, wie sie besonders auch intel-

ligente Juden ergriffen hat. Sie ist selbstverständlich eine Äußerung der romantischen Bewegung, die ja – ich weiß nicht ob ich Ihnen hierüber meine Anschauung schon mitgeteilt habe – eine der stärksten Bewegungen der Gegenwart ist. Sie hat wie der frühere romantische Katholizismus eine machtpolitische und eine ideenhafte Seite (Adam Müller – Friedrich Schlegel) und während die erste unfruchtbar geblieben ist (Scheler repräsentiert sie, Franz Blei und – wenn auch nicht als Katholik – Walter Rathenau gehören ihr unter vielen anderen an) hat sich die zweite aus der lethargischen und wenig charakterisierten Haltung Schlegels durch Rezeption sozialer Elemente zum Anarchismus entwickelt (Leonhard Frank, [Ludwig] Rubiner). Was ich demnächst werde lesen können ist noch unbestimmt. – Über Goethe habe ich – wie Sie nach meiner scharfen Rezension des Gundolfer Buches sich denken können, *viel* zu sagen.² Ich warte ab was Sie finden werden.

Ihre Arbeit³ die Sie meiner Frau schickten habe ich dreimal, zum letzten Male mit ihr, gelesen. Meine Frau wird Ihnen noch selbst danken. Ich selbst bin Ihnen zu besonderem Dank verpflichtet, denn Sie haben, ohne zu wissen daß ich mich schon vor zwei Jahren um dasselbe Problem bemüht habe, mir wesentlich zur Klärung verholfen. Das stellt sich nunmehr nachdem ich Ihre Arbeit gelesen mir so dar: aus meinem Wesen als Jude heraus war mir das eigene Recht, die „vollkommen autonome Ordnung“ der Klage wie der Trauer aufgegangen. Ohne Beziehung zum hebräischen Schrifttum, das wie ich nun weiß der gegebene Gegenstand solcher Untersuchung ist, habe ich die Frage „wie Sprache überhaupt mit Trauer sich erfüllen mag und Ausdruck von Trauer sein kann“ in einem kurzen „Die Bedeutung der Sprache in Trauerspiel und Tragödie“ überschriebenen Aufsatz an das Trauerspiel herangebracht. Ich bin dabei im einzelnen und ganzen zu einer Einsicht gekommen die der Ihrigen nahe steht, habe mich aber dabei fruchtlos an einem Verhältnis abgearbeitet, das ich erst jetzt in seinem wahren Sachverhalt zu ahnen beginne. Im Deutschen tritt nämlich die Klage sprachlich hervorragend nur im Trauerspiel hervor und dieses

steht im Sinne des Deutschen der Tragödie fast nach. Damit konnte ich mich nicht versöhnen und sah nicht daß diese Rangordnung im Deutschen ebenso legitim ist wie im Hebräischen wahrscheinlich die entgegengesetzte. Jetzt sehe ich nun in Ihrer Arbeit daß die Fragestellung die mich damals bewegte auf Grund der hebräischen Klage gestellt werden muß. Allerdings kann ich Ihre Ausführungen weder als eine Lösung anerkennen, noch befähigen mich Ihre Übersetzungen – was auch wohl unmöglich wäre – dazu die Sache vor der Kenntnis des Hebräischen aufzunehmen. Im Gegensatz zu Ihrem Ausgangspunkt hat der meine nur den einen Vorteil gehabt, mich von vornherein auf den fundamentalen Gegensatz von Trauer und Tragik hinzuweisen, den Sie nach Ihrer Arbeit zu schließen noch nicht erkannt haben. Im Übrigen hätte ich sehr viel Bemerkungen zu Ihrer Arbeit zu machen, die sich aber brieflich ins uferlos Subtile – wegen der terminologischen Schwierigkeiten – verlieren müßten. Sehr schön finde ich den Schlußteil der von Klage und Zauber handelt. Dagegen gestehe ich Ihnen offen, daß mir die Theorie der Klage in dieser Form noch mit fundamentalen Lücken und Unklarheiten behaftet scheint. Ihre (und meine) Terminologie ist durchaus noch nicht genügend ausgearbeitet um diese Frage lösen zu können. Im Besonderen bemerke ich nur, daß ich die eindeutige Beziehung von Klage und Trauer in dem Sinne daß jede reine Trauer in die Klage münden müsse noch bezweifle. – Es ergeben sich hier eine Reihe so schwerer Fragen daß man wirklich von ihrer schriftlichen Erwägung absehen muß. – Nur noch ein Wort zu den Übersetzungen. Wir – meine Frau und ich – haben über sie dasselbe zu sagen wie seinerzeit über die des Hohen Liedes. Auch diese Übersetzungen – über deren Relation zum Hebräischen ich zwar nicht urteilen kann, Ihnen aber in dieser Hinsicht vollkommen vertraue – haben was ihre Relation zum Deutschen angeht letzten Endes den Charakter von Studien. Es handelt [sich] bei Ihren Übersetzungen offenbar nicht darum, einen Text für das Deutsche gleichsam zu retten, sondern eher darum ihn regelrecht auf das Deutsche zu beziehen. Sie empfangen in dieser Hinsicht von der deutschen Sprache keine Eingebung.

Ob sich die Klagelieder jenseits einer solchen Beziehung auf das Deutsche auch noch in diese Sprache übersetzen lassen vermag ich natürlich nicht zu entscheiden und Ihre Arbeit scheint es zu verneinen.

Herrn David Baumgardt⁴ kenne ich von Berlin her ein wenig. Er war mir immer sympathisch. Über seine besonderen philosophischen Fähigkeiten habe ich aber kein Urteil. Über Simon Guttman kann ich Ihnen einmal (vielleicht wenn wir beide alte Leute sind – falls wir es werden!) mehr erzählen als irgend ein anderer Mensch auf der Welt, ausgenommen vielleicht meine Frau. Zu demselben Kreise⁵ gehörte Herr Robert Jentsch. Dieser junge Mann der sich vor einigen Jahren an der Berliner Universität als Privatdozent für Mathematik habilitierte soll heute auf Grund seiner Dissertation – die von der Akademie [?] übersetzt wurde – als Mathematiker bereits berühmt sein. Ich kenne ihn ebenfalls etwas. Haben Sie von ihm gehört oder können Sie etwas über ihn (er ist im Felde) erfahren? Ich interessiere mich sehr dafür.⁶ Es folgen zwei weitere Bitten. Ein Brief von mir an das Genie ist sei es nicht angekommen, sei es unbeantwortet geblieben.* Ich bin nun äußerst begierig auf seine Dissertation** und kann mich nicht gut an ihn wenden. Darf ich Sie bitten mit frankiertem Rückkouvert an den Pedell der Universität Erlangen zu schreiben und sich bei ihm zu erkundigen ob und wo die Dissertation des Herrn Felix Noeggerath der dort im Oktober oder November 1916 an der philosophischen Fakultät promovierte erschienen ist. Ebenfalls ob er die gegenwärtige Adresse des Herrn wüßte. Ich wäre Ihnen sehr dankbar wenn Sie diese Anfrage die ich nicht gern unter meinem Namen täte machen würden. Endlich bitte ich Sie noch um folgendes: die auf meinem letzten Bücherzettel angegebenen Langenscheidtschen Übersetzungen von Tibull und Propertius nicht zu bestellen, oder falls es *gänzlich* mühelos geht, die etwaige Bestellung zurückzuziehen. Ich habe sie hier nämlich

* Ich habe nur eine sehr alte Adresse von ihm und weiß über seinen gegenwärtigen Aufenthalt nichts.

** die etwa im Oktober 1917 hätte gedruckt sein müssen.

antiquarisch gefunden, will sie aber nicht kaufen bevor ich von Ihnen – möglichst umgehend – eine kurze Nachricht habe ob sie schon in Deutschland bestellt sind oder nicht. Auch sonst machen Sie mir bitte von allen Dingen die die Bücherbestellung betreffen immer Mitteilung. Ich danke Ihnen nochmals für Ihre Mühe damit. (Die Bestellung der Langenscheidtschen Übersetzungen von Catull und Pindar bleibt in Kraft und zwar will ich diejenigen dieser Autoren die nicht für sich allein einen oder mehrere Bände ausmachen nur in den sämtlichen Lieferungen da ich sonst noch andere Autoren bei den einzelnen Bänden mit in Kauf nehmen müßte. Dies bezieht sich auch auf Tibull und Propertius falls sie nicht mehr abbestellt werden können.) Das Märchen von Fanferlieschen Schönefüßchen⁷ kenne ich, weiß aber unter den vielen die ich von ihm gelesen habe nicht mehr welches es ist. – Auf die medizinische Auskunft die Sie meiner Frau geben wird sie selbst eingehen. – Haben Sie die Papiere von Herrn Kraft erhalten? Ich habe ihm geschrieben. Wie steht es mit der Herkunft Ihres Freundes? Er soll uns herzlich willkommen sein.

Von Buber schreiben Sie fast wörtlich dasselbe was mein Freund nach seiner einzigen Besprechung mit ihm mir sagte.⁸

Der Zusammenhang dieses Briefes fehlt nicht so gänzlich wie es vielleicht scheinen möchte. Er ist durch die Notwendigkeit diktiert zu antworten ohne neue Fragen aufzuwerfen, damit, falls unser Briefwechsel für einige Zeit meinerseits ruhen müßte, ich nicht allzuviel unerledigt lasse. Mein größtes Bedauern bleibt es Ihnen von der philosophischen Bewegung meiner Gedanken nichts mitteilen zu können; aber dies verträgt sich nicht mit dem Briefe. – Meine Frau schreibt Ihnen noch. – Ich bitte Sie herzlich mich nicht lange ohne Nachricht zu lassen. Mit den innigsten Wünschen für Sie
Ihr Walter

¹ Richard Herbertz.

² Diese Rezension wurde in ihren Hauptstücken in die Arbeit über Goethes Wahlverwandtschaften (Schriften I) inkorporiert.

³ „Über Klage und Klagelied“ (ungedruckt).

4 Mit dem Scholem in Erfurt bekannt geworden war. Er war später Privatdozent an der Universität Berlin.

5 Gemeint ist das „Neopathetische Kabarett“ um Georg Heym, Erwin Löwensohn, Kurt Hiller u. a.

6 Einen Tag vor Erhalt dieses Briefes hatte Scholem (der damals Mathematik studierte) W. B. mitgeteilt, daß Jentzsch gefallen sei, zusammen mit der Nachricht vom Tode Hermann Cohens.

7 Von Clemens Brentano.

8 Scholem hatte eine heftige Diatribe gegen den Kult des Erlebnisses in den Buberschen Schriften dieser Jahre verfaßt.

66 *An Gerhard Scholem*

11. April 1918

Lieber Gerhard,

lassen Sie mich gegen die beiden Todesnachrichten,¹ von denen mich die zweite die mir noch unbekannt war auf das schmerzlichste betraf, eine Lebensnachricht austauschen. Als ich Ihren Brief vorfand kam ich eben aus der Klinik nach Hause wo meine Frau mir an diesem Morgen einen Sohn² geboren hat. Es geht beiden gut. – Sie sollten neben den Großeltern des Kindes der erste sein der die Nachricht erfährt. Ich grüße Sie in Gedanken von dem Kind und der Mutter.

Ihr Walter

1 Über Hermann Cohen und R. Jentzsch.

2 Stefan B., gestorben am 6. Febr. 1972 in London.

67 *An Gerhard Scholem*

[17. April 1918]

Lieber Gerhard,

vielen herzlichen Dank von uns beiden für Ihren schönen Glückwunsch; ich habe ihn eben erhalten. Meiner Frau geht es gut und dem Kind auch. Wir haben es Stefan Rafael genannt, den zweiten Namen nach einem kurz vor seiner Geburt

gestorbenen Großvater meiner Frau. Dora soll morgen zum ersten Male etwas aufstehen. – Zu dem Wunderbarsten das man bemerken kann gehört was ich in diesen Tagen bemerkt habe: wie sogleich der Vater einen so kleinen Menschen als *Person* erkennt, so, daß demgegenüber seine eigene Überlegenheit allen Dingen des Daseins sehr nebensächlich erscheint. – Es gibt da einen berühmten Brief Lessings in dem ganz ähnliches steht.

Ich lese einen *Haufen* ungeheuer interessanter Sachen und noch mehr dergleichen stehen auf meinem Schreibtisch; unter den ersten: das Athenaeum der Gebrüder Schlegel, in der Originalausgabe entliehen (!). Ferner ein höchst spannendes, fast zu spannendes, sehr dokumentiertes Buch: Bernouilli: Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche. Das Maßgebende was über Nietzsches Leben existiert mit sehr viel sonst ungedrucktem. Außerdem Heinrich von Stein: Platonismus. Von der zweiten Art (nur auf dem Schreibtisch): F. Schlegel, Philosophie der Sprache und des Wortes, seine allerletzten Vorlesungen (da ich nun schon fast Spezialist für den alten Schlegel geworden bin, werde ich mit der Lektüre dieses Buches diesen mühevollen Beruf beschließen können). – Ich denke gerade jetzt über sehr vieles nach: über das worüber am meisten, kann ich noch nicht, über das worüber weniger, will ich noch nicht schreiben. Irgendeinmal erhalten Sie einen *Stoß* Manuscripte, – von dem bis jetzt allerdings noch meist sehr Weniges existiert. – Haben Sie Catull Tibull Propertius Übersetzungen, Langenscheidt abbestellen können? Wie ist es damit: Bitte berichten Sie mir recht bald.

Eine herzliche, dringende Bitte; zahlreiche Bitten an Werner Kraft, er möge mir einen Brief¹ den ich ihm aus St. Moritz über „Größe“ schrieb kopieren und senden, blieben vergeblich. Jetzt benötige ich diese Ausführungen *sehr*, will ihm aber von hier aus nicht damit nahe treten, bitte Sie aber recht sehr, schnell und dringlich ihm meine Bitte, eventuell vorübergehende Überlassung des eingeschriebenen mir zu übersendenden Originalbriefes, wenn ihm das Kopieren Mühe macht, zu übermitteln. Ich brauche dies wirklich. Herzlichen Dank! Haben Sie Kraft von der Geburt geschrieben? Wenn

nein, so tun Sie es bitte auch nicht, wenn ja berichten Sie es mir bitte, damit ich ihm selbst schreibe – an sich möchte ich nämlich durch nichts Äußeres ihn in seinem sich vorgeschriebenen Schweigen bedrängen. – Wissen Sie zufällig etwas was er sich wünscht? Wir möchten ihm anonym ein Buch schicken. – Bitte schreiben Sie mir recht bald.

Herzlichst Ihr Walter

¹ Dies ist der unter Nr. 69 mitgeteilte Brief über Stifter.

68 *An Ernst Schoen*

[Bern, Mai 1918]

Lieber Herr Schoen,

die Antwort auf Ihre beiden Briefe hat sich so lange hinausgeschoben daß ich nun in einem besonders reichen aber auch besonders bedrängten Momente sie abgeben muß. Äußerlich bedrängt: indem die trostlosen Wohnungsnöte hier uns zu einem Umzug in vierzehn Tagen ¹ nötigen welches eine Sache ist die hier mit vielerlei Peinlichem verbunden ist. Innerlich bedrängt durch eine Fülle von Aufgaben da die gehemmte Nötigung Eignes auszusprechen keine gänzlich freie Bahn findet. Meine Gedanken sind teils noch zu unentwickelt, flüchten vor mir beständig und was ich greife bedarf des genauesten Fundaments um ausgesprochen werden zu dürfen. Gewisse – gleichsam revolutionäre – Gedanken tragen für mich die Notwendigkeit in sich ihre großen Gegner sehr gründlich zu studieren um in ihrer Darlegung unentwegt sachlich bleiben zu können. Überall ist dieser größte Gegner Kant. Jetzt bin ich in seine Ethik verbissen – es ist unglaublich wie man diesem *Despoten* auf die Spur kommen muß, auf die Spur seines erbarmungslos gewisse Einsichten die gerade in der Ethik zu den verwerflichen gehören *erphilosophierenden* Geistes. Er hetzt besonders in seinen späteren Schriften und schlägt besinnungslos auf seinen Renner, den Logos, ein.

Eine sehr wichtige erkenntnistheoretische Arbeit bin ich bisher unvermögend zu vollenden, sie liegt schon monatelang. Weiter: ich habe mir von meinem Ordinarius der es höchst bereitwillig tat das Thema meiner Dissertation genehmigen lassen. Etwa: die philosophischen Grundlagen der romantischen Kunstkritik. Ich weiß über dies Thema einiges zu sagen aber der Stoff erweist sich als ungeheuer spröde. Wenn [ich] ihm das tiefere abgewinnen will und eine Dissertation verlangt Quellennachweise, die doch bei der Romantik für gewisse ihrer tiefsten Tendenzen kaum zu finden sind. Ich meine ihre geschichtlich fundamental wichtige Koinzidenz mit Kant, die zur „dissertatorischen“ Erscheinung zu bringen sich unter Umständen als unmöglich erweisen könnte. Andererseits gestattet die Arbeit wenn sie geleistet werden kann mir diejenige innere Anonymität die ich mir bei jeder zu solchen Zwecken gemachten sichern muß. Ich will den Doktor machen und wenn dies nicht oder noch nicht geschehen sollte so darf es nur der Ausdruck *tiefster* Hemmungen sein. Wie viele auf der Hand liegen davon will ich schweigen und brauche es auch Ihnen nicht zu sagen. – Bei dieser Gelegenheit bitte ich Sie mir brieflich im Folgenden nacheinander die Angaben aus Ihrer Fragmentenharmonie² (vielleicht auf drei bis fünf Briefe verteilt damit die einzelnen nicht zu lang werden) zu senden. Daß ich Ihnen damit eine große Mühe mache bitte ich Sie herzlich zu verzeihen. Ich brauche diese Harmonie zu meiner Arbeit unbedingt. Es steht schlimm daß ich Ihnen von Ihrer kostbaren Zeit auch noch nehmen muß.

Sie berühren in Ihren beiden Briefen zwei sehr wichtige Dinge, Gegenstände meines Nachdenkens seit langem, Gegenstände auch des Gespräches zwischen mir und Herrn Scholem, der inzwischen hier angekommen ist³: Stifter und Borchardt. Über den ersten will ich Ihnen heute nichts schreiben weil ich einiges Wesentliche über ihn schon aufgeschrieben habe, auch bei Gelegenheit erweitern werde und Ihnen also gesondert bei Gelegenheit übersenden kann. – Welche Vorstellungen der Name Borchardt in mir wachruft können Sie sich schwerlich deutlich machen. Er bildet einen integrie-

renden Teil des unglücklichen Lebens eines mir nahestehenden jungen jüdischen Menschen, gegenwärtig Soldat.⁴ Es ist meine und Herrn Scholems (der ihn durch mich während ich schon hier war kennen gelernt hat) gemeinsame Sorge ihn verlassen in Deutschland zu wissen. Dieser Mensch der Borchardt mit einzigem Enthusiasmus verehrte und verehrt hat mir die genaueste Auseinandersetzung mit ihm aufgenötigt und überdies in einigem ein Bild seines Wesens verschafft. So habe ich Borchardt seit mehr als zwei Jahren nicht aus dem Gesichtskreis verloren. Ich kenne seine Gedichte und „Villa“, seine Sachen in „Hesperus“ (und die Kriegsreden), endlich die berühmte Polemik gegen den Kreis Georges in den Süddeutschen Monatsheften. Um vollständig und verständlich über ihn zu reden müßte ich weit ausgreifen und Dinge sagen für die hier in keinem Sinne der Raum ist. So erlauben Sie daß ich Ihnen nur ganz andeutungsweise mitteile, warum ich Borchardts Person bei allem Respekt vor den „Qualitäten“ seines Schaffens (denn bei ihm sind Züge, die bei andern alles sein könnten, nicht mehr) ablehne. Tragisch-problematisch ist mir Borchardt nicht mehr, so wenig wie Walther Rathenau, wenn er auch nicht, wie dieser gemein ist. Im übrigen aber sind sie verwandt, vor allem in dem Einen Zug, der Borchardts moralisches Wesen entscheidet, in dem *Willen* zur Lüge. Er hat statt des Herzens eine Kugel im Leibe. Es gibt heute kein größeres Beispiel als ihn für das ungeheuer Trügerische des Einzel-schönen, an dem sein Werk reich ist. Dieses Werk als ganzes erweist sich aber als der Versuch seinem Schöpfer, in geistiger Hinsicht einen Rang, in geistiger Hinsicht Macht, Größe in geistiger Hinsicht zu verschaffen. Er verzehrt sich darin den Deutschen einen Typus hinzustellen, den sie nicht haben, noch nicht haben können, nicht erschleichen dürfen und dessen Zukünftigkeit er wittert ohne sie zu ahnen: die öffentlich-verantwortliche Person des Volkes, den bestellten Verwalter seines Geist- und Sprachguts. (Diese Vorstellung was an ihr zukünftig was an ihr mißverstanden ist kann ich hier nicht sagen. Sie werden es sich denken. In Jacob Grimm scheint er soweit es damals möglich war in seinem Streben einen Vorgänger gefunden zu haben.)

Diesem Zwecke sind seine Werke die selbstherrlichen Mittel, kein Dienst. Auch in ihm ist die „Umkehrung einer Idee“ die Herr Scholem mir in seinem letzten Briefe als Charakteristikum der modernen Bücher angab, zu finden; die objektive Verlogenheit wie ich es nenne. Bei ihm richtet sie sich auf die Geschichte und sie beruht wiederum auf einer Verkehrung die mir für unsere Zeit kanonisch geworden zu sein scheint, aber [lies: auf] der Verfälschung des Mediums zum Organ. Er macht die Geschichte, das Medium des Schaffenden zu dessen Organ. Dies ist nicht mühelos darzulegen, eben darum ist Borchardt vielleicht heute der einzig noch würdige Gegenstand *zerschmetternder** Polemik (wie er sie wunderbar am Georgischen Kreise versucht hat) wäre nicht alles was wesentlich Polemik ist, heute verworfen. Sie begegnen einer Geste die den Menschen schirmen und auszeichnen kann, für den Dichter aber eine unstatthafte Maske ist, bis tief in Borchardts Werk hinein, oder es beruft sich darauf sie zu verfassen. Er hat sich auf einen Turm von Lüge gestellt um von der verlogenen Menge seiner Zeit gesehen zu werden. Wenn ich recht sehe kündigt sich in Ihren Zeilen davon das Gefühl sehr deutlich an.

Die Lektüre der Spracharbeit steht Ihnen frei. Ich habe noch eine Bitte an Sie. Im „Kreis der Liebe“⁵ welchen ich wegen seiner Schrift nicht hernehmen konnte steht ein Ghaseel von Platen. Jetzt habe ich mir die (leider nicht ganz vollständige) Ausgabe seiner Gedichte von Schlösser gekauft. Darin scheint es sich unglaublicherweise nicht zu befinden. Das wievielte ist es? Woher haben Sie es? Könnten Sie es mir gelegentlich abschriftlich senden? – Daß ich selbst Ihnen eine Bitte nicht erfüllen kann, tut mir leid. Bilder von meiner Frau und mir haben wir hier nicht zur Hand und [Sie] werden es verstehen wenn wir es für unstatthaft halten uns aus solchem Anlaß aufnehmen zu lassen. Endlich bitte ich Sie um Verzeihung, daß indem ich Ihre Freundlichkeit und Sorgfalt in einer so wichtigen Sache als die Verwahrung meiner Papiere ist in Anspruch nehme, ich nachträglich diese Bitte

* erbarmungslosester

vorbringen muß nachdem sie Ihnen schon von Herrn Scholem vorgetragen wurde. Die ganze Übertragung⁶ mußte wegen der bevorstehenden Abreise von Herrn Scholem so eilig vor sich gehen, und andererseits war es doch noch ungewiß ob sie überhaupt stattfinden mußte daß ich erst die Erledigung der Sache abwarten mußte. Ganz besonders unglücklich traf es sich daß bevor ich noch Ihr Einverständnis zu der Übertragung einholen konnte ich Sie bereits um eine Sendung bitten mußte. Ich hoffe Sie werden sowohl mein Verfahren durch die Umstände für entschuldigt ansehen, wie auch den *großen* Dienst den die Aufbewahrung meiner Manuscripte mir bedeutet erweisen.

Ich studiere also wie Sie sich denken können jetzt die Romantik und zwar, neben der Lektüre des Athenaeums, den mir bisher am wenigsten bekannten A. W. Schlegel. Wissen Sie was mich jetzt in den kritischen Schriften dieser Leute wundert? Es ist ihre große schöne Humanität. Sie haben die Schärfe der Rede die sie gegen das Niedrige brauchen, aber sie verfügen über eine wunderbare Milde des Geistes angesichts unglücklicher Menschen. Dies scheint Goethe und Schiller in der Kritik nicht in dem Maße erreichbar gewesen zu sein. Dagegen sind A. W. Schlegels Rezension von Bürger und Schleiermachers von Garve⁷ wunderbar. Übrigens haben diese Leute in ihrer Kritik, wiederum ganz im Unterschied von Goethe fast immer Recht behalten und also gehabt. — Wenn Sie Zeit haben und Nietzsche schon ziemlich gut kennen, auch seinen Briefwechsel mit Overbeck (der sehr wichtig ist) dann, aber nur dann, lesen Sie vielleicht einmal C. A. Bernouilli: Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche. Das Buch ist letzten Endes nur eine zweibändige Broschüre aber es enthält sehr interessantes Material. S. Friedländer nennt Elisabeth Förster Nietzsche: „die stadtbekannte Schwester des weltberühmten Bruders.“

Mein Bruder ist verwundet in einem deutschen Lazarett, es ist scheinbar ein nicht leichter Darmschuß. Meine Frau und ich erwidern aufs herzlichste Ihre und Julas Grüße. Über Busoni, wir hörten ihn vorgestern, schreibt meine Frau später.

Ihr Walter Benjamin

Vielen herzlichen Dank für Ihren Glückwunsch.

PS Ich sehe mich genötigt, mich über Borchardt deutlicher auszusprechen: es ist nicht richtig daß sein Werk nur „Qualitäten“ habe. Die Germania-Übersetzung – soweit ich sie kenne – ist wahrscheinlich ein Markstein in der Geschichte der Beziehung des Deutschen zum Lateinischen. Es ist auch nicht richtig, daß der Wille zur Lüge bei ihm zentral sei. Sondern er ist ein Abenteurer den es nach dem *höchsten* Lorbeer gelüstet, der ungeheure Fähigkeit in den Dienst absoluten Machtwillens stellt, und der in einem Zeitalter in dem die letzte Vertiefung und Besinnung unsichtbar macht, jene Vertiefung und Besinnung auch vor dem Grunde um der Sichtbarkeit willen, abbiegt, reflektiert. Lüge ist nicht er selbst, sondern Lüge ergreift ihn jedesmal wo er seine Relation zum Publikum bestimmt. – Er wird vielleicht Großes hinterlassen aber es wird sein wie in der – im übrigen in ihrer „Moral“ durchaus nicht hübschen – Geschichte von dem Manne, der das Gold finden wollte und das Porzellan fand. Auf der Suche nach falschem Golde könnte Borchardt so etwas begegnen, aber da er ein Dichter sein will, so ist sein unreiner Wille die stärkste Schranke seiner Möglichkeiten: er wird sicher kein Werk, er wird Entdeckungen, urbar gemachtes Land, philologisch, historisch technisch entdecktes zurücklassen. Nicht Lüge, sondern worauf Sie selbst deutlich hinweisen, Unlauterkeit ist durchaus in ihm wirksam.

1 Nach Muri bei Bern.

2 W. B. hatte in Dachau im Frühjahr 1917 eine Zusammenstellung von Schlegels und Novalis' Fragmenten gemacht, die sich damals bei Ernst Schoen zur Aufbewahrung befand.

3 Scholem war vom Anfang Mai bis zum Herbst 1919 in Bern.

4 Werner Kraft.

5 Gedichte von Ernst Schoen (ungedruckt?).

6 Von Papieren W. B.s, die sich bei Scholem befanden.

7 Im „Athenäum III“ (1800), S. 129 ff.

Muri bei Bern 17. Juni 1918

Lieber Herr Schoen,

Sie haben mich durch die so mühevollen wie sorgfältigen Abschrift der Fragmenten-Notizen die nun schon seit einiger Zeit in meinem Besitz ist zum größten Dank verbunden. Als Zeichen daß ich Ihnen dafür dankbar bin bitte ich Sie die Kopie der beiden Aufzeichnungen die ich über Stifter gemacht habe und welche ich diesem Brief beilege anzunehmen. Ohne den Wunsch Ihnen eine Freundlichkeit zu erweisen hätte ich mich vielleicht nicht entschlossen Ihnen die beiden Stellen zu geben, von denen nämlich die eine nur aus einem Briefe stammt, während die zweite als Hinweis auf eine ausführliche Kritik von Stifters Stil die ich mir vorgesetzt habe zunächst nur für mich gemeint war. Weil es aber lange dauern kann bis ich zu dem Beiliegenden etwas hinzuzufügen im Stande sein werde (es ist vor allem möglich im Zusammenhang mit dem unter II gesagten die guten Elemente seines Stils ebenso verständlich zu machen als die schlechten) so sende ich es Ihnen heute. Ich habe mein gutes Briefpapier für die Abschrift gewählt und hoffe daß es nicht so elend zu gerichtet bei Ihnen ankommt wie wir die meisten deutschen Briefe mit den Laugen der Zensur übergossen erhalten. Weil ich einmal dabei bin Ihnen meinen herzlichen Dank zu sagen komme ich gern auf Ihr Geschenk zu meinem vorigen Geburtstag zurück um Ihnen zu erzählen daß der Guérin in blaues Saffianleder gebunden einen der schönsten Bände meiner Bibliothek ausmacht. An deren Ausgestaltung bin ich so gut es geht tätig. Es ist so gekommen, daß mein inneres Bedürfnis eine Bibliothek zu besitzen (ja auch nur die Möglichkeit es zu können) zeitlich mit den außerordentlichen Geld- und Sachschwierigkeiten sie zu erwerben zusammenfiel. Erst seit etwas mehr als zwei Jahren bin ich eifrig dabei, und es ist die trostloseste Zeit, in der die innerlich unzugänglichsten Werke, nach deren einem oder anderm ich mich allmählich um es zu besitzen umzusehen wage, Spekulations-

objekte des Pöbels geworden sind. Ich muß also auf vieles das vor wenig Jahren (als ich übrigens kein Geld es zu kaufen hatte) erschwänglich war und das mir jetzt begehrenswert ist verzichten. Vielleicht haben Sie von der Auktion Piloty in München gehört (dort ist die Erstausgabe des „Siebenten Rings“ mit über 400 M bezahlt worden – ich hatte 75 darauf geboten und Alfred [Cohn] hat sie für 45 vor mehreren Jahren gekauft.) Das einzige Buch, das ich dort erwerben konnte schickt mir eben mein Buchhändler, den Briefwechsel Goethes und Knebels. Immerhin würden Sie einiges Schöne auch jetzt bei mir finden und in absehbarer Zeit hoffe ich mit meinen hiesigen Büchern auch die Bibliothek meiner Frau die noch in Seeshaupt ist vereinigen zu können. Den größern, oder jedenfalls bessern Teil meiner Bücher aus Deutschland habe ich jetzt hier. Aber von alten Büchern ganz zu schweigen ist so vieles Wichtige was ich aus Deutschland bestelle vergriffen. Gelegentlich will ich Ihnen wenn es Sie nicht langweilt mehr hiervon, von meinen letzten Erwerbungen schreiben. Ich erzähle so gerne davon.

Von meinen Arbeiten dagegen kann ich heute und vielleicht für einige fernere Zeit nicht berichten. In meinen Mußestunden des Abends lese ich seit einiger Zeit mit meiner Frau Catull und wir wollen dabei bleiben und später zu Properz übergehen. Um von dem Fehlerhaften das in dem kanonischen Ansehen der modernen ästhetischen Begriffe, der modernen Auffassung der Inspiration, der Lyrik liegt loszukommen gibt es nichts Heilsameres als das Lesen der alten Dichter – vielleicht sogar in gewisser Hinsicht mehr noch das der Lateiner als der Griechen. Von der Bibliothek habe ich eine Ausgabe die in Paris für den Dauphin Louis XV gearbeitet und gedruckt wurde und die jedes Gedicht mit „Annotationes“ und „Interpretatio“ begleitet, wovon die zweite eine komisch plumpe Umschreibung des Gedichtinhalts in schlechtem Latein ist.

Borchardt hat wie ich höre im ersten Heft der „Dichtung“ ein Verzeichnis seiner abgeschlossenen ungedruckten Arbeiten veröffentlicht. (Ich habe es zu Gesicht bekommen.) Ein Bekannter von mir hat darüber das treffendste Wort gesagt

— es bestehen da verschiedene Abteilungen: Übersetzung, Dramatik, Lyrik, Prosa, Philosophie, Politik u.s.w. — „Es fehlt die Abteilung: Briefe“ —. — Sie schreiben von [Heinrich] Mann. Kennen Sie „Die Armen“? Er hat damit (wie sein Bruder mit den „Gedanken im Kriege“) der Zeit den Tribut dargebracht der es erheischt ihn zu ihren Dienern zu zählen. Ein Buch von beispielloser Unreife und Zerfahrenheit. Vielleicht werden Sie gemerkt haben daß meine Anfrage nach dem Platen'schen Gedicht auf dem seltsamen Irrtum beruhte, das Ghasel im „Kreis der Liebe“ sei von Platen selbst (und Sie hätten es gleichsam als überschwengliche Huldigung hinein gesetzt). Nun, da ich weiß daß das Ihrige eine Paraphrase ist, deren schönen Schluß im Gedächtnis ich es bei Platen vergebens gesucht habe tue ich noch die neue Bitte: mir *Ihr* Gedicht in einer Abschrift zu senden. — Für Ihr letztes schönes Gedicht danke ich Ihnen sehr. Meine Frau und ich grüßen Sie und Julia mit den herzlichsten Grüßen und Wünschen und ich selbst füge noch einen Dank für die Fragmente hinzu.

Ihr Walter Benjamin.

Stifter

I

Eine Täuschung über Stifter scheint mir höchst gefährlich weil sie in die Bahn falscher metaphysischer Grundüberzeugungen von dem einmündet, wessen der Mensch in seinem Verhältnis zur Welt bedarf. Es ist nicht zu bezweifeln daß Stifter ganz wundervolle Naturschilderungen gegeben hat und daß er auch von dem menschlichen Leben, wo es noch nicht als Schicksal entfaltet ruht, also von den Kindern wunderbar gesprochen hat, wie im „Bergkrystall“. Seinen ungeheuren Irrtum hat er aber selbst einmal ausgesprochen ohne ihn als solchen zu erkennen, in der Vorrede zu den „Bunten Steinen“, wo er über Größe und Kleinheit in der Welt schreibt und dieses Verhältnis als ein trügerisches und unwesentliches, ja relatives darzustellen sucht. Es geht ihm in der Tat der Sinn für die elementaren Beziehungen des Menschen zur Welt in ihrer gereinigten Rechtfertigkeit ab, mit andern Worten: der Sinn für Gerechtigkeit im höchsten

Sinne dieses Wortes. In der Verfolgung dessen, wie er das *Schicksal* seiner Menschen in seinen verschiedenen Büchern entrollt, habe ich jedesmal, im „Abdias“, im „Turmalin“, in „Brigitta“, in einer Episode aus der „Mappe meines Urgroßvaters“, die Kehrseite, die Schatten- und Nachtseite jener Beschränkung auf die kleinen Verhältnisse des Lebens gefunden: Indem er sich eben bei deren Aufzeichnung keineswegs bescheidet oder begnügen kann und nun bemüht ist jene Einfachheit auch in die großen Verhältnisse des Schicksals zu tragen, welche aber notwendigerweise eine ganz andersartige sowohl Einfachheit als Reinheit, nämlich die welche simultan ist mit der Größe oder besser mit der Gerechtigkeit haben. Und da ergibt es sich daß bei Stifter sich gleichsam eine Rebellion und Verfinsterung der Natur ereignet welche ins höchst Grauenvolle, Dämonische umschlägt und so ihren Einzug in seine Frauengestalten (Brigitta, die Frau des Obristen) hält, wo sie als eine geradezu pervers und raffiniert verborgene Dämonie das unschuldige Aussehen der Einfachheit trägt. Stifter kennt die Natur, aber was er höchst unsicher kennt und mit schwächlicher Hand zeichnet ist die Grenze zwischen Natur und Schicksal, wie es sich zum Beispiel geradezu peinlich im Schluß des „Abdias“ findet. Diese Sicherheit kann nur die höchste innere Gerechtigkeit geben, aber in Stifter war ein krampfartiger Impuls auf einem anderen Wege, der einfacher schien in Wahrheit aber untermenschlich dämonisch und gespenstisch war, die sittliche Welt und das Schicksal mit der Natur zu verbinden. In Wahrheit handelt es sich um eine heimliche Bastardierung. Dieser unheimliche Zug wird sich bei scharfem Zusehen überall da finden, wo er in einem spezifischen Sinne „interessant“ wird. — Stifter hat eine Doppelnatur, er hat zwei Gesichter. In ihm hat sich der Impuls der Reinheit von der Sehnsucht nach Gerechtigkeit zu Zeiten losgelöst, sich im Kleinen verloren um dann im Großen hypertrophisch (das ist möglich!) als ununterscheidbare Reinheit und Unreinheit gespenstisch aufzutauchen.

Es gibt keine letzte metaphysisch beständige Reinheit ohne das Ringen um den Anblick der höchsten und äußersten Ge-

setzlichkeiten und man darf nicht vergessen daß Stifter dieses Ringen nicht kannte.

II

Er kann nur auf der Grundlage des Visuellen schaffen. Das bedeutet jedoch nicht daß er nur Sichtbares wiedergibt denn als Künstler hat er Stil. Das Problem seines Stils ist nun wie er an allem die metaphysisch visuelle Sphäre erfaßt. Zunächst hängt mit dieser Grundeigentümlichkeit zusammen daß ihm jeglicher Sinn für Offenbarung fehlt, die *vernommen* werden muß, d. h. in der metaphysisch akustischen Sphäre liegt. Des fernerer erklärt sich in diesem Sinne der Grundzug seiner Schriften: die Ruhe. Ruhe ist nämlich die Abwesenheit zunächst und vor allem jeglicher akustischen Sensation.

Die Sprache wie sie bei Stifter die Personen sprechen ist ostentativ. Sie ist ein zur Schaustellen von Gefühlen und Gedanken in einem tauben Raum. Die Fähigkeit irgendwie „Erschütterung“ darzustellen deren Ausdruck der Mensch primär in der Sprache sucht fehlt ihm absolut. Auf dieser Unfähigkeit beruht das Dämonische das seinen Schriften in mehr oder weniger hohem Grade eignet und seine offenbare Höhe dort erreicht wo er auf Schleichwegen sich vorwärtstastet weil er die naheliegende Erlösung in der befreienden Äußerung nicht finden kann. Er ist seelisch stumm, das heißt es fehlt seinem Wesen derjenige Kontakt mit dem Weltwesen, der Sprache, aus dem das Sprechen hervorgeht.¹

¹ Die erste dieser Notizen ist seinem (verlorenen) Brief an Werner Kraft vom Sommer 1917 entnommen. Eine Abschrift daraus, die erhalten ist, weist nur wenige stilistische Änderungen auf.

70 *An Ernst Schoen*

[31. Juli 1918]

Lieber Herr Schoen,

ich danke Ihnen herzlich für Ihren Glückwunsch. Mein Geburtstag ist eine schöne Gelegenheit Ihnen wieder von

Büchern zu erzählen. Meine Frau beschenkte mich nämlich mit einer kleinen Bibliothek – nicht daß die Bücher in einem Schränkchen aufgestellt gewesen wären aber sie füllen eines. Vorher müssen Sie wissen daß ich nach Art eines wirklichen Büchersammlers mir – wenigstens – ein Spezialgebiet geschaffen habe. Dabei stand die Rücksicht auf das was ich schon hatte und auf das Erschwingliche an erster Stelle. Es ist ein Gebiet auf dem auch heute noch nicht allgemein gesammelt wird und auf dem also ein glücklicher Fund noch möglich ist (wie ich solchen in der Tat vor kurzem zu meiner unbeschreiblichen Freude gemacht habe.) Es sind alte Kinderbücher, Märchen und auch schöne Sagen. Der Stamm der Sammlung rührt von einem großen Raubzug her den ich noch gerade rechtzeitig in der Bibliothek meiner Mutter, meiner frühern Kinderbibliothek, gemacht habe. Diesmal habe ich also auch Märchen bekommen: die von Andersen in der relativ guten Ausgabe, die jetzt bei Kiepenheuer erschien, und Hauffs in einer Ausgabe seiner Werke aus der ich sie mir vielleicht gesondert binden lassen werde. Vor allem aber Brentanos in der seltenen Erstausgabe von 1846. Brentanos übrige Werke habe ich in der von seinem Bruder Christian herausgegebenen siebenbändigen Gesamtausgabe bekommen der einzigen bis auf die die gegenwärtig wie so viele andere bei Georg Müller ausgebrütet wird. Sie enthält bis auf die Märchen und den Godwi alles Wesentliche. Sodann erhielt ich die drei Bändchen „Bambocciaden“ von dem romantischen Literaten und Sprachforscher Bernhardi, eines der seltensten wenn auch nicht der gesuchtesten romantischen Bücher das ich schon lange zu besitzen strebte. Ich kenne es noch nicht. Von Flaubert besitze ich nachdem ich diesmal *Trois Contes* und die *Tentation* erhielt nun bis auf *Salambo*, *Carnet d'un fou* (so heißt es wohl?) und *Novembre* alle Romane. – Eine gute Ausgabe von Eckermann, den *Decamerone* in der Inselausgabe, das erotische Werk von Aretin in einer französischen Übersetzung. Ferner ein kleines *Baudelaire-Erinnerungsbuch* das Anekdoten seines Lebens und sehr viele Bilder von ihm und von seinen Bekannten enthält. In einigen Jahren werde ich wissen was einige dieser Werke mir

bedeuten, bei manchen wird es vielleicht sehr lange brauchen. Zunächst kommen sie gleichsam in den Weinkeller, werden in der Bibliothek vergraben: ich berühre sie nicht. Unter anderm auch aus dem Grunde weil ich mit dem Gedanken eines Exils vertraut bin in einer Gegend wo ich auf meine Bibliothek angewiesen wäre, die ich dann kennen lernte. Nur den Andersen lese ich der mir Lust macht das Wesen der Sentimentalität zu ergründen. Der guten Sachen sind sehr wenige im Vergleich mit dem perversesten Zeug aber das Schlechte und Gute scheint bei ihm seltsam eng zusammenzuhängen.

Ich lese nach Möglichkeit die Bücher der Berner Bibliothek, die jedenfalls für meine Interessengebiete sehr unzulänglich ist. Gegenwärtig bin ich wieder bei Studien für meine Dissertation und zwar studiere ich die Kunsttheorie Goethes. Davon läßt sich brieflich nichts mitteilen, weil es zu weitschichtig ist, aber ich finde hier die wichtigsten Dinge. Natürlich ist das terra incognita. – Zufällig begegnete ich heute in meiner Lektüre für die Dissertation dem Buche einer Frau Luise Zurlinden¹: Gedanken Platons in der deutschen Romantik. Das Grausen das einen überkommt wenn Frauen in diesen Dingen entscheidend mitreden wollen ist unbeschreiblich. Es ist die wahre Niedertracht. Übrigens ist überhaupt die Schätzung der Romantiker besonders der Brüder Schlegel und am meisten Wilhelms (der gewiß nicht so bedeutend wie Friedrich war) bezeichnend für die Schändlichkeit des literarwissenschaftlichen Prinzips. Wissenschaftlich unfruchtbar, ja unfruchtbarer als unsere Zeit waren gewiß manche; die Schamlosigkeit in der Wissenschaft ist aber modern. So gilt den heutigen Fachleuten die Übersetzung prinzipiell als eine inferiore Art der Produktivität (weil sie sich natürlich nicht wohl fühlen bis sie nicht alles nach den crudesten Maßstäben rubriziert haben) und demgemäß wagt man es bei der Leistung von Wilhelm Schlegels Übersetzungswerk von „Anempfindung“ zu reden. Diese Tonart ist gang und gebe.

Die Frage nach dem Ergehen und meiner Beziehung zu den von Ihnen genannten Menschen kann ich (mit Ausnahme

Barbizons) im Briefe nur mit einem kurzen kategorischen Satz beantworten ohne brieflich das was ich über diese Menschen sagen könnte (aber nicht mag) *auch nur andeuten* zu können: sie existieren für mich nicht, und wenn jeder es dahin auch auf seine Weise gebracht hat, so ist doch eben in dieser Beziehungslosigkeit keine Differenz mehr. – Mit Barbizon unterhalte ich einen oberflächlichen Verkehr.

Mit den wenigsten Ausnahmen gingen die Beziehungen die ich zu gleichaltrigen unterhielt ihrem Ende entgegen.

[...]

Ich danke Ihnen aufs Herzlichste für die Gedichte die Sie mir sandten. Bis ich Ihnen wieder einmal irgend etwas von mir senden kann darüber wird vielleicht lange Zeit vergehen, denn ich sehe augenblicklich nur größere Arbeiten vor mir – bitte lassen Sie mich bald von Ihnen hören und leben Sie recht wohl. Auch meine Frau grüßt Sie.

Ihr Walter Benjamin

¹ Leipzig 1910.

71 An Gerhard Scholem

Bönigen, 18. September 1918

Lieber Gerhard,

Welche „ungefähre Dauer“ soll ich Ihnen schreiben? Die der Tour? Die begrenzen Sie doch selbst auf ungefähr eine Woche und ich habe mir bisher noch kein näheres Bild von ihr gemacht. – Ich bitte Sie bestimmt, hier schon am 26. einzutreffen, weil ich die Faulhornbesteigung nicht zu lange hinausschieben will. Das Faulhornhotel in dem wir vielleicht übernachten müßten – wahrscheinlich ist es zwar nicht – bleibt nur noch unbestimmte Zeit offen, bei gutem Wetter freilich wahrscheinlich bis Ende Oktober. Ich habe aber den Plan daß wir am 27. die Schynigeplatte besteigen, wobei uns meine Frau wohl begleiten wird, dann will ich den Rest des Tages mit ihr dort oben bleiben und am 28. mit Ihnen aufs

Faulhorn (und wenn möglich auch gleich wieder hinunter) gehen.

Eine dämonologische Fakultät gibt es an der Universität¹ nicht. Wozu wäre denn sonst eine Akademie der Wissenschaften da? – In informierten Kreisen gilt als sicher daß der derzeitige Rektor zum Rector mirabilis auf Lebenszeit gewählt wird.

Dora grüßt mit mir.

Ihr Walter

¹ Die „Universität Muri“, eine Phantasiegründung von Benjamin und Scholem, in Erinnerung an die dort gemeinsam verbrachten drei Monate. Beide verfaßten eifrig satirische „Akten der Universität“, darunter ein Vorlesungsverzeichnis, Statuten der Akademie u. a. von W. B. und ein (1927 gedrucktes) „Lehrgedicht der Philosophischen Fakultät“ von Scholem. W. B. zeichnete als Rektor, Scholem als „Pedell des Religionsphilosophischen Seminars“. Titel aus dem Bibliothekskatalog und Rezensionen über die betreffenden Bücher zu erfinden, war noch Jahre hindurch eine Lieblingsbeschäftigung von W. B.

72 *An Ernst Schoen*

[8. November 1918]

Lieber Herr Schoen,

Jede Rücksicht die man im eignen Leben auf die Konvention nimmt, macht sich bis in die Ferne Vertrauten störend bemerkbar, nämlich wenn man diese Konvention nur als eine solche empfindet. So ist es mit dem Doktorexamen auf das ich mich vorbereite. In den letzten Monaten war ich von den Vorbereitungen zu meiner Dissertation in Anspruch genommen und vielleicht hat neben meinem Warten auch die beständige Arbeit ein wenig dabei mitgespielt daß Sie von mir fast so lange nichts gehört haben als ich von Ihnen. Auch in diesem Briefe wird Ihnen ein Reflex dieser Beschäftigung wahrnehmbar sein, denn ich habe nichts Wechselvolles zu berichten. Meine Lektüre ist fast ganz auf das zur Dissertation notwendige eingeschränkt gewesen. Umgang, wie Sie wissen,

haben wir hier nicht, bis auf den jungen Mann der wie ich Ihnen schrieb aus Deutschland zu mir gekommen ist, da er aber wohl an meiner, doch nicht ich in dem Maße an seiner Arbeit teilnehmen kann, weil er sich mit hebräischen Dingen befaßt, so ist hiervon in die Ferne nichts zu berichten möglich. Nur von häuslichen Wechselfällen kann ich berichten. Meine Frau liegt an der Grippe krank ist aber bereits fieberfrei. Ihren Brief hat sie erhalten und wird ihn wenn sie gesund ist beantworten; wegen ihres geschwächten Zustandes haben wir miteinander noch nicht über ihn sprechen können. Stefan geht es gut, es ist ein ganz außerordentlich artiges Kind, das nie ohne einen sichtlichen Grund weint oder schreit.

Umso freier bin ich auf alles einzugehen was Sie schreiben. Daran hat mir am meisten Nachdenken das verursacht, was Sie zu meiner Trennung von den frühern Bekannten bemerken. Je mehr ich darüber nachdachte desto mehr wollte mir scheinen, als ob Ihrem innersten Wesen ganz solche Züge eigen wären die uns damals das Verstehen nicht, aber die Verständigung unmöglich machten. Während mein Freund und ich, nicht ungeduldig, aber der Zeit nicht achtend, nicht blind aber nicht aufmerksam auf das Gesehene in der Mitte einer Krisis standen die in Erfüllung oder in Verwandlung enden mußte, warteten Sie. Sie sahen die Menschen die uns umgaben ihrer Gestalt nach und darum mußten Sie sie ablehnen. Ich glaubte zu fühlen daß Ihr Wesen eine Forderung stellte die in unsrer zeitlosen geblendeten Frage nicht erfüllt werden konnte: geduldige Entladung und Entfaltung. Ich bin gewiß daß ich jetzt nicht über diese Zeit mit Ihnen sprechen könnte wenn wir nicht damals dergestalt getrennt gewesen wären. Wie ich ja hiervon sonst nur mit meiner Frau gesprochen habe. Über die Zeit unseres Wiedersehens wage ich nichts zu vermuten.

[...]

Meine Arbeit an der Dissertation ist, wenn ich sie auch nie ohne äußere Veranlassung auf mich genommen hätte, keine verlorene Zeit. Das was ich durch sie lerne, nämlich einen Einblick in das Verhältnis einer Wahrheit zur Geschichte, wird allerdings darin am wenigsten ausgesprochen

sein, aber hoffentlich für kluge Leser bemerkbar. Die Arbeit behandelt den romantischen Begriff der Kritik (der Kunstkritik). Aus dem romantischen Begriff der Kritik ist der moderne Begriff derselben hervorgegangen; aber bei den Romantikern war „Kritik“ ein ganz esoterischer Begriff* der auf mystischen Voraussetzungen beruhte was die Erkenntnis betrifft, und der was die Kunst angeht, die besten Einsichten der gleichzeitigen und spätern Dichter, einen neuen, in vieler Beziehung *unsern* Kunstbegriff in sich schließt. Meine Gedanken hierüber stehen in einem so genauen Zusammenhang daß ich unmöglich Ihnen schriftlich einen Begriff vom Ganzen durch einige Bemerkungen geben kann, so gern ich es täte. Vom eigentlichen Text ist noch nichts niedergeschrieben aber die Vorarbeit ist ziemlich weit vorgeschritten. Demnächst werde ich meinem Ordinarius den Plan mitteilen. Bis jetzt bin ich mit meiner Arbeit durch den Umstand gefördert worden, daß die Universität wegen der Epidemie geschlossen ist; doch wird sie wohl bald eröffnet werden. Die Beschaffung der Literatur stößt überall auf Hindernisse und was man bekommt ist qualvoll langweilig. Die Hauptwerke, Diltheys: *Leben Schleiermachers* und Hayms *Romantische Schule*, habe ich noch nicht gelesen und werde Ihnen vielleicht später davon berichten können.

Am folgenden Tage, 9. November 1918

Gestern erhielt ich nachdem ich das Vorstehende geschrieben hatte die Nachricht von der Ausrufung der bayerischen Republik. Da wegen eines vierundzwanzigstündigen Generalstreiks hier in der Schweiz (als Protest gegen militärische Einberufungen zur Abwehr revolutionärer Umtriebe) heute keine Zeitungen hier erscheinen kenne ich die Entwicklung die sich inzwischen vollzogen hat nicht. Jedenfalls werden die Aufträge für die Auktion wohl hinfällig sein, da sie kaum stattfinden wird.

[. . .]

* Deren sie mehrere gehabt haben, vielleicht aber keinen so verborgenen.

Den Sommer haben wir wie Sie wissen werden sehr still am Brienzer See in der herrlichsten Landschaft verbracht. Der Teil des Sees an dem wir waren hat an dem aufsteigenden Ufer die herrlichsten Wiesen die ich jemals gefunden habe. Diese Wiesen erstrecken sich sehr weit und sind mit Baumgruppen und Hainen bewachsen in denen wir oft Pilze gesucht haben. Das wichtigste was ich im Sommer gelesen habe war die Metamorphose der Pflanzen von Goethe. Ich habe sie zusammen mit meiner Frau gelesen und sehr große Freude daran gehabt obwohl ich das Buch bei meiner mangelnden botanischen Kenntniss nicht unmittelbar fruchtbar machen kann. Ehe ich später die Farbenlehre lese hoffe ich noch einmal auf die Meteorologie zurückzukommen mit der ich mich schon früher einmal beschäftigt habe. Seitdem lese ich wie gesagt nur für meine Dissertation, welche gerade in diesen Zeitläuften abfassen zu müssen eine heilsame und mögliche Fixierung meines Geistes ist. Daneben lese ich nur noch den „Grünen Heinrich“ von Gottfried Keller. Alle Bücher dieses Mannes gehören zu den zweideutigsten und gefährlichsten Produkten der Literatur. Warum – hoffe ich Ihnen später einmal sagen zu können.

[. . .]

Meine Frau und ich grüßen Sie herzlich und bitten auch Julia herzlich von uns zu grüßen.

Ihr Walter Benjamin

73 *An Ernst Schoen*

[Bern, 29. Januar 1919]

Lieber Herr Schoen,

Aus Ihren Briefen von Dezember und Januar, vor allem aber aus dem zweiten, sehe ich daß Sie von Sorgen betrübt werden. Ich will diesen Brief damit beginnen Ihnen zu sagen wie sehr ich hoffe daß es Ihnen gelinge bald einen kurzen Weg aus allen diesen Verlegenheiten herauszufinden; daß Sie dann auf

dem Gange den Mut nicht verlieren werden dessen bin ich gewiß. Den Menschen wie Sie und ich stehen nach der Änderung der deutschen Verhältnisse wohl keine andern Wege offen als vorher. Äußerlich haben sich meine Lebensumstände verschlechtert und ich hatte in der längeren Zeit in der ich Ihnen nicht schrieb vielerlei zu bedenken und manche Aufregungen.

[...]

Einiges Schöne habe ich gelesen. Besonders nenne ich Ihnen den „Zauberer“ von Gogol, dessen Stoff (einer der größten epischen und zum Epos prädestinierten) freilich noch über der (guten) Behandlung steht. – Neulich waren wir zum „Siegfried“ von Wagner eingeladen und flugs las ich darauf Nietzsches „der Fall Wagner“ um von der Einfachheit und Weit-sichtigkeit des Gesagten ganz überrascht zu sein. Die zweite Wagnerschrift (Nietzsche contra Wagner) kenne ich noch nicht, aber diese erste hat mich begeistert, was ich, aufs Ganze blickend, nicht von allen Schriften Nietzsches die ich kenne sagen kann. Das neue Buch des Berliner Sinologen De Groot „Universismus“¹ habe ich gelesen. So wie schon der Titel, mit dem Unterfangen einer vieltausendjährigen Religion einen selbst erfundenen Titel zu geben, zeugt auch der Text von völliger Blicklosigkeit, Rückständigkeit, Unbekanntschaft mit den neuen Fragestellungen der mythologischen Wissenschaft. Da dieser Mann ein völliger Kenner ist (soweit nach dem Buch und dem wissenschaftlichen Ruf zu urteilen ist) so kann man sagen, daß das alte China diesen Mann sich völlig versklavt hat und ihn geistig unerbittlich gefesselt hält. Natürlich erfährt man bei der Lektüre *sehr viel* Wissenswertes. – Kennen Sie Dostojewskis „Doppelgänger“? Diesen habe ich jetzt zum zweiten Mal gelesen und es würde sich verlohnen einmal ausführlicher über das Buch zu reden. Jetzt lese ich – ganz Auge und Ohr – zum ersten Male den zweiten Teil des Faust.

Im April des vorigen Jahres schrieben Sie mir, wie Stifters „altes Siegel“ Sie stark bewegt habe ohne einen ganz klaren Eindruck zu hinterlassen. Ich habe es nun gelesen und empöre mich dagegen wie gegen Weniges bei Stifter. Die Zei-

len über ihn die ich Ihnen damals sandte habe ich mit Hinblick auf diese Novelle wieder gelesen und finde sie anwendbar: fast Wort für Wort. Heute will ich aber noch etwas hinzusetzen. Vor einiger Zeit führte mich eine Kritik von „Frau Warrens Gewerbe“ von Shaw dazu, aus[zu]sprechen, daß es ein Irrtum sei, eine in sich bestehende nur der Bewahrung bedürftige Reinheit irgendwo vorauszusetzen. Dieser Satz scheint mir wichtig genug ihn durch das Folgende zu ergänzen und auf Stifter anzuwenden. Die Reinheit eines Wesens ist *niemals* unbedingt oder absolut, sie ist stets einer Bedingung unterworfen. Diese Bedingung ist verschieden je nach dem Wesen um dessen Reinheit es sich handelt; *niemals* aber liegt diese Bedingung in dem Wesen selbst. Mit anderen Worten: die Reinheit jedes (endlichen) Wesens ist nicht von ihm selbst abhängig. Die beiden Wesen, denen wir vor allem Reinheit zusprechen sind die Natur und die Kinder. Für die Natur ist die außerhalb ihrer selbst liegende Bedingung ihrer Reinheit die menschliche Sprache. Da Stifter *diese Bedingtheit welche die Reinheit erst zur Reinheit macht* nicht fühlt ist die Schönheit seiner Naturschilderung zufällig oder anders gesagt: harmonisch unmöglich. Denn in der Tat ist sie außerhalb ihrer Verbindung mit den schief aufgefaßten menschlichen Schicksalen, welche die Stifterschen Werke trüben literarisch kaum möglich. Was nun das „alte Siegel“ angeht, wo die Schicksale im Vordergrund stehen und wo es sich nicht einmal um die Reinheit von Kindern sondern von erwachsenen Menschen handelt, so ist von vornherein anzunehmen, daß Stifters falsche Idee von ihr angesichts dieses Gegenstandes garnicht verborgen bleiben kann. Die Fabel hat einige Ähnlichkeit mit dem klassischen epischen Stoff von der Reinheit, dem Parsifal. Beide sind ganz unschuldig aufgewachsen und beide bewahren ein ehrfurchtsvolles Schweigen wo die Frage erlösen würde. Aber bei Stifter wird nicht einmal dieser Grundzug ganz deutlich und bei ihm wird der Held niemals von seiner Kinderreinheit *erlöst*, denn diese Reinheit ist absolut gedacht (wenn man bitter sein wollte, könnte man sagen: sie gehöre zum Charakter dieses Menschen). Der Mann wird mit ihr alt und niemals weise. Ich müßte die Geschichte

vom Toren Parsifal gut kennen um den Vergleich, der glaube ich für die Kritik dieser Geschichte das beste heuristische Prinzip ist, durchzuführen. Jedenfalls ist klar, daß in jeder Beziehung schon die Fabel (von der Minderwertigkeit der Form zu schweigen) von der falschen Grundidee wie von einer Krankheit entstellt blickt. Denn in dieser Geschichte tun die Menschen immer *zugleich* das Absurde und das Widerwärtige, das Unwahrscheinliche und das Unleidliche. (Der Diener in der Vermittlung, der junge Mann am Ende, die Frau im Lindenhaus) – Vielleicht schreiben Sie mir einmal ob Sie in der Beurteilung und in deren Grund mit mir übereinstimmen.

Anfang Januar habe ich ein größeres mich kaum interessierendes Referat über Romantische Ironie machen müssen. Jetzt bin ich wieder an meiner Dissertation. Inzwischen habe ich ein gutes Regal mit einer Rückwand bekommen und jetzt sind zu meiner Freude die Bücher die ich hier habe gut aufgestellt. Könnten Sie kommen und sie ansehen lesen und mit mir darüber sprechen!

Hoffentlich finden Sie auch noch in Berlin die Möglichkeit ruhig zu leben.

Die herzlichsten Grüße Ihr Walter Benjamin

¹ J. J. Maria de Groot. Berlin 1918.

74 *An Gerhard Scholem*

15. 3. 1919

Lieber Gerhard,

Herr [Wolf] Heinle sucht einen Mittagstisch; bitte seien Sie so freundlich, mir zu schreiben, wo und zu welchem Preise Sie den Ihrigen gehabt haben.

In Frankfurt war Herr Heinle in Behandlung bei Prof. Goldstein¹, welcher angab, Sie zu kennen und sogar (vermutlich durch Sie) auch mich dem Namen nach. Ich wollte Sie schon die letzten Male immer fragen, wie Sie Prof. Goldstein kennen. Es soll ein guter Mensch sein.

Bitte antworten Sie mir auf beides. Wann bringen Sie den Molitor? Warum Sind Sie heute nicht gekommen?

Herzliche Grüße Ihr Walter

¹ Kurt Goldstein (1878–1965) war mit Scholem in Heidelberg 1916 zusammengetroffen.

75 *An Ernst Schoen*

7. April 1919

Lieber Herr Schoen,

[...]

Vor einigen Tagen habe ich die Rohschrift meiner Dissertation abgeschlossen. Was sie sein sollte ist sie geworden: ein Hinweis auf die durchaus in der Literatur unbekannte wahre Natur der Romantik – auch nur mittelbar das weil ich an das Zentrum der Romantik, den Messianismus – ich habe nur die Kunstanschauung behandelt – ebenso wenig wie an irgend etwas anderes, das mir höchst gegenwärtig ist herangehen durfte, ohne mir die Möglichkeit der verlangten komplizierten und konventionellen wissenschaftlichen Haltung, die ich von der echten unterscheide, abzuschneiden. Nur: daß man diesen Sachverhalt von innen heraus ihr entnehmen könne möchte ich in dieser Arbeit erreicht haben.

Ich will nach dem Examen Sprachen lernen, wie Sie wissen – den europäischen Kreis im Rücken haben. Es würde mir schwer von Europa nicht in Italien Abschied zu nehmen. Von der Zukunft erwarte ich, wie es mir innerlich und äußerlich ermöglicht werde, Europa zu verlassen.¹ Beides hängt durchaus zusammen und liegt manchmal schwer auf mir: denn als Gewaltakt kann ich es nicht vollziehen; als Notwendigkeit aber sehe ich es vor mir.

Meine Frau, ich und das Kind grüßen Sie aufs herzlichste
Ihr Walter Benjamin

¹ Scholem war entschlossen, nach Palästina zu gehen; W. B. und seine Frau erwogen den Gedanken oft, vgl. den Brief vom 20. November 1919 an Hüne Caro, Nr. 83.

9. 4. 1919

Lieber Gerhard,

Stefan gedenkt Ihre Gratulation¹ um 6 Uhr abends – jedoch nicht später – entgegenzunehmen und läßt Sie durch mich freundlichst zur Abendtafel um 8 Uhr bitten. Er selbst wird an derselben teilnehmen, falls nicht dringende Schläfereien ihn fernhalten.

Herzliche Grüße von meiner Frau und mir

Ihr Walter

¹ Zum einjährigen Geburtstag von W. B.s Sohn.

[Bern, Mai 1919]

Lieber Herr Schoen,

Ihr kurzer Brief hat mir ein nahes Gefühl Ihres Lebens gegeben. Es ist traurig daß wir nicht fähiger sind, Widerwärtigkeiten und Leiden uns aneinander zu vergegenwärtigen und mitzuteilen als volles Glück. Das ist auch seltner: aber es kommt darauf an, im Glück der ganze Mensch zu sein und ihn im Glück zu sehen. Ich habe also gesehen daß Sie nicht glücklich sind, doch fühle ich mich Ihrem Kampf verwandt und nah. Ich liebe dieses Freiheitsbedürfnis von dem Sie schreiben, überall wo ich das schöne Schauspiel sehe, daß es nicht zu selbstzerstörender Handlung unter dem Schein der Befriedigung die Menschen hinreißt. Eine solche Selbstzerstörung habe ich zwei Monate lang – mir von der erschütterndsten endlich aber erkältendsten Art – mit ansehen müssen. Ich schreibe es Ihnen: bei Wolf Heinle, weil ich nicht mehr daran denken kann, Ihnen den Wunsch zu erfüllen, den Sie vor einiger Zeit aussprachen, Sie mit ihm bekannt zu machen. Die

Entscheidung die die Zeit seines Besuches bei uns für unser Verhältnis brachte, ist verneinend ausgefallen. Wie dies noch sonst zugegangen ist, kann ich Ihnen wohl einmal erzählen.

Alfred [Cohn] hat mir geschrieben. Ich habe mich über seinen Brief gefreut, weil dieser ganz unheimliche und gewaltsame Plan, Volksschullehrer zu werden, darin wenigstens suspendiert schien. Es war ein Entschluß, den ich als *ersten* in Alfreds neuem Leben nicht begrüßt hatte. Nun schreibt er ganz einfach, daß er wartet, daß er auf der Universität hört, auch bei Husserl.

Von meiner Arbeit werde ich Ihnen sobald schwerlich etwas mitteilen können, weil sie ja wegen des Examens suspendiert ist. Ich habe jetzt einfach aufs schulmäßigste zu lernen, weil das Examen, je weniger Beziehungen ich zu den hiesigen Prüfern habe, desto höhere Anforderungen an mich stellt. Könnte ich über die Dissertation mit Ihnen sprechen – ich würde mich freuen. Sie auf so große Entfernung in Ihre Hände zu legen, dazu enthält sie mich nicht ungeteilt genug. Ich habe zu ihr ein esoterisches Nachwort für die geschrieben, denen ich sie als *meine* Arbeit mitzuteilen hätte.¹ Mit diesem Nachwort will ich sie Ihnen einmal geben wenn wir wieder räumlich einander näher sind. Auch hätte ich jetzt kaum ein entbehrliches Exemplar – sende allerdings eines an meine Eltern. Jedenfalls entschieße ich mich noch nicht dazu und möchte noch warten. Hier habe ich sie eben zum Teil meinem Professor übergeben, der davon vielleicht kaum genügend merkt, um mir Unannehmlichkeiten zu ersparen. Die Komposition der Arbeit hat hohe Ansprüche ebenso z. T. die Prosa. Sonst nichts. Wenn ich wieder über meiner eignen Arbeit bin sollen Sie es an meinen Briefen merken.

Jetzt fürchte ich, merkten Sie leichter etwas anderes: Mein Sohn ist sehr krank. [. . .] Das Kind ist in der Krankheit von der zartesten Liebenswürdigkeit. Ich bitte Sie unter diesen Umständen zu entschuldigen daß Sie nur das Vorstehende und dies so abgerissen von mir hören. Sie würden mich durch einen Brief erfreuen.

Meine Frau grüßt herzlichst

Ihr Walter Benjamin

¹ Gemeint ist das Schlußkapitel der gedruckten Fassung: „Die frühromantische Kunsttheorie und Goethe“, in das W. B. vieles von dem, was ihn damals im Denken bewegte, hineingebracht hat.

78 *An Gerhard Scholem*

15. 6. 1919

Lieber Gerhard,

es ist uns am Donnerstag abend recht. Bitte kommen Sie um sieben Uhr.

Aus München erfuhr ich heute zu meiner größten Enttäuschung, daß Noeggerath wegen Hochverrats im Gefängnis sitzt.¹ Ich bitte Sie, wenn es Ihnen möglich ist, durch Ihre Bekannten in München, wenn Sie dort gegenwärtig solche haben, etwas Näheres wenn möglich zu erkunden. Herr Heinle, von dem ich es erfuhr, bleibt nicht dort. – Auch sonst bestätigt alles die finstersten Zustände. Sehen Sie sich z. B. mal die „Republik“ an, welche nicht zu übertreiben scheint.

Mit vielen Grüßen Ihr Walter

¹ Er war kurze Zeit Mitglied der Regierung Lipp.

79 *An Gerhard Scholem*

Iseltwald, 19. Juli 1919

Lieber Gerhard,

ich danke Ihnen herzlich für Ihre Glückwünsche zum Geburtstag. Es war ein sehr schöner Tag – Stefans wegen sind wir nicht mehr so sehr besorgt. Die erhöhte Temperatur dauert noch an, es kommt aber darin kaum eigentliche Krankheit zum Ausdruck. Wir haben also den fünfzehnten nach Herzenslust gefeiert und ich konnte mich über sehr viele schöne Geschenke freuen. Daß Sie mir mit dem Avé-Lallemant¹ eine besondere Freude gemacht haben, brauche ich

Ihnen kaum noch besonders zu sagen. Ich werde gewiß sehr viel von dem Buch haben. Früher sagten Sie mir gelegentlich, in der Neubearbeitung bzw. Ausgabe fehle der sprachliche Teil. Ich ersehe aber aus der Vorrede zum Ganzen, daß er – nur mit starken Veränderungen – doch noch herausgegeben werden soll.

Noch sonst habe ich an Büchern viele Freude gehabt – besonders viel Französisches hat mir Dora geschenkt. Sie werden ja alles sehen, wenn Sie kommen. Bitte: am Dienstag. Verbindung: Bahn bis Böningen (mit Umsteigen in Interlaken-Ost) von Böningen: Schiff. Ankunft hier halb 10 Uhr. Zeit bis abends 5 Uhr, wo Sie hier mit dem Dampfer abfahren und am gleichen Abend noch in Bern ankommen (10¹³). Wenn Sie von hier um 8 abends abfahren, kommen Sie zwar nicht mehr nach Bern, aber noch nach Thun. (Der 8 Uhr-Dampfer geht nur Dienstag und Sonnabend.) Übernachten können Sie bei uns diesmal leider nicht. Also kommen Sie bitte! – Warum kann ich den Lessing nicht haben? Den Agnon² werden Sie hoffentlich inzwischen von Bloch³ erhalten haben.

Dora und ich grüßen Sie herzlich Ihr Walter

Natürlich werden Sie Ihrer Mutter vom Examen⁴ nicht sprechen!

1 Die Neuausgabe seines Werkes „Das deutsche Gaunertum“. 1914.

2 S. J. Agnon: „Und das Krumme wird grade“, Berlin 1918; aus dem Hebräischen übersetzt von Max Strauß.

3 Ernst Bloch, den Scholem in Interlaken besucht hatte.

4 Von W. B.s unmittelbar bevorstehendem Doktorexamen.

80 *An Ernst Schoen*

[Iseltwald, 24. Juli 1919]

Lieber Herr Schoen,

Ihr letzter Brief hat mir eine große Freude gemacht. Hoffentlich ist Ihnen die Stimmung guter Zuversicht und mutiger Pläne erhalten geblieben und hat Sie gegen Wetter

Ernährung und andere tägliche Widernisse gefeilt. Uns bestürmen diese hier stark, vereint mit einem andauernden schwülen regenschweren Westwind. Das Kind wird, ohne daß sich sein Zustand verschlimmert, nicht gesund. Meine Frau leidet unter schwersten monatelang gehäuften Anstrengungen, auf die sie die erhoffte Erholung jetzt nun nicht findet, schwer; Blutarmut und schlimme Gewichtsabnahme. Ich selbst bin im Verlauf der letzten sechs Monate lärmkrank geworden und bedürfte zur Arbeit eines Kabinetts mit lederbezogenen Wänden und schweren Doppeltüren (eine rabiate Wunschphantasie!). Daher habe ich an wichtige Arbeiten, die ihrer Notwendigkeit und zum Teil auch ihrem Inhalt nach klar vor mir stehen, noch nicht gehen können. In den letzten Tagen habe ich mich wieder den Baudelaire-Übersetzungen zugewandt. Gern würde ich einige von ihnen einmal zur Probe in gutem Druck in einer Zeitschrift vor mir sehen, ein Wunsch den ich mir gelegentlich vielleicht erfüllen kann. Übrigens aber sind die wichtigen Arbeiten die meine Zeit nun schon des längern vergebens fordern Kritiken.

Wir beabsichtigen Stefan so bald als möglich zu meinen Schwiegereltern zu schicken um dann noch eine Zeit hier uns in reiner Stimmung zu erholen. Seit ich hier bin, lese ich nur Französisches. Mich hat ein großes Verlangen gefaßt in die gegenwärtige französische Geistesbewegung, ohne doch je das Bewußtsein des Zuschauers zu verlieren, einzutauchen. Ich lese wahllos, nur um Fühlung zu bekommen; desto dankbarer wäre ich Ihnen für Fingerzeige. Zuerst las ich die anerkanntswerte Baudelaire-Biographie von Crépét; Muster einer rein biographischen Darstellung. Sie öffnet den Blick dafür, wie völlig transzendent (noch in anderer Weise als es sonst zutrifft) dieses Werk das Leben des Mannes überragt. Dann einen maßlosen Schund von Paul et Victor Margueritte. Ferner Farrère: *Fumée d'opium*. Sie sehen, wahllos wie es mir nach äußern Umständen in die Hand fällt. Aber das ist eine Zeit lang nötig um dann Einsichten und Hinweise (um die Sie nochmals gebeten sind) desto verständiger aufzunehmen. Ich halte die „Nouvelle Revue Française“. Hier hat für mich Vieles, dessen Analogon im Deutschen mir vielleicht bis

zur Fadheit durchschaubar wäre, noch eine Dichtigkeit, ein gefärbtes Dunkel, in dessen Klärung ich weiter komme. Ich glaube, Zeitschriften haben überhaupt fast nur für den Ausländer Wert – nach welcher Praxis übrigens Goethe verfahren ist. Außerdem aber hoffe ich auch unmittelbar substanziell Wertvolles zu finden. So veröffentlicht jetzt die Revue teilweise Péguy's hinterlassenen Essay über Descartes. Endlich lese ich mit größtem Interesse aus klarem Unbeteiligtsein, was Männer wie Gide über Deutschland sagen. Ich glaube eine erfreuliche Loyalität bei diesem Kreise zu finden, sehe aber darin noch nicht klar. Hier ist für mich noch Kontakt mit irgend einer Fiber „Gegenwart“ den ich Deutschem gegenüber kaum mehr erlange. – Kennen Sie vielleicht die neuen Sachen von Jammes zufällig?

Angesichts Ihres neuen Verhältnisses habe ich sogleich eine kleine Proposition, von der es mich freuen sollte, wenn für die Beteiligten, vor allem für Sie, etwas Gutes herauskäme. Der Name von Frau Emmy Hennings, mit der wir in Bern einigen Umgang hatten¹, wird Ihnen bekannt sein. Deren dreizehnjährige Tochter Annemarie malt seit zwei oder drei Jahren. Ich halte ihre Bilder fast alle für dokumentarisch höchst interessant. Ihr Interesse ist noch im mindesten Falle das, was wir an der exakten Nacherzählung von Träumen oder der genauesten Darstellung irgend einer augenblicklichen innern Disposition eines Menschen nehmen. Das macht zwar nichts weniger als einen Kunstwert aus, berührt sich aber dafür recht genau mit der bessern Masse des Expressionismus, der auch nichts anderes, wie ich meine, ist (– und von der ich allerdings jedenfalls drei große Maler, als Künstler, ausnehme: Chagall, Klee, Kandinski –). Damit will ich sagen daß diese Bilder, deren Gegenstand meist das Zusammensein von Menschen, sei es mit Dämonen, sei es mit Engeln ist, auf ein höchst lebendiges Interesse gegenwärtig mit Sicherheit rechnen können, wenn ich eine einigermaßen zutreffende Vorstellung von der Richtung und Sensationslust des Berliner Publikums habe. Dazu kommt ferner erstens der Name der Mutter der unter den Literaten völlig bekannt ist, zweitens die Tatsache, daß Bilder des Kindes mit anderen

Kinderbildern zusammen in Zürich ausgestellt worden sind wo unter denen der Annemarie Hennings auch einige verkauft wurden. Unter günstigen Umständen könnten sie auch in Berlin mit andern Kinderbildern zusammen ausgestellt werden. Dies die exoterische, geschäftliche Seite der Sache.

Das Ernstere (wenn auch für die vorliegende Absicht vielleicht weniger Wichtige) daran ist, daß *einige* dieser Bilder in der Tat durchaus und nach strengem Maßstab wertvoll mir zu sein scheinen. In diesen kündigt sich denn auch nicht nur wie in den übrigen auch, ein neuer Inhalt, dokumentarisch, sondern eine höchst eigentümliche Sicherheit und Genauigkeit an, ja es kommt bis zu einer neuen und gerechtfertigten Technik für gewisse malerische Gegenstände (Gespenster). Schriftlich kann ich mehr nicht sagen. Ich präkonisiere damit kein kommendes Talent – im Gegenteil ist es mir problematisch, ob diese Tätigkeit die Pubertät überdauert (sie läßt schon jetzt manchmal nach). Aber was da ist, ist – vor allem auch im Vergleich mit allen andern von den zahlreichen Kinderzeichnungen, die ich kenne – interessant genug. Wir haben vierzehn Bilder von ihr gekauft, wobei wir auf einige sehr schöne, welche die Mutter nicht gab, verzichten mußten.

Vielleicht veranstaltet Herr Möller eine Ausstellung „Expressionistische Kinderbilder“? Würde das nicht sehr ziehen? – Oder aber er interessiert sich allein für die fraglichen Bilder [...]

[...] So sehr ich mir Ihre Herkunft wünsche, so fürchte ich, daß sie durch das Anerbieten des Herrn [Simon] Guttmann, wenn Sie auf dieses noch in anderer Hinsicht als etwa bei Erledigung von Postschwierigkeiten, die so wie so nicht unübersteiglich sind, rechnen, nicht erleichtert wird. – Sollte Ihre Reise dennoch möglich werden, so werden Sie schon Mittel und Wege finden, sich für einen längern Besuch bei uns Zeit zu nehmen [...]

Zum Geburtstag hat meine Frau mich neben andern mit einigen sehr schönen Büchern erfreut. Es sind hauptsächlich französische: France, Philippe, Verlaine's Oeuvres complètes, Balzac, von dem ich nun schon die ganze Vie parisienne zu meiner Freude besitze, Suarèz [sic]: ein vollständiges Exem-

plar der Zeitschrift *Remarques* die er in 12 Heften als Herausgeber und alleiniger Mitarbeiter während des Krieges drucken ließ. Ein Kelim, den ich bekam, macht das Zimmer sehr schön. Dazu ein persisches Kissen.

Für mich selbst war der Abschluß des Studiums im Doktor-Examen kein Problem. Die Rücksicht auf meine Familie forderte ihn. Bei Ihnen liegt es wohl nicht so. Aber kann man ohne Student zu sein, in Deutschland die Bibliotheken auch nur in den – Studierenden gesteckten – engen Grenzen benutzen? Ich weiß es nicht. Und schon um dieses Vorteils willen wäre, wenn er sonst nicht zu erlangen, das Abiturium in Betracht zu ziehen. Ob bloße gesellschaftliche und Broterwerbsgründe außerdem für Sie diesen Titel notwendig machen vermag ich nicht zu beurteilen. Ist nicht die heutige Gesellschaft – und also auch ihr Codex – sehr unstabil? Denken Sie übrigens irgendwie an eine Dozentur?

„Erlebnis und Dichtung“ habe ich niemals ganz gelesen. Genau nur den Hölderlin-Aufsatz, als ich noch auf der Schule war und bei Tonndorf jenen Vortrag über Hölderlin hielt, von dem ich nicht weiß, ob Sie ihn auch gehört haben. Da bin ich gar nicht geneigt, am fruchtlosen Lesen Ihnen die Schuld zu geben. Ich mußte fürs Examen sehr genau Diltheys Arbeit „Ideen zu einer beschreibenden und zergliedernden Psychologie“ lesen und fand sie gänzlich vergeblich. Das Wesentlichste von ihm werden die großen Abhandlungen über „Weltanschauung und Analyse des Menschen im 15^{ten} und 16^{ten} Jahrhundert“ sein, in die ich jedoch bisher nur flüchtig blicken konnte. Doch dürfte es sein, daß es eines so eminenten Wissens bedarf, um ihn mit der nötigen Kontrolle und Übersicht zu lesen, daß aus diesem Wissen heraus mancher Wichtigeres zu sagen fände. – Dies ist eine Vermutung auf Grund meiner minimalen Kenntnis.

[...]

Mit den herzlichsten Wünschen, auch herzlichen Dank für Ihren Glückwunsch

Ihr Walter Benjamin

¹ Emmy Hennings und Hugo Ball wohnten im Nachbarhaus.

Klosters, 15. IX. 1919

Lieber Gerhard,

durch eine gewisse Beengtheit die dem noch immer nicht weichen wollenden Mißgeschick und sehr ungewissen Zukunftsaussichten zuzuschreiben ist, bin ich nicht in der Lage, mit diesem Blatt unsern Briefwechsel eigentlich zu eröffnen¹, sondern möchte eben mit ihm Ihnen das vorschlagen. Ich selbst habe an Sie nur eine Anfrage ob Sie mir etwa über ein zahlentheoretisches Problem, das im Zenith einer kummervollen Nacht mir aufstieg, einiges Aufklärende zu sagen vermöchten.

[...]

Ich lese seit einer Woche intensiv das Buch von [Ernst] Bloch² und werde vielleicht, was daran zu loben ist, ihm (dem Manne, nicht dem Buche) zulieb öffentlich hervorheben. Leider ist durchaus nicht alles zu billigen, ja es kommt manchmal Ungeduld über mich. Er selbst hat das Buch sicher schon überholt. Ich las wieder einiges von Péguy. Hier fühle ich mich unglaublich verwandt angesprochen. Vielleicht darf ich sagen: *nichts* geschriebenes hat mich jemals so aus der Nähe aus dem Miteinander berührt. Gewiß hat mich vieles mehr erschüttert; nicht aus Erhabenheit sondern aus Verwandtschaft rührt mich dies an. Ungeheure Melancholie gemeistert.

Aus dem Sohar zitiert Bloch³: „Wisse, daß es einen doppelten Blick für alle Welten gibt. Der eine zeigt ihr Äußeres, nämlich die allgemeinen Gesetze der Welten nach ihrer äußeren Form. Der andere zeigt das innere Wesen der Welten, nämlich den Inbegriff der Menschenseelen. Demzufolge gibt es auch zwei Grade des Tuns, die Werke und die Ordnungen des Gebets; die Werke sind um die Welten zu vervollkommen in Hinsicht ihres Äußern, die Gebete aber um die eine Welt in der andern enthalten zu machen und sie zu erheben nach oben.“ Nichts las ich jemals über das Gebet, das einleuchtend gewesen wäre⁴, als dies.

Wie geht es Ihnen dort? Bitte schreiben Sie mir.

Unsere herzlichsten Grüße Ihr Walter

- 1 Scholem war Anfang September nach Deutschland zurückgekehrt.
- 2 „Geist der Utopie“. Bloch und W. B. hatten sich 1918 in Bern kennengelernt.
- 3 Am Schluß des Buches. Der Satz (bei Molitor zuerst mitgeteilt) stammt nicht aus dem Sohar, sondern einem Werk der Kabbalisten von Safed.
- 4 Bei der sonst so spärlichen Kommasetzung dieser frühen Briefe beweist diese Interpunktion, daß nicht etwa „einleuchtender“ zu emendieren ist.

82 *An Ernst Schoen*

Klosters, 19. September 1919

Lieber Herr Schoen,

es wäre sehr traurig, wenn mein letzter Brief an Sie – vom Juli – verloren gegangen wäre. Er enthielt Antworten auf Ihre mancherlei Fragen: den Besuch in der Schweiz, die Angelegenheit der Kunsthandlung, und berichtete Ihnen auch einiges von mir. Oder was ist sonst der Grund Ihres Schweigens? Ich hoffe nicht, daß irgend eine ungünstige Veränderung in Ihren Lebensumständen eingetreten ist, oder daß es Ihnen „einfach“ schlecht geht.

Jedenfalls soll nichts mich abhalten, Ihnen wieder einige Worte von mir zu sagen, selbst das nicht, daß noch immer nichts Erfreuliches zu berichten gelingen will. Es ist mit der Zeit fast wie eine Schuld an die Menschen, denen man immer nur schlechte Nachrichten von den eignen Lebensumständen gibt. Innen aber sieht es heller aus und deshalb will ich davon beginnen. Ich habe viel für mich nachgedacht und dabei Gedanken gefaßt, die so klar sind, daß ich hoffe, sie bald niederlegen zu können. Sie betreffen Politik. In vieler Beziehung – nicht allein in dieser – kommt mir dabei das Buch eines Bekannten zu statten, welcher der einzige Mensch von Bedeutung ist, den ich in der Schweiz bisher kennen lernte. Mehr

als sein Buch noch sein Umgang, da seine Gespräche so oft gegen meine Ablehnung *jeder* heutigen politischen Tendenz sich richteten, daß sie mich endlich zur Vertiefung in diese Sache nötigten, die sich wie ich hoffe gelohnt hat. Von meinen Gedanken kann ich noch nichts verlauten lassen. Das Buch heißt „Geist der Utopie“ von Ernst Bloch. Ungeheure Mängel liegen zu Tage. Dennoch verdanke ich dem Buch Wesentliches und zehnfach besser als sein Buch ist der Verfasser. Es mag Ihnen genügen, zu hören, daß dies doch das einzige Buch ist, an dem ich mich als an einer wahrhaft gleichzeitigen und zeitgenössischen Äußerung messen kann. *Denn:* der Verfasser steht allein und steht philosophisch für diese Sache ein, während fast alles, was wir, von Gleichzeitigen, heute, philosophisch Gedachtes, lesen sich anlehnt, sich vermischt und nirgends an dem Punkte seiner Verantwortung zu fassen ist, sondern höchstens auf den Ursprung des Übels hin führt, das es selbst repräsentiert.

Einige wenige gute Bücher habe ich gelesen. Ob Sie unter diesen eines, nämlich *La porte étroite* von Gide kennen, würde mich besonders interessieren. Ihr Urteil? Ich bewundere an ihm die ernste, wunderbare Bewegtheit, es enthält „Bewegung“ im höchsten Sinne, wie wenige Bücher, fast wie „der Idiot“. ¹ Sein jüdischer ² Ernst spricht mich verwandt an. Und dann erscheint dennoch das Ganze gebrochen, wie in einem trüben Mittel, im *Stofflichen* eines engen, christlich-asketischen Geschehens im Vordergrund, welches tausendfach lebendig überragt wird von der Intention des Innern, und so im Grunde unlebendig verharret. Ferner habe ich die *paradis artificiels* von Baudelaire gelesen. Es ist ein ganz schüchterner, unorientierter Versuch, den „psychologischen“ Phänomenen, die sich im Haschisch- oder Opiumrausch zeigen, das, was sie philosophisch lehren, abzuhören und diesen Versuch wird man, unabhängig von jenem Buch, wiederholen müssen. ³ Aber worin seine Schönheit und sein Wert beruht, das ist die Kindlichkeit und Reinheit des Verfassers, die aus diesem Werk deutlicher strahlt als aus den übrigen. – Sehr schön, wegen seiner menschlichen Wärme und adeligen Distanz, die sich in fünfundzwanzig Jahren gleich bleiben,

ist Goethes Briefwechsel mit dem Grafen Reinhardt, französischen Gesandten in Deutschland. Man gewahrt im Verkehr sehr ungleicher, an Bedeutung völlig ungleicher Menschen von beiden Seiten eine erstaunliche, höchst edle und unbeirr-bare Sicherheit des Tones mit dem sie von einander und zu einander reden. An das Thema: Briefwechsel, ließen sich verschiedene Digressionen anschließen. Erstens darüber, wie sehr diese unterschätzt werden, weil sie auf den völlig schiefen Begriff des Werkes und der Autorschaft bezogen werden, während sie dem Bezirk des „Zeugnisses“ angehören, dessen Beziehung auf ein Subjekt so bedeutungslos ist wie die Beziehung irgendeines pragmatisch-historischen Zeugnisses (In-schrift) auf die Person seines Urhebers. Die „Zeugnisse“ gehören zur Geschichte des *Fortlebens* eines Menschen und eben, wie in das Leben das Fortleben mit seiner eignen Geschichte hineinragt, läßt sich am Briefwechsel studieren. Für die Nachkommenden verdichtet sich der Briefwechsel eigen-tümlich (während der *einzelne* Brief mit Beziehung auf seinen Urheber an Leben einbüßen kann): die Briefe wie man sie hintereinander in den kürzesten Abständen liest, verändern sich objektiv, aus ihrem eignen Leben. Sie leben in einem andern Rhythmus als zur Zeit da die Empfänger lebten, und auch sonst verändern sie sich. — Eine zweite Reflexion, die sich aufdrängt: heute verlieren schon viele Leute den Sinn für Briefwechsel. Man gibt sinnloserweise Briefe von irgend jemandem heraus. Während Mitte des vorigen Jahrhunderts, als man sinngemäß wichtige Briefwechsel edierte, wie z. B. den genannten oder den zwischen Goethe und Knebel (den ich auch besitze), die Leute keine Anmerkungen lieferten, wodurch diese Dokumente soviel und in der Art Leben verlieren, wie ein Mensch durch einen Aderlaß. Sie werden blaß. Nun legt man diese Bücher aber nicht neu auf, bzw. gibt sie nicht neu heraus, weil sie nun einmal da sind, und so erwarten sie noch immer die Zeit, wo sie zu ihrem Recht kommen. — Die wichtigste literarische Bekanntschaft, von der ich Ihnen wohl schon schrieb und die ich noch sehr zu vertiefen haben werde, ist die durch die Nouvelle Revue Française vermittelte von Charles Péguy. Aber davon ein

andermal. Am Besten mündlich. Es wäre sehr zu wünschen, daß wir uns wiedersehen. Aber an eine Reise nach Deutschland kann ich gegenwärtig kaum denken. Wäre Ihnen im Laufe des Winters ein Besuch in Österreich, wo ich, wenn nicht meine Bücher, so doch meine Manuscripte zu haben hoffe, möglich? Wann werde ich nur wieder von Ihnen hören? Ich wäre für jede Nachricht dankbar.

[...]

Wir beide grüßen Sie herzlichst

Ihr Walter Benjamin

¹ Damals schrieb W. B. die in Schriften II S. 271–273 gedruckte Kritik, die diese Gedanken ausführt.

² W. B. benutzt das Wort hier als kategoriale Bezeichnung. Er wußte, daß Gide kein Jude war.

³ W. B. hat sich mit diesen Phänomenen noch Jahre später befaßt, als er sich zu Versuchen eines ihm bekannten Arztes, Dr. Ernst Joël, auf diesem Gebiet zur Verfügung stellte.

83 *An Hüne Caro*

[Breitenstein, etwa 20. Nov. 1919]

Lieber Hüne Caro,

Ihnen will ich auf Ihren Brief gleich ein Wort schreiben, trotzdem zur Zeit meine Korrespondenz ruht, weil ich nicht einmal meine Schreibmappe bei mir habe. Ihr Brief erreichte mich in Österreich, wo meine Tante¹ drei Stunden von Wien ein Erholungsheim besitzt, dort sind wir jetzt alle. Meine Frau freilich gegenwärtig in Wien, wo sie sich bemüht unser Gepäck zu erhalten . . .

Wir sind kaum in der Lage, unser Vorhaben für die nächste Zukunft anzugeben. Das einzig gewisse ist, daß ich meine Studien zu einer Habilitationsschrift so bald wie möglich beginne²; und jedenfalls kehre ich im Frühjahr in die Schweiz zurück, jedoch – auf wie lange? ob mit meiner Frau? und mit dem Kind? Das alles weiß ich selbst noch nicht. – Werden

Sie eigentlich nach Palästina gehen?³ Unter gewissen, gar nicht unmöglichen Voraussetzungen, bin ich dazu bereit, um nicht zu sagen entschlossen. Hier in Österreich sprechen die Juden (die anständigen, die nicht verdienen) von nichts anderem.

Was werden Sie tun, wenn Sie die Schweiz verlassen? Ist Ihre Frau Mutter auch dort, oder sind Sie allein. Ich kann mir den Zwiespalt denken, in dem Sie sind entweder in der Schweiz ein bitteres Brot zu verdienen oder in Deutschland sich die Brocken auf der Straße zusammen zu suchen. Die Frage wird vielleicht auch für uns gelten. Dem Kinde geht es gut, meiner Frau nicht. Unser Sommer hat uns durch neue Krankheit und durch einen gänzlich überraschenden Besuch meiner Eltern⁴ manche schweren Wochen gebracht; zuletzt doch einige sehr schöne in Lugano.

Hier oben bleiben wir noch ein paar Wochen, dann gehts wahrscheinlich nach Wien.

Gern würde ich wieder mit Ihnen sprechen. Aber nach Österreich werden Sie sich wohl keinesfalls wenden; einladen darf man niemanden.

Herzlichst grüße ich Sie, auch von meiner Frau

Ihr Walter Benjamin

1 In Wirklichkeit eine Tante seiner Frau Dora.

2 Herbertz hatte W. B. die Habilitation für Philosophie in Bern angeboten, die durch die Inflation sich schon 1920 als unrealisierbar erwies.

3 Caro ging in der Tat später nach Palästina.

4 In Iseltwald.

84 *An Gerhard Scholem*

Breitenstein, 23. November 1919

Lieber Gerhard,

große Freude über Ihren Brief, und mancherlei zu sagen um unsere Gedanken wieder in Kontakt zu bringen! Natürlich fühle ich wenn ich Ihnen schreibe besonders, daß es bei mir im pflanzlichen Sinne winterlich aussieht: im buchstäblichen

Sinne bin ich unentfaltet, da ich mich irgendwie verschließen muß, um unter dem Mangel an Arbeitsbedingungen und mancherlei Lebensbedingungen nicht zu leiden. Bücher erwarte ich ständig aus Wien, gegenwärtig ist alles verliehen wie mir mein Schwiegervater¹ schreibt und was ich hier für die Zwischenzeit mitgenommen hatte, ein großes Werk über die Goethesche Metamorphosenlehre, mein Baudelaireexemplar und anderes ist verloren. (Meine Übersetzungen natürlich nicht). Wer weiß wie wir uns herausfinden. Wenn die Sachen nicht noch kommen oder die Bahn nicht eine sehr große Entschädigung zahlt, ist es ein Verlust am Vermögen. Auf der Verlustliste steht auch Scheerbart: Lesabéndio. Ich teile es Ihnen mit, weil ich bei Ihnen als dem Geber² Interesse für sein Schicksal wie auch für die verdiente Auferstehung voraussehe und ich bitte Sie, jetzt schon sich nach der Möglichkeit seiner „Auferstehung im Fleische“ umsehen zu wollen. Geistig hat er bei mir seine zweite Metamorphose durchgemacht, indem ich in Lugano die Prolegomena zur zweiten Lesabéndio-Kritik geschrieben habe. Nach denen wollte ich ihn wieder lesen (weshalb ich ihn hierher mitnahm) und dann die größere Arbeit beginnen in der bewiesen werden sollte, daß der Pallas die beste aller Welten sei. Nun hat nicht nur der momentane Verlust des Buches dies Vorhaben gehindert, sondern vor allem sehe ich mich auf Grund der Unterredung mit Herbertz veranlaßt, mich sogleich nach einer Habilitationsarbeit umzusehn, worauf ich in so kurzer Zeit vordem nicht gerechnet hatte.

Zum „Billionär“³ herzliche Glückwünsche. In Wien habe ich die Bibliothek meines Schwiegervaters kennen gelernt, die in Judaicis sicher manches was Sie interessiert, enthalten dürfte, doch von ihrem einstigen *Glanze* (eine Erstausgabe des gesamten Descartes u. a.) durch Diebstahl, sorglosesten Verleihens[!] und mancher Verkäufe fast alles eingebüßt hat. Ich erhalte aus ihr zum Geschenk die Akademieausgabe von Kants Werken soweit sie jetzt vorliegt. Auch einen lateinischen Agrippa von Nettesheim, den ich aber wohl nur mit Hilfe eines deutschen werde lesen können. – Ich habe an Sie die Bitte, sogleich sich bei Ihrem Münchner Buchhändler

nach Borchardt: Swinburne-Übersetzung im Insel-Verlag erkundigen zu wollen und an meinige hiesige Adresse alsbald nach Erscheinen bzw. sofort ein Exemplar im Pappband (ca 40 M) senden zu lassen . . . Da ich Dora damit ein Geschenk machen möchte so erweisen Sie mir mit der Erledigung der Sache einen großen Dienst. In Wien bestelle ich es nicht, weil ich bei der Lässigkeit der Leute fürchte, sie verzögern die Sache, bis die 600 Exemplare, für die ich sehr große Nachfrage vermute, vergriffen sind. – „Weltenmantel und Himmelszelt“⁴ werde ich mir merken. Übrigens hatte der Titel früher schon meine Aufmerksamkeit erregt. Wieviel kostet das Buch?

Im Sommer fand sich mehrere Wochen hindurch in der Fremdenliste von Zuoz im Engadin ein „Professor“ Noeggerath mit Frau und Sohn aus Freiburg. Ich möchte sehr gern wissen, ob dies (wie ich mir nicht anders denken kann) das Genie ist welches demnach Extraordinarius oder Privatdozent in Freiburg wäre.⁵ Sie können das wohl leicht erfahren.

[...]

Ich habe im vorgehenden Sommer nicht sonderlich viel gearbeitet, aber herrliches gesehen. Mit der Post haben wir in einem Tage den Übergang von Thusis über den St. Bernhardin nach Bellinzona gemacht, und dabei an diesem einen Tage wirklich herrlich Schönes gesehen, da die Fahrt beim herrlichsten Wetter vor sich ging. Auch in Lugano war es meistens für uns schön. Dort habe ich einen Aufsatz „Schicksal und Charakter“ geschrieben, dem ich dann hier die letzte Form gegeben habe. Er enthält, was ich Ihnen über diese Dinge in Lungern sagte.⁶ Ich werde ihn, wenn sich die Möglichkeit bietet, sogleich veröffentlichen. Freilich nicht in einer Zeitschrift, sondern nur in einem Almanach oder Ähnlichem. – Mein Plan, eine Kritik von Blochs „Geist der Utopie“ zu schreiben, der vor der Ausführung, die hier erfolgen sollte, stand, ist nun auch dahin, da das Buch mit allen vorbereitenden Glossen verloren ist. Bloch selbst übrigens ist noch in Interlaken und wird höchstens auf kurze Zeit geschäftlich in Deutschland sein.

Was betrifft Ihre Seminararbeit bei Bäumker? – Brennend

würde mich alles interessieren was Sie mir über Lehmann und das, was man bei ihm treibt, etwa mitteilen. Ich wundere mich, daß er noch geistig gesund ist. Seine moralische Person darf wohl nicht allzu hoch eingeschätzt werden. Liest er wieder in seiner Wohnung? Die Frage wird nun für mich wichtig, wie hoch Ihr Vater den Druckpreis meiner Dissertation veranschlagen würde. Die Daten, die hoffentlich ausreichen gebe ich auf einem besondern Zettel, wenn nötig würde ich eine Schreibmaschinen-Seite einsenden. (Francke wird die Sache vermutlich verlegen. Doch muß ich natürlich den Druck zahlen.) Ich lege keinen Wert auf besonders große Type, im Gegenteil es kann so klein es anständig ist, gedruckt werden. Dagegen gutes Papier (kein Glacépapier). Fraktur ziehe ich, besonders bei kleinem Druck der Antiqua vor. — Ich denke Francke wird einverstanden sein, 1000–1200 Exemplare drucken zu lassen. [...]

Nun entschuldigen Sie bitte noch die Schrift. Ich habe größtenteils im Liegen geschrieben. Wenn Sie mir etwas von Bäumker⁸ erzählen, interessiert mich das sehr. Kommt bald etwas Neues von Agnon (Übersetztes) heraus?

Für heute nur noch unsere herzlichsten Grüße

Ihr Walter

1 Professor Leon Kellner, Anglist und Herausgeber der Schriften und Tagebücher Theodor Herzls.

2 Es war Scholems Hochzeitsgeschenk für W. B. gewesen.

3 Ein weiteres Buch von Scheerbart: Rakkox der Billionär.

4 Von Robert Eisler (1909), mit dem Sch. bekannt geworden war.

5 Traf nicht zu.

6 Schriften, Bd. I, S. 31–39.

7 Der Amerikanist Walter Lehmann, der damals Maya-Hymnen interpretierte.

8 Clemens Bäumker, eine große Leuchte in mittelalterlicher Philosophie, bei dem Sch. zu doktorieren plante.

Breitenstein am Semmering
5. Dezember 1919

Lieber Herr Schoen,

Unsere letzten Briefe haben sich gekreuzt; ich glaube der meine war aus Klosters an Sie gerichtet. Wir beide werden keine guten Schlüsse auf das Ergehen des andern aus dem folgenden langen Schweigen gemacht haben. Bei mir bezeichnet dieser Brief recht genau einen endlichen Augenblick der Sammlung, da ich erst seit Stunden mich in einem Zimmer, das ruhiges Denken nicht stört, befinde. Und wie steht es um Sie? und um Ihre Versorgung? Das Scheitern Ihrer Hoffnungen hat uns sehr betrübt; um Menschen unsrer Art zieht sich nun das schwangere Dunkel zusammen. Ich bin zuversichtlich daß wir es bestehen werden und von einem Alb befreit, es sich ballen zu sehen. Zu lange schon hatte ich dies – allem Schein, auch meiner eignen Lebensumstände zum Trotz – als eine Antwort der Natur (von der die heutige Gesellschaft nur ein Teil ist) auf unser Leben kommen sehen. Nun avisieren mich die Briefe meines Vaters. Vorläufig warte ich ab.

Wir haben es nicht schlecht hier, wo wir in einem Sanatorium zu Gast sind, das einer Tante meiner Frau gehört. Wir leiden keinen Mangel und haben ein warmes Zimmer, das wir heute in den Stand, in dem es gut bewohnbar ist, gesetzt haben. Auch das Kind mit einer Pflegerin ist hier und meine Frau hat Zeit und Ruhe. Aber vier Wochen sind auf andere Art vergangen, ehe wir das hier so ansehen konnten. Nach einer teilweise lebensgefährlichen Fahrt von der Schweizer Grenze nach Wien, erhielten wir den Bescheid, daß der Waggon, der unser gesamtes Gepäck, soweit es nicht in der Schweiz geblieben war, enthielt, vermißt sei. Nach vier Wochen sind wir nun dennoch in den Besitz der unversehrten Sachen gekommen; der Waggon war nach Budapest verschickt worden. – Sehr schöne, wenn auch nicht immer ungetrübte Tage haben wir in Lugano gehabt. Es war ein sehr

warmer Oktober. Von Klosters haben wir ins Tessin den Übergang über Thusis – die Via Mala – den St. Bernhardinpaß an einem Tage mit der Post gemacht und unter dem klarsten Himmel einen der herrlichsten Alpenübergänge gesehen – eine Gegend, wo noch nirgends die Eisenbahn fährt und die deshalb weniger bekannt ist. Bei Lugano liegen einige Berge mit sehr verschiedenen wunderbaren Ausblicken, von deren schönstem, dem Monte Generoso wir eine Karte an Julia gesandt haben, die Sie vielleicht gesehen haben.

Ich beginne eine ausführliche Kritik von Ernst Bloch: Geist der Utopie; dem Werk eines in der Schweiz gewonnenen Bekannten, von dem ich Ihnen wohl schrieb. Sie ist für die Veröffentlichung bestimmt. Einen Aufsatz „Schicksal und Charakter“ den ich in Lugano schrieb und zu meinen besten Arbeiten zähle, hoffe ich ebenfalls erscheinen lassen zu können¹. Prolegomena zu meiner neuen Lesabéndio-Kritik² und eine Kritik von „La porte étroite“ von Gide sind ebenfalls dort unten entstanden. Wenn ich an dies und anderes denke, wird mir doppelt lebendig, wie ich eine Begegnung mit Ihnen ersehne. Ich füge hinzu, daß Sie mir am allerwenigsten schreiben sollten, daß Ihre Freunde Ihrer nicht bedürften; in welchem Sinne ich Ihrer bedarf wird uns doch in absehbarer Zeit, wie ich hoffe, eine Begegnung bestätigen. So lange ich hier oben bin, freilich, bin ich unzugänglich. Selbst ein Gast, darf ich niemanden einladen. So bald ich eine Möglichkeit sehe, schreibe ich Ihnen. Denn meine nächste Zukunft liegt nicht klar vor mir. In Bern ist mir, ganz wider mein kühnstes Erwarten, Aussicht auf eine Habilitation eröffnet worden. Nun ist dies unannehmbar, wenn nicht eine nach Art und Gehalt angemessene Stellung für meine Frau sich findet die uns den Aufenthalt in der Schweiz ermöglicht. Ein Gesandtschaftsposten ist das Beste. Hierüber kommt Ihnen wohl kaum etwas zu Ohren? – Jedenfalls will ich, wenn nur irgend möglich mit meiner Frau, gegen Ende des Winters in die Schweiz um über meine Habilitation und Habilitationschrift deren Thema noch nicht fest steht, mit dem Professor zu sprechen. Andererseits wollen meine Eltern in absehbarer Zeit das Kind sehen, so daß wir auch einen Besuch in

Deutschland im Frühjahr ins Auge fassen. Unter solchen Umständen ist von einem Hausstand vorläufig keine Rede und Schwierigkeiten der Lebensführung sind vorauszusehen.

Das Buch von Curtius³, das Sie nennen, werde ich auch lesen. Es ist ja vorderhand das einzige was es hierüber gibt. Daß es ahnungslos ist, erweist ja schon die Zusammenstellung der im Titel genannten Autoren ebendort mit Romain Rolland. Die Nouvelle Revue Française hat eine große Anzahl wichtiger Werke, die vergriffen waren, wieder neu auflegen lassen und ich möchte mir einiges anschaffen. Von Claudel erschien neulich in der Zeitschrift ein Drama „Le père humilié“ in vier Akten, mit denen ich nicht das Geringste anfangen kann. Im übrigen kenne ich Claudel nicht. Hier kann ich mir allerlei verschaffen, da Wien eine ganz vorzügliche Leihbibliothek hat. Eben beendete ich einen außerordentlich schönen Roman von Galsworthy: der reiche Mann.

Hoffentlich bewegt mein Brief Sie, aus welchen Umständen auch immer, mir eine Nachricht von Ihnen zu geben. Meine Frau und ich grüßen Sie herzlichst. Stefan geht es gut.

Ihr Walter Benjamin

¹ Erschien in den „Argonauten“, Erste Folge, 1921.

² Lesabéndio von Paul Scheerbart (München 1913) war eines der von W. B. am höchsten geschätzten Bücher der neuesten Literatur. Die Kritik ist identisch mit dem leider verlorenen Essay über den wahren Politiker, das im Folgenden mehrfach erwähnt wird.

³ Ernst Robert Curtius, „Die literarischen Wegbereiter des Neuen Frankreich“ (1919).

86 *An Gerhard Scholem*

Breitenstein, 13. Januar 1920

Lieber Gerhard,

den *Dank* für das Geschenk wird Dora Ihnen sagen; ich möchte Ihnen nur sogleich mitteilen, welche Freude ich von der Dichtung gehabt habe. Nach der Schönheit der Erzählung

und der Sprache muß ich schließen, daß Ihre Übersetzung¹ vollkommen ist. Höchst gespannt bin ich auf das „Merkwürdige“, das Sie zu dieser Geschichte mitzuteilen versprechen², denn ich merkte wohl daß es mit einem so großen Stoff in so unscheinbarer und so vollkommener Behandlung eine besondere Bewandtnis haben muß. – Wenn Sie nun erst Doras Liebe für alle Erzählungen von ganz kleinen Wesen kennen würden – oder hat Sie Ihnen einmal die chinesische Geschichte vom kleinen Jagdhund erzählt? Ich habe zunächst an dieser Geschichte bewundert, wie es dem Dichter gelingt aus der ersten unscheinbaren Leiblichkeit des Gadiel die zweite gewaltige heraufzuführen, in der er Bestand hat, ohne ihn doch zu verwandeln. – Andere Märchen die sich zum Geburtstage eingefunden haben sind gojisch, haben uns aber sehr gefreut, da wir darin Quellen zu unserm gemeinsamen Lieblingsmärchenbuch, der Godin³, haben. Sie sind von Arndt – in einer neuen Ausgabe des Müllerschen Verlages⁴, seit ihrer ersten Auflage im vorigen Jahrhundert wohl erst die dritte. Die Ausgabe muß sehr selten sein, da ich von dem Buche nie, weder gehört noch es gesehen hatte, als ich es in die Hand bekam und kaufte. – Wir würden uns über jede Zeile Ihrer Agnon-Übersetzungen freuen: Was ist es mit dem Gedicht?⁵

Meine Arbeit ist jetzt eine ausführliche Besprechung vom „Geist der Utopie“ für eine Zeitschrift. Sie wird das viele Gute und Vorzügliche für sich sprechen lassen, die konstitutionellen Fehler und Schwächen aber in einer durchaus esoterischen Sprache diagnostizieren; das Ganze der Form nach akademisch, weil so allein man dem Buch gerecht wird. Da es dabei zu einer Auseinandersetzung über Expressionismus kommen dürfte, so las ich mit Hinblick darauf „Über das Geistige in der Kunst“ von Kandinsky. Dies Buch erfüllt mich vor seinem Autor mit höchster Achtung, wie dessen Bilder meine Bewunderung wecken. Es ist wohl das einzige Buch über den Expressionismus sonder Geschwätz; freilich nicht vom Standpunkt einer Philosophie –, sondern einer Lehre-von-der-Malerei.

Anfang März werden wir wohl in Berlin sein; nach vier

Wochen dann in die Nähe von München ziehen, wo wir bleiben, bis die Schweizer Angelegenheit geklärt ist, und je nachdem dann fortgehen oder bleiben. Die Entscheidung, wenigstens die vorläufige, hängt nicht von Geldfragen allein (wenn auch sehr wesentlich) ab, sondern auch davon, wie sich die Arbeit an meiner Habilitationsschrift gestalten wird. Von dieser besteht bislang nur die Intention auf ein Thema; nämlich irgend eine Untersuchung, welche in den großen Problemkreis Wort und Begriff (Sprache und Logos) fällt, mit dem ich mich beschäftigen werde. Vorläufig suche ich angesichts der ungeheuern Schwierigkeiten nach Literatur, die wohl nur im Bereich scholastischer Schriften oder von Schriften über die Scholastik zu suchen ist. Wobei in der erstern mindestens das Latein eine harte Nuß ist. Ich bin Ihnen für jeden bibliographischen Fingerzeig, den Sie mir auf Grund dieser Angaben machen können, *außerordentlich* dankbar. Die Wiener Bibliotheksverhältnisse sind so schlecht, daß ich erstens kaum Bücher bekommen, zweitens kaum im Katalog welche finden kann. Haben Sie schon in dieser Hinsicht nachgedacht? Wenn wir darüber uns schreiben könnten; so wäre mir das *unglaublich* viel wert. Daß unter der Zahl der Abgründe dieses Problems der Grund der Logik zu suchen ist, darüber sind Sie vielleicht eines Sinnes mit mir. — Schreiben Sie mir doch bitte, was es mit dem S. Friedländer⁶ auf sich hat. Desgleichen mit Bäumker; über diesen aufschlußreiche Mitteilungen anzukündigen, werden Sie nicht müde, aber niemals finde ich dann eine Zeile über ihn.

An einen einjährigen Aufenthalt in Österreich haben wir nie gedacht und vollends jetzt haben wir in Wien auch familiäre Mißstände vorgefunden, die dort den Aufenthalt erschweren. Allein schon wegen der unmöglichen Wiener Bibliothek kommt weder Stadt noch Land für uns in Österreich in Betracht. — In Seeshaupt haben nicht wir, sondern nur unsere Möbel eine Wohnung.

Ihrem Bruder [Reinhold] danke ich für den Preisanschlag des Druckes vielmals; falls ich darauf eingehe — was noch von mehreren Auskünften abhängt, schreibe ich ihm natürlich noch. — Herzlichen Dank für das Heft des „Juden“. Die Notiz

über Analogie und Verwandtschaft ist nunmehr dringend in Abschrift erbeten. „Schicksal und Charakter“ liegt bei. Ich muß Sie ausdrücklich bitten, es niemandem weiterzugeben oder vorzulesen. Dagegen können Sie den, leider schlechten, Abzug behalten, wenn Sie wollen.

Amtlich habe ich mitzuteilen: Die diplomatische Vertretung, sowie Vertretung bei den Friedensverhandlungen der unterworfenen Völkerschaften der Putzikullen und Abramolchen an unserm Hofe hat Herr cand. dipl. Stefan übernommen. Was von unterworfenen Völkern sonst noch bleibt, muß sich weiter durch Sie vertreten lassen.⁷

Kraft hat uns seine Verlobung mit Fräulein Erna Halle⁸ mitgeteilt.

Bitte schreiben Sie recht bald. Die herzlichsten Grüße

Ihr Walter

¹ S. J. Agnons „Geschichte von Rabbi Gadiel dem Kinde“; erschien in „Der Jude“ V (1920).

² Scholem war auf die Quelle dieser Geschichte in der kabbalistischen Literatur gestoßen, ganz unbeabsichtigt, während er sie übersetzte.

³ Amélie Godin [d. i. Linz] (1824–1904). Von ihr erschien unter anderem: „Märchen. Von einer Mutter erdacht“, 1858; „Neue Märchen“, 1869; „Märchenbuch“, 1874.

⁴ E. M. Arndt, „Märchen und Jugenderinnerungen“, München 1913.

⁵ Sch. machte damals eine Reihe solcher Übersetzungen, die im „Juden“ gedruckt sind. Die eines Agnonschen, sehr melancholischen Gedichts blieb ungedruckt.

⁶ „Schöpferische Indifferenz“, München 1918.

⁷ Bei festlichen Gelegenheiten pflegte sich Scholem als „Vertreter der unterworfenen Völkerschaften“ zu präsentieren.

⁸ Der Schwester von Toni Halle.

87 *An Ernst Schoen*

2. Februar 1920

Lieber Herr Schoen,

wir haben uns sehr über die günstige Gestaltung Ihrer Lebensbedingungen gefreut, von der Sie im letzten Brief

schreiben. Hoffentlich ist inzwischen auch die Ruhe gekommen die Ihnen für die eigne Arbeit Muße läßt. Was Sie von dieser andeuten, erfüllt mich mit Spannung. Zunächst selbstverständlich als Äußerung Ihrer Gedanken; daneben noch aus einem andern Gesichtspunkt. Mich interessiert nämlich sehr das Prinzip der großen literarisch-kritischen Arbeit: das gesamte Feld zwischen Kunst und der eigentlichen Philosophie, als welche ich nur das mindestens virtuell systematische Denken bezeichne. Es muß ja ein ganz ursprüngliches Prinzip einer literarischen Gattung geben, der so große Werke angehören wie Petrarkas Dialog über die Weltverachtung oder die Aphorismen Nietzsches oder die Werke Péguys. An diesen letzten einerseits und andererseits an dem Werden und Ringen eines jungen Menschen meiner Bekanntschaft ist mir diese Frage nun vor Augen gerückt worden. Außerdem werde ich mir eines ursprünglichen Grundes und Wertes der Kritik auch in meinen eignen Arbeiten bewußt. Die Kunstkritik, deren Grundlage mich in diesem Sinne beschäftigt, ist nur ein Ausschnitt aus dem großen Gebiete.

Hier bringe ich nicht viel zustande. Teils wegen der Umgebung von welcher ich mich, weniger äußerlich als innerlich, leider nicht ganz zu isolieren vermag; vielmehr aber, weil die Wiener Bibliothek mich gänzlich im Stich läßt. Auf sie hatte ich gerechnet als ich in begründetem Mißtrauen in die Transportverhältnisse meine wissenschaftlichen Bücher mit den andern in Bern ließ. Nun habe ich die einzige Arbeit hinter mich gebracht, die ich hier angriff, die Kritik vom „Geist der Utopie“, welche Sie, vielleicht nicht ganz ohne die Ironie welche ich in Ihren Worten suchte, weil sie mir gefällt, in Ihrem Brief erwähnen. Sollten Sie nicht gefühlt, ja gemeint haben, daß eben an der Fülle, der Mühelosigkeit in vielen seiner Darlegungen das Buch mißtrauisch macht? Meine Kritik werden Sie hoffentlich in absehbarer Zeit gedruckt finden¹: höchst ausführlich, höchst akademisch, höchst entschieden lobend, höchst esoterisch tadelnd. Ich habe sie – hoffentlich – dem Verfasser, der mich darum sehr bat, zu Dank geschrieben. Ich tat es weil mich mit ihm eine Neigung verbindet,

deren Grund ich auch in einigen zentralen Gedanken seines Buches wiederfinde, so wenig es auch ein reines Medium unserer Beziehung ist. Denn meinen eignen Überzeugungen entspricht es zwar in einigen wichtigen Darlegungen, wie gesagt, nirgends aber meiner Idee der Philosophie. Zu ihr verhält es [sich] diametral entgegengesetzt. Aber der Autor steht, mehr als er es weiß, über dem Buch. Ob es ihm gelingen wird, in diesem Sinne sich philosophisch auszusprechen, ist die entscheidende Frage für ihn. In diesem Buche ist der Gehalt vom Bedürfnis sich auszusprechen überall getrübt. Deshalb möchte ich, so sehr ich für seinen Autor einstehe, daß es sich nirgends zwischen mich und Menschen die mir nahe stehen drängt. Was ich positiv diesem Buche verdanke, werden Sie aus der Kritik ersehen, auch in welchem Sinne mein Denken sich schließlich von ihm entfernt. Dieses Referat war eine Arbeit, die drei Monate Vorbereitung erforderte. So schwer fiel es mir, die Sache völlig zu durchdringen.

In den letzten zwei Wochen habe ich eines der herrlichsten Bücher gelesen: die *Chartreuse de Parme* von Stendhal. Hoffentlich kennen Sie es oder lesen Sie es so bald wie möglich. — Haben Sie von Odillon [sic] Redon, einem französischen Maler aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gehört? Und was wissen Sie von ihm. Mir begegnete das Corpus seiner Radierungen oder Zeichnungen in Nachbildungen zu einem unerschwinglichen Preise bei einem Wiener Antiquar. Mir schienen die Sachen teilweise von ganz großer bizarrer Schönheit und besser wie fast alles von Kubin, dabei aber diesem ein wenig verwandt.

Ende dieses Monats oder Anfang des nächsten werden wir wirklich nach Berlin kommen, eine Reise bei der die Begegnung mit Ihnen, Julia, Alfred und wenigen andern der einzige Lichtpunkt ist. Wir werden nichts weiter bringen als uns selbst, von allem womit wir in den letzten Jahren uns um unsert- und unsrer Freunde willen umgaben getrennt. Wie sehr wir uns dennoch freuen, brauche ich nicht zu sagen. — Sie werden endlich der Verwahrung meiner Papiere, für die ich Ihnen schon hier von Herzen danke, überhoben sein. — Ich habe vor in Berlin, wenn Heinles Bruder mit den Manuscrip-

ten sich dort einfindet, den Text sämtlicher von Fritz Heinle hinterlassener Schriften endlich sicherzustellen.

Leben Sie herzlich wohl und schreiben Sie mir, wenn Sie Muße finden, noch an die auf dem Couvert bezeichnete Adresse. Herzlich grüßen meine Frau und ich.

Ihr Walter Benjamin

¹ Diese Arbeit ist nach vielen Wechselfällen ungedruckt geblieben und schließlich verlorengegangen.

88 *An Gerhard Scholem*

13. Februar 1920

Lieber Gerhard,

Ihre letzten beiden Briefe, dazu „Analogie und Verwandtschaft“ habe ich erhalten. Vielen Dank! Was den Ernst Bloch angeht, so gäbe ich viel darum, wenn wir einander darüber mündlich sprechen können. Solange das unmöglich ist, nur soviel: Ich bin *völlig* mit Ihrer Kritik über das Kapitel „Die Juden“ einverstanden, und habe mich, da bei dieser Stellungnahme ja das Wissen, welches mir fehlt, nicht die Hauptrolle spielt, von Anfang an zu seinen Anschauungen ebenso gestellt. Ich finde Ihren Worten hierüber nichts hinzuzufügen. In meiner Kritik habe ich meine radikale Ablehnung dieser Gedanken auf die höflichste Weise, wie ich hoffe, sichtbar – wie ich hoffe – gemacht. Aber damit ist ja die Frage nicht erledigt. Sie werden mich mit Recht nach zweierlei fragen: Erstens wie ich denn zu andern Dingen stehe, welche dieses Werk generell betreffen. Zu dem, was Sie vorzüglich „Unfaßbarkeit der Distanz“ nennen; ich glaube es ist dasselbe, was meine Frau sehr gut „Verführung zur Wahrheit“ nennt. Noch erinnere ich mich, wie Ihre erste Frage über dieses Buch in Bern war, ob es eine Erkenntnistheorie enthielte. Und das ist nun eben das Wesentliche: neben einer Auseinandersetzung mit seiner undiscutierbaren Christologie verlangt das Buch eine über seine Erkenntnistheorie. Dieselbe umfaßt in meiner Kritik

die neun Zeilen des Schlusses. Ihren Inhalt gebe ich hier nicht wieder; Sie werden sie lesen, wir werden darüber sprechen. Er ist wichtig. Die neun Zeilen des Schlusses gelten demnach einer Ablehnung des Buches in seinen Erkenntnisprämissen, einer, verhaltenen, Ablehnung en bloc. Die eigentliche Kritik umfaßt also nur ein ausführliches und nach Möglichkeit lobendes Referat über die einzelnen Gedankengänge. Die Möglichkeit des ehrlichen Lobes fehlt, wie Sie richtig vermuten, durchaus nicht immer. — Aber freilich: mein philosophisches *Denken* hat mit diesem nichts gemein. Damit lege ich Ihnen die zweite Frage in den Mund: warum kritisiere ich es, warum habe ich mir die (N B enorme, monatelang vorbereitete) Arbeit dieser Kritik gemacht? Genauer: warum habe ich der Bitte des Autors — hoffentlich doch ihm zu Dank (er kennt das Referat noch nicht) entsprochen? Um dessentwillen, was ich an ihm mehr als an seinem Werke (in dem es demnach nicht durchaus fehlt) schätze, um einer Hoffnung willen, die ich an seine Entwicklung schließe. In diesem Buch hat er etwas Schnellfertiges, Überfertiges gegeben. Aber ich finde in unsern Gesprächen, die wir in Interlaken hatten, soviel Wärme, soviel Möglichkeiten mich auszusprechen, verständlich zu machen, verstanden zu werden, daß ich das Opfer dieser Kritik meiner Hoffnung bringe.

Wenn Sie mir die erbetenen Literaturangaben durch Bäumker verschaffen, erweisen Sie mir einen sehr großen Dienst. Von Heideggers Buch wußte ich nichts.¹ Dagegen ist (ich glaube von Frey?) eine Monographie über die Sprachlogik des Duns Scotus vorgemerkt; die genauen Daten habe ich in Wien. Hier hat es seit Beendigung der Kritik mit Arbeiten, mangels aller Hilfsmittel gehapert. Kein französisches Lexikon, daher konnte ich nur zwei kleinere Baudelaire-Gedichte übersetzen. So bin ich ganz auf mich allein angewiesen und entwerfe jetzt einen Aufsatz mit dem anmutigen Titel „Es gibt keine geistigen Arbeiter“.²

[...]

Wir verlassen Breitenstein vermutlich in drei Tagen und sind bis Ende Februar in Wien bei Prof. Kellner Wien XVIII Messerschmiedgasse 28, später bei meinen Eltern. [...]

Münchener Pläne sind wieder ins Wanken geraten, weil wir von Hause die kategorische Vorschrift bekommen, bei meinen Eltern von jetzt ab zu leben, da die schlechten Vermögensverhältnisse meines Vaters ihm nicht gestatten uns ausreichend zu unterstützen um außerhalb des Hauses leben zu können. Natürlich können wir darauf unter gar keinen Umständen eingehen, aber unsere Verhältnisse gestalten sich sehr schwierig. Vielleicht wird Dora allein einige Monate in die Schweiz gehen, um dort Ersparnisse in Franken zu machen, die wir dann in Deutschland verwenden könnten. Sie würde also eine Stelle annehmen. Es wäre uns sehr erwünscht, Daten über die bayrischen Preisverhältnisse zu erhalten, vor allem, was Pension auf dem Lande durchschnittlich kostet. – Unter allen Umständen werde ich versuchen in Bern die *venia* zu erhalten, um, wenn ich dort von ihr keinen längeren Gebrauch machen kann, ihre Übertragung an eine deutsche Universität zu versuchen. Wir sehen unter solchen Umständen dem Berliner Aufenthalt nicht heiter entgegen.

Eine fernere Frage ist, wann wir Sie sehen werden, wenn wir im Frühjahr nicht nach Bayern kommen? Es wäre Dora und mir sehr schmerzlich darauf verzichten zu müssen und wir würden Sie sehr schön bitten, ob Sie im schlimmsten Falle nicht sogleich nach Schluß des Wintersemesters – also doch wohl um Ostern – auf einige Zeit nach Berlin kommen könnten?

In der letzten Zeit haben wir uns hier sehr erholt und Dora geht es, trotzdem sie nicht gut schläft, zu meiner großen Freude besser als seit langem.

Wie alt ist die Braut von Werner Kraft? Wird er Anfang März noch in Berlin sein? In der Tat, sein letzter Brief an mich war munterer. Dennoch haben wir, nur aus den abgerissenen Nachrichten informiert, doch ebensowenig wie Sie uns über ihn beruhigt fühlen können. [. . .]

Also werden Sie vielleicht bei Bäumker promovieren? Wann ungefähr? Ein Doktor bei ihm ist doch wohl recht ansehnlich. Nicht so, wie . . . Sollten Sie über „Schöpferische Indifferenz“ noch irgend etwas Abschließendes mitzuteilen haben, so enthalten Sie es mir bitte nicht vor.

Ich hoffe recht bald auf meine wichtigsten Fragen von Ihnen Antwort zu erhalten.

Herzlichste Grüße von meiner Frau und mir

Ihr Walter

¹ „Die Kategorien- und Bedeutungslehre des Duns Scotus“, 1916.

² Nicht erhalten. Gegen Kurt Hiller.

89 *An Gerhard Scholem*

Berlin, 17. April 1920

Lieber Gerhard,

Zuletzt von Ihrer ganzen Familie kommen Sie bei meinem Berliner Aufenthalt daran. Mit Ihrem Bruder Reinhold habe ich schon einige Beratungen gehabt und bei dieser Gelegenheit auch mit Ihrem Vater einige Worte gewechselt. Heute haben diese Beratungen mit einem niederschmetternden Resultat zunächst ihren Abschluß gefunden: bei großen Steigerungen der Druckkosten in der letzten Zeit und größerer Bogenzahl als ursprünglich geschätzt war, soll nämlich unter allen möglichen Reduktionen meiner und ihrerseits der Druck über 5000 M kosten. Ich werde wahrscheinlich in Bern um höhern Zuschuß oder Erlaubnis augenblicklich den Druck noch nicht machen lassen zu müssen einkommen. Hier ist die erste Woche fürchterlich verlaufen.

[...]

Ich kann Sie also, wie ich Ihnen schon ankündigte, so wenig mit Bestimmtheit auf meinen Münchner Besuch vorbereiten, als zur Reise hierher auffordern, weil ich die kommenden Tage nicht überblicken kann. Es tut mir sehr leid. Noch habe ich hier unter den unmittelbar an mich herantretenden Anforderungen nicht zur Habilitationsschrift kommen können und nichts als eine kurze, sehr aktuelle Notiz über „Leben und Gewalt“ zu stande gebracht, von der ich sagen darf, daß sie mir aus dem Herzen geschrieben ist. — Täuscht mich meine Erinnerung, oder habe ich Sie nicht irgendwann früher selbst

auf ein, mir freilich nie zu Gesicht gekommenes, Buch „Klage der Natur“¹ hingewiesen?

Max Strauss² habe ich in Wien nicht gesehen. Karl Kraus haben wir gehört, über dessen Veränderung gegen früher manches zu sagen wäre – nichts aber dagegen. Herzlichen Dank für Ihre ökonomische Auskunft über Münchens Umgebung.

Ihr Vater hat im Gespräch mit mir bündig erklärt, Sie seien ein Genie – er wisse es wohl. Aber Gott bewahre jeden Vater vor einem Genie. Wenn Sie hinzunehmen, daß er mir dann auseinandersetzen mußte, was die Juden „tachles“³ nennen, so können Sie sich denken, welche Richtung das Gespräch genommen hat. – Ihr Vater macht einen *sehr* zufriedenen Eindruck und sprach von Ihnen mit vielem Wohlwollen.

Übermorgen kommen Gutkinds. Mein Schmerz ist, daß ich hier niemanden meine Bibliothek zeigen kann – sie ist nur durch eine winzige, gemischte Gesandtschaft hier vertreten. In Wien fand ich mancherlei, so ein sehr seltnes Buch „Extrait d'un catalogue d'une petite bibliothèque romantique“ von Baudelaire's Freund Asselineau, das schon seinerzeit nur in 350 Exemplaren gedruckt wurde – mit einem sehr schönen Kupfer und dem Erstdruck eines von mir übersetzten Sonnetts. Unter den Vorbesitzern des Buches ist Charlotte Wolter! Wenn ich Ihnen ferner sage, daß ich hier, bei meinen traurigen Vermögensverhältnissen für schweres Geld schon jetzt ein „tabu“⁴ erstanden habe, so mögen Sie ermessen, was das heißt und daß ich einen Schatz zu besitzen glaube. Doch darüber werden bitte Sie und ich schweigen. Sehr spät erfuhr ich, daß Wertheim, schon seit Jahren, Bestände des [Georg] Müller'schen Verlages verkauft, wobei man gute Bücher geschenkt kriegt. Gerade heute am Morgen des Hochzeitstages konnte ich Dora noch einige heimbringen, darunter von Scheerbart „Asteroiden Novellen“ und „Das graue Tuch“. Den „Rakkóx“ konnte ich mir neulich in einem alten Heft der „Insel“ leihen.

Leben Sie herzlichst wohl, lieber Gerhard

Ihr Walter

- 1 Des Scholastikers Alanus ab Insulis.
- 2 Bruder von Ludwig Strauß und Übersetzer von Agnon.
- 3 Praktischer Endzweck. Scholems Vater pflegte über die „brotlosen Künste“ (reine Mathematik und Judaistik) seines Sohnes Klage zu führen.
- 4 So nannte W. B. diejenigen Bücher seiner Bibliothek, die er nicht auslieh.

90 *An Gerhard Scholem*

Berlin/Grünau, 26. Mai 1920

Lieber Gerhard,

Sie werden sich über den großen Hiatus, der in meiner Briefschreiberei eingetreten ist, schon allerlei zusammen gereimt haben. Und wenn Sie dabei auf die Annahme geraten sind, daß es mir elend gegangen ist wie fast nie in meinem Leben, so sind Sie nicht auf dem Holzwege. Ich bin ganz außerstande über diese Zeit – anders als gesprächsweise – irgend etwas mitzuteilen, teils weil die Dinge an sich bodenlos sind und nur in der Sphäre des Geschwätzes in die wir hineingebannt waren, ihren Schein haben, teils weil ich die Erinnerung daran vermeiden muß um überhaupt wieder aufzutauchen. Ich war tief untergetaucht. Geendet hat es mit dem vollständigen Zerwürfnis. [. . .] Daß dieses Verhältnis zwischen meinen Eltern und mir, das die stärksten Belastungsproben scheinbar längst hinter sich hatte, unter eben diesen nach Jahren in einer gewissen ruhigen Zeit zusammenbrach – das ist die eine seltsame aber irgendwie folgerichtige Seite der Sache. Von den andern schlimmeren und sinnlosen Aspekten der Sache will ich jetzt nicht reden.

Auch heute könnte ich Ihnen wohl noch nicht diese Zeilen schreiben, wenn wir nicht durch die sehr große Güte von Gutkinds eine vorläufige Unterkunft gefunden hätten. Ihre wundervolle patriarchalische Gastfreundschaft trägt dazu bei, daß auch meine Frau, die fürchterlich hergenommen ist, wieder zu sich findet. Wir fühlen uns seit diesen Wochen zum ersten-

mal wieder in menschenwürdigen Verhältnissen zu leben, sehr glücklich. Wir hatten Vorsorge getroffen, auch Stefan hier herausnehmen zu können, [doch] ist ein Zimmer (nicht bei Gutkinds) unsrer Verfügung wieder entzogen worden. Natürlich schreit das Provisorische dieser Dinge zum Himmel, und was geschehen soll, ist nicht abzusehen. Fest steht nur, daß wir *irgendwo* eine Wohnung bekommen müssen, von der aus wir uns dann für unsern Unterhalt umsehen können. Da auch Gutkinds aus Berlin weg wollen, so haben wir an eine gemeinsame Wohnstätte gedacht und sehen uns schon längere Zeit danach um. Wissen Sie *irgend etwas*? In Bayern sollen ja die behördlichen Schwierigkeiten so sehr groß sein. Nach Seeshaupt haben wir schon geschrieben.

Meine Bibliothek lagert nun ganz verpackt, an drei verschiedenen Orten, in Kisten. Noch in der letzten Zeit habe ich trotz allem einige schöne und sehr schöne Erwerbungen gemacht. Wann werden Sie, wann werde ich das sehen? Ich kann wie gesagt überhaupt keine Vermutungen über die kommende Zeit äußern ehe ich nicht eine Wohnung habe [...]

Bei [Max] Strauss haben wir neulich Agnon kennen gelernt. Zu [Robert] Eislers Bekanntschaft wünsche ich viel Glück. Mit der Lektüre seines¹ Werkes hatte ich begonnen, als ich es nebst allem übrigen fortpacken mußte. Ich bin bis zur Proserpinaabhandlung im ersten Band gekommen und finde die Analysis der Legende von der hl. Agathe freilich faszinierend. Auch sonst habe ich hie und da Bemerkungen gefunden, die mir sehr aufschlußreich waren, besonders über die astrale Bedeutung der Frucht- und Feld-Symbolik.

Meine nächsten Aufgaben hier sind die Abfassung der Notiz über den geistigen Arbeiter sowie die Herausgabe bzw. textliche Sicherung der Werke meines Freundes. Es ist mir endlich, über meine Hoffnung hinaus, gelungen, den ganzen Nachlaß zu diesem Zweck bei mir zu vereinigen und ich habe ihn mit heraus genommen. Dann, aber nur wenn ich in halbwegs menschlichen Umständen lebe, muß ich an die „Habilitationsschrift“ gehen, die diesen wenn nicht ehrenden so doch früher hoffnungsreichen Namen behalten soll, trotzdem die Aussichten auf eine Dozententätigkeit in Bern ja zunichte

geworden sind. Es könnte sich höchstens um die Erwerbung der venia aus Formgründen handeln.

Meine Schwiegereltern, der einzige wenn auch äußerlich nicht sehr starke materielle Rückhalt der uns geblieben ist, die aber zu den äußersten Opfern bereit sind, bestehen darauf, daß ich Buchhändler oder Verleger werde. Nun verweigert mir auch dazu mein Vater Kapital. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß ich nach außen hin von der Verfolgung meiner alten Arbeitsziele werde absehen müssen, nicht werde Dozent werden können und jedenfalls bis auf weiteres heimlich und nächtlich meine Studien neben irgend einer bürgerlichen Tätigkeit werde betreiben müssen. Wiederum weiß ich nicht, neben welcher. (Diesen Monat habe ich 110 M mit drei graphologischen Analysen verdient).²

Hoffentlich höre ich bald von Ihnen. Sie sollen dann auch einen froheren (weil in andere Gebiete gerichteten) Brief von mir erhalten. Hoffentlich wenigstens bin ich dann schon wieder sehr weit. Übrigens bin ich jetzt wirklich glücklich über die Ruhe und die Freundlichkeit die wir genießen. „Gewalt und Leben“ erhalten Sie, wenn meine Frau es abgeschrieben hat, was noch eine Weile dauern kann.³ Es ist ganz kurz.

Ich bemühe mich sehr eine Lektorstelle zu finden. An S. Fischer, der einen sucht, bin ich durch Bloch empfohlen aber er hat sich doch nicht an mich gewandt. Wissen Sie etwas? Ich hätte ein sehr gutes Verlagsprogramm.

Herzlichste Grüße, bitte schreiben Sie bald

Ihr Walter

PS Ernst Bloch ist augenblicklich – und wahrscheinlich nur noch wenige Tage – in Seeshaupt bei Burschell⁴.

1 „Weltenmantel und Himmelszelt.“ München 1909.

2 W. B. war ein außergewöhnlich begabter und hellstichtiger Graphologe, der seinen Freunden manchmal erstaunliche Proben seiner Fähigkeiten gab. Er gab 1922 sogar graphologischen Privatunterricht.

3 Es kam nie an.

4 Friedrich Burschell (geb. 1889).

23. Juli 1920

Lieber Gerhard,

dieser Brief soll nicht nur für die lange Zeit stehen in der ich Sie ohne Nachricht ließ, sondern am Beginn einer andern in der ich Ihnen öfters zu schreiben vorhabe. Nun habe ich freilich niemals öfter und herzlicher an Sie gedacht als in der ganzen Zeit in der ich geschwiegen habe und in der Ihre schönen Briefe, die ich alle erhielt, Sie mir sehr gegenwärtig und sehr tröstlich zukünftig hielten. So hat denn vielleicht – ohne daß ich dies irgendwie zu entscheiden wagte – Ihr Brief vom Juni, der meine Lage durch und durch erfaßt, mich mit Hebräisch zu beginnen veranlaßt. Davon will ich Ihnen bei dieser Gelegenheit eine kleine Geschichte erzählen. Erich Gutkind führte mich zu Poppelauer und Lamm¹, wo ich meinen Schulranzen und den Ranzen einer andern Reise sogleich mit einigen Werken füllte. Wie ich unwissend und nichtsdestoweniger zuversichtlich unter den Bänden krame, fällt mir Landau: Chrestomatie (Geist und Sprache der Hebräer) in die Hand, das Herr Gutkind zu seiner größten Überraschung für 25 M erstehen konnte. Er hat mir die Geschichte Ihres Exemplars erzählt und ich habe in einer Kombination mystischer und induktiver Schlußmethoden gefolgert, daß ich dieses Buch nicht eher besitzen werde, als ich einen Schüler im Hebräischen habe. Ich habe mir damals den Fürst² gekauft, die kleinen Midraschim, den Midrasch Mechiltha, die Propheten von Mendel Hirsch und das Buch über den Chassidismus von Marcus.³ Alles um zu beginnen. Und es hat gegen 350 M gekostet. In der Bibelfrage habe ich wegen fürchterlicher Preise nichts machen können. Zum Geburtstag hat mir Erich Gutkind das Buch Kusari⁴ geschenkt.

Dora hat Ihnen vielleicht schon vieles von dem genannt womit sie mich erfreut hat, vor allem mit einem wunderschönen Bilde von Klee, betitelt: Die Vorführung des Wunders. Kennen Sie Klee? Ich liebe ihn sehr und dieses ist das schönste von allen Bildern die ich von ihm sah. Ich hoffe Sie

werden es im September bei mir sehen, wenn ich nicht in einem Monat auch die Reste meiner Habe in einer Kiste (auf wie lange?) vergraben muß. Denn wir werden nur bis Ende August hier draußen bleiben, weil Gutkinds am ersten September nach Italien fahren wollen und wir leider ihr Haus für die zwei Monate ihrer Abwesenheit nicht beziehen können, weil wir eine Wohnung für den Winter kaum mehr im November bekommen könnten. Wir suchen jetzt eifrig eine. Möbliert oder unmöbliert, etwa vier Zimmer. Wissen Sie zufällig durch Bekannte etwas Passendes. Wir können auch nicht länger von Stefan getrennt bleiben, den wir nirgends so aufgehoben wissen, wie wir es wünschen, zumal meine Eltern ihn jetzt während meine Mutter eine Reise macht in ein Kinderheim geben.

[. . .]

Jetzt macht mir die Lektüre der Lewana [sic] die Trennung von Stefan noch besonders schwer. In diesem Werke ist einem wirklich einmal die Mühe abgenommen über den Gegenstand ein eignes zu schreiben. Man kann, wenn man von der Einwirkung der Religions- und Volksgemeinschaft abstrahiert, also nur von den nächsten Verhältnissen von Eltern zum Kinde durchaus nicht einsichtiger und beseelter über die Erziehung in der Kindheit reden als Jean Paul es tut. Die Deutschen wissen auch hier wieder nicht, was sie besitzen. Wie streng, nüchtern und maßvoll der phantasie reichste Geist die Kinder zu behandeln weiß. (Daß ich dabei das Wort „streng“ nicht im engeren pädagogischen Sinne meine, versteht sich von selbst.)

Ich komme dazu, Ihnen für Ihre wunderschönen Geschenke zu danken, von denen ich nicht weiß, welches mich mehr erfreut hat und vor allem erfreuen wird. Denn in der „Niobe“ konnte ich noch nicht lesen. Aber ein mythologisches Werk das von Ihnen kommt erfüllt mich mit der größten Erwartung und der Gegenstand ist bedeutend. Für die Agnonsche Geschichte scheint mir kein Lob zu hoch, deshalb will ich mich nicht im Loben versuchen. Ich freute mich als ich sie las, Agnon gesehen zu haben. Und ich danke dem Übersetzer.

[...]

Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen von Charles Péguy in Iseltwald sprach? Inzwischen ist mir bei Gutkinds ein Band „œuvres choisies“ in die Hände gefallen, der mich noch begieriger auf vollständige Arbeiten von ihm gemacht, als das Fragment in der „Nouvelle Revue“. Denn auch er enthält nur Fragmente. Es hängt nur davon ab, ob ich endlich die wesentlichen Sachen von ihm ungekürzt zu lesen bekomme, daß ich in einem Aufsatz meiner bewundernden und bestärkenden Zustimmung Ausdruck gebe. Vergebens habe ich versucht, S. Fischer und Kurt Wolff für eine von mir zu veranstaltende Übersetzung von ausgewählten Aufsätzen zu gewinnen. Die Gebühren die der französische Verlag fordert, sind zu hoch.

Vor einigen Wochen hat mich Kraft auf einige Stunden besucht. Wenn der Besuch auch für jede Aussprache zu kurz war, so gewann ich doch den Eindruck daß sein Geist sich festigt. Hoffentlich werde ich Ende des Sommersemesters bei seinem zweiten Besuch in Berlin bessere Gelegenheit haben ihn zu sprechen.

Bitte schreiben Sie mir wieder sobald Sie können.

Da Sie nun einmal die Relationen zwischen Ihrer Promotion und der Kabbala zu klären trachten⁵, so formuliere ich: ich will ein großer Kabbalist sein, wenn Sie den Doktor nicht summa cum laude machen.

Herzlichst

stets ihr

Walter Benjamin

¹ Die judaistischen Antiquariate in Berlin.

² Julius Fürst, „Hebräisches und Chaldäisches Handwörterbuch“, Leipzig 1876.

³ Verus [Pseudonym von Ahron Marcus], „Der Chassidismus“, Plessen 1901; ein sehr denkwürdiges Buch.

⁴ Ein religionsphilosophisches Werk des Jehuda ha-Levi (12. Jahrhundert), Leipzig 1869.

⁵ Scholem hatte sich auf das Studium der kabbalistischen Handschriften der Münchener Bibliothek geworfen.

[ca. 1. 12. 1920]

Lieber Gerhard,

beinah wäre es geschehen daß zu Ihrem Geburtstag nichts eingetroffen wäre als diese sehr herzlichen Glückwünsche – und die „Auswahl kleiner Schriften“ von der ich mich allzuleicht trenne. Denn alles andere führte mich sehr in Versuchung, es zurückzubehalten, sowohl das Leben Jesu¹ mit seinen schönen Übersetzungen als auch die offenbar höchst merkwürdige Religion der Vernunft.² Da ich mich aber des eisernen Regimentes entsann, das ich selbst an diesen Tagen über die unterworfenen Völker führe, so sollen aus Gerechtigkeit doch diese Geiseln, die Vornehmen unter den Kindern der Schriftgelehrten, an Sie abgehen.

Eine besondere Überraschung gedenkt Ihnen zum Geburtstage das Kuratorium der Universität Muri zu machen, in dessen Auftrag ich Ihnen mitzuteilen habe, daß zu seiner Feier das neue Gebäude der Universität eingeweiht wird, mit seinem Portal über dem das Kuratorium den Spruch hat anbringen lassen: *Lirum larum Löffelstiel/kleine Kinder fragen viel*. Die ganzen Baulichkeiten sind aus Schokolade und haben wir eine Materialprobe beigelegt.

Die Wohnung kommt langsam in Ordnung. Noch ist das große Regal nicht fertig. Und dann, denken Sie, haben wir vom Spediteur statt eine meiner Bücherkisten eine fremde, gleich bezeichnete bekommen. Unsere hat er, wie er schreibt, nun schon abgeschickt aber auch die ist noch nicht hier. Übrigens befinden sich angeblich in dieser Kiste: Sämtliche Werke von Schnorr von Frechtheitsberg³, Pontius Pilatus: Hebräisch für Landpfleger, Noeggerath: Münchner Kindllogik und sieben titanische Käs.

Dora scheint es ebenfalls nur sehr langsam besser gehen zu wollen. Auf ihr gegenwärtiges Aussehen möchte sie sich nicht festlegen lassen. (Dies zur Erklärung des fehlenden Bildes). Von Stefans Moralthologie sind die Tugenden, welche er mit den Marburgern als unendliche Schulaufgaben definiert hat noch nicht da und die Sünden alle vergriffen.

Ich selbst beginne nach einer langen schlimmen Depressionszeit sehr fleißig zu werden. Damit sehe ich mich nun vor eine schwere Entscheidung gestellt. Es zeigte sich nämlich, daß die erste Orientierung in zwei so schwierigen, mir unbekannten und einander entlegenen Gebieten wie es die Scholastik und das Hebräische sind, unmöglich in der gleichen Epoche mir gelingen konnte. Die Überlegung ergab, daß die nähere Bestimmung und Ausführung meiner Habilitationsschrift so schwierig sein wird, das irgend ein Zwischenschieben einer großen heterogenen Beschäftigung sie ins unabsehbare hinausschieben könnte. Ferner, daß dies, und zwar nur aus praktischen Gründen, unbedingt nicht sein darf. Daraus folgt, daß ich in dem Augenblick, wo mich die Philosophie ganz ausschließlich in Anspruch nehmen würde, ich zum letzten Male das Hebräische (nicht bis zur Habilitation, aber) bis zur Erledigung der Habilitationsschrift zurücktreten lassen müßte. Etwas anderes ist bei meinen Arbeitsmöglichkeiten und unter den gegenwärtigen Umständen nicht möglich. Solange es angeht werde ich es aber beim Kompromiß bewenden lassen, nur glaube ich wird es nicht lange sein. Ich habe das Buch von Heidegger über Duns Scotus gelesen. Es ist unglaublich, daß sich mit so einer Arbeit, zu deren Abfassung *nichts* als großer Fleiß und Beherrschung des scholastischen Lateins erforderlich ist und die trotz aller philosophischen Aufmachung im Grunde nur ein Stück guter Übersetzerarbeit ist, jemand habilitieren kann. Die nichtswürdige Kriecherei des Autors vor Rickert und Husserl macht die Lektüre nicht angenehm. Philosophisch ist die Sprachphilosophie von Duns Scotus in diesem Buch unbearbeitet geblieben und damit hinterläßt es keine kleine Aufgabe. Über die erkenntnistheoretische Bedeutung der Sprachphilosophie hielt in der Kantgesellschaft vor kurzem einer von den 300 neuen Kölner Privatdozenten namens [Helmuth] Plessner einen Vortrag, dessen Niveau zwar nicht hoch, dessen Inhalt aber meist sehr zutreffend war. In der Diskussion sprach niemand außer [Arthur] Liebert, der im Namen der kritischen Philosophie den Redner herunterputzte, und ich, der vielleicht unter den Hörern allein etwas zur Sache hätte sagen können, hatte

hinsichtlich Lieberts äußere Gründe, nicht zu reden. Inzwischen bin ich Mitglied der Kantgesellschaft wieder geworden und alsbald zur Selbstanzeige meiner Dissertation in den Kantstudien aufgefordert worden. In den „Argonauten“ wird nun von mir die Kritik des „Idioten“ und „Schicksal und Charakter“ erscheinen.⁴ Ich habe die Korrekturbogen bekommen. – Eine höchst beachtenswerte, wesentliche Besprechung von Blochs Buch, welche dessen Schwächen mit großer Strenge an den Tag legt, ist in letzter Zeit erschienen. Von S. Friedländer.⁵ Zu dieser werde ich mich wahrscheinlich im ersten Teil meiner „Politik“, welches die philosophische Kritik des Lesabéndio ist, äußern. Sobald ich ein mir noch notwendiges Buch aus Frankreich erhalten habe, will ich an den zweiten Teil der „Politik“ gehen, deren Titel ist „die wahre Politik“ mit den beiden Kapiteln „Abbau der Gewalt“ und „Teleologie ohne Endzweck“.

Jetzt bin ich dabei die Übersetzung der Tableaux parisiens fertigzustellen. Dabei verbessere ich auch das Frühere, sodaß ich mit gutem Zutrauen in meine Sache einen Verleger suchen kann.

Bitte schreiben Sie mir, wie es in [Moritz] Geigers Philosophie der Mathematik ist. – Ob ich bei Frl. [Käthe] Holländer nun [hebräische] Stunde nehme, weiß ich noch nicht. Die Briefe und die Schrift von Lewy⁶ erhalten Sie, sowie ich mit meinen Sachen in Ordnung bin, jetzt liegt noch so vieles herum, daß ich nicht alles gleich finde.

[...]

Leben Sie sehr herzlich wohl Ihr Walter Kraft hat mir geschrieben. Ich kann aber nicht umhin anzunehmen, daß er mit dem Plan einer Dissertation über den Divan (sicher das *schwierigste* Thema der neuern deutschen Literatur) auf dem Holzwege ist.

1 Samuel Krauss, Das Leben Jesu nach jüdischen Quellen (1902).

2 Hermann Cohens Nachlaßwerk „Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums“.

3 W. B. beklagte sich gern, daß Scholem ihm die besten Bücher seiner Bibliothek „abzuschnorren“ suche. Schnorr von Carolsfeld – der nazarische Maler. Die Titel sind Werke aus der Bibliothek der „Universität Muri“.

⁴ Das geschah in Heft 10–12 (1921). Jetzt in „Schriften“ I, 31 f. und II, 127 ff.

⁵ In Band IV des Ziels, S. 103–116.

⁶ Ernst Lewy, *Zur Sprache des alten Goethe* (1913). W. B. hatte für den Autor (1881–1965) und für seine waghalsige Schrift viel Bewunderung.

93 *An Gerhard Scholem*

29. Dezember 1920

Lieber Gerhard,

als Sie so lange schwiegen, da habe ich den Grund davon vermutet. Bevor ich noch zu einem Entschluß gekommen war, schrieb ich nur aus der quälenden Unentschiedenheit heraus an Gutkinds, von denen ich dann bald nach Ihrem Brief vom achtzehnten Ermahnungen zur Antwort erhielt. Was ich auf diese ihnen gestern erwiderte enthält, wie Sie sehen werden, die Auseinandersetzung mit Ihrem Briefe und weil ich mich nicht besser ausdrücken kann, bleibt mir nichts Besseres übrig, als was ich Gutkinds schrieb Ihnen abzuschreiben. „Als Euer Brief kam, da war das Dilemma, unter dem ich wochenlang gelitten hatte, gelöst und wurde nach dessen Lektüre noch einmal, mit dem gleichen Ergebnis, überdacht. Nein, es geht nicht anders. Ich kann mich den jüdischen Dingen nicht mit meiner letzten Intensität zuwenden, bevor ich aus meinen europäischen Lehrjahren dasjenige gezogen habe, was wenigstens irgend eine Chance ruhigerer Zukunft, Unterstützung durch die Familie und dergleichen begründen kann. Ich gestehe es ein, daß ich geistig, und schon etwa seit meinem Doktorexamen, an dem Punkte bin, daß ich mich für eine lange neue Lehrzeit vom Europäischen abwenden kann. Aber ich weiß auch, daß der zähe Entschluß, den ich so lange genährt habe, mir die ruhige freie Wahl des Augenblicks der Ausführung überläßt. Nun ist es wahr, daß, wie mir Scholem schrieb, das Alter je höher es ist, desto mehr die Ausführung erschwert und schließlich noch im günstigsten Fall zur Katastrophe macht. Wenn auch

zur reinigenden. Aber auch hier wirkt der lang und stetig gefaßte Entschluß *regulierend*. Außerdem wird es sich wohl nicht um mehr als *höchstens* zwei Jahre handeln. In dieser Zeit will ich eine Arbeit aus einem mir irgendwie vorschwebenden Komplex abgrenzen und schreiben. Diese Arbeit läßt sich – wiewohl sie mir wichtig ist – abgrenzen, beschränken. – Die Tragweite des Eintretens ins Hebräische ist *unübersehbar*. Also unmöglich, etwa zu sagen: ich lerne erst ein bis zwei Jahre Hebräisch und mache jene Arbeit erst dann. Ihr werdet die klaren Gründe meines Entschlusses anerkennen müssen. Also bitte ich Euch, nicht mit dem Lernen, aber mit dem Herzen auf mich zu warten.“ Erst jetzt im Schreiben sehe ich, wie sehr diese Sätze an Sie gerichtet sind. Ich habe Ihnen nur noch das Versprechen hinzuzufügen, wirklich nach Beendigung jener Arbeit mich durch keine Gelegenheitsarbeit, und wenn Herbertz 100 Jahre alt wird oder mit der Philosophie seine goldene Hochzeit feiert, aufhalten zu lassen.

Was jene geplante Arbeit angeht, so habe ich mich in letzter Zeit mit einer Analyse des Wahrheitsbegriffs beschäftigt, die mir einige Grundgedanken zu dieser Arbeit liefert. Als ich sie neulich Ernst Lewy (dem Sprach-mann) vortrug, war ich sehr erfreut, sie von ihm, der ja kein Metaphysiker, aber ein kluger und richtig denkender Mann ist, gebilligt zu hören. Er war nämlich vorübergehend in Berlin, wo der hiesige Ordinarius für vergleichende Sprachwissenschaft, Schulz, sich übrigens bemüht, ihm ein Extra-Ordinariat zu verschaffen. Leider ist es wegen des Geldmangels schwierig. Von seiner Person hatte ich wieder den unvergleichlichen, und jedes Mal gleich inkommensurablen Eindruck. Es ist wirklich meine größte Sorge, daß Sie ihn kennen lernen. Jetzt muß er nach Argentinien, um einen schwer erkrankten Bruder abzuholen.

Was die „kleinen Schriften“ angeht, so geben Sie sich, wie die immer neu anschwellende unersättliche Flut Ihrer Wünsche beweist, Illusionen über deren Zahl hin. Was ich etwa in den letzten Jahren an kleinen Schriften verfaßt habe (es ist fast nichts) ist, außer der Kritik der *Porte étroite*, die übrigens ein Roman, kein Drama, ist, noch nicht abgeschrieben, bis auf die „Phantasie über eine Stelle aus dem Geist der Utopie“ die

ich Ihnen vielleicht demnächst schicken werde. Was nun jene „Theaterkritiken“ angeht, so möchte ich sie lieber Notizen über Dramen nennen, von denen ich doch die über „Wie es Euch gefällt“ mit gutem Gewissen dem Verständnis empfehlen kann. Den darin ausgesprochenen Anschauungen über Shakespeare gehe ich weiter nach. – Können Sie mir einmal andeuten, warum die Schrift „das Leben Jesu nach jüdischen Quellen“ zu so unerhörten Konsequenzen führt? Den Gundolfischen George konnte ich mir noch nicht ansehen und warte auf eine Gelegenheit, die wohl bald kommen wird.

[...]

[Richard] Weissbach in Heidelberg will meine Übersetzung der „Tableaux parisiens“ herausgeben (als Buch) „wenn ich ihm erfüllbare Forderungen stelle“. Auch der Drei-Masken-Verlag in München hat das Manuscript eingefordert. Weissbach wird wohl so gut wie nichts zahlen, auch die Sache nur [in] 250 Exemplare[n] als törichten Büttenschwindel herausbringen. Ich werde sehen was sich ergibt. Die Gelegenheit zum Druck muß ich aus äußeren Gründen, auch meiner Familie wegen, unbedingt ausnutzen.

Der „wahre Politiker“ ist abgeschrieben. Hoffentlich kommt er bald zum Druck. Nach Neujahr will ich die beiden folgenden Arbeiten, welche mit ihm zusammen die „Politik“ ausmachen sollen, schreiben. – Hier ist irgendwo das Buch von Jeremias „Handbuch der altorientalischen Geisteskultur“ für 15 M antiquarisch zu haben. Lohnt die Anschaffung? Bitte sagen Sie mir das.

Gutkinds Adresse ist Meran Obermais Langegasse Mayaburg bei Frau Promberger Italien.

Dora geht vorläufig nicht ins Büro und erholt sich allmählich. Sicher nicht zum wenigsten durch die freiere Aussicht.

Die Buntscheckigkeit dieser Mitteilung entschuldigen Sie bitte. Ich werde Ihnen mehr schreiben können, wenn ich Ihnen weniger mitzuteilen haben werde. – Nun will ich nur noch sagen, daß mein Bruder mir die Briefe geschenkt hat die Rosa Luxemburg aus dem Gefängnis während des Krieges geschrieben hat und daß ich von deren unglaublicher Schön-

heit und Bedeutung betroffen war. Kraus hat eine bedeutende Polemik an die unverschämte Befehdung des Geistes dieser Briefe durch eine „Deutsche Frau“ angeschlossen. In der gleichen (letzten) Nummer der Fackel hat er eine Nationalhymne für Österreich veröffentlicht, die ihn mir, ebenso wie „Brot und Lüge“ ganz auf dem Wege zum *großen* Politiker zeigt. Es ist als wäre die dämonische tiefere Hälfte seines Wesens abgestorben, versteinert und als hätte diese Brust und das sprechende Haupt nun das unverrückbare marmorne Postament, von dem herab es spricht.

Wir grüßen Sie beide von Herzen und hoffen, daß wir uns häufiger als bisher schreiben werden.

Ihr Walter

PS Ein Namensvetter Ihrer Wirtsleute hat in der Fuldaschen Molière-Ausgabe eine scheußliche Übersetzung des Amphitryon verfaßt, die wir neulich auf der Bühne gesehen haben. Ich glaube in München wird man noch immer bisweilen mit einigem Genuß ins Theater gehen können, was hier kaum mehr möglich ist.

94 *An Gerhard Scholem*

[Januar 1921]

Lieber Gerhard,

aus einer Besorgnis schreibe ich Ihnen heute: daß sich jene Notwendigkeit, von der wir zuletzt mit einander redeten, nicht zwischen uns dränge, sondern eine Zeit, die für uns beide wie wohl nicht ganz im gleichen Sinne eine schwere Wartezeit ist, in gegenseitiger Nähe verbringen mögen. Ich weiß daß sich hier nichts forcieren läßt und daß Sie wie ich hoffe gegen Ihren Willen mir von vielem schweigen müssen, wahrscheinlich vom Wesentlichsten, was wir mit einander zu bereden hätten. Sie sollen wissen, daß ich weit entfernt bin das Unmögliche irgendwie zu erwarten. Umso mehr glaube

ich sollten wir das lebendig erhalten was uns doch, so wahr Sie meinen Entschluß in seiner Notwendigkeit verstehen und mir glauben, bleibt. Schwer ist es mir oft, weil sich mit dem Opfer doch natürlich keineswegs sogleich das einstellt um dessentwillen ich es gebracht habe, und ich muß meiner neuen Arbeit gegenüber mich gewissermaßen geduldig auf die Lauer legen. Gewisse Grundgedanken sind freilich fixiert, aber da es mit jedem Gedanken, der in ihren Kreis gehört, in die Tiefe geht, ist anfänglich nicht alles zu übersehen und ich bin auch nach meinen bisherigen Studien vorsichtig geworden und bedenklich, ob es richtig ist die Verfolgung der scholastischen Analogien als Leitfaden zu benutzen und nicht vielleicht ein Umweg, da die Schrift von Heidegger doch vielleicht das Wesentlichste scholastischen Denkens für mein Problem – übrigens in ganz undurchleuchteter Weise – wiedergibt, und sich auch das echte Problem im Anschluß an sie schon irgendwie andeuten läßt. So daß ich mich vielleicht zunächst eher bei den Sprachphilosophen umsehen werde. Zur Zeit habe ich die „Sprachlehre“ von A. F. Bernhardt¹ vor, die aber monströs unklar geschrieben und gedacht und nur hie und da ertragreicher zu sein scheint. – Auch befindet sich alles noch im vorbereitendsten Stadium, solange ich meine Arbeit über Politik, dabei einen von Lederer bestellten Aufsatz nicht abgefaßt habe, für die ich immer noch auf nötige Literatur warte. Doch werde ich wohl in den nächsten Tagen Sorel „Reflexions sur la violence“ erwarten können. Nun habe ich gerade jetzt die Bekanntschaft mit einem Buche gemacht, das soweit ich nach der Vorlesung die der Verfasser an zwei Abenden abhielt, denen ich beiwohnte, urteilen kann, die bedeutendste Schrift über Politik aus dieser Zeit mir zu sein scheint. Gestern abend, als[o] am zweiten der Vorlesung, sagte Hüne Caro mir, daß er Ihnen über das Buch geschrieben habe, Erich Unger: Politik und Metaphysik.² Der Verfasser ist aus dem selben Kreise der Neo-pathetiker, dem auch David Baumgardt (den ich hier einmal sprach) angehört hat und den ich von seiner verrufensten und wirklich verderblichen Seite zur Zeit der Jugendbewegung in einer für Dora und mich höchst eingreifenden Weise in der Gestalt des Herrn

Simon Guttman³ kennen lernte. Ein Herr [Karl] Türkischer, dem Sie vermutlich einmal Bescheid gesagt haben, hält sich auch dort auf. Sie haben recht wenn Sie – selbstverständlich – den zionistischen Tendenzen dieser Leute⁴ mit völliger Teilnahmslosigkeit gegenüber stehen. Ich darf das voraussetzen ohne es zu wissen. Das Hebräisch dieser Menschen kommt aus der Quelle eines Herrn Goldberg⁵, – von dem ich zwar wenig weiß, durch dessen unreinliche Aura ich mich aber so oft ich ihn sehen mußte aufs entschiedenste, bis zur Unmöglichkeit ihm die Hand zu geben, abgestoßen fühlte. Dagegen sind Unger und Baumgardt wie mir scheint von gänzlich andrer Art – und ich glaube es aus meinem höchst lebhaften Interesse an Ungers Gedanken, die sich z. B. was das psycho-physische Problem angeht mit den meinigen überraschend berühren, verantworten zu können, Sie, trotzdem ich das Gesagte weiß, auf das Buch hinzuweisen. Ich habe bei diesen Vorlesungen S. Friedländer kennen gelernt. Er wirkte auf mich irgendwie bezwingend, durch einen Ausdruck unendlicher Vornehmheit und gleich unendlichen Leidens. Von seinen eigenen Sachen spricht er mit echter Bescheidenheit.

Der Stifter ist gekommen und hat Dora die unglaublichste Freude gemacht. Sie besitzt nämlich die „Erzählungen“ schon in der gleichen Ausgabe und wir haben nun mit einem Schlage einen sehr schönen fast vollständigen Stifter. Auch sonst war der Geburtstag sehr schön und infolge einer weisen Familienpolitik ungestört

[...]

Die Frau von Ernst Bloch, einer der Menschen, die wir am liebsten gehabt haben, ist in München gestorben. Sie haben sie in Interlaken ja auch wohl gesehen. Wir haben ihn nun zu uns eingeladen, aber noch keine Antwort ob er kommt. Seine Frau war seit vielen Jahren sehr leidend.

Schrieb ich Ihnen schon, daß ich mit Weissbach über meine Baudelaire-Übersetzungen verhandle. Er will die Tableaux parisiens nehmen, und dies wird mir schließlich trotz allem lieber sein, als eine Abstempelung durch den jüdischen Verlag. –

Jetzt, da der Brief nach wochenlanger Quarantaine ab-

gehen soll, will ich noch Weniges hinzufügen. Ich habe sehr viel zu arbeiten, da ich jetzt für Lederer einen Aufsatz „Kritik der Gewalt“, der in den „Weißen Blättern“ erscheinen soll, abfasse.⁶ Augenblicklich bin ich endlich bei der Reinschrift angelangt. In jedem Falle, auch wenn er nicht erscheint, werden Sie ihn zu lesen bekommen. Bei dieser Sache habe ich mich mit der „Ethik des reinen Willens“ ein klein wenig befassen müssen. Was ich aber da gelesen habe, hat mich recht betrübt. Offenbar ist bei Cohen die Ahnung des Wahren so stark gewesen, daß es der unglaublichsten Sprünge bedurft hat, um ihr geradezu den Rücken zuzuwenden.

[...]

Seit gestern ist die ganze Bibliothek aufgestellt, da die letzten Regale gestern erst vom Tischler kamen. Es sieht sehr schön aus und nun erwarten nicht nur wir sondern auch unsere Bücher Sie.

Seien Sie nicht böse wenn ich heute mehr nicht hinzufüge. Ich erwarte einen Brief von Ihnen mit Ungeduld

Ihr Walter

PS Krafts Brief an Kraus habe ich im Moment nicht zur Hand. Finde ich ihn noch so lege ich ihn noch bei.

PS II Nun, wohl drei Wochen nachdem ich diesen Brief begonnen habe, will ich ihn absenden und nur noch für Ihren Brief danken, den ich gestern bekam. Daß Sie für den Stifter nicht früher unsern Dank bekommen haben, bitte ich Sie sehr zu entschuldigen. Er ist übrigens ganz zur rechten Zeit gekommen und durfte als einzige Gabe unterworfenen Völkerschaften auf dem Geburtstagstisch prangen. – Was die Friedländersche Rezension vom „Geist der Utopie“ betrifft, so will ich versuchen, sie Ihnen bald zu senden. Daß Sie sich die Ungersche Schrift bestellt haben ist insofern schade, als Sie sie durch mich, da der Verfasser sie mir geschenkt hat, hätten bekommen können. – Mit meiner Arbeit „Zur Kritik der Gewalt“ bin ich nun fertig und hoffe daß Lederer sie in den Weißen Blättern bringen wird. Es gibt was Gewalt angeht, noch Fragen die nicht in ihr berührt sind, aber ich hoffe doch, daß

sie Wesentliches sagt. Erschienen ist freilich bisher sowohl von den nicht-angenommenen wie von den angenommenen Sachen noch nichts, aber ich gebe die Hoffnung für beide nicht auf; wiewohl ich besonders betrübt war, daß meine Rezension vom „Geist der Utopie“ garnicht unterzubringen war. Denn wenn ich auch wichtige Klarstellungen für mich dieser Arbeit verdanke, so war sie doch eigentlich ganz für die Veröffentlichung berechnet. Auch war schon ihr Abdruck in einer Sonderpublikation des „Logos“ geplant, bis sich ergab, daß kein Geld für solche zur Verfügung stände. Auch der „wahre Politiker“ ist noch garnicht angenommen, da Lederer ihn wenigstens zunächst nicht bringen will und ich mich jetzt natürlich an Bloch nicht wende. Wir haben noch immer seit der Todesnachricht noch keine Zeile von ihm gehabt. — Mit Weissbach hoffe ich bald einen Vertrag zu unterzeichnen. [...] Natürlich sind die „Tableaux parisiens“ fertig und zwar habe ich alle bis auf ein frühes Gedicht (*À une mendiante rousse*) übersetzt.

Wir entnehmen mit Betrübniß aus den häufigen Krankheitsberichten, daß Ihnen das Klima von München, das ja wirklich schlecht ist, nicht bekommt und daß Ihre Gesundheit nicht so kräftig ist wie wir es Ihnen wünschen. Darum tut es uns doppelt leid, wenn es Ihnen in München an angemessenem Umgang fehlt. Warum ist denn Agnon ausgewiesen? Nur wegen mangelnder Papiere (angeblich)? — Was nun Ihre würdigen Zerstreuungen angeht, so bin ich neugierig, was Sie mir Schlechtes von [Rudolf] Kassners Vortrag berichten werden. Wissen Sie, daß er über Physiognomik auch ein Buch (*Zahl und Gesicht*) geschrieben hat. Ich werde gelegentlich hineinsehen. Neulich las ich einen Essay über Baudelaire, der genau so unmäßig verlogen ist, wie alles was ich von ihm kenne. Ich habe ihn auf die Formel gebracht: Für eine Halbwahrheit verkauft er die ganze. Sie trifft auf *jeden Satz* von ihm zu.

In welchem Zusammenhang habe ich Ihnen nur von Mathematik und Sprache geschrieben? Es ist mir entfallen und so weiß ich denn nicht eigentlich, worauf die entsprechenden Stellen in Ihrem Brief sich beziehen. Für den Hin-

weis auf das Buch von Areopagita⁷ danke ich Ihnen sehr. Sind Sie noch bei [Moritz] Geiger?

Ich hoffe, daß Sie mir recht bald wieder schreiben und grüße Sie herzlichst.

¹ August Ferdinand Bernhardis, Berlin 1801–1803, erschienene romantische Sprachphilosophie.

² Berlin 1921 („Die Theorie, Versuche zu philosophischer Politik“, 1. Veröffentlichung) – eine jetzt fast unauffindbare Schrift.

³ Er hatte die Spaltung des „Sprechsaals“ Anfang 1914 herbeigeführt.

⁴ Unger und Goldberg lehnten den „empirischen“ Zionismus im Namen eines „apriorischen“ oder metaphysischen ab.

⁵ Oskar Goldberg (1885–1952), Autor der „Wirklichkeit der Hebräer“ (1925), eines Werkes, das (größtenteils unterirdisch, so z. B. bei Thomas Mann) eine bedeutende Wirkung hatte.

⁶ Erschien im „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ XLVII (1921); jetzt „Schriften“ I, 31 ff.

⁷ „Über die Göttlichen Namen“ des Dionysius Areopagita.

95 *An Gerhard Scholem*

14. Februar 1921

Lieber Gerhard,

ich habe Ihren Brief nur deshalb nicht so bald beantwortet, weil ich mich im Gedanken an ihn während unruhiger Tage ausgeruht und beruhigt habe. Ich bleibe bei dem Vertrauen daß wir drei unsere gemeinsame Sache einmal gegenwärtig haben werden und ich könnte Dora und mich keinem Dritten in dieser Weise verbunden denken, da ich meine Richtung und Dora damit die Wiederherstellung des Besten was sie aus dem Elternhause mitbekommen hat Ihnen verdanken. Unruhige Tage schreiben sich daher daß ich die Feindseligkeiten mit meiner Familie wieder aufnehmen mußte. Ich möchte davon nichts berichten, nur sagen, daß wir äußerlich und innerlich uns so eingerichtet haben, daß die Sache nicht jenen verstörenden Einfluß wie im letzten Frühjahr auf uns haben kann.

Über Philologie habe ich (auch damals in der Schweiz) mir einige Gedanken gemacht. Evident war mir immer das Verführerische an ihr.¹ Mir scheint – ich weiß nicht ob ich es im selben Sinne wie Sie verstehe – Philologie verspricht gleich aller geschichtlichen Forschung, aber aufs höchste gesteigert, die Genüsse die die Neuplatoniker in der Askese der Kontemplation suchten. Vollkommenheit statt Vollendung, gewährleistetes Verlöschen der Moralität (ohne ihr Feuer auszutreten). Sie bietet eine Seite der Geschichte, oder besser eine Schicht des Historischen dar, für die der Mensch zwar vielleicht regulative, methodische, wie konstitutive, elementar-logische Begriffe mag erwerben können; aber der Zusammenhang zwischen ihnen muß ihm verborgen bleiben. Ich definiere Philologie nicht als Wissenschaft oder Geschichte der Sprache sondern in ihrer tiefsten Schicht als *Geschichte der Terminologie*, wobei man es dann sicher mit einem höchst rätselhaften Zeitbegriff und sehr rätselhaften Phänomenen zu tun hat. Ich ahne auch, ohne es ausführen zu können, was Sie andeuten, wenn ich nicht irre, daß Philologie der Geschichte von Seiten der Chronik nahesteht. Die Chronik ist die grundsätzlich interpolierte Geschichte. Die philologische Interpolation in Chroniken bringt an der Form einfach die Intention des Gehalts zum Vorschein, denn ihr Gehalt interpoliert Geschichte. Welcher Art dieses Arbeiten sein könnte ist mir jetzt an einem Werk lebendig geworden, das mich aufs tiefste ergriffen und zur Interpolation angeregt hat. Es ist „Die neue Melusine“ von Goethe. Kennen Sie es? Wenn nicht, so ist unbedingt anzuraten, diese Erzählung, welche sich in den „Wanderjahren“ findet, für sich, das heißt *ohne* den Rahmen, in dem sie sich findet zu lesen, so wie es mir durch Zufall ging. Sollten Sie sie kennen, so kann ich vielleicht einiges darüber andeuten. – Ob Sie mit den Orakeln über Philologie etwas anfangen mögen weiß ich nicht. Seien Sie versichert, daß ich mir darüber klar bin, daß man zu dieser Sache noch einen anderen Zugang als des „romantischen“ gewinnen muß. (Ich lese eben noch einmal Ihren Brief. Chronik – Interpolation – Kommentar – Philologie – das ist *ein* Zusammenhang. Daß man bei Agnon von Wahr-

heit sprechen muß, scheint mir, wenn ich das sagen darf, aus seiner Erscheinung evident. Ein Weiser wird ja wohl, wo er es nicht etwa mit der Bibel zu tun hat, seine Philologie nicht nach dem Ende sondern nach dem Anfang der genannten Reihe hin richten.)

David Baumgardt besuchte mich neulich. Er sagte, wie es ihm einerseits leid täte, Sie noch niemals ausführlich gesprochen zu haben, andererseits ihm vielleicht Vorbereitung für ein solches Gespräch noch gut sei. Er liest jetzt More nebuchim² hebräisch. Er hofft jedenfalls sehr Sie etwa im Sommer in Erfurt zu sehen.

[...]

Für uns bedeutet es viel daß wir jetzt ein Klavier in meinem Zimmer stehen haben und Dora spielt nun wieder. Leider konnten wir uns nur eines borgen. [...]

Kommen Sie nicht Ostern her? Wir könnten Ihnen vieles Hübsche von Stefan erzählen, aber das würde noch Bogen füllen.

Leben Sie wohl Ihr Walter

PS Die Geschäfte der Universität Muri häufen sich dergestalt, daß ich nicht mehr weiß wie ich sie bewältigen soll. Nun ist kürzlich noch ein Streitfall entstanden, den ich Ihnen unterbreiten muß. Es ist vom dortigen Historiker eine Dissertation angenommen worden deren Annahme die Fakultät verhindern will. Sie soll aber sehr gut sein. Das Thema lautet: Die Wegweiser zur Zeit der Völkerwanderung. Bitte unterbreiten Sie doch die Sache dem Kuratorium.

¹ Scholem hatte geschrieben, die Philologie beginne, ihn zu verführen.

² „Führer der Verwirrten“, das philosophische Werk des Maimonides.

26. März 1921

Lieber Gerhard,

ich habe mich sehr mit Ihrem letzten langen Brief gefreut. Immer hoffe ich, daß Sie Ihren Vorsatz ausführen und Goethes „Neue Melusine“ lesen können, weil wir uns wirklich viel darüber zu sagen haben müßten. Jetzt bin ich wieder zwischen mehrere Arbeiten gerissen, von denen die eine Ihres größten Anteils sicher ist, nämlich die „Über die Aufgabe des Übersetzers“. So soll nämlich die Vorrede, die ich wenn irgend möglich doch meinem Baudelaire voranstellen möchte, heißen. Und da nun der Vertrag mit Weissbach, und zwar in einer unglaublich günstigen Gestalt, unterzeichnet ist, und das Buch spätestens bis zum Oktober erscheinen soll, so ist diese Vorrede meine nächste Sorge. Nur handelt es sich um einen Gegenstand, der so zentral für mich ist, daß ich noch nicht weiß, ob ich ihn, im jetzigen Stadium meines Denkens, mit der ausreichenden Freiheit entwickeln kann, vorausgesetzt, daß mir seine Aufklärung überhaupt gelingt. Was die Darstellung angeht, so vermisse ich eine sehr wesentliche Hilfe in allen philosophischen Vor-Arbeiten früherer Autoren über diesen Gegenstand. Man kann doch in einer kritischen Analyse (fremder Ansichten) oft Dinge sagen, die man synthetisch noch nicht darzustellen wüßte. Können Sie mir nun irgend einen Hinweis geben? Die Cohensche Ästhetik habe ich zum Beispiel ganz vergeblich gewälzt. – Hiervon abgesehen haben Sie doch über diesen Gegenstand Ihre eigenen Gedanken, es wäre für mich sehr wichtig, mich mit Ihnen darüber auseinanderzusetzen, besonders auch, weil Sie doch in Ihren Übersetzungsarbeiten eine ganz andere Spannung der Sprache als ich in der meinigen zu erfassen haben. Ich hoffe, daß wir allein über diese Frage während eines Berliner Aufenthalts von Ihnen genug zu reden hätten. Nun ist die Frage, ob Sie sich entschließen zu kommen. Mit dem Quartier bei uns steht es so: es haben sich drei Besucher – und zwar sämtliche für den April – bei uns angesagt, ob sie aber kom-

men, wann, auf wie lange, wissen wir noch von keinem einzigen. Es sind meine Schwiegermutter, Ernst Bloch und Julia Cohn, eine Freundin von uns. Wenn Sie nun in dem Falle sind, daß Ihre Unterkunft bei uns die Vorbedingung Ihrer Reise ist, so könnten wir Ihnen ein bestimmtes Ja oder Nein schreiben, wenn wir wissen für welche Zeit. Denn in diesem Falle würden wir nun meine Schwiegermutter vorher anfragen, ob sie für diese Zeit zu uns zu kommen gedenkt oder nicht und Ihnen dann sogleich schreiben. Also überlegen Sie sich bitte recht bald, wie Sie es einrichten können.

[...]

Hier gibt es jetzt etwas ganz Wunderbares zu sehen: die Gedächtnisausstellung der Bilder des Malers August Macke, der 1914 mit 27 Jahren gefallen ist. Schon früh haben mich die wenigen Bilder, die ich von ihm kennen lernte, angezogen. Nun hat mir die Ausstellung einen wunderbaren Eindruck gegeben. Ich habe einen kleinen Aufsatz über diese Bilder geschrieben. Wenn man einmal in München bei Goltz etwas von Macke zeigt, so gehen Sie vielleicht hin. Ferner gibt es ein neues Bild von Chagall: Sabbath hier zu sehen, was mir auch sehr schön schien. Wiewohl ich mehr und mehr zu der Erkenntnis gelange, daß ich mich gleichsam blind nur auf die Malerei von Klee, Macke und vielleicht auch von Kandinsky verlassen kann. In allem andern liegen Abgründe, vor denen man auf der Hut sein muß. Natürlich gibt es auch von jenen Dreien schwache Bilder – aber ich *sehe*, daß sie schwach sind.

Neulich habe ich mein Doktor Diplom, gleich in Dutzenden von Exemplaren, erhalten. Sie wissen hoffentlich, daß ich damit als Besitzer eines naiv-realistischen Doktordiploms an der Universität Muri fortan die Würde des Transzendental-Pedells bekleide.

Für die philosophische Bibliothek habe ich neulich billig die Predigten von Meister Eckhart und einige Bände der großen Nietzsche-Ausgabe erwerben können. Außerdem habe ich ein wunderbares Exemplar einer schönen alten Theocrit-Übersetzung gekauft. Was Ihren Hebbel angeht¹, so möchte ich wissen, ob Sie ihn an sich oder als ein Duplikat überflüssig

nennen. Die Swift-Ausgabe, die Sie dafür erworben haben, kenne ich – und sie ist noch jetzt beim Verlage vorrätig. Gerade vor kurzem beriet ich mit Dora, ob sie anzuschaffen sei oder nicht. Sie widerriet, wegen der Übersetzung. Vieles, was ich darin zu lesen versuchte, war mir allerdings, weil mir die Kenntnis der Realien fehlt, ungenießbar. Aber ich erinnere mich freilich, gerade unter den irischen Pamphleten Großartige gefunden zu haben. Besonders einen „Vorschlag, die kleinen Kinder zu essen.“

Seit dem Tode seiner Frau habe ich von Bloch sehr spärliche Nachricht, auch über meine „Kritik der Gewalt“, die er in Händen hat, noch nichts gehört. In diesen Tagen werde ich ihn bitten, sie Ihnen zu senden. Und hier erhalten Sie den erbetenen „Wahren Politiker“, den ich gelegentlich (es ist mein bestes Exemplar) zurückerbittete. Können Sie nicht Rat schaffen, wie ich der Sache zum Druck ver helfe? Es liegt mir, in diesem Falle, wie gesagt, gerade am Druck. [. . .]

Was hören Sie von Agnon? Ich will mir den neuen Roman² sowie er in Buchform erschienen ist kaufen – oder zum fünfzehnten Juli schenken lassen?

Ihr Walter

¹ Hebbels Tagebücher.

² „Der Verstoßene“, übersetzt von Max Strauß. In Buchform erst 1923 erschienen.

97 *An Gerhard Scholem*

11. April 1921

Lieber Gerhard,

für die Freude, daß Sie kommen, möchte ich Ihnen ja gern alles mögliche zu Liebe tun, und würde Ihnen sogar Stoff zum Hochzeitskarmen auf Ihren Herrn Bruder zur Verfügung stellen. Wie wäre es, wenn Sie Ihren Musenquell diesbezüglich plätschern lassen, daß Ihr Bruder die zarte Vernunft gehabt, am selben Tage wie Dora und ich zu heiraten?

Und was wollen Sie uns denn A PROPOS zum Hochzeitstag schenken? Sie werden sich doch nicht etwa bei Ihrem Bruder herumdrücken?

Erich Gutkind hat bald nachdem er wieder zurück war, Grippe bekommen und ist zwar wieder ganz gesund aber noch sehr geschwächt. Lucie und er waren auf diese Weise noch garnicht bei uns und wollen eigentlich auch, so viel ich weiß, noch nicht nach Berlin hereinfahren. Auch würde, wenn sie Sie gerade sehen, wenn Sie zum ersten Male bei uns sind, es vielleicht ein bißchen viel Ablenkung geben. Ich werde mich mit ihnen darüber beraten und möchte es ins Auge fassen, daß wir uns für einen ganzen Tag alle dort draußen treffen. Hier ist ein Wetter, das das Schönste verspricht und alles läßt sich für uns glücklicher an, als seit langem. Gleichzeitig mit Ihnen kommt eine Freundin von uns, die wir seit vielen Jahren nicht gesehen haben. Diese wird bei uns wohnen. [...]

Heute hat Stefan Geburtstag. Leider führt er, und nicht ohne Grund, Klage über die aufständische Haltung der unterworfenen Völkerschaften, besonders hat sich gens academica (die Muritatten) unter ihrem Häuptling Pedellus Pius noch nicht eingestellt. Zur Vorfeier waren wir gestern zum ersten Mal mit ihm im Zoo, wo es die buntesten Konfusionen gab. Der Elefant wurde zwar gleich erkannt, aber das Lama bald darauf auch warnend als „großer Elefant“ bezeichnet, und ein Steinbock als Affe.

Ich lese jetzt die Autobiographie von [Salomo] Maimon, wo ich bei den judaistischen Exkursen sehr schöne Sachen gefunden habe. Fernere Attraktionen in Berlin: eine kleine Klee-Ausstellung am Kurfürstendamm und „Zur Kritik der Gewalt“ in den Korrekturbogen, ferner Neuerwerbungen, ausgestellt Delbrückstraße 23, am Gründungstage der vereinigten Bibliotheken unentgeltlich zu besichtigen.

Herzlichste Grüße! Und auf Wiedersehen!

Ihr Walter

Breitenstein, Ende Juni 1921

Lieber Gerhard,

Bloch kann seinen Freund¹ hier nicht besuchen, ich habe ihm das mitgeteilt. Er kann erst im Herbst empfangen werden. Daher werde ich Bloch in München treffen. Anfang oder Mitte nächster Woche komme ich dorthin: frühestens am Dienstag. – Nun habe ich eine Frage. Nach meinem Besuche bei Frau Bernhard² machte ich es mir nicht ganz klar, daß die Kammer, welche sie mir (ausschließlich zum Schlafen) angeboten hatte, unmittelbar neben der Küche gelegen (und nur durch diese zu betreten), ihr Mädchenzimmer ist. Diese Nachbarschaft würde mich wohl jeden Morgen sehr frühzeitig wecken, und dies kommt mir für einen Aufenthalt zu meiner Erholung und Freude nicht zu paß. (Ich habe nämlich auch Erholung sehr nötig) Daher die Frage, ob für mich, falls nichts anderes sich findet, dasselbe Arrangement wie für Ernst Schoen stattfinden könnte.³ Antworten kannst Du mir nicht mehr. Nun bitte ich Dich hierdurch, es zu erwägen.

Dora hat zweifellos einen Lungen spitzenkatarrh, der äußerste Pflege und Schonung notwendig macht. Sie wird nach dem dreiwöchentlichen Aufenthalt, während dessen sie sich allein erholen wird, hierher bis zu ihrer Heilung zurückkehren.

Ich grüße Dich und Frl. Burchardt⁴ mit vielen herzlichen Grüßen

Walter

¹ Georg Lukács in Wien.

² W. B.s frühere Wirtin in der Königinstraße 4.

³ Bei Scholems Wirtin, bei der auch Schoen damals wohnte.

⁴ Elsa Burchardt, später Scholems erste Frau.

Heidelberg, 12. Juli 1921

Lieber Gerhard,

noch habe ich keine Bestätigung über den Empfang des Diploms bekommen. Ein objektives und fachmännisches Urteil über das sog. Fräulein Burchardt scheint also nicht gewürdigt zu werden. Nachzutragen wäre noch, daß die wohlschmeckenden Apfelsinen fürtrefflich versteckt waren.

Gestern abend sah ich bei Frl. Cohn den kleinen Pflaum¹. Die kolossalen Frechheiten, die ich ihm in Deinem Auftrag zu versetzen hatte, hatte ich aber leider vollständig vergessen. Morgen lasse ich mich von ihm zu Gundolf ins Colleg führen. Im übrigen habe ich hier noch nichts getan und bin bisher weder bei Lederer gewesen noch bei Weissbach. Hier werde ich wohl durchaus längere Zeit bleiben und kaum verreisen. Desto willkommener wäre mir gegen Ende meines hiesigen Aufenthalts Dein Besuch.

Für die Nachsendung der Post herzlichen Dank. Es folgen nun hier einige neue Fragen und Bitten. – Ist von Goltz noch keine Bestätigung der durch Bloch eingezahlten tausend Mark gekommen? Hast Du Dora einen Brief geschrieben? und sie auch Deinerseits aufgefordert, wenn irgend möglich in Breitenstein zu bleiben? Wenn nicht, so wäre es sehr schön, Du tätest es ungesäumt und ließest auch das Fräulein heranschreiben.

Bei meinem längern Aufenthalt hier, der mich auf *viel* Arbeiten verweist, habe ich nichts besseres zu tun als den Rosenzweig zu lesen. Ich würde Dich herzlich bitten, mir (auf meine Kosten) das Buch zu schicken und wenn möglich, damit ich ihn als mein Handexemplar zurichten kann, zugleich damit ihn mir zu überlassen – um auf meine Kosten bei Deiner Mutter Dir ein Exemplar zu bestellen.

Das Fräulein bitte ich ganz kläglich um Brotmarken. Ich esse hier viel auf dem Zimmer und habe gar keine mehr – bald.

Hier ist das Wetter herrlich, der Neckar trocknet aus und die ganze Stadt glüht. Die Landschaft ist an vielen Stellen südlich.

In einem Antiquariatskatalog eines hiesigen Geschäfts fand ich die „Geschichte des Index“ für 65 M, aber sie war nicht mehr da. Dagegen erstand ich hier (zu gutem Preis leider) den zweibändigen von der Goethe-Gesellschaft wunderbar herausgegebenen Briefwechsel Goethes mit sämtlichen Romantikern.

Herzliche Grüße an Dich und Fräulein Burchardt

Dein Walter

zu Landau² gehe ich übermorgen.

¹ Scholems Vetter Heinz Pflaum (1900–1962), später Professor der Romanistik an der Universität Jerusalem, Schüler L. Olschkis und Gundolfs.

² Henryk Landau, ein jüdischer Philosoph, den aufzusuchen Scholem geraten hatte.

100 An Gerhard Scholem

Heidelberg, 20. Juli 1921

Lieber Gerhard,

die mannigfachen Gaben, mit denen sich hier ein vergnügtes Leben führen läßt, sind alle gut angekommen: der Rivière, für den ich Dir sehr danke, und der – ohne daß ich noch den Essay über Baudelaire gelesen hätte, mich zu meinen Übersetzungen zurückgeführt hat, an denen ich jetzt manchmal arbeite. Der Rosenzweig¹, mit dem ich gestern das Wiedersehen gefeiert habe und neulich Brotkarten, die ein behagliches Gefühl bürgerlicher Sicherheit gewähren.

Die verschiedenen Ausstellungen des Fräulein [Burchardt] habe ich Dr. Nebbich² vorgetragen, der ihnen aber wenig Gehör schenkte, weil er mit seiner Übersiedelung vollauf beschäftigt ist. Er droht nämlich fortzufahren und uns gänz-

lich aus den Augen zu entschwinden, da er einen Ruf als Lektor der Nekromantie nach Muri erhalten hat.

Einen Studenten von dort lernte ich gestern in Gestalt des Herrn [Henryk] Landauer (nicht Landau, wie Du mir sagtest)³ kennen. Die Kommilitonen aus Muri zeichnen sich durch eine bemerkenswerte Schweigsamkeit aus, während man von andrer Seite ihn wieder als etwas redselig kennt. Nämlich diese Beobachtung stammt von einem jungen Herrn Friedrich Potschuß⁴, einem Bekannten von Frl. Cohn und Ernst Schoen, mit welchem ich hier häufig zusammen bin. Wiewohl ich durch Dich und Frl. Cohn welche ebenfalls den Landauer etwas kennt, ihm ein äußerst günstiges Vorurteil entgegen brachte, hat dies doch nicht verhindert, daß er einen seltsamen, schwierigen und nicht durchaus rein erfreulichen Eindruck auf mich machte, von dem ich mir aber nicht genau Rechenschaft geben kann. Vielleicht ist eine offenbar große Kränklichkeit an der Kälte schuld, die er auszuströmen schien. Irgend ein Urteil kann ich mir jedenfalls nicht erlauben und werde wahrscheinlich mit ihm noch einmal zusammen kommen. Er versprach Dir bald zu schreiben. [...]

Gundolf habe ich mir angehört, auch Jaspers – je eine Stunde. Und will auch noch Rickert und [Hans] Ehrenberg mir vorführen – Gundolf erschien mir ungeheuer schwächlich und harmlos in seiner persönlichen Wirkung, ganz anders als in seinen Büchern. Jaspers schwächlich und harmlos in seinem Denken aber als Mensch offenbar sehr merkwürdig und fast sympathisch. [. . .] Nun ist er Ordinarius und trat gerade als ich ihn hörte, sehr anständig für Russen und Juden ein, was er schon als Privatdozent getan haben soll. Beide Mal hat mich Pflaum mitgenommen, der sich sehr brav aufführt.

Kürzlich war ich in Neckargmünd und machte einen langen Gang durch das völlig verdorrte Land, in den Stunden ehe – seit Wochen – der erste Regen fiel. Das Land hier und besonders bei Neckargmünd ist noch schöner als ich es mir gedacht habe.

[...]

Dora schreibt nicht sehr viel. Im letzten Briefe steht, daß sie weiter zunimmt und keine Temperaturen hat. Zum Ge-

burtstag sandte sie ein großes Opus „Das Erdbeerbuch“ voll tiefsinniger Malereien und Sprüche. In der letzten Nummer der „Kantstudien“ steht die Selbstanzeige meiner Dissertation.

Herzlichen Dank und viele Grüße an Euch

Dein Walter

¹ Franz Rosenzweigs „Stern der Erlösung“, Frankfurt 1921.

² Humoristische Selbstbenennung W. B.s.

³ Die richtige Form dennoch: Landau (starb 1967).

⁴ Die richtige Form des Namens: Podszus, (geb. 1899).

101 *An Gerhard Scholem*

25. Juli 1921

Lieber Gerhard,

daß Euer festgefügttes Haus, das für alle frommen Tiere und armen Ekul¹ ein weithinsichtbares Asyl in Deutschland war, bedroht ist, betrübt mich außerordentlich. Wie groß die Gefahr ist, kann man wohl nicht eigentlich absehen. Daß die Frau mit ihren Ansprüchen auch nur annähernd durchdringt, könnte wohl nur entweder wenn sie sehr zwingende Rentabilitätsberechnungen einreicht oder bei großem Risches² geschehen. Aber abgesehen davon ist natürlich ein Vergleichsvorschlag möglich, der für Euch immer noch unannehmbar sein könnte. Ich wage mich also auf die Möglichkeit, daß Du im Winter in Berlin wärest wirklich nicht zu freuen, weil es gegen Deinen Willen und sicher auch in manchem gegen Deine Interessen wäre. Könnte dies denn nun die Auswanderung des Fräulein Burchardt³ beschleunigen?

Bei alle dem fragt man sich doch immer, was der Angelus⁴ dazu sagt und wundert sich. Ich weiß garnicht ob ich Dir ein Wort über den „Gruß von ihm“ sagte. Die Engelsprache hat bei all ihrer wunderbaren Schönheit den Nachteil, daß man

ihr nicht erwidern kann. Und es bleibt mir nichts, als statt des Angelus Dich zu bitten, meinen Dank zu nehmen.

Bei Weissbach bin ich indessen ein erstes Mal gewesen und gehe wieder morgen hin. Es ist recht angenehm. Was sich ergeben wird, weiß ich noch nicht. Lederer sehe ich zum ersten Male heute Abends im soziologischen Diskussionsabend. Auf dem vorhergehenden habe ich den Vorzug gehabt, Herrn Ehrenberg zu hören. Zu Rickert und Jaspers habe ich mich ins Colleg bemüht. Der letzte gefiel mir ganz gut (aber ich glaube das habe ich schon geschrieben). So weißt Du auch wohl, daß er Ordinarius geworden ist. Rickert ist grau und böse geworden.

Über unsere Pläne können wir ja wohl beide noch nichts sagen, also auch hinsichtlich Lewys nichts festsetzen.⁵ Es ist doch sehr möglich, daß ich noch einmal nach Breitenstein fahre. Dann käme ich wohl wieder über München?

Nun noch eine kleine Bitte: Um sofortige Zusendung des „wahren Politikers“. [...] Ich habe mich nämlich endlich pianissimo ans Arbeiten begeben und bin wieder auf die Politik geraten, zu der ich in den ersten Aufsatz Einsicht nehmen muß. Dann denke ich ein bißchen über den Vortrag über Baudelaire nach, der meine winterliche Vorlesung (in der Ewer Buchhandlung?) einleiten soll und der sehr schön werden soll. Heute erhielt ich von Rang einen Brief, wonach er mannichfach mit Buber zusammen sitzt.

Bücher gibt es hier in der Tat kaum zu kaufen. Neulich erwarb ich aber den ersten Teil der Beiträge zur Sektengeschichte des Mittelalters (über die Manichäer) von Döllinger für zehn Mark. Sind davon noch weitere Teile erschienen?

Lebe wohl, grüße Fräulein Burchardt herzlich

Dein Walter

1 Ekul war in W. B.s und seiner Frau Privatsprache das Gegenteil eines Ekels.

2 Jüdisch: Antisemitismus.

3 Sie ging Anfang 1923 nach Palästina.

4 Paul Klees Bild „Angelus Novus“, das W. B. erworben hatte. Es hing in München lange bei Scholem, der ein Gedicht darauf gemacht hatte, auf das W. B. oft Bezug nahm. Es lautete:

Gruß vom Angelus

(Walter zum 15. Juli 1921)

Ich hänge edel an der Wand
Und schaue keinen an
Ich bin vom Himmel her gesandt
Ich bin ein Engelsmann

Der Mensch in meinem Raum ist gut
Und interessiert mich nicht
Ich stehe in des Höchsten Hut
Und brauche kein Gesicht

Der ich entstamme jene Welt
Ist maßvoll tief und klar
Was mich in Grund zusammenhält
Erscheint hier wunderbar

In meinem Herzen steht die Stadt
In die mich Gott geschickt
Der Engel der dies Siegel hat
Wird nicht von ihr berückt

Mein Flügel ist zum Schwung bereit
Ich kehrte gern zurück
Denn blieb' ich auch lebendige Zeit
Ich hätte wenig Glück

Mein Auge ist ganz schwarz und voll
Mein Blick wird niemals leer
Ich weiß was ich verkünden soll
Und weiß noch vieles mehr

*

Ich bin ein unsymbolisch Ding
Bedeute was ich bin
Du drehst umsonst den Zauberring
Ich habe keinen Sinn.

5 W. B. und Sch. machten Mitte September 1921 einen mehrtägigen Besuch bei Ernst Lewy in Wechterswinkel, wo W. B. seinen Plan einer Zeitschrift „Angelus Novus“ zur Diskussion stellte.

[Heidelberg, 4. August 1921]

Lieber Gerhard,

wenn doch erst überall so klar die Weltzusammenhänge hervorträten, wie in Dr. Eschas¹ Lokalchronik in den „Halberstädter Nachrichten“. Noch verfügt Heidelberg über kein derartiges Organ, doch erhofft man einen gewaltigen Treffpunkt der Intelligenzen von dem hierselbst in den nächsten Tagen zu eröffnenden St. Burchardts-Bräu (mit dem bekannten Wappenschild, auf dem ein Hausknecht die Kabbala hochhält.)

Sonst aber sind Wunderdinge zu berichten. Meine Wege sind geebnet und meinen Füßen sind die Pfade bereitet. [...] Lederers, ganz besonders die Frau, die ich sehr schätze, sind zu mir entzückend. Zur Feier meiner Anwesenheit werden Buchhandlungen und Antiquariate eröffnet. Ein heute eröffnetes Antiquariat betrat ich als erster Kunde, man begrüßte mich sofort mit meinem Namen. Ich kam um mir schleunigst die fünf Bände der christlichen Mystik von Görres, die für 100 M im Fenster standen, zu sichern. [...]

Über alles was Du von der „Kritik der Gewalt“ schreibst, habe ich mich natürlich sehr gefreut. Sie erscheint in den nächsten Tagen. Soweit ich zum Arbeiten komme, gibt mir der nächste, letzte Aufsatz zur Politik zu tun, der wohl viel größer als die bisherigen werden wird. Nun aber werde ich bald meine mannigfachen neuen Bekanntschaften hier lassen, und, mit den guten Erinnerungen und Hoffnungen die ich mitnehme, fortfahren. Nämlich zunächst nochmals zu Dora nach Breitenstein. Im ganzen erhalte ich von ihr gute Berichte. Sie schreibt, daß nur die Inanspruchnahme durch Verwandte sie noch immer gehindert hat, Dir zu schreiben.

[...]

Kann ich Dich etwa vom zehnten bis vierzehnten August in München besuchen? bist Du bestimmt dort? Darauf bitte ich Dich mir umgehend und bestimmt zu antworten – falls Du es bei Erhalt dieses Briefes noch nicht übersehen könntest,

würde es wohl kaum gehen, weil ich bestimmt disponieren muß und für diesen Fall möglichst schon früher als am fünfzehnten in Breitenstein würde eintreffen wollen. Und könntest Du Dich auch in diesen Tagen im großen und ganzen für mich frei machen? Denn wir brauchen viel Zeit. Wozu – und warum unsere nochmalige Begegnung in diesem Sommer unerläßlich ist, wirst Du nun mit Staunen vernehmen. Ich habe eine eigene Zeitschrift. Ich werde sie vom ersten Januar des folgenden Jahres ab bei Weißbach herausgeben. Und zwar *nicht* die Argonauten (welche soviel ich sehe eingehen werden). Ohne die geringste Andeutung meinerseits hat mir Weißbach eine eigene Zeitschrift angeboten, nachdem ich die Redaktion der „Argonauten“ zu übernehmen abgelehnt hatte. Und zwar wird sie durchaus und bedingungslos in dem Sinne gestaltet sein, in dem sie mir während vieler Jahre (genau seitdem ich im Juli 1914 mit Fritz Heinle zusammen den Plan einer Zeitschrift ernsthaft gefaßt hatte) vor Augen gestanden hat. Sie wird also einen ganz engen geschlossenen Kreis von Mitarbeitern haben. Ich will alles mit Dir mündlich besprechen und Dir nur den Namen sagen „Angelus Novus“. Über Deine Mitarbeit, welche soviel ich sehe eine Bedingung des *Gelingens* dieser Zeitschrift (*in meinem Sinn*) ist, will und muß ich Dich sprechen.

Die Gerüchte, welche über Weißbach gehen, sind unrichtig. Ich habe in dieser Zeit gesehen, daß er einen durchaus *bestimmten* Trieb, wenn auch natürlich keine Klarheit der Absichten hat, und daß dieser Trieb ihn anweist, den Verlag künftighin auf mich zu stellen. Er wird ebenfalls den Nachlaß von Fritz Heinle herausbringen, worüber ich zuallererst mit ihm sprach. Alles was ich erreicht habe, habe ich ohne die geringste Anstrengung oder die geringste Gewalt durchgeführt, wenn ich mich natürlich auch sehr intensiv und besonnen gezeigt habe. Die Zeitschrift, so energisch ich den Gedanken ergriffen habe, ist seiner Initiative entsprungen. Er weiß nun aber *genau* was ich will und vor allem was ich *nicht* will.

Wenn ich Anfang September zurückkomme, will ich zunächst zu Rang fahren, danach wenn irgend möglich eine Zusammenkunft mit Ferdinand Cohrs² herbeiführen, um

Anfang Oktober mit einem Material, auf Grund dessen ich einen ganzen Jahrgang (4 Hefte mit je 120 Seiten) im Großen und Ganzen zusammenstellen kann, in Berlin einzutreffen.

Noch ist der „wahre Politiker“ nicht gekommen. Hast Du ihn noch nicht abgeschickt und kommt unsere Begegnung für Mitte August zu stande, so ist es nicht mehr nötig ihn zu senden. – Kann sie jetzt nicht zu stande kommen, so muß ich sie doch für Anfang September ins Auge fassen. – Den Brief an die Herausgeber des neuen „Buches vom Judentum“³ erbitte ich dringend für die Zeitschrift.

Mit den außerordentlichsten Hoffnungen grüßt Dich und Fräulein Burchardt sehr herzlich

Dein Walter

¹ Fräulein Burchardt wurde von ihren Freunden Escha genannt. Ihre Familie stammte ursprünglich aus der Gegend von Halberstadt.

² Damals Pfarrer in Niedersachsen, ein Gefährte aus der Freien Studentenschaft.

³ Das damals von einer zionistisch-sozialistischen Gruppe als Fortsetzung des 1913 bei Kurt Wolf erschienenen geplant wurde, aber nicht zustande kam.

103 *An Gerhard Scholem*

6. August 1921

Lieber Gerhard,

daß der Angelus ausgeflogen ist, wirst Du bemerkt haben. Erschrick nicht, er ist in der Wohlgestalt des Fräulein Burchardt aus Halberstadt hier niedergefahren und hat eine Broche¹ über Weissbach und sein Haus gesprochen.

Er nahm über Wiesbaden seinen Flug, schaute dort in das Herz des Herrn Czaczke[s]² und sah daß es ihm angenehm sei, die „neue Synagoge“³ im Herzen des „Angelus“ zu erbauen.

Nun habe ich den Angelus in das erste Café am Platze geführt, wo er umgeben von den Ententediplomaten Nektar

und Ambrosia schlürft, den ich ihm ausgesucht habe. Heute abend findet zur Feier der Ankunft im St. Burchardtsbräu eine große Protestversammlung statt, wo der Engel über das Thema sprechen wird „Vier Wochen unter türkischen⁴ Angelologen“.

PS Der Engel bittet, nicht gleich zu Herrn von Kahr⁵ zu rennen und nichts in die „Münchner Neusten“ zu setzen. Er kommt auch ohne daß „Alles Vergeben“ ist, zurück.

1 Hebräisch: Segensspruch.

2 Agnons ursprünglicher Familienname.

3 Eine von Scholem übersetzte Erzählung.

4 Scholem wohnte in München in der Türkenstraße.

5 Von der bayrischen Heimwehr.

104 *An Gerhard Scholem*

4. Oktober, 1921

Lieber Gerhard,

Dir und Fräulein Burchardt wünsche ich zugleich zum neuen Jahre wie zur neuen Wohnung Glück. [...]

Gern wüßte ich wie der Engel sich zum Neujahr verhält.

Der Sinn des Patenkindes denkt und fragt

Ob er wohl nickt und mit den Flügeln schlägt?

Aus mancher günstigeren Wendung hier entnehme ich, daß sein Kommen nun nicht mehr lange auf sich warten läßt. Dora zwar geht es – zum mindesten gesundheitlich – noch nicht gut. Die Operation ist nicht ganz glatt verlaufen und macht eine häusliche Nachkur notwendig. Mein Vater ist völlig wunderbarerweise geheilt und wird wohl bald aufstehen. Ferner ist von zwei großen Ereignissen der letzten Tage zu berichten, in deren eines Du auf eine etwas schwierige Weise eintrittst. Dein Gespräch mit Dora Hiller¹ hat nämlich einen hageldichten Früchtesegen gezeitigt – und zwar auf meinen Kopf. [...] Bei meiner nächsten Zusammenkunft mit [Erich] Unger, als wir über den Angelus sprechen wollten, schickte er

eine Frage über mein Verhältnis zu Goldberg mit der Bemerkung voraus, daß das seinige zu jenem das nächste sei. Dabei ließ er auf alle Weise durchblicken, daß er die Wahrheit sozusagen wisse und nur die rein formale Erklärung, ich stehe Goldberg „indifferent“ gegenüber, erwarte. Ich aber, der seit meinen Erfahrungen in Wechterswinkel keinen derartigen Abgrund mehr sehen kann, ohne aus Angst hinein zu springen, verdarb – zu meinem und seinem Entsetzen – alles. Kurz, der Bruch war vollkommen. Dora, die im Gegensatz zu mir sofort die Prestigenatur dieser ganzen Angelegenheit erkannte, hat dann in einem diabolisch klugen Gespräch mit Unger meine Abneigung durch private Idiosynkrasien erklärt und die Sache gerettet. Wie ich in Wahrheit stehe, weiß Unger natürlich nach diesem Gespräch noch besser als vorher, hat aber die ihm erwünschte Beschwichtigung seines Gewissens.

[...]

Das andere Ereignis ist der Besuch den Wolf Heinle vom Sonnabend bis heute bei uns machte. [...] Der genauere Einblick, den seine Erzählungen uns in sein Leben in Goslar gegeben haben, hat uns gezeigt, daß wir den besten Teil davon nicht kannten. Dieser läßt sich kurz so bezeichnen, daß die Töpferei (keramische Arbeit) mit der er sich in höchst angestrengter Arbeit ernährt seinem Leben einen nicht nur äußerlichen sondern innern Anhalt gegeben hat, von dem aus es sich sehr bestimmt gestaltet. Auch scheint der Einfluß seiner Frau – oder zum mindesten der seiner Ehe – auf ihn gut zu sein. Man kann seine Lage vielleicht am besten so ausdrücken, daß man sagt, ihm sind vor bestimmten klaren Fragen der Lebensgestaltung alle andern Fragen und Beschäftigungen zurückgetreten. Er schreibt augenblicklich fast nichts, doch scheint mir, was ich von den letzten Sachen sah, sehr gut zu sein. Von seinen wie seines Bruders Sachen hat er eine große Distanz, sie beschäftigen ihn, so bestimmt seine Stellung zu ihnen ist, jetzt wenig. Alles dies sind für die äußerliche und innerliche Verständigung gute Voraussetzungen und so hoffe ich, soweit er mir nicht Freiheit läßt, mich mit ihm einigen zu können. In diesem Sinne ist der Anteil von

seinen und seines Bruders Sachen an der Zeitschrift sowie meine Herausgabe von Fritz Heinles Nachlaß besprochen worden. Sein letzter Brief vom August scheint sich zum größten Teil aus Widerwillen gegen den Titel zu erklären, dessen Beziehung er nicht kannte, der ihm nun aber sehr lieb ist. Immerhin war im Gespräch für uns alle große Behutsamkeit und Nachsicht nötig.

Das erste Heft nimmt langsam Gestalt an. Ich will nun den Prospekt in den nächsten Tagen abfassen. Hierzu ist es mir sehr unerläßlich zu wissen, welchen von den unter uns besprochenen Gegenständen Du zunächst anzugreifen denkst. Es waren die Klagelieder, das Buch Jona und die Wissenschaft vom Judentum. Auch wie der Titel der zweiten Agnonschen Novelle genau heißt.

Ernst Bloch ist am Mittwoch und auch sonst nicht gekommen. Er schrieb einen Brief, der zwar durchaus nicht einer Absage gleichkommt, aber ausführt, daß er augenblicklich nur den Umgang mit einfachen Menschen verträge und gereizt begründet, warum er mich nicht zu jenen zählt. Auch hier will Dora durch einen Brief helfen.

[...]

Wir hoffen bald von Dir zu hören, wie es Euch geht. Auch der Redakteur läßt um Nachricht bitten und fügt untertänige Grüße an den Doctor daemonicus bei.

Dein Walter

¹ Der damaligen Verlobten und späteren Frau von Oskar Goldberg, die versucht hatte, Scholem für dessen Kreis zu gewinnen. Es kam dabei zu einem großen Krach.

105 *An Gerhard Scholem*

9. Oktober 1921

Lieber Gerhard,

mir bleibt, Deinem Wunsche und meinem Vorsatz zum Trotz, nichts übrig, als Dir Rangs Arbeit über die „Selige Sehn-

sucht“¹ zu senden. Die Frage, ob sie in die Zeitschrift aufzunehmen sei, ist eine so schwierige und hier am Anfang so wichtige, daß Du sie nicht auf sträfliche Unklarheit bei mir wirst schieben wollen, wenn ich Dir kurz gesagt habe wie ich und wie Dora zu dieser Arbeit stehen. Und wenn ich Dich bitte, bitten muß, sie zu lesen, so nur insofern als es notwendig ist um die Frage zu beantworten, die sich auf den folgenden Urteilen aufbaut. Übrigens ist das ganze schließlich in zwei Stunden gelesen und Du wirst sie erübrigen können, wenn Du weißt, daß hier nicht an Dich der Anspruch einer „Mitredaktion“ vorliegt, sondern der Rat, den ich brauche, um in einer selten schwierigen Frage mit Dir in einem Sinne vorzugehen. Das heißt also, daß ich Deinem Rat in dieser Sache jedenfalls folgen werde.

Mein Urteil über die Arbeit ist in Kürze:

- I. Die Sprache ist unerträglich bzw. voll Abgeschmacktheiten
- II. Was er über das Gedicht sagt, das sagt er – anders als der echte Kommentar es tut – vielfach auf Kosten des Gedichts
- III. Sehr Wesentlichem, dem eigentlich Dichterischen, an diesem Gedicht wird er nicht voll gerecht
- IV. Er wird auch wesentlichen Seiten an diesem² nicht gerecht
- V. Die Arbeit enthält sowohl über das Gedicht wie insbesondere über die Bedeutung des Divan als Gesamtwerk außerordentlich tiefe, sehr wesentliche und bisher meines Wissens niemals geahnte Einsichten. Was darin über Goethes Religion steht halte ich für vollkommen wahr
- VI. Die gnostizistische Metaphysik die als Gehalt im Hintergrund der Arbeit steht und als Form in ihrem Vordergrund lehne ich ab.

Was ich nicht zu erkennen vermag und worin der wesentliche Grund meiner Unklarheit liegt ist die Frage: ist die Problematik, welche in der Sprache liegt (und hier viel sichtbarer als im Gehalt ist) von uns (Dir und mir) aus noch als diskutierbar zu betrachten? Wenn sie natürlich uns auch in

gewissem Sinne fremd ist und besonders Dich nicht angeht. Gewiß darf und muß ich auch Dinge bringen, denen ich in letzter Hinsicht verneinend gegenüberstehe wenn sie in sich bestandhaft und hochbedeutend und rechtzeitig sind – wenn sie nicht in einer undiskutierbaren Weise sich dem Leser zu imponieren suchen. Denn diesen Ton des nicht-zu-diskutierenden, schlechtweg diktatorischen oder imponierenden kann ich freilich nur – allenfalls – bei Äußerungen leiden, die ich bis ins letzte vertrete (und die werden ihn kaum haben, vielleicht nur in der Kunst wo es etwas anderes damit ist.)

Was die obige Kritik von Rangs Arbeit angeht, so ist Dora mit ihr einig, nur schränkt sie die Anerkennung des Positiven, die ich darin gebe, sehr ein. Jedoch steht für mich die hohe Bedeutung der Arbeit in dem genannten Sinne fest.

Das Problem dieser Arbeit ist übrigens – sachlich angesehen – nicht ohne weiteres das der Mitarbeit von Rang. Denn nur das Thema und der Radikalismus sind hier das Kritische. Ob es aber persönlich angesehen dies nicht doch ist, ist natürlich eine andere Frage, die ich fürchte, etwa bejahen zu müssen.

Ins erste Heft möchte ich sie keinesfalls setzen.

Ich schließe mit der dringenden Bitte, die paar Stunden zu lesen und mir zu schreiben bald zu erübrigen, weil ich in kurzer Zeit Rang schreiben muß.

Donnerstag war Steinschneider³ bei uns und gefiel uns ganz gut. Dora hat einen etwas großen Eindruck auf ihn gemacht. Übrigens geht es ihr, besonders gesundheitlich in den letzten Tagen merklich besser.

Wir grüßen Dich und Fräulein Burchardt herzlich

Dein Walter

¹ Später im 1. Jahrgang der Zeitschrift „Neue Deutsche Beiträge“ (Heft 1, 1922) gedruckt.

² An dem Gedicht selber.

³ Gustav Steinschneider (geb. 1899), ein Freund Scholems.

[27. Oktober 1921]

Lieber Gerhard,

wirklich hast Du das schwere Amt wohl ausgefüllt und dafür herzlichen Dank! Mein nach Deinem Brief noch währendes Schweigen geht auch keineswegs auf ein Überdenken seines Inhalts zurück, sondern auf teils äußere, teils innere Anliegen, die mich vom Schreiben abhielten. Dafür gedenke ich diesem Brief an kleinen Berliner Nachrichten mitzugeben, was man sich nur denken kann.

Zunächst also bestätige ich Deine Meinung verstanden zu haben und war auch auf Interpretation nicht angewiesen, weil sie sich, besonders in den redaktionell wichtigen Stücken mit der meinigen deckt. Denn was in dieser Hinsicht für mich entscheidet ist freilich die – gleichsam pathologische – Angewiesenheit auf Diskussion in dieser Arbeit. Ich werde sie also nicht bringen und habe auch schon dies von fernem dem Autor angekündigt. Ich hoffe sehr, daß das zu keinen verhängnisvollen Auseinandersetzungen führt. Denn erstens wird meine Ablehnung sich so wenig wie möglich prinzipiell zeigen und zweitens habe ich doch irgendwie Erich Gutkinds Stimme, die bei Rang nicht ohne Gewicht ist, für mich, drittens könnte es sein, daß in gewissen Dingen der Vorfall mit [Henri] Borel¹ seine Selbstsicherheit auf eine *heilsame* Weise erschüttert hat. – Borels Kommen steht, nachdem sein Briefwechsel auch mit Gutkinds eine kritische Phase durchgemacht hat ziemlich unmittelbar in Aussicht – nach Beendigung des hiesigen Kellnerstreiks.

Daß Du den verdienten hohen Rang in der Angelokratie bekleidest, will sagen, in den geplanten Botschafterposten am Hofe des Genies² durch Ernennung rechtskräftig eingesetzt werdest, liegt in Deiner Hand. Denn daß hierbei die Maxime waltet, daß Botschafterposten nur von ordentlichen öffentlichen Mitarbeitern³ eingenommen werden können, dürfte Dir bekannt sein. Man erwartet also im Ministerium des Innern Deine Schrift um sie mit den besten Empfehlungen

an das des Auswärtigen dann sogleich weiterzugeben. — Soviel zur Beförderungsfrage. Zur Frage, ob Du von den Obliegenheiten niederer Funktionen sogleich kannst entbunden werden ist zu bemerken, daß — wie Prof. Ostwald⁴ bekanntlich nachgewiesen hat — keine Angelegenheit endgültig und zuständig in Abwesenheit des zugeordneten Engels zu stande gebracht werden kann. Die Redaktion wird sich also nicht vor Ankunft des Titular-Engels selbständig entschließen können. Wir hoffen *sehr* daß er noch zur Zeit ankommt, um ein für Escha Burchardt geplantes Paket hierselbst zu segnen.

(Auch soll er in Geburtstagsgeschenken für den cand. schnor. eine glückliche Hand haben).

Dora wird denke ich ein paar Worte heranschreiben. Ihr Befinden in der letzten Zeit war wechselnd. Augenblicklich scheint es ganz gut zu sein. Vielleicht schreibt sie Dir bald einmal ausführlicher, doch weiß ich das nicht.

Mit Orpheus S. Fischer und mir hat es durch einen spaßhaften geschäftlichen Umstand, der meinen Vater und ihn betrifft, eine unerwartet gute Wendung genommen, indem ich heute für die Gauguin-Bilder zu „Van Zantens Insel der Verheißung“⁵, will sagen fünf, sechs Stunden Beschäftigung damit, zweitausend Mark bekommen habe. Es gab dazu eine harte, interessante Sitzung, von der es schade ist, daß ich sie Dir nicht vorspielen kann.

Warst Du schon bei Meyrink?⁶ Ich meinerseits habe Holzmanns Vetter [Julian] Hirsch und den Bildhauer Freundlich aufgesucht, den dritten der von ihm genannten besuche ich morgen. Die beiden ersten sind Ehrenmänner kommen aber für den Angelus nicht in Frage. Otto Freundlich nicht durch seine erstaunliche Unreife, Hirsch dagegen überhaupt in gar keiner Weise. Sein Buch über die „Genesis des Ruhmes“⁷ ist mit einer ziemlichen Menge Stumpfsinn ausgestattet. Dagegen hat Freundlich gute Ideen. An Lewy habe ich vor längerer Zeit einen sehr guten Brief, der etwas milder war als der, den ich in Deiner Gegenwart erwog, abgeschickt. Darauf bekam ich eine Antwort, die zwar für seine Verhältnisse sehr gemäßigt und friedfertig im Ton, in der Sache jedoch unweigerlich rechthaberisch war und seinerseits meine Unterwer-

fung zur Bedingung des ferneren Briefwechsels machte. Darauf schweige ich natürlich. Von Hirsch, der ihn gut kannte, erfuhr ich nebst vielem, was meine Anschauung von ihm und besonders seiner Frau bestätigte, die höchst interessante Geschichte des Endes seiner Universitätslaufbahn, welches seine Frau zu verantworten hat.

[...]

[Erich] Unger ist bereit mitzuschreiben, doch habe ich den in Aussicht gestellten Beitrag, einen Aufsatz den er vor ein oder zwei Jahren schrieb, noch nicht. In nächster Zeit beabsichtigt er, den 30 Minuten-Doktor von Erlangen zu machen.

Dein Walter

¹ Niederländischer Autor (1869–1933) und Autorität in Sinologie: enger Freund Rangs und Gutkinds.

² Bei Felix Noeggerath.

³ Am „Angelus Novus“.

⁴ Wilhelm Ostwald, über dessen Philosophie sich W. B. gern moierte.

⁵ Ein bei S. Fischer erschienener Roman von Laurids Bruun (1864 bis 1935).

⁶ Gustav Meyrink hatte Scholem nach Starnberg eingeladen.

⁷ Erschien 1914.

107 *An Gerhard Scholem*

[8. November 1921]

Die Poesie ist, wie billig, dem Urbild¹, einige Prosa aber dem Abbild² zu widmen. Der Verleger schwelgt in Vaterfreuden, während ich mich kaum Mutter fühle. Er berechnet den Geburtstag seines Jüngsten auf Januar 1922, während ich aus Mangel an kräftiger Nahrung jeden Geburtstag in Frage ziehe. Kräftige Prosa vor allem fehlt.

Bisher habe ich für das erste Heft

Aus dem Nachlaß von Fritz Heinle

Gedichte u. a. von Wolf Heinle

Karneval von Rang³

Synagoge von Agnon

Aufgabe des Übersetzers von mir

Von allen ausstehenden Arbeiten ist die Deinige, demnächst die zweite Erzählung von Agnon⁴ bei Weitem das Wichtigste. Da es mir nun nach genauer Erwägung garnicht möglich ist, die Ankündigung der Zeitschrift⁵ eher zu verfassen, als ich das erste Heft in allem Wesentlichen vor mir sehe, so bedeutet das, daß ich notgedrungen auf das warte, was von Dir kommt. Denn da ich in jener Ankündigung nicht grundsätzlicher als durchaus notwendig ist, sprechen will, so kann ich nicht anders als mich explicit oder implicit auf Vorliegenden beziehen, was nur möglich, wenn es mir ganz gegenwärtig ist.

Mir ist es in der letzten Woche durchaus nicht gut gegangen; ich habe mit Depressionen, die wie es scheint mehr und mehr periodisch erscheinen in aller Form zu kämpfen aber gottseidank keineswegs aussichtslos. Eben bin ich mal wieder entschieden dabei, aufzutauchen, weil mir, dringender Arbeiten halber, garnichts anderes übrig bleibt. Ich habe meine Kritik der Wahlverwandtschaften abzufassen, die mir gleich wichtig als exemplarische Kritik wie als Vorarbeit zu gewissen rein philosophischen Darlegungen ist – dazwischen liegt was ich darin über Goethe zu sagen habe.

Rosenzweig habe ich wieder etwas aufgenommen und erkannt, daß dieses Buch dem Unvoreingenommenen freilich seiner Struktur nach, die Gefahr es zu überschätzen notwendig nahe legt. Oder nur mir? Ob ich selbst wenn ich es zum erstenmale ganz durchgelesen habe es schon werde beurteilen können ist mir noch fraglich.

Ich bitte Dich herzlich, Dich auf irgend eine Weise so einzurichten, daß ich in absehbarer Zeit dasjenige was ich am nötigsten brauche von Dir erhalten kann und es mich bald wissen zu lassen.

Mit den herzlichsten Grüßen an Dich und Fräulein
Burchardt
Dein Walter

PS Fast hätte ich vergessen zu erzählen, daß Lehmann⁶ und ich ein großes Wiedersehen gefeiert haben und daß in den

Vorlesungen, wo ich war, alles im alten Stil, der mir eigentlich zu meiner Freude jetzt scheerbartisch erscheint, begonnen hat.

Der Scholem schickt den Angelus
Nicht an den Ort wohin er muß
Der Gerhard denkt in seinem Groll
Daß er an diesen Ort nicht soll
Die Escha tut auf sein Geheiß
Als ob auch sie von garnichts weiß
Denn in dem Zimmer dieser Dame
Ist er befestigt als Reklame
Da nennt der Angelus sich Engel
Und flüchtet schnell aus solchem Zwengel
Denn er verweilt nicht in den Buden
Von abgefeimten Zauber-Juden
Zu der Behausung der Stefanze⁷
Verfügt er sich in seinem Glanze
Man bettet ihn auf Rosenzweigen
Doch lieber wird er schwebend bleiben

1 Dem Bilde Klees, das an W. B. verschickt werden sollte.

2 Der Zeitschrift desselben Namens.

3 „Historische Psychologie des Karnevals“, erschien später in der „Kreatur“.

4 „Aufstieg und Abstieg“, von Sch. übersetzt.

5 Schriften II, S. 273–279.

6 Walter Lehmann, der Ordinarius in Berlin geworden war.

7 W. B.s Sohn Stefan.

108 *An Gerhard Scholem*

27. November 1921

Lieber Gerhard,

neulich kam das neue Heft des Juden¹ – per Post, und zwar, wie hier verbreitet wird, weil dem Angelus der Aufsatz über Kunsterziehungsfragen so schwer wiegend schien, daß er das

Heft nicht nehmen wollte. Mir aber, der ich seine unerreichbare Gebärdensymbolik nicht nachahmen kann, mußt Du gestatten, es schlicht und recht eine sublimen Infamie zu nennen, daß Buber einen Aufsatz, der an sachlichem Gehalt (und Wissen) zum mindesten doch wohl alles was bisher im „Juden“ stand erreicht, einer Backfischfaselei von Fräulein Bileam² nachstellt. Damit wird sich der Jude meine Freundschaft nicht erwerben, ebensowenig werden es – und wenn ich darüber mit mir selbst zerfallen müßte – seine Abonnenten und am wenigsten die Autoren, die sich schafartig so etwas gefallen lassen.

Ferner wurde Solnemann der Unsichtbare³ bei uns sichtbar. Sehr schön wäre es, wenn er dies auch durch Doras Hilfe in England würde, aber dies ist immerhin noch völlig ungewiß.

Der Angelus hat hier den Platz über dem Sofa bekommen, alle haben sich sehr mit ihm gefreut. Wie bisher verschmäht er es, Einflüsterungen – nach Art der Orakel – zu geben. Daher sind wir in Betrübnis und Ratlosigkeit wegen des Geburtstagsgeschenks verfallen, da wir seinem Aufenthaltsort nicht Unehre machen dürfen. Vielleicht hat er im Buche Rasiel⁴ etwas darüber geschrieben.

Auch sonst gibt es Bedenken, über die er vielleicht garnicht weghilft. Nämlich was Rangs Mitarbeit und ganze Stellung zu mir, ja selbst sein eigenes Ergehen betrifft, so macht es mich sehr bedenklich, daß nach Ankündigungen an Gutkinds auch seine Shakespeare-Arbeit (die er seinerseits noch neben dem Karnevalsaußatz, den ich dafür angenommen habe in der ersten Nummer sehen will) wieder auf Christus hinausläuft. Ich erwarte sie in den nächsten Tagen. Mit größerer Freude aber erwarte ich die Agnonsche Geschichte. Und wie weit ist die Übersetzung des Buches Bahir⁵, das vorläufig für mich nur ein Retardierendes Moment ist?

Dann habe ich noch zu berichten – und auch dies hat der Angelus erfahren – daß ich mich zwar verschwiegen doch nicht wenig mit einer kleinen Anspielung auf meine „Aufgabe des Übersetzers“ freute, die ich in der ursprünglichen Fassung Deiner „Lyrik der Kabbala“ zu finden glaubte, und

zwar in den Worten, daß die wahren Prinzipien der Übersetzung schon „oft genug“ seien aufgestellt worden. Diesen Wink mit dem Grashälmlchen habe ich in dem „Juden“ nicht mehr gefunden.

Der Wasserflasche meine Reverenz. Aber ehe sie sich mir nützlich erweisen kann, muß es [!] noch wer weiß wie lange die Maschine und Fräulein Burchardt für mehrere schöne folgende Briefe in Begeisterung versetzen. Ich, ohne so begünstigenden Anlaß, werde die meinigen vom Akademisekretär von Muri, einem wahren Solnemann, an sie richten lassen.

Mir geht es inzwischen ganz gut. Nur habe ich keine Ruhe ehe ich meine Arbeit über die Wahlverwandtschaften nicht fertig habe. Darinnen findet die rechtskräftige Aburteilung und Exekution des Friedrich Gundolf statt.

Viele herzliche Grüße an Euch auch von Dora

Dein Walter

PS Der Umgang mit Bloch ist, sehr vorsichtig, wieder aufgenommen worden. Natürlich macchiavelinisch. Die vollständige Korrektur vom „Münzer“ wurde mir neulich bei seinem ersten Besuch hier überreicht und ich habe zu lesen begonnen.

1 Mit einem sehr langen Aufsatz Sch.s „Lyrik der Kabbala?“, der aus Gründen der Raumersparnis in Petit gesetzt war.

2 Ironisch statt Biram.

3 Der Roman von Adolf Frey, den Sch. an W. B. geschickt hatte.

4 Ein kabbalistisches Buch über Angelologie.

5 Der Gegenstand von Sch.s Dissertation (erschien in Leipzig 1923).

109 *An Gerhard Scholem*

[2. Dezember 1921]

Lieber Gerhard,

vorliegender Glückwunschbrief wird mit dem Segen des Angelus und unter lauter Akklamation der unterworfenen

Völkerschaften, die meinen Schreibethron umgeben, begonnen. Dieselben nämlich unterstehen neuerdings meiner Aufsicht, seitdem sie sämtlich in der Garderobe des ethnologischen Instituts zu Muri zu ihrer allgemeinen Zufriedenheit angesiedelt worden sind. (S. Schriften der Akademie Muri „Ein neues Siedelverfahren“.) Endlich komme auch ich selbst als Gratulant ernsthaft in Frage, was ich durch die Beigaben und herzliche Wünsche auszuweisen hoffe. Diese betreffen zunächst die glückliche Beendigung des Bahir an welchem ich einem freundlich wedelnden Schwänzchen gleich, das Summa cum laude zu sehen hoffe. Ferner glückliches Ergehen, und Gedeihen der dem Angelus als Lehnsherr unterstehenden hebraistischen Saatfelder. Endlich Milderung des gottvergesenen und erbarmungslosen Regimentes über Stadt und Volk von Halberstadt auf daß es nicht eines Tages mit Stumpf und Stil den Tyrannen treffe.

Das beiliegende Buch, hoffe ich, ist das gewünschte, welches Dir damals in die Hände gefallen ist. Dagegen ist die „Symbolik der Rose“ wegen welcher ich neulich anfrug erstens Dir wohl niemals vor Augen gekommen und war zweitens bereits verkauft. Abgesehen davon, daß „Selam“ wohl das Gewünschte war – das ich nur neulich nicht fand und daher mit der Rosensymbolik verwechselte – macht es mir auch einen bessern, ja guten Eindruck – ein wenig im Stil der von France zitierten Büchlein oder Wälzerchen. So möchte ich einmal meine Sachen gedruckt sehen.

Wohl oder übel muß ich in den Dingen des Angelus mehr und mehr auf den Beistand falscher Freunde und des Erzfeindes zählen, da die wahren mir sehr viel Kummer machen. Rangs höchst umfangreiche Shakespeare-Arbeit ist vor kurzem gekommen und scheint sich sehr schwierig anzulassen. Das erste Heft soll – wenn nicht Komplikationen mit dem Autor diesen Plan vereiteln – die „historische Psychologie des Karnevals“ bringen.

[. . .]

Herzlich Dich und Escha grüßend

Dein Walter

Liebes Fräulein Burchardt,¹

ich habe Sie in dem Brief an Gerhard auch grüßen lassen, damit er nicht merkt, daß ich Ihnen besonders schreibe. Für heute auf Ihren letzten Eilbrief nur soviel: Drahten Sie (im äußersten Falle) „Antiochus Epiphanes“ und ich bin sofort zur Stelle.

Herzlichst Ihr Walter Benjamin

¹ Dies auf der Mitte der nächsten Seite des Briefes.

110 An Gerhard Scholem

[17. XII. 1921]

Lieber Gerhard,

da der größer und immerhin rechtzeitiger Beschenkte wohl den Anfang mit dem Dank machen muß, so bin ich davon betroffen und melde also Fräulein Burchardt und Dir wie sehr ich mich mit Agnons Erzählung gefreut habe. Ihr dichterischer Gehalt scheint mir so groß, wie der der letzten Geschichten überhaupt – und wo mein Wissen nicht mehr ausreicht, nämlich was die Frage der Übersetzung angeht, so soll der Angelus, der die Sache vor Urzeiten im Himmel gelesen hat, wo sie Agnon aus der Tasche verloren hatte, in seinem unhörbaren Nigen¹ vor sich hingesonnen haben, daß sie gut sei. Vielleicht tut dies der Angelus aber auch nur auf Grund seiner stadtbekannten Beziehungen zu dem Fräulein Burchardt.

Über ein anderes, kürzlich ihm gewidmetes Manuscript denkt er weit weniger gut und bringt mich wieder einmal in die Verlegenheit, seinen verschwiegensten Gedanken meine Stimme leihen zu müssen. Es ist Rangs Shakespeare-Arbeit, oder vielmehr ein Auszug, der aus 8 Übersetzungen mit Kommentar besteht. Wenige Proben die ich machte, schienen mir ein kategorisches Urteil oder mindestens eine unverhülltere Aussprache so dringend zu fordern, daß ich zum weiteren

Studium noch nicht den Mut gefaßt habe. Ich suche dies um so mehr zu verschieben, als Rang – wegen völlig chimärischer Aussichten auf Kultur- oder Schul-Arbeit, von denen er glaubt, daß die Quäker sie ihm eröffnen, gegen Weihnachten vielleicht herkommen wird und meine prinzipielle – und vielleicht geradezu zur Trennung führende Auseinandersetzung mit ihm, aller bisher aufgewendeten Vorsicht zum Trotz nicht mehr zu vermeiden sein wird. Ein gewisser Rückhalt, der das Schrofte ausgleicht, wird wohl bei Erich Gutkind zu finden sein.

Sonst betrifft noch die Zeitschrift meine Arbeit über die Wahlverwandtschaften, die *sehr* langsam, fast allzu behutsam vorrückt, aber schließlich zu meiner Erleichterung doch eines Tages wohl vorliegen wird. Sie kreuzt sich gerade mit der Beschäftigung mit Baudelaires Leben, der ich mich jetzt etwas zuwenden muß. Denn es ist Aussicht vorhanden, daß ich im Laufe des Winters in einer Buchhandlung (vielleicht bei Reuss und Pollak) die oftgeplante Vorlesung aus den Übersetzungen halten kann und dabei will ich den Gedichten einen Vortrag über den Dichter vorausschicken, in dem ich die größte Exaktheit mit einigen wesentlichen Andeutungen unter absolutem Ausschluß von Tiefsinn verbinden will.

Kürzlich wohnte ich einer selten mißglückten und selten interessanten Vorlesung bei: In einem Hause in der Bendlerstraße hatte sich eine Bourgeois-Familie aus wer weiß welchen Gründen zum Vortrag die Person eines Herrn Lyk² verschrieben. Das unmögliche Publikum dabei bildeten außer einigen obligaten Bourgeois vor allem: [. . .] Martin Gumpert, einige junge Damen aus dem wilden Westen Berlins. Herr Lyk, ein unbestreitbar schizophrenes Talent ist bekannt (bei solchen, die dies ihrerseits nicht sind) als eine wissensschwängere, geisterkundige, weltgereiste [!] und vollkommen esoterische Persönlichkeit im Besitze aller Arkana. Er dürfte nicht viel weniger als 45 Jahre zählen. Konfession, Herkommen und Einkommen bleiben noch zu ermitteln, und ich bin nicht faul. Dieser Herr, der sich als ein ins Verhungerte, Totenkopfhafte und nicht durchaus Reinliche verhextes „Genie“ (Felix N.) beschreiben ließe, sprach mit der Haltung (nicht

aber Stimme*) eines Aristokraten aus dem alten „Simplizissimus“ über – Verschiedenes. De omnibus et quibusdam magicis. Das Débauche war vollkommen. Nach einer Stunde hieß man diesen schweigen. Nach einer weitem halben sprach niemand mehr mit, kaum jemand von ihm. Und nun kommt das Merkwürdige an der Sache. Was dieser Mann sagte war höchst beachtenswert, ab und zu fraglos wichtig und in jeder Hinsicht, selbst wenn falsch, wesentlich. Allerdings äußerst unbeholfen. Es war – wie es schien – sozusagen sein Lebenswerk und ob er noch viel länger als jene Stunde hätte reden können, weiß ich nicht. Ein Denker schien er leider nicht zu sein.

Zwei fürchterliche Salonlöwen, wie ich solche blutdürstiger nie gesehen, [. . .], stürzten sich über ihn und zerrissen ihn völlig. Die Brutalität des erstern war selbst in Anrechnung seines Psychiaterberufs frappant.

Mit Lyk hat es nun außer allem sonstigen die merkwürdige Bewandtnis, daß, wie ich aus gewissen Hinweisen zu behaupten vermag, ich in ihm höchstwahrscheinlich auf die letzte Quelle *einiger* und zwar der nicht a priori dummen oder unsaubren, sondern nur (und dies freilich a priori) der Abstumpfung und Verunreinigung ausgesetzten Theoreme des Goldbergkreises gestoßen bin. Der Mann ist sozusagen eine Generation älter, scheint seinerseits wiederum von jenen (wenigstens heute) eine große Distanz zu halten und abgesehen davon deutet auf seine Rolle dabei noch sonst Persönliches und Sachliches (der „Ungersche“ Gedanke einer neuen Völkerwanderung) hin. Als der Betreffende gänzlich kaltgestellt zuletzt gegen den Ofen gelehnt saß, ging ich in weiser Erwägung alles diesen, zu ihm und ergründete seine Adresse. Demnächst wird es sich zeigen was ich, oder was gar der Angelus von ihm zu erwarten hat.

Worüber er übrigens sprach läßt sich nur andeuten: über die herrschende Bedeutung des Melos in der Sprache. Er las auch merkwürdige Gedichte vor.

[. . .]

Dora fragt oft, wann man Dich sehen wird und da nun

* Seine Stimme ist sehr schön.

zwischen München und Berlin kein neuer Engel dahinfährt, sondern neue Schlafwagen, so wirst Du selbst erscheinen müssen:³

Dein Walter

¹ Hebräisch: Melodie. Die Erzählung Agnons ist gedruckt in „Der Jude“ VIII (1924), S. 38–57.

² Der Deutschbalte Hugo Lyck, über den Hans Blüher, „Werke und Tage“, München 1953, S. 22–24, näher berichtet hat.

³ Hier folgen Zeichnungen, Scholem und Escha Burchardt darstellend.

111 An Gerhard Scholem

Lieber Gerhard,
Liebes Fräulein Burchardt,

1. X. 1922

zum neuen Jahre wünsche ich Euch von Herzen Gutes. Das alte ist nicht vorübergegangen ohne die verborgensten Befürchtungen einzulösen. Denn als wollte er ein letztes Mal beweisen, ein wie guter Jude er ist, hat der Angelus mit dem Abschied des gestrigen Tages den seinen verkündet. Er hat sein altes Haus am kleefarbenen Himmel bezogen, und der Ehrenthron des Redaktors in meinem Herzen steht leer. Beifolgend der Vorspruch des Leichenbitters: „Den Satz für den Angelus mußte ich vorläufig einstellen lassen, weil man mir – dem im Druckgewerbe seit kurzem eingeführten Verfahren gemäß – einen sehr großen Vorschuß abverlangte. Das Ungerbuch, aus dem ich größere Einnahmen haben werde, wird erst in vier Wochen fertig. Ich hoffe, dann über die notwendige Summe verfügen zu können . . .“ Das bißchen Flunkerei, unter dem hiermit sein Erdenleben verflackert, verrät, was auch an diesem Wesen unzulänglich. – Ihr seid die ersten, denen die Nachricht zukommt. So sehr ich fürchte, daß Agnon die Nachricht ungünstig aufnimmt, so sicher glaube ich auf eine Amnestie durch Escha hoffen zu dürfen. Ich selber fühle mich durch diese Wendung der Dinge wieder in die alte Entschlußfreiheit zurückversetzt. Indem ich nun weiterhin (so-

fern das noch in Frage kommt) mich mit der Zeitschrift nur befassen werde, falls dies mit anderen Vorhaben nicht zusammenstößt, lasse ich vorderhand alle Arbeit daran ruhen, während ich Weissbach mit drohendem Schweigen begegnen werde. Derselbe scheint von dem Vorgeben, meinen Baudelaire erscheinen zu lassen, noch immer nicht ablassen zu wollen.

Viel ernster als dies scheint, was ich von Wolf Heinle höre, der nun schon dreiviertel Jahre bettlägerig – an Tuberkulose wie sich nun ergibt – keine Hoffnung und keine Mittel hat. Ich halte es für sehr fraglich ob er wieder gesund wird. Auch Dir wird in kurzem eine Liste zugehen, die ich im weitesten Kreise meiner Bekannten vorlege, um ihm Geld zur Verfügung zu stellen. Ob sonst für seine Heilung etwas Wirk-sames geschehen kann, ist sehr schwer zu sagen.

Heute abend sind wir bei [Moses] Marx.¹ Sein Prospekt betreffs der hebräischen Incunabeln kam neulich – Dora unterstützt ihn bei dessen Übersetzung ins Englische. Auch ich bin mit Büchern – und nicht nur eigenen – beschäftigt, indem ich neuerdings einige Zeit auf intensives Büchersuchen mit anschließendem Verkauf verwende. Das kleine Andachtsbuch, das ich für 35 M in Heidelberg kaufte, habe ich hier bei Schönlanck für 600 M verkauft. Neulich fand ich eine Erstausgabe von Nestroy für 10 M, die ich aber behalte. Vorläufig fällt bei diesen Sachen noch nicht genug ab und da die Angelegenheiten mit meinen Eltern noch durchaus unübersichtlich liegen, so ist unsere Lage schlecht. Bei Gutkinds scheint sie katastrophal zu werden. Da es mit seiner Mutter noch immer beim Alten ist, so hat Erich sich vor einigen Tagen entschlossen, um das Geld für den Haushalt irgendwie zu beschaffen, Stadtreisender für Margarine zu werden. Ich konnte nicht umhin diesen Entschluß mit dem meinigen (aus den ersten Augusttagen 1914) zu vergleichen: zur Kavallerie zu gehen. Seine Lage ist nicht zum Scherzen. Aber wenn das glücken soll, so muß der liebe Gott mit verkaufen.

Wie unschön sticht von meinem ausführlichen Schreiben der karge Text Deines letzten Briefes ab. Und auch die

Glückwunschkarte die soeben kommt, und für die ich höchstens danke, ist lakonisch. Glaubst Du, ich gäbe nicht etwas darum, die Frankfurter Zeitung über Blochs Buch² zu vernehmen? und [Robert] Eisler über die Päpste? und die Escha über die Zigaretten. Vielmehr ersuche ich sie dringend den verlorenen Großherzögen³ nachzuspüren, wozu nicht ich sondern nur sie als deren Absenderin in der Lage ist. – Bücherjagden hast Du, lieber Gerhard, nicht gemacht. Und Kritiken, als da jene über Ungers Schrift⁴, gibst Du auch nur mißvergnügt und plärrend. Und meine Wahlverwandschaftenarbeit hast Du zu lesen womöglich noch nicht einmal begonnen, während hier Groß und Klein sie zu erwarten behauptet. Ich suche einen neuen Verleger. Ihre Publikation könnte den Anfang machen.⁵ Weißt Du einen Rat?

Lebt beide wohl. Seid herzlich begrüßt.'

Euer Walter

¹ Agnons Schwager und damals Besitzer einer bedeutenden hebräischen Sammlung. Er gab einen Thesaurus der hebräischen Incunabeln heraus.

² „Thomas Münzer“, München 1921. Die dort veröffentlichte, negative Kritik stammte von Siegfried Kracauer.

³ Offenbar eine Tabak- oder Zigarettensorte.

⁴ Erich Ungers von W. B. eingeschickte Broschüre „Über die staatslose Bildung eines jüdischen Volkes“, Berlin 1922.

⁵ Sie erschien in den „Neuen Deutschen Beiträgen“ II (1924/25); jetzt „Schriften“ I, S. 55 ff.

112 *An Florens Christian Rang*

Berlin, 14. 10. 22

Lieber Christian,

Dein Brief wäre nicht so lange ohne Antwort und vor allem ohne innigen Dank geblieben, wenn seine Ankunft nicht in Tage gefallen wäre, die für alles was er berührt sehr belangreich sind. Seit ungefähr einer Woche ist mein Schwiegervater – veranlaßt durch unsere höchst schwierige Situation – bei uns um mit meinen Eltern zu verhandeln. Mein Vater

hatte vor einiger Zeit erklärt, jede weitere Unterstützung an die Bedingung zu binden, daß ich in eine Bank gehe. Ich habe das abgelehnt und damit stand der Bruch bevor, als, durch meine Mutter hergerufen, mein Schwiegervater eintraf. Seitdem verhandelt er mit meinen Eltern, denen ich meinerseits zugestanden habe, für meinen Erwerb tätig zu sein, jedoch unter der doppelten Bedingung, daß dies erstens in einer Weise geschieht, die mir die künftige akademische Laufbahn nicht versperrt, d. h. also auf keine Weise als kaufmännischer Angestellter, zweitens, daß mein Vater mir sogleich ein Kapital auszahlt, mit dem ich mich an einem Antiquariat beteiligen kann. Denn ich bin gewillt, die Abhängigkeit von meinen Eltern, die sich bei deren ausgesprochener Kleinlichkeit und Herrschsucht sowohl für mich als auch besonders für Dora zu einer alle Arbeitskraft und Lebenslust verschlingenden Tortur ausbildete, unter allen Umständen zu beenden. In den vergangenen Wochen habe ich nicht ohne Erfolg kleinere Geschäfte mit Büchern gemacht und muß eben, wenns nicht anders geht dies so geschickt und so viel als möglich weiterführen, indem ich derweilen meine Habilitation beschleunigt zu bewirken suche, damit wir nicht völlig entblößt dastehen ehe dieser Termin der Habilitation, zu welchem meine Eltern dann höchst wahrscheinlich eine Verständigung suchen würden, erreicht ist. Die Verhandlungen haben einen schleppenden Gang, so daß wir auf das schlimmste gefaßt sind. So unqualifizierbar die Gesinnung meiner Eltern, deren Vermögensumstände zur Zeit sehr gut sind, ist, ebenso außerordentlich ist die Entschiedenheit, mit der meine Schwiegereltern nicht nur moralisch sondern, trotz ihrer beschränkten Mittel auf nachdrückliche Weise auch finanziell uns zur Seite stehen. – Da Du in Deinem letzten Briefe unsere Zukunftssorgen Dir zu eigen gemacht hast, so kann ich Dir also, anschließend an diesen Bericht, näher antworten. Den Plan einer Leihbibliothek habe ich wohl überdacht. Dabei ergaben sich wie mir scheint zwei Möglichkeiten: entweder ein solches Institut im Westen oder eines in einer andern Stadtgegend zu gründen. Im Westen ist die Konkurrenz vom Kaufhaus und besonders von Amelang, mit der niemand

konkurrieren kann, das Kapital, welches dazu erforderlich wäre, wäre immens. Was aber das kleinere Publikum sowohl des Westens (Schöneberg u. s. w.) als besonders der andern Stadtgegenden betrifft, so fragt es – die Durchsicht vieler solcher kleinen Bibliotheken, die ich bei meinen Einkaufsrunden vorgenommen habe, beweist es – nur nach Courthsmahler, und wenns hoch kommt, Rudolf Herzog. Hier wäre gar kein Feld, den Spürsinn und die Kenntnis von Büchern zu entfalten, sondern es hieße ein Heringsgeschäft aufmachen, mit dem einzigen Unterschied, daß eine Leihbibliothek des kleinen Manns erstens mit einer vielleicht nicht guten Konjunktur, zweitens mit der Konkurrenz derjenigen Papiergeschäfte zu rechnen hat, die in den ärmern Vierteln solche Leihbibliotheken sich angegliedert haben. – Mir scheint, wie ich mir die Sache hin und wieder wende, der Antiquariatshandel bei weitem die meisten Aussichten zu bieten. Was das Lokal angeht, so habe ich ganz im Sinn Deines Vorschlags dabei an die Angliederung an eine gewöhnliche Buchhandlung oder ein Antiquitätengeschäft, jedenfalls an einen schon bestehenden Laden gedacht. Mit Erich [Gutkind] habe ich diesen Plan noch nicht besprochen, weil ich durch die Anwesenheit meines Schwiegervaters an den Grunewald gebunden bin. Dagegen habe ich ihm früher schon die Grundzüge eines solchen Planes vorgelegt, zu einer Zeit, als er sich von andern Wegen, die inzwischen sich als ungangbar für ihn erwiesen – wer konnte glauben, daß Erich sich zum Stadtreisenden eignet! – mehr versprach.

Bei alledem befasse ich mich eifriger als je mit der Prüfung der Habilitationsaussichten. Denn je starrsinniger meine Eltern sich zeigen, desto mehr muß ich auf meinen Ausweis öffentlicher Anerkennung, der sie zur Ordnung ruft, bedacht sein. Wiewohl bei diesen neuen Erwägungen Heidelberg nicht mehr im Vordergrund steht, werde ich doch anfang November dorthin gehen, um Gewißheit zu holen. Auf die Einkehr bei Euch freue ich mich natürlich sehr. Wenn sich – wie es fast den Anschein hat – unter Umständen meine Chancen außerhalb des Bereichs der reinen Philosophie verbessern könnten, so werde ich auch die Habilitation für neuere

Germanistik ins Auge fassen. – Von Weissbach weiterhin keine Nachricht. Ich habe mir im Stillen ein ultimatum für den Baudelaire bestimmt, wenn er dies verfehlt entziehe ich ihm denselben. Hoffentlich kann ich bald über neue Anknüpfungen berichten. Dem Angelus aber bitte ich Dich um seiner Ankündigung willen ein freundliches Gedächtnis zu bewahren. Ich jedenfalls werde es so halten: diese nicht geschriebne Zeitschrift könnte mir nicht wirklicher und nicht lieber sein, wenn sie vorläge. Heute aber – und wenn Weissbach mit einer fertigen Druckerei zu mir käme – würde ich sie nicht mehr machen. Denn die Zeit wo ich ihr Opfer zu bringen gewillt war ist vorüber. Und allzuleicht würde sie das Opfer der Habilitation erfordern. Vielleicht kann ich den Angelus einmal in Zukunft erdwärts fliegen sehen. Für den Augenblick jedoch wäre mir eine eigne Zeitschrift nur als privates und von mir aus sozusagen anonymes Unternehmen möglich und hier würde ich Deiner Initiative willig mich unterordnen. – Gelegentliche Mitarbeit bei Hofmannsthal wäre mir übrigens durchaus genehm. Die Einleitung zum Nachlaß Heinles, mit dessen Erscheinen ich natürlich auch nicht mehr rechne, ist immer noch meine einzige Arbeit. Aber die Vorarbeit neigt sich zum Abschluß und die Abfassung kann nicht mehr als einen Monat erfordern.

[...]

Mit den herzlichsten Grüßen von uns beiden

Dein Walter

113 *An Gerhard Scholem*

Braunfels im Lahntal, 30. Dezember 1922

Lieber Gerhard,

im Grunde bin ich wieder einmal mitten auf einer Abenteuerreise. Zum mindesten ist ziemlich bewegt was hinter mir liegt. Aber ich habe hier (bei Rang) zum Schreiben nicht sehr viel Zeit – auch läßt sich alles weit besser erzählen.

Mein Befinden ist gut, in jeder Hinsicht. Freilich weiß ich nicht, ob ich Grund dazu habe. Aber gegen meine Gewohnheit sehe ich letzten Endes zuversichtlich drein. Nicht etwa – fern sei es – weil der Angelus erscheinen soll. Man schämt sich, es zu sagen, aber zu leugnen ist es nicht, daß ich in Heidelberg die Korrektur meiner Ankündigung gelesen habe. Und dies ist vorderhand alles. Ferner habe ich in Heidelberg Erfahrungen gemacht, die mich eine Habilitation dort vorläufig nicht ins Auge fassen lassen. Lederer hat mich, nach dem ersten Besuch, den ich ihm im Seminar machte, nicht mehr eingeladen. Sicher nur, weil er aus Zeitmangel nichts für mich tun konnte. Er weiß vor Geschichten nicht, wo ihm der Kopf steht. Aber ebenso schief ist das andere geraten. Nämlich ich habe im Kreise von Marianne Weber (als sich ganz unerwartet mir die Möglichkeit bot, dort zu sprechen, mich entschließen müssen, das erste beste zu tun und) einen Vortrag über Lyrik gehalten: die Gedanken des Aufsatzes vorgetragen, der mich seit dreiviertel Jahren beschäftigt. Dafür habe ich eine Woche fast Tag und Nacht gearbeitet und die Arbeit im Entwurf zu Ende geführt. Aber der Vortrag prallte ab. Ich mache mir darüber keine Vorwürfe, denn: wollte ich überhaupt hervortreten, so war nichts anderes zu tun. Meiner Arbeit hat es genützt. – Die Habilitationsaussichten sind auch dadurch erschwert, daß ein Jude, namens [Karl] Mannheim, sich dort bei Alfred Weber voraussichtlich habilitieren wird. Ein Bekannter von Bloch und Lukács, ein angenehmer junger Mann, bei dem ich verkehrt habe.

Von Frankfurt schriftlich nur soviel, daß ich [Franz] Rosenzweig aufgesucht habe. Sei es, daß Du es mir nicht oder nur beiläufig gesagt hattest, sei es, daß es Dir noch unbedeutend schien, ich erfuhr erst durch seinen Brief und gleichzeitig durch einen Dritten, daß er sehr schwer krank ist. Die Lähmung hat das Sprachzentrum ergriffen, so daß er nur mehr sehr schwer verständliche Wortfragmente herausbringt. Seine Frau, die ich sehr schön finde, versteht und übersetzt sie. Ich konnte nur ungefähr dreiviertel Stunden bleiben. (Gegen Ende meines Besuches kam Herr [Eugen]

Rosenstock, der mit seinem Eindruck den Ruf bekräftigte, der den Gestalten des Patmos-Kreises¹ vorausgeht. Man sagte mir, Rosenzweig hätte vor einigen Jahren dicht vor der Konversion gestanden; Rosenstock sei sein genauester Freund, was übrigens auch seine Frau sagte. – Und da ich schon einmal in dem Exkurs² bin, so gehört vielleicht hierher der Hinweis auf den ersten Aufsatz im letzten Heft der Fackel³, „Vom großen Welttheaterschwindel“, ein Aufsatz, bei dem mir Hören und Sehen vergangen ist. Dir steht das gleiche bevor.) Gut. Ich sprach mit Rosenzweig vom Einfluß seines Buches, seiner Bedeutung, seinen Gefahren; er ist geistig vollständig klar, nur machte es das Gespräch schwer, daß ich überall die Initiative geben mußte ohne das Buch entsprechend genau zu kennen. Dann aber brachte er das Gespräch mit ziemlicher Vehemenz auf Dich. Differenzen bei Eurer letzten Auseinandersetzung⁴ scheint er nicht verwunden zu haben und Dich als feindliche Instanz anzusehen. Als er zuletzt in mir gänzlich verborgenen Zusammenhängen auf Deine Stellungnahme oder Dein Verhalten (ich weiß es nicht) in der Sache der Kriegsdienstpflicht kam, mußte ich aus Zeitmangel das Gespräch abbrechen. Indessen wünschte ich wohl, trotz allem, Rosenzweig wieder zu sehen. Man sagte mir, seine Krankheit sei spinale Kinderlähmung⁵ und in kurzer Zeit letal. Ich weiß nicht, ob das wahr ist.

Seit vorgestern bin ich hier und erhole ich mich so gut ich kann. In einigen Tagen fahre ich nach Wien und Breitenstein.

[...]

Mit herzlichen Grüßen Dein Walter

¹ Die Autoren des Patmos-Verlages in Würzburg, von denen einige der profiliertesten konvertierte Juden waren.

² Über Konversionen.

³ In No. 601–7, in der Kraus über seine Konversion schrieb – gelegentlich der Mitteilung seines Austritts aus der Kirche.

⁴ Scholem hatte Rosenzweig im Frühjahr 1922 besucht, und es war dabei zu einer sehr leidenschaftlichen Auseinandersetzung über R.s Deutschjudentum gekommen.

⁵ Es war eine besonders schwere Form der Lateralsklerose.

Breitenstein, 1. Februar 1923

[...] Von mir ist wirklich nicht Gutes zu berichten. Meine Bemühungen in Frankfurt scheinen, nach einem undurchdringlichen Schweigen aus dieser Gegend zu schließen, ebenfalls nicht aussichtsreich. Ich weiß nicht, ob ich Dir schrieb, daß Dr. [Gottfried] Salomon unter nicht ungünstigen Auspizien meine Dissertation und die Wahlverwandtschaftenarbeit Prof. Schultz¹ übergeben hatte. [...] Zu alledem hat die Unmöglichkeit in Deutschland zu verbleiben zugenommen und die Aussicht von dort fortzukommen sich in nichts verbessert. Hier bin ich allzusehr auf bloße Erholung und Nichtstun beschränkt, als daß ich mir durch irgend eine intensive Arbeit die Trübnis dieser Ansichten fernhalten könnte. Sowie ich zurück bin nehme ich die Einleitung zum Nachlaß wieder auf mit dem etwas bitteren Gefühl, sie im gegebenen Augenblick des Abschlusses in meinen Schreibtisch zu versenken. Dann werde ich noch meine Habilitationsschrift verfassen und nach neuen vergeblichen Bemühungen eines Tages weder um Publizistik noch Akademik mich kümmern, und wo auch immer ich sein werde, Hebräisch lernen, wobei doch endlich auf jeden Fall irgend etwas für mich herauskommen wird. Soweit es bei diesen Aussichten möglich ist, bleibe ich ruhig und im Wesentlichen selbst zuversichtlich. Mein nächster Wunsch aber bleibt, die Wohnung bei meinen Eltern aufgeben zu können.

Daß Du bald nach Palästina gehst macht mich natürlich sehr sehr betrübt². Mein Schwager³ ist in Wien eben von dort zum Besuch gekommen.

Dein Walter

Lieber Gerhard,
vor zwei Stunden bekam ich die Nachricht, daß Wolf Heinle gestern nachmittag, am 1. Februar, gestorben ist.

¹ Franz Schultz (1877–1950).

² Scholem ging im September 1923 nach Jerusalem, nachdem er in

Berlin und Frankfurt den größeren Teil des Jahres mit W. B. zusammen gewesen war.

3 Viktor Kellner, der Bruder von Dora Benjamin, Mitbegründer des Dorfes Benyamina in Israel.

115 *An Florens Christian Rang*

Breitenstein, 4. Februar 1923

Lieber Christian,

ich darf mich mit der traurigen Nachricht, die ich zu geben habe, kurz fassen: am Donnerstag, den ersten Februar nachmittags ist Wolf Heinle gestorben. Näheres von seinem Tode weiß ich noch nicht. Doch weißt Du ja, wie sehr ich mit ihm rechnen mußte. Was ich verlor, das zu ermessen kennst Du mein vergangnes Leben genau genug. Er und sein Bruder waren die schönsten Jünglinge, die ich gekannt habe.

[...]

Herzlichst Dein Walter

116 *An Florens Christian Rang*

24. 2. 23

Lieber Christian,

unsere letzten Briefe sind die kreuz die quer an einander vorbei gereist. Ich hätte so viel zu berichten und vielleicht auch manches zu sagen. Es ist gut, daß wir uns nun bald sehen. Ich stehe da, wo ich wieder einmal *allen* Mut brauche um den Kopf oben zu behalten, mein Weg ist weniger sicher als ich es wünsche und dazu die Widrigkeiten des äußern Lebens, die manchmal wie Wölfe von allen Seiten kommen, man weiß nicht, wie man sie abhalten soll. Und dazu der Tod: das Sterben der wenigen Menschen, an denen man,

trotzdem es inkommensurabel ist, die *Maßstäbe* für das eigne Leben hatte. Kürzlich las ich bei Poe – die Stelle ist mir nicht zur Hand – im Beginn einer Novelle – ungefähr dies: daß es ein Denken gibt, das nicht Sophismus, ein Bilden, das nicht abbilden, ein Handeln, das ohne Rechnen ist, gibt, irgendeinige wenige Werte, bei denen es mir blendend ins Gedächtnis trat, daß diese Menschen, deren Gedächtnis aneinanderbindet, was für mich so lange sie, so lange einer lebte, sehr getrennt war, wirklich wie aus einer andern Welt getreten in ihrer Jugend, die sie nicht überlebt haben, lebten. Und so wie es einen unverkennbaren und klassischen Ausdruck von Schönheit vielleicht bei Frauen gibt, so sage ich mir manchmal von diesen beiden Jünglingen, daß es niemanden, der ein Wissen von adeligem Leben in sich trägt, gegeben haben sollte, den hier nicht der erste Blick gelehrt hätte, daß es dort besteht.

Wolf Heinle hat Deinen Brief nicht mehr gelesen, er kam am Tage vor dem Tode und er war schon zu schwach, als daß er ihm hätte vorgelesen werden können. Ich aber werde ihn, wenn ich in Göttingen bin, dankbar lesen. Als sollte jene, seine ganz windschiefe Stellung zu dem heutigen Leben sich noch am letzten Tage ausdrücken, so traf eben an ihm die einzige größere Geldsendung 90 000 M von einem Menschen ein, der damals (zur Zeit der Jugendbewegung) seinem Bruder nahe stand.

Der Termin der geplanten Zusammenkunft liegt, wie Du nun wohl schon meiner Heidelberger Karte entnommen hast, für mich sehr günstig. Wäre es am achten oder neunten März in *Frankfurt* (nicht in Gießen) so wäre mir das sehr lieb. Ich danke Dir für Deine Aufforderung (welche ich durch Dora heute mit der Frühpost erhielt) und was in meinen Kräften steht und sich mit der schuldigen Zurückhaltung, die wir heute vor dem Schicksal, das sich übermächtig und verderblich ankündigt, vereinbaren läßt, will ich gerne beitragen [sic]. Freilich – diese letzten Reisetage durch Deutschland haben mich wieder an einen Rand von Hoffnungslosigkeit geführt und mich in den Abgrund sehen lassen.

[...]

Herzliche Wünsche für Helmuth.¹ Und an Euch, Dich und Deine Frau, die herzlichsten Grüße.

Dein Walter

¹ Helmut Rang, geb. 1897, Sohn von Florens Christian Rang.

117 *An Florens Christian Rang*

Berlin, 2. 4. 23

Lieber Christian,

überall in Berlin hört mans wispern von Deinem und Bubers Kommen und nur wir gehen unter soviel Nachrichten leer aus. Wir rechnen nun mit Deiner Ankunft, gemäß Deiner Nachricht an Ottos¹, für die zweite Aprilwoche und freuen uns auf sie. Hier wirst Du ein wunderbares Ding finden, nämlich neue Druckbogen des Baudelaire, der also offenbar nach transzendentalen Zeitmaßen zu erscheinen beginnt. Bei den ungeheuerlichen Erfahrungen, welche man mit Verlegern machen muß, genügt so etwas bereits (leider!) um ihm ein Gran der alten Sympathie zurückzugewinnen. Cassirer hat jetzt in der Tat nach dreimonatlichem Studium meine Wahlverwandtschaftenarbeit zurückgegeben. Er wird sie – wegen technischer Schwierigkeiten – nicht drucken. Immerhin bin ich noch nicht verzweifelt, sie an den Mann zu bringen.

Vor ein paar Tagen bekam ich das Protokoll. Daß dieses vervielfältigt und versandt wird, wußte ich garnicht und – offen gestanden – warum es geschieht, ist mir nicht einleuchtend. Ist doch das einzig Wesentliche solcher Zusammenkunft wie der in Gießen, das lebende Wort von Mund zu Mund auf so primitive Weise nicht festzuhalten. Und streift man mit dieser Promulgationsform nicht an so Vieles, was man zu vermeiden gedachte, indem die Verbreitung dieser Protokolle ja bald auf unkontrollierbaren Wegen vor sich gehen wird. So waren mindestens meine Äußerungen in Gießen

nicht gemeint – ich scheue in dergleichen Dingen diese Art der Öffentlichkeit, aus Überzeugung. Soll auch von dieser Gießner Zusammenkunft das Protokoll vervielfältigt werden, so bitte ich Dich sehr, was mich angeht es bei der Konstatierung meiner Anwesenheit bewenden zu lassen – ohnedies habe ich nicht viel Belangreiches geäußert soviel ich mich erinnere.

[...] Den Jürg Jenatsch, den ich mir von Dir lieb, habe ich mit großem Genuß fast schon zu ende gelesen. Das Buch fesselt, auf seinem hohen Niveau, mich mit der Kraft, mit der See- oder Indianergeschichten als Junge auf mich wirkten. Ich bewundere an ihm die Sauberkeit und Zurückhaltung, die es einer meisterhaften Zeichnung ähnlich machen. Ob freilich nicht eine Spur falscher „Renaissance“ hie und da an den Partien haftet, die das Historische sehr nahe berühren, möchte ich nicht entscheiden.

[...] Bis dahin herzlichste Grüße an Dich und Deine Frau von uns beiden.

Dein Walter

¹ Mit Gutkinds befreundetes Architektenehepaar.

118 An Florens Christian Rang

Berlin [28. 9. 23]

Lieber Christian,

ich will versuchen, unsern Briefwechsel dem Schicksal des Einschlafens, dem hier alles bis zum furchtbaren Erwachen verfallen scheint, zu entziehen. Mein langes Schweigen legt natürlich auf seine Weise auch Zeugnis von dem Elend ab, in das auch wir mehr und mehr hineingerissen werden. Den schwerern Teil hat zunächst Dora zu tragen, vom ersten Oktober an wird sie eine Stelle bei einem amerikanischen Journalisten annehmen und also tagsüber gebunden sein. Was mich betrifft, so liegt die Aufgabe, mich in Frankfurt

durchzusetzen, auch nicht leicht auf mir. Es handelt sich darum, eine Arbeit, deren Stoff refraktär und deren Gedankenentwicklung subtil ist, zu forcieren. Ich weiß noch nicht, ob es mir gelingt. Auf alle Fälle bin ich entschlossen ein Manuscript anzufertigen, d. h. lieber mit Schimpf und Schande davongejagt zu werden als mich selbst zurückzuziehen. Ich habe auch die Hoffnung nicht aufgegeben, daß in dem so sichtbaren Verfall der Hochschulen man über manches hinwegsehen könnte, um einen in gewisser Hinsicht willkommenen Dozenten zu gewinnen. Aber die Verfallserscheinungen wirken auf der andern Seite auch lähmend. Fest steht, daß dieser intensive Versuch, von Deutschland aus eine Brücke für mein Fortkommen zu schlagen, mein letzter ist, und daß, wenn er scheitert, ich werde schwimmend mein Heil versuchen müssen d. i. mich im Ausland irgendwie durchzuschlagen, denn weder Dora noch ich können dieses Abbröckeln aller Lebenskräfte und Lebensgüter längerhin ertragen. In der Großstadt zumal sieht man es tagtäglich zunehmen. So sind die Verkehrsmittel in unsrer Gegend fast völlig fortgefallen und Dora hat, schon um ihrer Stellung willen, versuchen müssen, für uns eine Stadtwohnung zu erhalten. Der letzte Monat ist über den Bemühungen dafür hingegangen; augenblicklich liegt die Sache beim Wohnungsamt. — Heute traf die letzte Korrektur meines Baudelaire ein, der, wenn er herauskommt, bis auf weiteres wohl unter den letzten deutschen Publikationen sich befinden dürfte, denn alles was mit dem Buchgewerbe verbunden ist, siecht dahin. Natürlich wird auch dies Buch eine Luxusausgabe mit geringer Auflagehöhe. Ich habe daran gedacht, wie die Aussichten für die Neuen deutschen Beiträge sein mögen. Ich bin nunmehr in jeder Hinsicht bereit, mich, sei es durch Dich, sei es selbst, mit dem Manuscript meiner Wahlverwandtschaftenarbeit an Hofmannsthal zu wenden und erwarte Deine Vorschriften. — Scholem ist vor zwei Wochen nach Jerusalem abgefahren, wo er wohl über kurz oder lang eine gesicherte Stellung an der Bibliothek haben wird.

Gern würde ich denken, daß in Eurer Zurückgezogenheit die Tage besser und gut dahingehen und welche Nachricht

Ihr aus Davos habt. An das Schicksal der Schrift, die Du in Frankfurt verlasest, denke ich bekümmert. Es ist wohl aussichtslos, daß sie gedruckt wird. Auch wirst Du wissen, daß Bubers Sammelschrift, für die ich meinen Aufsatz umgearbeitet hatte, nicht erscheint. Ich klammere mich an den Gedanken einer Privatzeitschrift in unserm frühern Sinn fest, ohne irgendwo die Möglichkeit der Verwirklichung zu sehen. Manchmal denke ich die „Nacht da niemand wirken kann“ ist schon eingebrochen.

Bitte laß bald ein paar tröstliche Worte hören und sei herzlich begrüßt mit Deiner Frau von Dora und deinem Walter [...]

119 *An Florens Christian Rang*

7. Oktober 1923

Lieber Christian,

bei täglich wachsender Beklemmung war es sehr tröstlich, daß endlich so aufmunternde und ausführliche Nachricht von Dir kam. Von Deinem Manuscript¹ erwarte ich weiter neue Belebung. Mit dessen Gedanken habe ich die merkwürdige Erfahrung gemacht, daß nirgends ihre von mir versuchte Mitteilung positiv ergriffen wurde, vielmehr eigentlich unverstanden blieb. Ich glaube zwei Gründe dafür annehmen zu dürfen: erstens daß heute jedes geistige Unternehmen und jedes so begründete wirtschaftliche, das sich die Erhebung Deutschlands vorsetzt, bei denjenigen, die mit wahrem Bewußtsein die letzten zehn Jahre hier durchlitten haben, mit einem bösen Omen behaftet zu sein scheint; zweitens daß die Voraussetzung Deiner Forderung in der Tat persönliche Bindungen, will sagen durchaus gemeinsam erfahrene Not einschließt. Vielleicht, ja wahrscheinlich, wird Deine ursprünglichere Gedankenentwicklung manchen überzeugen, bei dem meine Vermittlung versagen würde. Ob und wie ich meine Beischrift abfassen kann, will ich Dir mitteilen, wenn

ich Deine Schrift gelesen habe. Es hängt wie mir scheint davon ab, ob ich die Überzeugung, die mich Dir zustimmen läßt, so einfach bekunden kann, daß sich die wenigen Zeilen, in denen ich es zu tun hätte, mir von selbst ergeben. Denn eine wirkliche Vertiefung in die Philosophie der Politik muß ich eben jetzt um so mehr vermeiden, als ich noch garnicht im wünschenswerten Maße in meiner eignen Arbeit stecke. Die Notwendigkeit, sie zu forcieren, läßt mich wieder und wieder in meinen Studien innehalten, um die Seite zu bedenken, von der aus alles kurz und bündig sich fassen ließe. Die aber zeigt bei einem derart spröden Thema sich nicht so bald. Im ganzen scheint das ursprüngliche Thema „Trauerspiel und Tragödie“ sich wieder in den Vordergrund zu schieben. Eine durchgeführte Konfrontation der beiden Formen, abgeschlossen durch die aus der Theorie der Allegorie gewonnene Deduktion der Trauerspielform. Meine Belege werde ich im großen und ganzen den Arbeiten der zweiten schlesischen Schule entnehmen müssen, teils aus Opportunitätsgründen, teils um nicht ins Weite zu geraten. Es macht sich immer wieder unangenehm spürbar, daß ich die Lyrik-Arbeit so kurz vor dem Abschluß unterbrechen mußte, indem ich aus meiner pedantisch-sauberen Manier des Aufarbeitens geworfen bin. Dazwischen bleiben leider frühere Bekümmernungen aktuell. Und leider an erster Stelle Doras Gesundheit, von der es sehr ungewiß ist, ob sie irgendwie der Arbeit, die begonnen hat, gewachsen ist. In letzter Zeit sind zudem die Verbindungen in unserer Gegend fast unpraktikabel geworden und Dora ist im Winter doch auf sie angewiesen. [...]

Es wäre für mich eine große Freude, Dich einmal wieder mit Muße zu sprechen und in diesem wie jedem anderen Sinn, danke ich Euch für die erneuerte Einladung herzlich. Zwar gedenke ich erst nach Frankfurt zu kommen, wenn die Habilitationsschrift dem genauen Plan nach feststeht. Keinesfalls wohl vor Dezember. Deine politische Prognose hat wie mir scheint, alle Wahrscheinlichkeit für sich. Nur für das Gebiet von Ruhr und Rhein könnte sich vielleicht eine andere Zukunft ergeben.

Von dem Hofmannsthalschen Brief² scheint es Dir entgangen zu sein, daß er den Wunsch ausspricht, vorderhand mögest Du vermittelnd zwischen ihm und mir bleiben. Aus diesem Grunde bitte ich Dich sehr, die Manuscripte, die ich Dir in Kurzem zur Verfügung stellen werde, an ihn weiterzuleiten und sie auch, gleichsam in meinem Auftrage, mit ein paar Begleitzeilen zu versehen. Ich halte es für sehr angezeigt, den Wink Hofmannsthals genau zu befolgen. Ohnehin macht mir im Wahlverwandtschaftenaufsatz eine Stelle, in der ich meine Meinung über den ihm nächststehenden Rudolf Borchardt andeute (wenn auch vorsichtig und sehr maßvoll) Sorge. Denn Hofmannsthal wird – und soll – in diesen Beziehungen nicht weitherzig sein. Zunächst erhältst Du 1) Wahlverwandtschaftenarbeit 2) einiges von Heinle und vielleicht 3) früher von mir Erschienenes. – Sobald Du hinsichtlich des Druckes Deiner „Deutschen Bauhütte“ einen Bescheid hast, teile ihn mir bitte mit.

Für heute noch die herzlichsten Grüße von uns beiden an Dich und Deine Frau.

Dein Walter

¹ Florens Christian Rang: Deutsche Bauhütte. Ein Wort an uns Deutsche über mögliche Gerechtigkeit gegen Belgien und Frankreich und zur Philosophie der Politik. Mit Zuschriften von Alfons Paquet, Ernst Michel, Martin Buber, Karl Hildebrandt, Walter Benjamin, Theodor Spira, Otto Erdmann. Sannerz, Leipzig 1924. – Die Zuschrift B.s: vgl. Brief vom 23. 11. 1923 an Rang.

² Vgl. Hugo von Hofmannsthal u. Florens Christian Rang: Briefwechsel 1905–1924, in: Die Neue Rundschau 70 (1959), S. 402–448, bes. S. 419 ff.

120 *An Florens Christian Rang*

Berlin [24. 10. 23]

Lieber Christian,

die eingeschriebene Sendung – ihr Inhalt: Kritik der Gewalt, Argonautenheft, Wahlverwandtschaftenarbeit, Auswahl von

Fritz und Wolf Heinles Sachen – ist nun ja wohl in Deiner Hand und wie ich hoffe von Dir mit den wenigen nötigen begleitenden Worten an Hofmannsthal weitergegeben worden. Wie gesagt, ich habe mich an diese Übermittlungsweise gehalten, um seinem Wunsche, nichts zu „vereinfachen“ derart zu entsprechen. Hoffentlich versinkt diese Sendung nicht in den Avernus der Redaktionen, sondern gibt bald ein freundliches Echo Antwort. Noch habe ich zu bemerken, daß ich bei keinem dieser Stücke – es sei denn *allenfalls* die Kritik der Gewalt – auf die Rücksendung verzichten kann. Überall handelt es sich um einzige bzw. letzte Exemplare. Ich denke wohl, daß sechs Wochen genügen werden, um ihm einen Einblick mit Muße zu verschaffen; nach dieser Zeit möchte ich mich wieder um die Sachen kümmern. Von einer probeweisen Übermittlung aus meinen Sonetten¹ hielt ich es für besser noch abzusehen.

Von dem berliner Manuscript Deiner Arbeit habe ich noch nichts gehört. Ich erwarte es ungeduldig. Ist indessen eine Verlagsentscheidung erfolgt? Wie stehen Deine häuslichen und literarischen Dinge sonst? [...] Ich selbst bin mit meiner Arbeit – genauer gesagt in der einschlägigen Lektüre – ganz beschäftigt. Es ist freilich der Fall, daß ich hier nicht nachzulassen gedenke und diese Sache, so oder so, zum Abschluß führe. Dennoch aber sehe ich unerbittlich und unaufschiebbar die Problematik einer wissenschaftlichen Beschäftigung in so zerfallenen Lebensformen und -verhältnisse[n] sich vor mir präsentieren, und schon jetzt beschäftigt sie unablässig mein Nachdenken. Der Gedanke durch die Flucht die Privatheit meiner Existenz, die mir unveräußerlich ist, vor der hiesigen zersetzenden Kommunikation mit dem Leeren, Nichtigen und Gewalttätigen zu retten, wird mir nachgerade zur Selbstverständlichkeit. Das Problem ist allein das Wie? Da bin ich zur Zeit auf einen sehr unvermuteten und mir gangbaren Weg geraten, von dem ich aber, gerade weil ich so viel Hoffnung darauf setze, noch schweige. Gerade Berlin ist übrigens im Augenblick völlig unerträglich; die Erbitterung der Menschen ist so groß wie ihre Hilflosigkeit, beides durch einen allgemeinen und plötzlichen Brotmangel in den letzten Tagen

gesteigert. (Gutkinds liegen wieder einmal in Siegfriedstellung vor dem Lützowplatz, ich hoffe es endet nicht mit einem Versailles.) A propos französische Angelegenheiten, so habe ich, unentwegt und verschlagen für das Wachstum meiner Bibliothek auf dem Posten, noch jetzt, bei wahrhaft ungeheuerlichen Marktverhältnissen, durch einen Tausch eine ganze Menge Sachen von Stendhal und Balzac angeschafft. Ferner die erste deutsche Danteübersetzung (in Prosa) von Bachenschwanz 1768. Das Studium des Barock läßt mich übrigens fast täglich die Bekanntschaft bibliographischer Merkwürdigkeiten machen. Im übrigen ist wieder wenig Gutes mitzuteilen. Doras Gesundheit hält mich unablässig in Atem. Sie will von Schonung im Augenblick, da unsere wirtschaftliche Existenz auf ihrer Stellung steht, nichts wissen. Vielleicht wird sich hier aber eine Lösung ergeben, indem der Chef geneigt scheint, den Bürodienst einzuschränken, wobei dann auch Doras Stellung nur einen halben Arbeitstag verlangen würde.

Bitte gib mir recht bald über alles Dich und uns Betreffende Nachricht. Schrieb ich Dir schon, daß mein Baudelaire erschienen ist. Freiexemplare habe ich noch nicht erhalten.

Mit den herzlichsten Grüßen an Dich und Deine Frau

Dein Walter

¹ Auf den Tod von C. F. Heinle und Rika Seligson; das Manuskript scheint verloren.

121 An Florens Christian Rang

Berlin [8. 11. 23]

Lieber Christian,

erst gestern ist Dein Manuscript in meine Hände gekommen. Nun aber stellt ein neuer Mißstand sich ein. Bei der gegenwärtigen Lage meiner Arbeit ist es mir radikal unmöglich, die Lektüre, die doch überall in mir die Probleme lebhaft in Bewegung versetzt, im Laufe weniger Tage zu beenden, wie

Du es erwartest. Vielmehr ist meine Aufmerksamkeit durch die drängenden Erfordernisse der Habilitationsschrift so in Anspruch genommen, daß ich eben nur in den Mußestunden mit wirklichem Gewinn mich an Deinen Aufruf begeben könnte, alles andere wäre ein leeres „Notiz nehmen“ ohne Sinn. Ich weiß nicht, ob Deine Dispositionen es Dir ermöglichen, noch eine Zeitlang auf dieses Exemplar zu verzichten. Wenn irgend möglich, würde ich Dich bitten, es einzurichten, denn es liegt mir wie Du weißt sehr daran, nicht nur mir selbst ein genaues Bild zu verschaffen, sondern auch, mit Deiner Erlaubnis, diesen oder jenen wichtigen Abschnitt mündlich an Nahestehende mitzuteilen.

Dies die eine Bitte. Eine andere, reziproke, die ich ungern tue, muß folgen. Vor einigen Tagen bekomme ich aus Frankfurt die Nachricht, daß meine Wahlverwandtschaftenarbeit von maßgebender Stelle von neuem eingefordert wird. Schon vorher, einige Tage, bevor ich das Manuscript für Hofmannsthal an Dich abgehen ließ, hatte ich mein anderes Exemplar (das dritte und letzte ist in Palästina in Scholems Besitz) aus Heidelberg von einem Bekannten – eingeschrieben – angefordert. Es steht bis heute aus. Es ist von neuem angefordert, aber ich muß mit allem (besonders angesichts der skandalösen Postverhältnisse) rechnen. Mir bleibt nichts übrig als folgendes: Sollte nicht in kürzester Frist das Heidelberger Manuscript bei mir eintreffen, so wäre ich zu meinem größten Bedauern gezwungen, Hofmannsthal um provisorische Übersendung desselben in meinem Auftrage an

Herrn Professor Franz Schultz, Frankfurt a/M Germanisches Seminar der Universität *Eingeschrieben!*

zu ersuchen. Und zwar wiederum durch Dich. Ist das erforderlich, so erhältst Du ein Telegramm in dem nur das Wort „Manuscript“ steht. Da von dem Eintreffen der Arbeit in Frankfurt für mich *sehr* viel abhängt, darf ich mich leider weder durch die Rücksicht auf Dich noch auf Hofmannsthal bestimmen lassen. Mir ist natürlich dies Mißgeschick sehr unlieb. Also bitte schreibe gegebenenfalls nach Erhalt des Telegramms mit der nötigen Deutlichkeit an Hofmannsthal, daß ich in diesem Falle sehr um Entschuldigung bitte.

Für heute nichts mehr. Wegen der Bauhütte erwarte ich
Deinen Bescheid.

Herzlichste Grüße Dein Walter

122 An Florens Christian Rang

18. Nov. 1923

Lieber Christian,

ursprünglich gedachte ich auch diese Nachricht auf eine Postkarte zu beschränken, indem ich aber Deine letzten Briefe und den liebevollen Anteil, der aus ihnen allen spricht überdenke, entschieße ich mich schon jetzt ausführlicher zu sein. Wiewohl ich gerade beim Schreiben Deinen Brief an Erich [Gutkind] gerne zur Hand gehabt hätte. Ich habe ihn zwar gelesen, aber mein Gedächtnis ist allzu durchlässig. Im vorhinein gestehe ich zu, daß meine Situation nicht der Erichs in jeder Hinsicht gleich ist. Erich hat – ich gehe hier mit einem Wort näher in den Zusammenhang ein – das positive des deutschen Phänomens wohl nie erfahren, sondern vor Jahren in einer sehr unglücklichen Weise in jenen ersten Büchern, die er überwunden hat, dem Europäischen in einer unvorsichtigen Weise, die für den Sehenden eines Tages notwendig sich enthüllen, als Irrtum enthüllen mußte, sich verschrieben. Indessen für mich immer begrenzte Volkstümer im Vordergrund standen: das Deutsche, das Französische. Daß und in wie tiefer Weise ich an das erstere gebunden bin entschwindet meinem Bewußtsein niemals. Am wenigsten könnte es das über meiner gegenwärtigen Arbeit, denn nichts führt tiefer und bindet inniger als eine „Rettung“ ältern Schrifttums, wie ich sie vorhabe. Wenn ich gar die Erfahrungen meines Lebens anschau, so bedarf das Dir gegenüber, der Du sie so gut kennst, erst recht keines Wortes. Nun aber sind einige Instanzen zu nennen, welche Du nicht nach ihrer Tragweite für mich zu wägen scheinst. Ich beginne mit der gegenwärtigen Lage des Deutschtums. Gewiß stehst Du

mir heute für das wahre Deutschtum (ja auf die Gefahr, Dich zu verstimmen, möchte ich fast sagen, Du allein, unter dem großen Eindruck, den die leider nur fragmentarische Lektüre der „Bauhütte“ auf mich gemacht hat.) Aber nicht zum ersten Male erfährst Du von mir, daß ich nur ungeheuer widerstrebend, nur mit tiefsten Bedenken, Deine Gefolgschaft mit meiner Person, mit dem Jüdischen in ihr vermehre. Nicht aus opportunistischen Erwägungen stammen diese Bedenken, sondern aus der jederzeit zwingend mir gegenwärtigen Einsicht: daß in den furchtbarsten Augenblicken eines Volkes einzig die zu reden berufen sind, die ihm angehören, nein mehr: die ihm im eminentesten Sinne angehören, die nicht allein das *mea res agitur* sagen, sondern *proprium rem ago* aussprechen dürfen. Reden soll der Jude sicher nicht. (Mir ist die tiefe Notwendigkeit in Rathenaus Tod immer klar gewesen, indessen der Landauers, der nicht „geredet“, sondern „geschrieen“ hat, die Deutschen mit anderer Schwere bezichtigt.) Soll er *mitreden*? Das ist auch eine der Fragen, und zwar die objektiv wichtigste, welche die Aufforderung zur „Zuschrift“ in mir erweckt. Und sollte ich dies in diesem Zusammenhange, in den es gehört, nicht sagen dürfen, daß eine Schrift, deren Wirkung mit so feinen Gewichten ausgewogen werden wird, wie es der Deinigen geschehen muß, sich Unrecht tut, indem sie [...] Martin Buber unter ihr Gefolge aufnimmt. Hier, wenn irgendwo sind wir im Kern der gegenwärtigen Judenfrage: daß der Jude heute auch die beste deutsche Sache für die er sich *öffentlich* einsetzt, preisgibt, weil seine öffentliche deutsche Äußerung notwendig käuflich (im tiefern Sinn) ist, sie kann nicht das Echtheitszeugnis beibringen. Ganz anders legitim können die geheimen Beziehungen zwischen Deutschen und Juden sich behaupten. Im übrigen gilt, wie ich glaube, mein Satz: daß alles was von deutsch-jüdischen Beziehungen heute *sichtbar wirkt*, dies zum Unheil tut und daß eine heilsame Komplizität die edlen Naturen beider Völker heute zur Schweigsamkeit über ihre Verbundenheit verpflichtet. – Die Frage der Auswanderung, um auf sie zurückzukommen, hat nur im Sinn dieser defensiven Antwort auf Deinen Verpflichtungs-

versuch mit der jüdischen Frage zu tun. Im übrigen nicht. Vielmehr resümieren deren Anforderungen für mich vorderhand sich darin: Hebräisch zu lernen. Wo ich dann auch sein werde, werde ich das Deutsche nicht vergessen. Wiewohl auch dies gesagt werden muß: daß der verstockte Geist, mit dem dieses Volk zur Stunde sich darin überbietet, seine zuchthaushafte Einzelhaft zu verlängern, allmählich auch seine geistigen Schätze, wenn nicht verschüttet, so doch rostig, schwer zu handhaben und zu bewegen macht. Wir wissen ja, daß die Vergangenheit kein musealer Kronschatz ist, sondern etwas das immer von Gegenwart betroffen ist. Deutschlands Vergangenheit leidet jetzt unter der Abschnürung des Landes vom übrigen Erdleben, wer weiß wie lange sie hierzulande noch lebendig erfaßt werden kann. Ich für meine Person stoße schon jetzt auf die Grenze. Und ohne bei den geistigen Problemen zu verweilen, wende ich mich zu den materiellen. Ich sehe – selbst mit Habilitation – keine Möglichkeit meinen Aufgaben auch nur halbwegs ungeteilt mich zuwenden zu können. Wer in Deutschland ernsthaft geistig arbeitet, ist vom Hunger in der ernsthaftesten Weise bedroht. Ich spreche noch nicht vom *Verhungern*, aber immerhin aus Erichs und meiner (in dieser Hinsicht sehr verwandten Lage und) Erfahrung heraus. Gewiß gibt es vielerlei Arten zu hungern. Aber keine ist schlimmer als es unter einem verhungernenden Volke zu tun. Hier zehrt alles, hier nährt nichts mehr. Meine Aufgabe, selbst wenn sie hier wäre, wäre hier nicht zu erfüllen. Dies ist die Perspektive, aus der ich das Auswanderungsproblem ansehe. Gebe Gott, daß es lösbar ist. Vielleicht gehe ich schon in wenigen Wochen fort, nach der Schweiz oder nach Italien. Wenn meine Exzerpte gemacht sind kann ich dort besser arbeiten und billiger leben. Aber dies ist natürlich keine Lösung. Was mir da an Möglichkeiten, *vage genug*, vorschwebt, sei auf das Gespräch verspart. Was Palästina angeht, so gibt es zur Zeit für mich weder eine praktische Möglichkeit noch eine theoretische Notwendigkeit hinzugehen.

Dora denkt eventuell, zunächst um das Terrain zu sondieren, an Amerika, wohin sie betreffs eines Postens ge-

schrieben hat. Sie hat ihre Stelle nicht behalten können, da die Amerikaner hier das Büro einschränken. Gesundheitlich geht es ihr in letzter Zeit besser. Sie hat endlich, leihweise, einen Flügel bekommen und kann nun, seit Jahren zum ersten Male wieder bei sich spielen, worüber wir sehr froh sind. Ich habe hier seit einiger Zeit ein kleines Zimmer Meierotto Str. 6 bei Ruben Gartenhaus III. Meine Arbeit schreitet seitdem ich einer geradezu außerordentlichen Ruhe mich erfreue besser fort. Sie stellt mich gerade jetzt vor zwei Probleme, zu denen mir Deine Äußerung überaus wichtig wäre. Ich will sie beide hier in äußerster Abbrueviatur stellen. Das erste betrifft den Protestantismus des 17^{ten} Jahrhunderts. Ich frage mich: woher rührt es, daß gerade die protestantischen Dichter (die schlesischen Dramatiker waren Protestanten, und zwar nachdrückliche) einen *im höchsten Grade mittelalterlichen* Ideenschatz entfalten: extrem drastische Todesvorstellung, völlige Totentanzatmosphäre, Auffassung der Geschichte als große Tragödie. Die Unterschiede vom Mittelalter sind mir wohl geläufig, allein ich frage: wie konnten gerade *diese* höchst mittelalterlichen Vorstellungskreise bannend damals wirken? – Das war die eine Frage. Ein Wort von Dir dazu wäre mir sehr wesentlich. Ich vermute im Zustand des damaligen Protestantismus wäre Aufschluß, der mir nicht erreichbar ist, darüber zu finden. Das Zweite betrifft die Theorie der Tragödie, über die mich zu äußern ich nicht vermeiden kann. Ich weiß aus unsern Gesprächen daß Deine Anschauungen hier fest umrissen sind. Weißt Du einen Weg, auf dem Du sie wenigstens im Wichtigsten mir mitteilen könntest. Ich entsinne mich, daß wir uns in dieser Frage sehr gut verstanden, leider aber an Einzelheiten (wie das Verhältnis von Tragödie und Prophezie u. a.) nicht mit genügender Klarheit.

Über die ersten Zeilen von Hofmannsthal habe ich mich gefreut. Gespannt bleibe ich auf das übrige. – Was das Heinlesche Gedicht angeht, so ist die Lesart im Schreibmaschinentext die richtige. Vielleicht kann ich Dir wenn ich nach Braunfels komme (wann? ob im Dezember ist noch nicht zu bestimmen) Dinge von Wolf Heinle bringen, die Dir einen

neuen Einblick geben, besonders denke ich an die Märchen, die Du wohl noch nicht kennst. Auf die Korrekturabzüge der „Bauhütte“ freue ich mich; das Manuscript war nicht leicht zu lesen. Hoffentlich habe ich zu einigem hier Berührten bald eine Antwort von Dir. Für Helmut's Genesung weiter die innigsten Wünsche und Dir und Deiner Frau von uns die herzlichsten Grüße.

Dein Walter

123 An Florens Christian Rang

Berlin, 23. 11. 23

Lieber Christian,

Zuschrift¹

Die von Dir gedachte Form der Zuschrift will ich im Sinn des Dir gewidmeten Schreibens, nicht des Zusatzes zu Deiner Schrift verstehen. Denn jenen Eindruck der Vorlesung und den weniger Korrekturbogen mir zum Anlaß eigener Ausführungen zu nehmen, würde ich leichtfertig nennen. Auch würden Glossen, so notwendig Du sie fordern mußt, die eigentümliche Schönheit Deiner Schrift leicht verletzen. Gewiß ist diese Schönheit nicht das Wesentliche. Aber keine Materie, deren der Philosoph sich verantwortlich annimmt, kann sie verleugnen. Unter einer Analyse, welche dieses betont, anderes übergeht, würde sie zurücktreten. Und doch beruht die Hoffnung einer Wirkung auf dieser endlich erhobenen Weise einer Rede, welche ausklingen sollte. Du weißt, daß ich jene Hoffnung nicht teile. Aber was hier geschrieben, daß es hier gedruckt steht, straft manches von dem Zweifel, mit dem ich nicht allein gestanden habe, Lügen. Anderes wird sich behaupten. Behaupten aber auch diese Schrift, vor welcher die brutale Gedankenlosigkeit öffentlicher Argumentation sich bloßstellt. Wen sie lähmten, der sieht sich nun erlöst aus der Alternative, von Leisetretern durch splendide Widerlegung der Clarté-Bewegung sich

einfangen zu lassen oder in pazifistischen Konventen seine besten Denkgewißheiten zu verleugnen. Ohne Hinterhalt und ohne Bonhommie wird er auch mit dem Ausländer reden können. Denn diese Schrift achtet die geistigen Grenzen unter den Völkern im gleichen Maße, als sie ihre Sperrung verächtlich macht. Zu alledem bedurfte es nichts Geringeres als die Lebensarbeit, die hinter diesen Zeilen steht. Denn sie erhärten, daß die Wahrheit, auch im Politischen, zwar eindeutig ist aber nicht einfach. Ich habe mich gefreut, Macchiavell, Milton, Voltaire, Görres von Dir genannt zu finden. Wohl nicht in dem Sinne, in welchem sie mir hier erscheinen: als Schutzpatrone einer gleich den ihrigen klassischen Streitschrift. Als Wahrzeichen eines Bereiches, in dem der ungebildete Parteimann unzuständig ist, wirst auch Du sie zu nehmen verstaten. Schwerlich wird ihn das stutzig machen, weniger noch die Berufung auf das Gewissen. Denn er wird um den ethischen Grundsatz, mit dem er sie pariert, nicht verlegen sein. Es ist ja das gemeinschaftliche Anliegen der Gewissenlosigkeit und der Ideenarmut, die sittliche Vielheit der Ideen unter der undurchsichtigen Allgemeinheit des Prinzips zu ersticken. Vielleicht siehst Du es gern, wenn ich an meinem Teil es hervorhebe, daß aus Prinzipien nichts in diesen Deinen Überlegungen sich herschreibt, die wir philosophisch gerade darum nennen, weil sie nicht aus Grundsätzen und Begriffen deduziert, sondern aus dem Ineinanderwirken von Ideen geboren sind. Aus Ideen von der Gerechtigkeit, vom Recht, von der Politik, von der Feindschaft, von der Lüge. Unter den Lügen ist es keine mehr als das verstockte Schweigen. Dagegen hast Du aufgewendet, was Strenge und Sanftmut vermögen. Zu all den Wünschen, in denen Du es unternimmst, füge ich den einen, bescheidenen: daß es Dir keinen Kummer bringen möge.

Dein Walter Benjamin

¹ Vgl. Brief vom 7. 10. 1923 an Rang, Anm. 1.

26. November 1923

Lieber Christian,

wenn auch in den letzten Tagen von Dir zu uns mehr gekommen ist, als daß die Resonanz davon sich einem Briefe allein einschließen lassen könnte, so bin ich doch froh nicht früher geschrieben, vielmehr die Absendung eines fertigen Briefs von Tag zu Tag verschoben zu haben, da er nun in einen neuen sich auflösen läßt. Zwei sonderbare Aufgaben sinds, die letzthin ja fast einen ganzen Tag mit verschwindend unscheinbaren Resultaten mich gekostet haben: die „Zuschrift“ die hier beiliegt und heute ein noch weit schmalerer Brief an Hofmannsthal. Du weißt um Autoren-Verfassungen zu gut Bescheid, als daß ich auszumalen brauchte, wie sehr die Zeilen von Hofmannsthal mich beglückt haben (da sie dies zu tun vermögen, ohne irgend die Eitelkeit ins Spiel zu bringen). Es ist dieses Besondere an ihnen, daß sie jenen vom Berühmten über den Unbekannten fast unvermeidlichen Nebenton vermissen lassen: als legitimiere erst das Lob des ersten die Leistung des zweiten. Meine Antwort glaubte ich ebenso dankbar wie formvoll halten zu müssen... Unvermutet und im höchsten Maße gewinnend ist in der Tat, was er zu Deiner politischen Schrift äußert. Eine Stellungnahme, wie er sie in Aussicht stellt, würde angesichts seiner Denkweise und seiner Vergangenheit von der höchsten positiven Bedeutung für ihn selbst sein. Sie würde für ihn zeugen wie kaum etwas anderes. Zu meiner Zuschrift bemerke ich: sie ist entstanden aus dem Bedürfnis, Dir für das was Du mit ihr geleistet auf meine Weise, besser: an meinem Teil zu danken und jeden Anschein als ließe ich Dich in dieser Sache im Stich zu meiden. Sie sagt nahezu alles, was ich bei dieser Gelegenheit zu sagen habe. Die Judenfrage etwa dabei zu berühren wäre gelinde gesagt mal à propos. Ein Hauptbedenken, das ich *vor dem Schreiben* zu berücksichtigen hatte, war meine schwebende Frankfurter Habilitationsangelegenheit. Die Empfindlichkeit einzelner Fakultätsmitglieder in den in

Rede stehenden Dingen kann kaum überschätzt werden. Hinzukam, daß mein besonderer Gönner *weit* rechts steht und daß gerade in Frankfurt die Schrift wohl unter die Leute kommen dürfte. Ich habe diese Bedenken weniger im Schreiben überwunden als daß ich sie im Abschicken bei Seite setze. Aus dem Bedürfnis, Dir ein uneingeschränktes Zeichen meiner Gefolgschaft zu geben. Ein anderes aber sind *Deine* etwa zu hegenden Bedenken *vor dem Druck*. Da ist vor allem das Eine, das ich Dir nahelege: nichts könnte Deiner Schrift schlechter dienen, als wenn am Schluß in der Gefolgschaft des Bannerträgers ein winziges Grüpplein in disparaten Richtungen gegangen käme. Laß das Bild, es ist nicht gut. Ich *meine* etwas *sehr* Ernsthaftes. Deine Schrift verträgt nicht 1) Abschwächungen und Reservationen (Natorp!) 2) Banalisierung 3) allgemeine Kannegießerei. Ja, lieber Christian, ich bekenne es: mein Vertrauen *in den Takt* Deiner Gefolgschaft ist nicht unbegrenzt, es sind darunter vielleicht Leute, die ich bei aller Wohlmeinendheit für kapabel halte, maßlos der Sache zu schaden. Auf die Gefahr hin, mich als eingebildet schelten zu lassen: meine Genossenschaft, die ich empfinde, verlangt, daß ich hier meine Meinung sage. Besser keine Zuschriften als solche die mit den Worten ja sagen und mit der Stimme desavouieren. Ferner: die Frage der *Zahl* der Zuschriften. Sieben sind doch wohl das Minimum hinter diesem Fähnlein. Sieben *Aufrechte*. Sonst ist's nicht. Weniger sind meiner Ansicht nach *unbedingt* zu wenig! Weiter: Wieviel von der Zahl dürfen Juden sein? Nicht mehr als ein Viertel! Meiner festen Überzeugung nach. Nicht sowohl und allein wegen der Wirkung nach außen als weil sonst besser ist die Zuschriften fortzulassen und die Wirkung sich entwickeln zu lassen anstatt sie schief auf unzulängliche Weise vorwegzunehmen. Sequitur: meine Zuschrift erhältst Du aber, das Gesagte bitte ich Dich sehr zu bedenken, ehe Du sie in Druck gibst. Wenn sie Dir irgend leicht entbehrlich scheint, so laß sie fort und nimm sie als Privatbrief zu meinen andern. — Meine Mitgliedschaft zur Bauhütte hast Du. Vorherhand allerdings nur sie. Unsere Finanzlage ist trostlos und wir stehen in etwa spätestens einem Jahr, möglicher-

weise viel früher vor dem Nichts. Wenn meine akademischen Pläne nicht bald zur Entscheidung kommen, so werde ich, vermutlich in Wien, in ein Geschäft gehen. Dora hat wie ich wohl schrieb ihre Stelle wegen Büro einschränkung verloren. Ob sie nach Amerika geht, ob wir uns überhaupt auf längere Zeit trennen, ist noch sehr fraglich. Stefan hat stets bei meinen Schwiegereltern ein Asyl. Auch bei Lucie und Erich [Gutkind] ist übrigens die Finanzlage, ja die Ernährungslage kritisch. Stellt doch Erichs Physis, wie ich erst gestern Lucie gegenüber aussprach sicher besonders hohe Anforderungen an Ernährung, wie man ihnen jetzt beim besten Willen kaum nachkommen kann . . . Diesen Zeilen möchte ich noch einige Worte über Deinen letzten Brief an Erich beifügen, währenddem ich Deine platonischen Überlegungen, soweit ich deren nicht ganz leichten Zusammenhang im Briefe erfassen kann, Späterem vorbehalte. Im tiefsten Grunde dem Gespräch, denn diese Gedanken berühren die Grenze an der der Briefwechsel versagt und das Gespräch beginnt. Zu Deinem Brief an Erich dies: es gibt darin Eines, in dem ich Dir voll beistimme, ein anderes, worin ich Dir widerspreche. Überaus wahr und à propos scheint mir, was Du vom „Stil des Bekennens“ äüßerst. Ich fühle darin ganz ebenso, und ich weiß, daß es ganz klarer Legitimation bedürfte, um in Fragen des Bekennens heute eine andere Sprache zu führen als gar keine. Mir ist das alles, was Du von den Völkern schreibst, aus der Seele gesagt. Die Liebe zu Völkern, Sprachen und Ideen gehört für mich zusammen, was nicht hindert, daß zu Zeiten eine Flucht mir not tun kann, um diese Liebe zu retten. Die mir freilich was Deutschland betrifft, durch so entscheidende Lebenserfahrungen gesichert ist, daß ich sie nicht verlieren kann. Doch will ich auch nicht ihr Opfer werden. So wahr mir dasjenige scheint, was du vom Bekenntnis sagst, so wenig leuchtet mir ein, jene verbleibende Verhaftung an Gott in die Begriffe Leben und Sterben zu fassen, als sei das Sterben der Gottnähe noch teilhaft, das Leben der Gottverlassenheit verfallen. Vielmehr möchte es wohl sein, daß wir mit dieser Fragestellung in ein echtes Auseinandersetzungsbereich zwischen Juden und Christen

gekommen sind. Mir erscheint es als unwahrscheinlich, daß von irgend einem jüdischen Standort aus die Thora sich eher als ein Sterbensmysterium denn als eine Lebensbürgschaft fassen ließe. Über die Frage der *ἔθνη* mit Dir einmal zu reden, wäre mir sehr wichtig. Mir ist sie bisher nur von der Seite der Sprache her erschienen, wie ich in der Einleitung zur Baudelaireübersetzung begonnen habe, mich mit ihr auseinanderzusetzen. Für Deine Notiz über den Protestantismus bin ich Dir sehr dankbar. Sie hat mir viel Licht gegeben. An die Tragödientheorie bin ich in den letzten Tagen nicht mehr gegangen . . .

125 *An Gerhard Scholem*

Berlin W. [5. 12. 1923]

Lieber Gerhard,

da keine Berechnung darauf, daß mein Brief am Geburtstag in Deine Hände käme, sich anstellen ließ, so habe ich mir diesen Tag zum Schreiben an Dich vorgesetzt. Ich sage Dir die doppelten und doppelt herzlichen Wünsche die Deiner Verheiratung und dem heutigen Geburtstag gelten. Hoffentlich hast Du diese Wünsche heute nur in Hoffnungen die Deine äußere Lage betreffen auszulegen; ich wünsche von Herzen und ich glaube daß die innere friedlich und klar ist. Desto mehr begehre ich, bald von Dir genaues über Deine Eindrücke und Deine nächsten Vorsätze zu hören. Ich selber bin gerade jetzt mit weniger als halbem Herzen in Deutschland; eine Loslösung, ein Elan von außen her tut mir not. Andererseits ist unsere Finanzlage in den letzten Monaten durch die öffentlichen Umstände so trostlos geworden, daß ein Auslandsaufenthalt mich in wenigen Wochen mittellos heimkehren sähe – aber doch vielleicht nicht mutlos. Das Warten hier zehrt das letzte auf. Tritt der gewaltige Preissturz, der für die kommenden Tage angekündigt ist aber ein, so verbleibt mir ein Hoffnungsrest, mich bis zum Frühjahr

halten zu können, um dann für eine Reise günstigere klimatische Möglichkeiten zu haben. Andernfalls werde ich um Weihnachten fortfahren, wohin ist noch ganz unbestimmt, weil ich wenn möglich nicht ganz allein sein möchte. Vielleicht fährt Ernst Schoen nach Holland. Selbst an Paris dachte ich. Andererseits an den Süden. Genug von diesen Ungewißheiten und – zu ändern. Meine Frankfurter Chancen haben sich erheblich gebessert, aber die Zukunft der Universität ist Gegenstand skeptischer Gerüchte, die freilich auch skeptisch aufzunehmen sind. Korff¹ ist weg. Die Angelegenheit ist bereits in einer Fakultätssitzung erwähnt worden und es hat sich kein Widerspruch erhoben. Man erwartet dort meine Arbeit. Die Literaturstudien, die ich mit großer Intensität und in großem Umfang betrieben habe sind Weihnachten beendet. Dann komme ich zur Abfassung. Ob die Arbeit mir genügen wird, vermag ich noch nicht bestimmt zu sagen. Daß sie dem Zweck genügt, darf ich für wahrscheinlich halten. Hinzukommt, daß der Baudelaire erschienen ist. Ein Exemplar wird Dir als mein Geschenk zugehen. Das Buch ist schön und repräsentativ geworden, doch hat es den Anschein, daß Weissbach durch Finten mich derart geschädigt hat, daß ich kein Honorar und nur sieben Exemplare bekomme. Darüber bin ich trostlos. In der nächsten Nummer von Hofmannsthal's „Neuen deutschen Beiträgen“ beginnt die Wahlverwandtschaftenarbeit zu erscheinen. Hofmannsthal erhielt sie von Rang und äußerte sich in einem Briefe an ihn mit geradezu schrankenloser Bewunderung. Weiter wird in den nächsten Tagen eine politische Schrift von Rang erscheinen, eben jene, die er zum Teil am Tage Eurer Begegnung in Frankfurt verlas. Ich schätze sie auf das höchste. Unter den mitgedruckten „Zuschriften“ wirst Du eine von mir finden.

[...]

Stefan geht es Gottseidank sehr gut. Ich sehe ihn zweimal in der Woche – da ich nicht zuhause wohne – und habe immer wenn ich da bin viel Zeit für ihn. Im übrigen lebe ich sehr einsam, so, daß meine Arbeit sogar im Grunde darunter leidet. Mir fehlen alle Kommunikationsmöglichkeiten. Ernst

Schoen sehe ich häufig, morgen, nach sehr langer Pause Bloch.

Bald hoffe ich ausführlich von Dir zu hören. Ich wiederhole am Schluß allerherzlichst das Eingangs Gesagte.

Dein Walter

PS Zum fünfjährigen Gründungsjubiläum der Universität Muri, das im nächsten Jahre gefeiert werden soll, wird eine Festschrift „Memento Muri“ erscheinen, für welche Beiträge erbeten sind.

¹ Hermann August Korff wurde 1923 als Ordinarius nach Gießen berufen.

126 *An Florens Christian Rang*

9. Dezember 1923

Lieber Christian,

die Treue, mit der Du mich angesichts meiner „Zuschrift“ zur Überprüfung meiner Lage angehalten hast, danke ich Dir von Herzen. Ich bin Deinem Wink gefolgt, indem ich mit Frankfurt direkt mich in Verbindung gesetzt habe und daß auch von da Bestätigung kam, kannst Du aus meinem bisherigen Schweigen entnehmen. Natürlich habe ich nicht von „offizieller“ Stelle Bestätigung, aber daß sie von [Gottfried] Salomon kam, der mit den Verhältnissen vertraut ist, muß mir genügen. Seit kurzem bekomme ich keine Fahnen mehr zugesandt: weil ich die Zuschrift Dir schon sandte? oder weil die Schrift nun vor ihrer Ausgabe steht. Hoffentlich ist das letztere der Fall, denn nicht allein bin ich ungeduldig, den Eindruck ihrer Totalität in mich aufzunehmen – ich habe auch hier, soweit ich es vermochte, die intensivste Spannung für sie geweckt. Ob ich Dir in meinem vorigen Brief schon sagte, einen wie guten und tiefen Eindruck Hofmannsthals Einstehen für Deinen Aufruf mir gemacht hat, weiß ich nicht. Ich habe nur den Wunsch, daß er einhält, was seine Worte in Aussicht stellen, dies würde meines Erachtens ge-

rade für ihn und seine Beurteilung viel bedeuten. Heute früh begann ich das Gerettete Venedig, das er vor Jahren nach Thomas Otway gedichtet hat, für meine Trauerspielabhandlung zu lesen. Kennst Du es? Inzwischen habe [ich] ihm selbstverständlich mit einer Zusage geantwortet und ihm auch den erschienen[en] Baudelaire übersandt. Es ist das zweifelhafte Vorrecht aller mir Nahestehenden, ihrerseits auf diese ihnen – und somit vor allem auch Dir – zustehende Gabe noch warten zu müssen. Ganz und gar gewinnt es den Anschein, daß Weissbach [durch einen juristischen Gaunerstreich erster Ordnung (dessen schriftliche Darlegung untunlich ist)] mich um fast sämtliche Freiexemplare und das ganze Honorar bringen will. In einiger Zeit werde ich klarer sehen. Mein Schreiben an Hofmannsthal hat, einmal befördert, in mir den Zweifel erweckt, ob es bei aller ehrerbietigen Dankbarkeit, die aus ihm spricht nicht zu formvoll gelungen ist. Insbesondere habe ich in meiner ersten Äußerung noch Bedenken getragen, meinerseits von den Heinleschen Dingen, die er ja nicht berührt hat, zu reden, um nicht insistierend zu erscheinen. Ich glaube, Dich vielleicht bitten zu dürfen, bei Gelegenheit ihn darüber anzufragen, falls er nicht in einiger Zeit sich gegen mich oder Dich darüber äußern sollte. Und auch in andrer Hinsicht bitte ich Dich – und zwar schon *im nächsten Briefe* – Deine Vermittlerrolle für einen Augenblick wieder aufzunehmen. Dies betrifft die Rücksendung 1) des Argonautenaufsatzes und ganz besonders 2) der Wahlverwandtschaftenarbeit an mich, die ich noch haben muß, bevor sie in die Druckerei geht. Nämlich: ich habe sie hier weder im Manuscript noch in irgendeiner Abschrift und muß sie *dringend* für meine gegenwärtige Arbeit in einigen Teilen zu Rat ziehen. Was diese gegenwärtige Arbeit betrifft, so ist es seltsam, wie sie seit einigen Tagen mich heftig mit eben den Fragen bedrängt, welche Dein letzter Brief mir als Deine eigne Auseinandersetzung mit den Ideen vorstellte. Jetzt mit Dir von Mund zu Mund dies verhandeln zu können, wäre mir, der ich ohnehin unter einer gewissen Einsamkeit leide in die Lebensverhältnisse und Gegenstand meiner Arbeit mich gedrängt haben, unendlich wertvoll. Mich beschäftigt

nämlich der Gedanke, wie Kunstwerke sich zum geschichtlichen Leben verhalten. Dabei gilt mir als ausgemacht, daß es Kunstgeschichte nicht gibt. Während die Verkettung zeitlichen Geschehens für das Menschenleben beispielsweise nicht allein kausal Wesentliches mit sich führt, sondern ohne solche Verkettung in Entwicklung, Reife, Tod u. ä. Kategorien das Menschenleben wesentlich garnicht existieren würde, verhält sich dies mit dem Kunstwerk ganz anders. Es ist seinem Wesentlichen nach geschichtslos. Der Versuch das Kunstwerk in das geschichtliche Leben hineinzustellen eröffnet nicht Perspektiven, die in sein Innerstes führen, wie etwa der gleiche Versuch bei Völkern auf die Perspektive von Generationen und andere wesentliche Schichten führt. Es kommt bei den Untersuchungen der kurrenten Kunstgeschichte immer nur auf Stoff-Geschichte oder Form-Geschichte hinaus, für welche die Kunstwerke nur Beispiele, gleichsam Modelle, herleihen; eine Geschichte der Kunstwerke selbst kommt dabei garnicht in Frage. Sie haben nichts was sie zugleich extensiv und wesentlich verbindet: wie eine solche extensive und wesentliche Verbindung in der Volksgeschichte das Abstammungsverhältnis der Generationen ist. Die wesentliche Verbindung unter Kunstwerken bleibt intensiv. Die Kunstwerke stehen in dieser Hinsicht ähnlich wie die philosophischen Systeme, indem die sogenannte „Geschichte“ der Philosophie entweder uninteressante Dogmen- oder gar Philosophen-Geschichte ist, oder aber Problemgeschichte, als welche jederzeit die Fühlung mit der zeitlichen Extension zu verlieren und in zeitlose, intensive – *Interpretation* überzugehen droht. Die spezifische Geschichtlichkeit von Kunstwerken ist ebenfalls eine solche, welche sich nicht in „Kunstgeschichte“ sondern nur in Interpretation erschließt. Es treten nämlich in der Interpretation Zusammenhänge von Kunstwerken untereinander auf, welche zeitlos und dennoch nicht ohne historischen Belang sind. Dieselben Gewalten nämlich, welche in der Welt der Offenbarung (und das ist die Geschichte) explosiv und extensiv zeitlich werden, treten in der Welt der Verslossenheit (und das ist die der Natur und der Kunstwerke) intensiv hervor. Bitte verzeihe diese dürftigen

und vorläufigen Gedanken. Sie sollten mich nur hierher leiten, wo ich Dir zu begegnen hoffe: die Ideen sind die Sterne im Gegensatz zu der Sonne der Offenbarung. Sie scheinen nicht in den Tag der Geschichte, sie wirken nur unsichtbar in ihm. Sie scheinen nur in die Nacht der Natur. Die Kunstwerke nun sind definiert als Modelle einer Natur, welche keinen Tag also auch keinen Gerichtstag erwartet, als Modelle einer Natur die nicht Schauplatz der Geschichte und nicht Wohnort der Menschen ist. Die gerettete Nacht. Kritik ist nun im Zusammenhange dieser Überlegung (wo sie identisch ist mit Interpretation und Gegensatz gegen alle kurrenten Methoden der Kunstbetrachtung) Darstellung einer Idee. Ihre intensive Unendlichkeit kennzeichnet die Ideen als Monaden. Ich definiere: Kritik ist Mortifikation der Werke. Nicht Steigerung des Bewußtseins in ihnen (Romantisch!) sondern Ansiedlung des Wissens in ihnen. Die Philosophie hat die Idee zu benennen wie Adam die Natur um sie, welche die wiedergekehrte Natur sind, zu überwinden. — Die gesamte Anschauung des Leibniz, dessen Gedanke der Monade ich für die Bestimmung der Ideen aufnehme und den Du mit der Gleichsetzung von Ideen und Zahlen beschwörst — denn für Leibniz ist die Diskontinuität der ganzen Zahlen ein für die Monadenlehre entscheidendes Phänomen gewesen — scheint mir die Summa einer Theorie der Ideen zu umfassen: die Aufgabe der Interpretation von Kunstwerken ist: das creatürliche Leben in der Idee zu versammeln. Festzustellen. — Verzeih wenn dies alles nicht verständlich sein sollte. Deine Grundkonzeption hat mich durchaus erreicht. Mir stellt sie sich letzten Endes in der Einsicht dar: daß alles menschliche Wissen wenn es sich soll verantworten können, die Form der Interpretation haben muß und keine andere und daß die Ideen die Handhaben feststellender Interpretation sind. Nun käme es auf eine Lehre von den verschiedenen Arten von Texten an. Platon hat im Symposion und Timaios den Umkreis der Ideenlehre als den von Kunst und Natur abgesteckt; die Interpretation historischer oder heiliger Texte ist vielleicht in keiner bisherigen Ideenlehre vorgesehen. Sollten Dir diese Überlegungen trotz ihrer Dürf-

tigkeit die Möglichkeit einer Äußerung gewähren, so würde ich mich sehr freuen. Jedenfalls werden wir einander auf diesem Gebiet noch oft begegnen müssen. – Das Versagen von [Eugen] Rosenstock bietet nun eine späte Einlösung meiner damals über ihn verlautbarten Worte. Mir war es nie willkommen, seinen Namen im Eingang der Schrift zu finden. Nun hat er ihn also moralisch selbst gestrichen. Weitere herzliche Wünsche für Euch und Helmuth und von Haus zu Haus.

Dein Walter

127 *An Florens Christian Rang*

Weihnachten 1923

Lieber Christian,

laß mich Dir ganz besonders Deine Grüße zur Weihnacht erwidern, nach unser beider „Glauben der Liebe“, wie mir gestern mit dieser schönen Formel ein Christ sie sandte, obwohl das Gespräch mit ihm fast nie, wie so oft das unsre, die eigne Religion berührt hatte. Ich kann dies Jahr die Grüße so besonders erwidern, weil es vielleicht das erste war, das in mir unsere Bindung, und wie Unaufzählbares ich ihr oder, um es gleich zu sagen: Dir danke, zu so sicherem Bewußtsein gebracht hat, daß das „Du“ unserer Rede zur notwendigsten Gestalt in mir heranwuchs. Das Wissen um Bereiche, das sich für den Denker soviel schwerer als für den Mathematiker erwirbt, ich meine die Einsicht im Denken einen unvergleichlichen Schritt auf festem Grunde zu tun und nicht nur, mit unverbindlicher Blickrichtung, irgendwohin zu lugen, hat sich in Gesprächen mit Dir mir immer wieder mit ungeheurer Bedeutsamkeit eingeprägt und dies Jahr, da wir uns weniger sprachen, sind mir die Gewesenen im Geist noch höchst lebendig geworden. Die Ermutigung, die ich aus ihnen geschöpft habe, habe ich bitter nötig gebraucht und werde sie immer weniger entbehren können. Denn die zwangs-

mäßige Vereinsamung der denkenden Menschen scheint reißend um sich zu greifen, und ist in den großen Städten, wo sie ganz unfreiwillig sein muß, am schwersten zu ertragen. Dann aber ist bei solchem Gruße das Merkwürdige, daß er neben allen Weihnachtserinnerungen aus der Kindheit, denen das Gewissen einen breiteren Raum zu gönnen verbietet, auf eine trifft, die zu den drei oder vier unveräußerlichen meines Lebens gehören in denen dieses sich vernehmbar in mir gestaltete. Ich weiß nicht wie alt ich war, vielleicht sieben, vielleicht zehn Jahre. Vor der Bescherung saß ich allein in einem dunklen Zimmer und dachte an das Gedicht „Alle Jahre wieder“ oder sagte es. Was dabei eigentlich geschah weiß ich nicht und der Versuch es auszusprechen würde nur eine Fälschung hervorbringen. Kurz, noch heute sehe ich in diesem Augenblick mich in jenem Zimmer sitzen und weiß, daß es das einzige Mal in meinem Leben war, daß ein seinem Gehalt nach religiöses Liedwort oder Wort überhaupt in mir eine unsichtbare oder nur flüchtig sichtbare Gestalt annahm.¹ – Für Euch ist hoffentlich mit diesen Wochen, die Euch für Helmuths Befinden sorgenfreier machen können, eine gute Zeit angebrochen und ich hoffe, daß Ihr das Fest angenehm und zufrieden verlebt.

Wiederum stimme ich meinerseits mit dem was Du über Hofmannsthal schreibst gänzlich überein. Es ist nun wohl der Augenblick gekommen, an dem Du vorhast, neuerdings Dich an ihn zu wenden und da bitte ich Dich denn, das Ersuchen um baldigste Rücksendung meines Manuscripts ihm vorzutragen, da ich mich indessen noch nicht an ihn gewendet habe, nun aber Einblick in gewisse Stellen der Arbeit nehmen muß. Bitte vergehe es mir nicht, wenn ich gleichzeitig zwei andere Bitten um Briefe vortrage. Ich wollte Deinen Ersuchen um Rücksendung jenes mir so angenehmen Briefes von Hofmannsthal damals entsprechen – inzwischen erst ist mir, besonders in Gesprächen, aufgefallen, wie beträchtlich der Einfluß dieses Schreibens im Sinne der Erleichterung literarischer Verhandlungen überhaupt für mich werden könnte. Daher wäre es mir höchst lieb, bei Gelegenheit diesen Brief im Original zur Verwahrung und gebebe-

nenfalls diskretesten Verwendung von Dir neuerlich zur Verfügung gestellt zu erhalten. Die andere Bitte betrifft meinen letzten Brief über die „Ideen“, in dem ich erstmalig Gedanken skizziert habe, auf die ich im Laufe meiner Arbeit vielleicht werde zurückgreifen müssen. Auch diesen Brief mir zu gelegentlicher Verfügung bereitzuhalten würde ich Dich bitten . . . Erschreckend ist – von der materiellen Not ganz abgesehen – wie sichtlich die Vereinsamung der geistigen Menschen im Wachsen begriffen ist. Sturmzeichen.

Dir wünsche ich die feierliche Musik von Winterstürmen und daß das Jahr gut und fruchtbar zu Ende gehen möge, bis ich zum neuen mit Glückwünschen mich einstelle. Von Haus zu Haus herzliche Grüße

Dein Walter

¹ Vgl. Schriften I, S. 626 ff.

128 An Florens Christian Rang

10. Januar 1924

Lieber Christian,

die neue Ruhepause in unsrer Korrespondenz hat ihre Ursache, wie ich vermute, nicht in meinen Umständen allein. Vielmehr bist wohl auch Du von eigener Arbeit beansprucht. Dies kann ich von mir selbst sogar nur eingeschränkt behaupten. Einerseits zwingt mich die fällige Arbeit; aber da sie in der Tat bisweilen mehr zwingt als fesselt, so gab es einen gewissen Rückschlag in Gestalt von mancherlei Zerstreuungen. Nun kann ich aber, da ich mich neuerlich zur Sache gerufen habe, vor dem Abschluß nicht mehr pausieren. Was sich in monatelanger Lektüre und immer neuem Spintisieren angehäuft hat, liegt nun nicht sowohl als eine Masse von Bausteinen bereit, denn als Reisighaube, an den ich den Funken der ersten Eingebung gewissermaßen umständlich von ganz woanders her heranzutragen habe. Die Arbeit der

Niederschrift wird demgemäß, wenn es glücken soll, sehr erheblich sein müssen. Mein Fundament ist merkwürdig – ja, unheimlich – schmal: die Kenntnis einiger weniger Dramen; längst nicht aller, die in Frage kommen. Eine enzyklopädische Lektüre der Werke in dem winzigen Zeitraum, der mir zur Verfügung steht, hätte unfehlbar einen unüberwindlichen *dégout* in mir erzeugt. Die Betrachtung des Verhältnisses vom Werk und seiner ersten Eingebung, die alle Umstände der gegenwärtigen Arbeit mir nahelegten, führt mich zu der Einsicht: jedes vollkommene Werk ist die Totenmaske seiner Intuition¹.

Was Deine eigne Tätigkeit betrifft, so wird sie hoffentlich durch die vermutliche Saumseligkeit Deines Verlegers nicht allzu sehr belastet. Im Grunde ist die Lage jetzt derart, daß die Schrift jetzt viel eher den rechten Augenblick ergreift, als wenn sie früher erschienen wäre. Was meinen Heidelberger Brotherrn (!) betrifft, so hat er meine schlimmsten Erwartungen nicht eingelöst, vielleicht weil ich ihm rechtzeitig von meinem neuen Patron Hofmannsthal Mitteilung machte. Die Erledigung der Honorarfrage scheint er nunmehr loyal vornehmen zu wollen. Anders verhält er sich leider in der Frage der mir zustehenden Freiexemplare. Doch hier gilt: kommt Zeit, kommt Rat, und wenn meine nächsten Freunde sich etwas gedulden, werde ich mich, wenn auch verspätet, mit dem Bande einstellen können. Nun, da er vorliegt, sehe ich, daß es letzten Endes für den Autor wesentlicher ist, mit seinen problematischen Arbeiten öffentlich zu erscheinen, als mit seinen geglückten, sofern von jenen die Befreiung, welche das gedruckte Werk bringt, weit mehr not tut als von diesen. Bei mir waltet kein Zweifel mehr über das höchst Problematische dieser Übersetzung, sofern ihr die Faktur, die Besonnenheit in den Dingen der Metrik schlechtweg fehlt. Du hast mich, wenn auch zurückhaltend, schon früh darauf hingewiesen. Reparabel war das natürlich nicht, nur ein Beginnen von neuem ist hier am Platze. Ich hoffe, daß mir das einmal möglich sein wird. Mit einer gewissen Beruhigung gewahre ich eine entsprechende Reserviertheit gegenüber den Übersetzungen bei Hofmannsthal und ich will ihm im Sinne dieser

Zeilen schreiben. Bestehen bleibt für mich, daß *stellenweise* die Übersetzung mir in jedem Sinne genügt. Die beiliegenden Briefe von Hofmannsthal bitte ich Dich mir zurückzusenden. Sie haben mich natürlich außerordentlich gefreut . . .

Scholem schrieb mir ausführlich. Er ist an der Bibliothek in Jerusalem angestellt und soll später die spezielle Leitung ihrer hebräischen Abteilung erhalten. Er hat geheiratet und scheint in dem neuen Lande sehr glücklich. Gutkinds tragen sich ernstlich mit Ausreise-, d. h. Auswanderungsplänen. Doch ob sie das Geld aufbringen könnten, ist sehr fraglich . . .

Mir geht es in letzter Zeit, trotz intensiver Zores, nicht schlecht. Nur meine Bibliothek, die gleichsam einrostet, da ich nichts mehr anschaffen kann, betrübt mich hin und wieder. Meine letzte, auch schon unverantwortliche, Extravaganz war, daß ich mir eine alte Ausgabe der Werke von Hofmannswaldau auf einer Auktion erstand.

Diesen Brief schreibe ich im Café Bauer, einem der ganz wenigen echten und altmodischen, welche Berlin noch hat. In ein paar Tagen wird es geschlossen und verlegt.

Dir und deiner Frau die herzlichsten Grüße von mir und von Dora.

Dein Walter

¹ Vgl. Schriften I, S. 538: „Das Werk ist die Totenmaske der Konzeption“.

129 An Hugo von Hofmannsthal

Berlin, 13. Januar 1924

Hochverehrter Herr von Hofmannsthal!

Während Ihre Briefe durch den warmen und eingehenden Anteil, den Sie meiner Arbeit gewähren, mich mit Freude und Dankbarkeit erfüllen, erfuhren Sie von meiner Seite Komplikationen Ihrer Redaktionsarbeit. Dieser Gegensatz beschämt mich und ich bitte Sie herzlich, die Unsicherheit,

in die, durch meine Verfehlung, der letzte Brief von Herrn Rang Sie versetzte, zu entschuldigen. Gestatten Sie mir, wenige Worte über Äußeres ans Ende des Briefes zu schieben und zuerst von dem mir nächstliegenden zu reden. Es ist von hoher Bedeutung für mich, daß Sie die Überzeugung, welche in meinen literarischen Versuchen mich leitet, so deutlich herausheben und daß Sie sie, wenn ich recht verstehe, teilen. Jene Überzeugung nämlich, daß jede Wahrheit ihr Haus, ihren angestammten Palast, in der Sprache hat, daß er aus den ältesten logoi errichtet ist und daß der so gegründeten Wahrheit gegenüber die Einsichten der Einzelwissenschaften subaltern bleiben, solange sie gleichsam nomadisierend, bald hier bald da im Sprachbereiche sich behelfen, befangen in jener Anschauung vom Zeichencharakter der Sprache, der ihrer Terminologie die verantwortungslose Willkür aufprägt. Demgegenüber erfährt die Philosophie die segensreiche Wirksamkeit einer Ordnung, kraft welcher ihre Einsichten jeweils ganz bestimmten Worten zustreben, deren im Begriff verkrustete Oberfläche unter ihrer magnetischen Berührung sich löst und die Formen des in ihr verschlossenen sprachlichen Lebens verrät. Für den Schriftsteller aber bedeutet dieses Verhältnis das Glück, an der Sprache, welche dergestalt vor seinen Augen sich entfaltet, den Prüfstein seiner Denkkraft zu besitzen. So versuchte ich vor Jahren, die alten Worte Schicksal und Charakter aus der terminologischen Fron zu befreien und ihres ursprünglichen Lebens im deutschen Sprachgeiste aktual habhaft zu werden. Aber gerade dieser Versuch verrät mir heute auf das klarste, welchen, unbewältigt in ihm verbliebenen, Schwierigkeiten jeder derartige Vorstoß begegnet. Dort nämlich wo die Einsicht sich unzureichend erweist, den erstarrten Begriffspanzer wirklich zu lösen, wird sie, um in die Barbarei der Formelsprache nicht zurückzufallen, sich versucht finden, die sprachliche und gedankliche Tiefe, die in der Intention solcher Untersuchungen liegt, nicht sowohl auszuschachten als zu erbohren. Diese Forcierung von Einsichten, deren unfeine Pedanterie freilich der heute fast durchweg verbreiteten souveränen Allüre ihrer Verfälschung vorzuziehen ist, beeinträchtigt unbedingt den

fraglichen Aufsatz und ich bitte Sie, es für aufrichtig zu halten, wenn ich in diesem Sinne die Ursache gewisser Dunkelheiten darin bei mir finde. (Ebenso steht es mit dem Anfang des Absatzes III der Wahlverwandtschaftenarbeit). Sollte ich, wie es angezeigt wäre, auf die Probleme jener früheren Arbeit zurückkommen, so würde ich den Frontalangriff auf sie kaum mehr wagen, sondern, wie ich es mit dem „Schicksal“ in der Wahlverwandtschaftenarbeit hielt, den Dingen in Exkursen begegnen. Heute läge es mir am nächsten, von der Seite der Komödie her sie zu beleuchten.

Ich wage es, im Sinne der wachsenden gegenseitigen Fühlung, deren Möglichkeit Sie so freundlich beschwören, meinem Baudelaire einige Worte nachzuschicken. Ist mir in jenem Sinne doch ebenso wichtig, wie die Mitteilung dieser Arbeit selbst die einer kurzen Bemerkung über meine Stellung zu ihr. Von meinen ersten Versuchen einer Übersetzung aus den *Fleurs du mal* bis zur Drucklegung des Buches sind neun Jahre verflossen, eine Zeit, die mir die Möglichkeit gab, Vieles zu bessern, in ihrem letzten Ablauf aber auch die Einsicht in dasjenige, was, unzureichend, dennoch keiner „Besserung“ zugänglich war. Ich habe dabei das ebenso einfache wie gewichtige Faktum im Sinne, daß die Übersetzung metrisch naiv ist. Damit meine ich nicht sowohl die metrische Haltung der Übertragungen als die Tatsache, daß sie mir nicht im selben Sinne zum Problem geworden war, wie die Vorrede dies von der Wörtlichkeit ausspricht. Das Bewußtsein davon ist mittlerweile mir so deutlich geworden, daß es hinreichende Initiative für neue Übersetzungsversuche in sich birgt. Ich bin der Überzeugung, daß zuletzt nur die metrische Besonnenheit einer Übersetzung der *Fleurs du mal* intensiver als die meinigen des Baudelaire'schen Stils teilhaft macht, eines Stils, der mich zuletzt mehr als alles andere faszinierte und den ich den Barock der Banalität nennen möchte in dem Sinne, in dem Claudel ihn ein Gemisch aus dem Stil Racines und eines Reporters der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts genannt hat. Kurz, ich möchte noch einmal ausziehen, um es zu versuchen, jene sprachlichen Bereiche zu betreten, in denen das Modewort mit dem allegorisierten

Abstractum (Spleen et Ideal) sich begegnet und zugleich auf diesem Gebiete eine solche Klarheit im Metrischen zu erreichen, wie sie im Bereiche des griechischen Epigramms aus der neuen Öhlerschen Übertragung vom Kranz des Meleager von Gadara¹ mir zu sprechen scheint. Ich beschäftigte mich vor Monaten damit, als ich Studien zu einer Einleitung in den Nachlaß der beiden Heinle machte.

Was nun das Manuscript² und den Druck in der Bremer Presse³ angeht, so hatte ich verabsäumt, Herrn Rang, dem ich seinerzeit den Wunsch, das Manuscript wieder einzusehen, mitgeteilt hatte, von Ihrem ersten Briefe umgehend zu verständigen, und so war er nicht im Bilde. Sollte es mir zur Zeit nicht gelingen, eine zweite Abschrift aus Frankfurt zurückzuerhalten, so würde ich in dem von Ihnen angegebenen Sinne mich an Herrn Dr. Wiegand wenden, was um so unbedenklicher wäre, als ich nur den dritten Teil der Arbeit kurz benötige, dessen Satz wohl nicht drängt. Übrigens enthielt die Sendung des Herrn Dr. Wiegand die Abschrift der Heinleschen Gedichte nicht. Ich besitze sie natürlich in mehrfacher Ausfertigung und bin beruhigt, wenn ich sie bei Ihnen weiß. Die Absatzüberschriften der Wahlverwandtschaftenarbeit sind nicht zur Veröffentlichung bestimmt.⁴

Ich schließe mit der erneuten Versicherung meiner dankbaren Ergebenheit

Ihr Walter Benjamin

¹ Der Kranz des Meleagros von Gadara. Auswahl u. Übertragung von August Oehler [d. i. August Mayer]. Berlin 1920. (Klassiker des Altertums. 2. Reihe, 15. Bd.)

² der Wahlverwandtschaftenarbeit.

³ Die von Hofmannsthal herausgegebenen „Neuen Deutschen Beiträge“ erschienen als Handpressendruck der Bremer Presse, die 1910 von Willy Wiegand und Ludwig Wolde in Bremen gegründet, von 1921 bis 1939 von Wiegand in München geleitet wurde.

⁴ Sie sind in der Handschrift des Aufsatzes (in Scholems Besitz) erhalten. Auch die Widmung an Julia Cohn ist im Druck fortgefallen, da Hofmannsthal keine Widmung aufnahm.

Berlin, 20. Januar 1924

Lieber Christian,

der erste Tag, an dem ich, nach längerer Pause wieder intensiv von der Literatur fort auf eignen Überlegungen und Gedanken zu meiner Arbeit mich wende, veranlaßt mich sogleich, auf Deine Beiträge zu diesen zurückzugreifen. Und damit, allerdings nur erst mittelbar, auf Literatur. Es ist nämlich für mich sehr wichtig, zu erfahren, welche Belege für eine Herleitung der Tragödie aus dem Agon außer dem Worte Protagonist sich angeben ließen, und auch ob die Deutung jenes Wortes für den Schauspieler in Deinem Sinne sichergestellt ist. Damit hängt die weitere Frage zusammen, ob der Opferaltar im Mittelpunkt der antiken Bühne, sowie ein altes Lösungsritual des Entlaufens und um den Altar Herumlaufens wissenschaftlich kurrente Fakten sind und, falls Du etwa darüber unterrichtet bist, wie sich die wissenschaftliche Auffassung dieser Tatbestände bisher präsentiert hat, falls sie – wie ich für möglich halte – von der Deinen abweichend gewesen ist. Wichtig ist mir weiter aus Deinen Beiträgen besonders noch der Schlußatz der Notiz „Agon und Theater“, deren Abschrift Du mir sandtest. Diesem Schlußatz möchte ich entnehmen, daß doch der Schluß der Tragödie von einer sichern Sieghaftigkeit des menscheilgott-Prinzips irgendwie entfernt ist und daß auch da eine Art von non-liquet als Unterton zurückbleibt. – Ich will ja auf die Theorie der Tragödie (welche wohl oder übel: unsere wird sein müssen) nur im Vorübergehen mich einlassen, gerade wegen dieser Kürze aber muß ich Präzision erstreben. – Wie das Ganze sich ausnehmen wird, wenn es fertig ist, weiß ich garnicht. Nur soviel steht mir fest, daß ich meine ganze Energie während der nächsten Zeit werde hineinlegen müssen.

Hofmannsthal habe ich vor kurzem ganz ausführlich geschrieben. Mein Brief an Dich ist hoffentlich in Deinen Händen, so daß ich bald Nachrichten von Dir erwarten darf.

Die herzlichsten Grüße von Haus zu Haus

Dein Walter

Agon und Theater

(Aus dem Tagebuch von Florens Christian Rang)

Agon kommt vom Totenopfer. Der zu Opfernde darf entlaufen, wenn er schnell genug. Seitdem über blasse Angst vor dem Toten, der den Überlebenden als Opfer heischte, der Glaube wieder siegte, daß der Tote liebend segne. Oder nicht der Tote, aber ein höherer Tote noch. So wird Agon Gericht des Gottes über den Menschen und des Menschen über Gott. Das athenisch-syrakusanische Theater ist Agon (vergleiche das Wort Agonist). Und zwar ein solcher Agon, in dem im Gericht gegen Gott ein höherer Heiland-Gott erbetet wird. Der Dialog ist ein Wettreden, d. i. Wettlaufen. Sowohl der beiden Stimmen, die den Menschen bzw. den Gott verklagen und entschuldigen wie beider zu dem gemeinsamen Ziele, dem zu sie entlaufen. Dieses ist das jüngste Gericht über Götter und Menschen. Der agonale Lauf ist auch im Theater noch Totenopfer, siehe das Opfer des Archon Basileus. Der agonale Lauf ist auch im Theater Gericht, denn er stellt das jüngste Gericht vor. Er schneidet das Amphitheater des beliebig zeitlangen Wettlaufs entzwei und setzt die räumliche Grenze der Skene. Aus der linken Unheilstür laufen die Agonisten hervor. Sie durchlaufen – durch das Medium des Chaos – sympathetisch das Halbrund der Gemeinde um den Opferaltar herum und enden in der Heilstür – rechts. Als jüngstes Gericht nimmt dieser Wettlauf die mensch-göttliche Vergangenheit in sich, der Lauf vollzieht sich im Bild der den Lauf schon vollendet habenden großen Toten. Die Gemeinde anerkennt das Opfer, den Tod, aber dekretiert zugleich den Sieg, so dem Menschen wie dem Gott.

Jan. 1924

[Rangs Geburtstag 28. Jan.]

Lieber Christian,

Dein längeres Schweigen hätte mich vielleicht schon beunruhigt, wenn ich nicht dieser Tage von Deinem Schreiben nach Grünau gehört hätte und daß es über Helmuths Befinden so erfreuliche Nachrichten gibt. Damit ist, scheint mir, der bei weitem gewichtigste Teil der Wünsche, die wir alle zu Deinem Geburtstag hegen, der Erfüllung nahe. Viel weniger besorgt bin ich um den eines andern: daß Dir die Kraft und die Fülle der Gedanken noch auf Jahr und Jahrzehnt hinaus treu bleibe, damit die Erntewagen der Ideen weiterhin so hoch beladen einfahren wie bisher. Was wir als Gabe bringen, das wäre allenfalls so eine Art Zweigespann, von dem ich glaube, daß es einander nicht unähnlich und also verträglich und geziemlich bei der Arbeit sich benehmen wird. Auch mag es eine ganz leidliche, wenn auch wenig bekannte und ausgereifte Zugkraft besitzen. Daß das eine Pferdchen so locker im Gespann geht, ist nicht unsere Schuld, es war nicht anders zu haben.

Meine Fahrten bei diesem Anlaß aber brachten mir eine tolle Erfahrung. Bernhard¹ hatte auf meine Anfrage einen Rat gegeben und gemeint, daß eine gute Ausgabe einer scholastischen Schrift Dir würde von Nutzen sein können. Ich also begab mich in die große Herdersche Buchhandlung. Es waren noch keine fünf Minuten verstrichen, als der maßgebende Herr mir die zuverlässige Mitteilung machen konnte, daß weder im lateinischen noch im deutschen Text irgendeine scholastische Schrift auf Lager sei! Mithin: von oben bis unten steckt das ganze Haus voller Romane und Traktätchen. – Weiter hörte ich von Bernhard, daß ursprünglich Deine Kinder Dir den Baudelaire hatten schenken wollen. Aber dies ist und bleibt natürlich meine Angelegenheit und ich werde in absehbarer Zeit ihr nachkommen.

Verzeih, wenn ich sogar in diesen Feiertagsbrief meinen

alltäglichen Philologensorgen Einlaß gewähre. Aber die Arbeit brennt nun so unter den Händen, daß auf einmal alles endlos Versobene auf seiner Erledigung besteht. Und für die Frage des griechischen Theaters bin und bleibe ich auf Dich allein angewiesen. Mir wäre sehr wichtig zu wissen, ob irgendein nachweislicher Zusammenhang, sei es historischer, sei es rein sachlicher Art zwischen der dianoetischen Dialogform besonders des Sophokles und Euripides und dem attischen Gerichtsverfahren besteht und, falls er existieren sollte, in welchem Sinne er zu verstehen wäre. In der Literatur fand ich darüber nichts, aus eigener Un-Kenntnis kann ich die Frage nicht entscheiden und sie liegt doch auf der Hand. – Im übrigen habe ich das umfangreiche Material nun fast vollzählig versammelt und die Niederschrift wird demnächst beginnen. Es wird ein hartes Stück Arbeit werden.

[. . .]

Dir und Deiner Frau nochmals die herzlichsten Wünsche und Euch allen einen frohen Tag

Dein Walter

¹ Bernhard Rang, Sohn von Florens Christian Rang.

Theater und Agon

[Abschrift aus Rangs Brief an W. Benjamin vom 28. 1. 24]

Recht hast Du, wenn Du über den Schlußsatz meiner Aufzeichnung „Agon und Theater“ schreibst: „Diesem Schlußsatz möchte ich entnehmen, daß doch der Schluß der Tragödie von einer sicheren Sieghaftigkeit des Menschheilgottprinzips irgendwie entfernt ist und daß auch da eine Art von non-liquet als Unterton bleibt.“ Durchaus ist dies meine Meinung. Die jeweils gefundene tragische Lösung ist zwar Erlösung, aber problematische, im Gebet postulierte, aber nicht so realisierte, daß nicht sie auch wieder einen Zustand setzte, der neuer Lösung = Erlösung bedürfte. Oder – in der Gestalt des Wettlaufs gesagt –: der erreichte Heilsgott beendet einen Akt, aber ist nicht die Endstation der rennenden Seele, ist ein

jeweiliges Gnadenschicksal, aber nicht die Gewähr, nicht die Voll-Ruhe, nicht das Evangelium schlechthin; der Zorn, das Opferheischen, die Seelenflucht vor dem Geschick kann immer auch unter ihm neu einsetzen. Daher die antike Tri- oder Tetralogie; diese stellt Phasen des erlösenden Laufs dar. – Belege für die Herleitung der Tragödie aus dem Agon besitze ich im Sinne von Literaturnotizen keine. Aber außer dem Wort (Prot) Agonist mache ich Dich aufmerksam auf den Thespis-Wagen, den *car naval*, der den Himmels-Umschwung der Gestirne nachfährt, aber nicht in der gesetzten (astrologischen) Ordnung, sondern (in der Schaltzeit) in ihrer Auflösung so, daß hier die Ekstase aus der Angst sich vordrängen kann; das freie Wort (dictamen) das Gesetz überheben kann; der neue Gott (Dionysos) die alten überwinden kann. Ich verweise da auf meinen Carneval-Aufsatz. *Die Tragödie ist der Bruch der Astrologie* und also das Entlaufen aus dem Sternlauf-Geschick. – Ob unsere archäologische, religionsgeschichtliche Fachwissenschaft davon Kenntnis hat und es auch aus antiken Worten zu begründen vermag, darüber vermag ich Dir leider gar nichts zu sagen; ich bezweifle es aber sehr . . . Dagegen wird auch Dir bekannt sein (was ja bzgl. der Pyramiden, der babylonischen Stufentempel, der gotischen Dome von den Architekten im Einzelnen nachgewiesen ist), daß die Form der sakralen Bauwerke, im Kulturkreis der astrologischen Religion (der ganz Europa umfaßt), die uranische ist: in irgend einem Sinne eine Abbildung des Kosmos. Des geschlossenen Schicksals. Nun liegt neben dem Circus – der nichts anderes ist wie die bauliche Fixierung des Rundlaufs des am Grabe des Herren, des [?] am Altar, zum Opfer für diesen bestimmten Menschen, der [?] von seinem Opfergeschick sich löst, indem er denselben Gott (Ahngott, Heros) im Umschwung sich zum *Heilgott* gewinnt, der ihm als Unheil-, als Tod-bringender Gott im Anfang fordernd gegenstand, – ich sage, neben diesem Circus, der schon *im* Kreise der Astrologie, des Schicksals, eine Erlösung anerkannte, liegt der theatralische Halbkreisbau, der *aus* diesem Kreise einen Ausgang gewährt. Jener Todes- und Lebenslauf des Opfermenschen aber ist auch schon ein agon: ein Kampf

zwischen Entfliehenden und Verfolgern; wird es vollends aber dadurch, daß er in die Möglichkeit der Freiheit setzt, in ihrer Voraussetzung geführt wird. Der *im* astrologischen Circus zum Altar Gelangte wird zwar nicht geopfert, gehört aber nun dem Gott mit seinem Leben als lebenslänglich verhaftet; der *aus* ihm Entlaufene – im Theater-Halbcircus – ist freier Mensch. Das aber ist der Sinn des griechischen Agon auf seiner nicht-mehr-astrologischen Stufe: das Siegbewußtsein des Menschturns gegen die hieratische Verstarung. Ich fürchte aber, für die Entstehungsgeschichte der Bauform des antiken Theaters – des Halbcircus – sind die facharchitektonischen Studien noch nicht bis in diese religionswissenschaftlichen Bereiche gedungen.

Deine Anfrage nun in Deinem heutigen Brief über den Zusammenhang des theatralischen Dialogs, bei Sophokles und Euripides insbesondere, mit dem attischen Gerichtsverfahren kann ich leider auch nur so im Allgemeinen beantworten, ohne positive Detailkenntnisse und -Angaben. Der antike Prozeß – der Strafprozeß insbesondere – ist Dialog, weil gebaut auf die Doppelrolle von Kläger und Beklagtem (ohne Officialverfahren). Er besitzt seinen Chor; teils in den Schwurgenossen (denn z. B. im alktretischen Recht traten die Parteien den Beweis mit „Eideshelfern“ an, d. h. mit Leumundszeugen, die sich – ursprünglich auch mit Waffen im Kampf, d. h. im Ordal – für die Treue und das Recht ihrer Partei verbürgten); teils in dem Aufgebot der das Gericht um Erbarmen anflehenden Genossen des Beklagten (vgl. die Apologie des Sokrates von Plato); teils endlich in der richtenden Volksversammlung. Dieser Dialog, der ganze Prozeß überhaupt, ist aber ursprünglich Waffengang, Rechts-*Verfolgung*; der Gekränkte ist hinter dem Kränker mit dem Schwert her (wobei Civil- und Strafrecht keinen Unterschied macht); Recht wird Volksrecht erst aus Selbsthilfe (der Sippe gegen die Sippe). Das eigentlich Prozessierte aber, der pro-cessus – und das Recht gegen die Rache Abgrenzende – ist die Her-einstellung dieses Rechtslaufs in den Lauf der Gestirne. Das „Ding“ im germanischen Recht – dies aber ist alt-arisch, gilt auch für Hellas – kann gehalten werden nur von Son-

nen auf- bis Untergang; bis die Sonne untergeht, muß mit der Verurteilung gewartet werden, weil der Retter, der Streithelfer, noch erscheinen könnte. Das „echte Ding“ fügt sich nun auch in den Mondlauf; hält sich monatlich (ich glaube, an den Neumonden). Ich bin bzgl. des attisch-römischen Prozesses nicht im Einzelnen orientiert; aber sicher ist auch da der Rechtslauf religiös gebündelt durch den Gestirnslauf (wobei bestimmte Constellationen „feriae“ ergeben – Tage, an denen Gericht nicht zu halten ist, u. dergl.). Aber für attisches Recht (dem das römische folgt) ist das Wichtige und Charakteristische auch hier der dionysische Durchschlag, der, um mit den Worten meines Carneval-Aufsatzes zu sprechen, Triumph der Außerordentlichkeit über die Ordentlichkeit – daß nämlich das trunkene, das ekstatische Wort die reguläre Verzirkelung des Agons durchbrechen durfte – daß die in den Formen unterdrückte Menschlichkeit (ihrerseits oft in ebenso fast unmenschlichen Formen) wild herausplatzen durfte – daß ein höheres Recht aus der Überzeugungskraft der lebendigen Rede erwuchs, als aus dem Processus der mit Waffen oder in *gebundenen* Wortformeln sich widerstreitenden Sippen. Das Ordal wird durch den Logos hier in Freiheit durchbrochen. Dies scheint mir zutiefst die Verwandtschaft zu sein von Gerichtsprozeß und Theater-Drama in Athen. Denn auch das Drama ist die dionysisch verlebendigte Mysterienfeier des Sonnenwendlaufs. Sophokles und Euripides aber haben dabei keine grundlegende Bedeutung; sie sind nur Fortbildner. Die Entwicklung hebt mit Aeschylus an.

132 *An Gerhard Scholem*

5. März 1924

Lieber Gerhard,

es ist nicht meine Meinung, daß die lange Frist, die ich diesmal bis zur Antwort verstreichen ließ, das Zeitmaß unsres Briefwechsels andeuten soll. Sie hatte mancherlei Gründe,

die zuletzt freilich alle auf den bösen Einfluß dieser Atmosphäre zurückgehen, von deren Hemmungen mich loszumachen immer noch mein vitalstes Vorhaben ist. Unmittelbar kommt dazu die endlose Zögerung Weißbachs, von dem zunächst Freixemplare nur in spärlicher Anzahl zu erhalten waren. Nun ist es mir schließlich gelungen, ihn zu einer Sendung zu veranlassen und Du wirst das Buch, verspätet aber als gleich freundlich gesinnten Boten, wohl mit diesem Brief zusammen erhalten. Ich will Dir zuerst für Deinen letzten danken. Mein andauerndes Schweigen hat Dir nicht verraten, wie außerordentlich er mich in seiner Unmittelbarkeit der Darstellung gefesselt hat. Meine guten Hoffnungen für Dich so sicher bestätigt zu finden, hat mich sehr erfreut. Inzwischen wirst Du sicher Neues, Genaueres gleich Mitteilenswertes um Dich erfahren haben; ich hoffe, daß unsere Korrespondenz ein Tempo finden wird, bei dem wir uns nicht um allzuviel Wesentliches betrügen. Diese Gefahr besteht bei meinen Mitteilungen an Dich wegen des unsäglich schlep-penden der hiesigen Dinge und der wachsenden Schwerblütigkeit der Menschen weniger, um so mehr wahrscheinlich aus den entgegengesetzten Gründen bei Deinen Nachrichten für mich. So kann ich auch diesmal die paar Vorfälle meines Vierteljahrs in wenigen Worten zusammenfassen. Zunächst im Negativen, so ist meine Frankfurter Schrift noch immer nicht begonnen, obzwar bis unmittelbar an die Abfassung von langer Hand her herangeführt. Hier will sich der Elan, der den Übergang zur eigentlichen Niederschrift ergibt, nicht einstellen und ich plane, in der Hauptsache die Ausarbeitung im Auslande vorzunehmen. Anfang April will ich – auf Biegen oder Brechen – von hier fort und unter der Erleichterung des Lebens in einer großen und freieren Umwelt diese Sache so weit mir das gegeben ist etwas von oben herab und presto absolvieren. Das wird ermöglicht und andererseits sogar gefordert durch die exzentrische Akribie, mit der ich die Arbeit vorbereitet habe (ich verfüge allein über ca 600 Zitate, allerdings in bester Ordnung und Übersichtlichkeit). Zuletzt wird sie durch das Tempo ihrer Entstehung und eine *relative* Isoliertheit von frühern Studien von mir, immer etwas von

einer tollkühnen Eskapade behalten, welche mir freilich unbedingt die *venia* einbringen muß. Sie ist bei zunehmender Umdüsterung der finanziellen Situation auch insofern meine letzte Hoffnung, als ich hoffe, mit der Privatdozentur eine Anleihe aufnehmen zu können. Aber auch sonst hängt meine Situation durchaus von der Frankfurter Sache ab. Wie ich unter diesen Umständen den Auslandsaufenthalt finanziere, steht mir noch nicht fest, doch bin ich im äußersten Fall sogar zu Opfern aus meiner Bibliothek entschlossen. Für jetzt freilich betäube ich den Schmerz dieser Bereitschaft durch hin und wieder gewagte Anschaffungen. So erstand ich vor einer halben Stunde mit großer Freude für 3 Mark den „*Enfer de la Bibliothèque Nationale*“, den Katalog der sekretierten Bücher, der im Jahre 1914 von Guillaume Apollinaire und andern herausgebracht wurde. Ich bilde mir schlankweg ein, daß es eine Mezzie¹ war. Meine Passion für barocke Emblematik (über die, unter uns gesagt, ich sobald ich frei bin, ein großes Bilderwerk herausgeben will, aus Gründen des Verdienstes, der dabei beträchtlich sein kann) hat mich auch zu einer Anschaffung geführt. Ich habe jetzt zwei Emblemenwerke, die beide der hiesigen Bibliothek fehlen. Im übrigen danke ich aber gerade ihr eine gründliche Anschauung von dieser Literatur. Es ist kein Zweifel, daß zwischen der Illustration der ältern Kinderbücher und der der *Emblematika* vielfache Beziehungen bestehen. [...] – Im Memorandum über die letzten Monate fortzufahren, so ist die Schrift von Rang über die Reparationsfrage erschienen. „*Deutsche Bauhütte. Philosophische Politik Frankreich gegenüber.*“ Damit hat er nun einer Schrift seine geistige Physiognomie zum ersten Mal weithin erkennbar eingeprägt und dem entspricht ihre Bedeutung. Du wirst sie von mir gelegentlich geschenkt bekommen und darin auch eine Zuschrift an den Verfasser von mir finden. Es wäre sehr tröstlich, wenn dieses Buch hie und da von einem Ausländer verstanden werden sollte, aber deren werden wohl nur ganz wenige sein. Rang ist im Januar sechzig Jahre alt geworden. – In den „*Neuen Deutschen Beiträgen*“ sind die Teile I und II zur Zeit im Satz, und werden, da ich schon die erste Korrektur gelesen habe, in kurzer Zeit

als Hauptinhalt des nächsten Heftes erscheinen. Der dritte Teil kommt in das folgende. In schriftstellerischer Hinsicht ist dieser Erscheinungsmodus, als in der bei weitem exklusivsten der hiesigen Zeitschriften für mich überaus wertvoll. In akademischer Hinsicht wäre ein anderer vielleicht günstiger aber nicht ebenso möglich gewesen. Was aber die publizistische Wirkung betrifft, so ist dieser Ort für meinen Angriff auf die Ideologie der Schule von George geradezu der gegebene. Vielleicht nur an diesem einzigen Ort dürfte es liegen, wenn es ihr schwer fallen sollte, die Invektive zu ignorieren. Bemerkenswert ist, daß Hofmannsthal an einer unmißverständlichen Bemerkung seinen Hauptmitarbeiter² an den „Beiträgen“ [betreffend] keinen ausdrücklichen Anstoß genommen hat. Er hat mir in der Folge noch zwei weitere Briefe über andere Sachen [von] mir geschrieben, in denen er besonders von der „Aufgabe des Übersetzers“ mit höchstem Beifall spricht. Diese umfangreichen Autographen haben mir vorläufig eine ganz schmale Jahresrente von meinen Eltern eingebracht, mit der aber unsre Existenz auf keine Weise auf die Füße zu stellen ist. Im übrigen beginnen libelli mei sua fata zu erfahren. Vor kurzem erhielt ich die Nachricht, daß die gesamte noch vorhandene Auflage meiner Dissertation in Bern verbrannt ist. Ich lasse Dir damit einen unschätzbaren Tip zukommen und anvertraue ferner, daß noch 37 Exemplare auf Lager sind, deren Erwerb Dir eine königliche Position auf dem Antiquariatsmarkt sichern würde. Schluß des redaktionellen Teils. – Was Du von [Hugo] Bergmann³ schreibst spannt und interessiert mich aufs äußerste. Ich habe einmal in Breitenstein jemanden kennen gelernt, einen gewissen Ingenieur Langweil aus Prag, eine ziemlich fadenscheinige Existenz, der sich als Bergmanns Jugendfreund bezeichnete. Wie ist Bergmann zu seiner Stellung gelangt? – Gutkinds, deren Vermögenslage nicht nur in aktueller Hinsicht sondern auch hinsichtlich etwaiger Aussichten garnicht günstig sich anzulassen scheint, tragen sich ernsthaft mit der Absicht ihre hiesige Situation zu verlassen. Sie scheinen unter Flattaus⁴ Anleitung jetzt nicht nur eifriger sondern vor allem sachlicher und bescheidener zu lernen. Jedenfalls habe ich den

Eindruck daß Flattau mit ihnen nicht unzufrieden ist. Allerdings widmet er sich ihnen auch mit einer Ausschließlichkeit, die mir manchmal für ihn nicht unbedenklich scheint, was die Fortschritte seiner europäischen Orientierungsversuche betrifft. Er wird mir, je öfter ich ihn sehe desto lieber. — Hier trifft man auf Nachrichten von Pogromgefahren in Rußland, die unglaublich bedrohlich klingen. Weißt Du, ob etwas Wahres daran ist? Wie mein Schwiegervater mir schrieb, seid Ihr Euch in einer Gesellschaft begegnet. Kommen Dir sonst Menschen vor, die auch in meinen Gesichtskreis hineinragen, so freue ich mich, wenn Du sie mir vorstellst. — Deinem Anteil am Fortschritt meiner Arbeit kann ich im gegenwärtigen Stadium derselben mit brieflichen Mitteilungen nicht entgegenkommen. Höchstens daß ich eben die Disposition andeute. Anfang und Schluß werden (als ornamentale Randteile gewissermaßen) methodische Bemerkungen zur Literaturwissenschaft bringen, in denen ich so gut es geht mit einem romantischen Begriff von Philologie mich vorstellen will. Dann die drei Kapitel: Über die Historie im Spiegel des Trauerspiels. Über den occulten Begriff der Melancholie im 16ten und 17ten Jahrhundert. Über das Wesen der Allegorie und allegorischer Kunstformen. Die Arbeit wird selbst im glücklichsten Falle Spuren ihres nicht gewaltlosen und zeitlich nicht unbeengten Werdegangs tragen. Über ihren Umfang kann ich noch nichts voraussehen. Ich hoffe ihn in gemessenen Grenzen halten zu können. Das letzte Kapitel führt reißend in die Sprachphilosophie hinein, indem es sich dabei um das Verhältnis von Schriftbild zu Sinnbestand handelt. Die Bestimmung der Arbeit ebenso wie ihr Entstehungsrhythmus erlaubt mir natürlich nicht, eine durchaus selbständige Entfaltung von Gedanken zu dieser Frage zu haben, die Jahre der Besinnung und des Studiums erfordern würde. Aber historische Theorien darüber gedenke ich in einer Anordnung vorzulegen, mit welcher ich die eigene Überlegung vorbereiten und andeuten kann. Ganz erstaunlich ist in dieser Hinsicht Johann Wilhelm Ritter, der Romantiker, in dessen „Fragmenten eines jungen Physikers“ Du im Anhange Erörterungen über die Sprache findest, deren Tendenz ist, das

Schriftzeichen als ebenso natürliches oder offenbarungshaftes Element (dies beides im Gegensatz zu: konventionellem Element) zu statuieren wie von jeher für die Sprachmystiker das Wort es ist und zwar geht seine Deduktion nicht etwa vom bildhaften, hieroglyphischen der Schrift im gewöhnlichen Sinne dabei aus, sondern von dem Satze daß das Schriftbild Bild des *Tones* ist und nicht etwa unmittelbar der bezeichneten Dinge. Das Buch von Ritter ist ferner unvergleichlich durch seine Vorrede, die mir ein Licht darüber aufgesteckt hat, was eigentlich romantische Esoterik wirklich ist. Dagegen ist Novalis ein Volksredner. Aus Deinem Briefe entnehme ich, daß Du neben der arabischen Publikation⁵ ein Soharlexikon vorbereitest. Stimmt das? so ist es doch wohl eine Arbeit auf Jahre hinaus? – Daß Buber als Nachfolger Rosenzweigs das Lektorat für jüdische Religionsphilosophie in Frankfurt erhalten hat, wirst Du natürlich wissen. [...] – Von Bloch gibt es ein neues Buch, im Wesentlichen früher Gedrucktes unter dem schönen Karl Mayschen Titel „Durch die Wüste“ zusammenfassend. Inhaltlich ist dazu nichts zu sagen. Spaßig ist etwa eine auffallend blutige Hinrichtung aller opponierenden Rezensenten. Sonst gibt es dies und das aus Muri. [...] Aber das verbleibt einem offiziellen Bericht. Dagegen wäre hier „aus den Hallen der Wissenschaft“ folgendes zu berichten. Ein Herr an der hiesigen Bibliothek, den ich kenne, erzählte mir, neuerliche Angriffe (von Kurt Hildebrandt) auf Wilamowitz seien auch bei der Bibliothek irgendwie aufgefallen. Kurz man wollte näheres darüber erfahren und schickte den Herrn, meinen Bekannten, herüber zur Universität, um sich zu vergewissern, ob wirklich, wie man gehört hätte diese Invektiven „*von einem Sohn des rheinischen Dichters George*“ stammten!

Mit diesem Untergang des Abendlandes schließe ich heute. Je früher Du von Dir hören lassen kannst, desto lieber ist es mir. Die herzlichsten Grüße und dazu meine besten Wünsche für Eschas Gesundheit.

Dein Walter

¹ Jüdisch: billiger Kauf.

² Rudolf Borchardt.

³ Direktor der Jüdischen Nationalbibliothek in Jerusalem, später Professor der Philosophie an der Hebräischen Universität.

⁴ Gutkinds Hausgenosse und hebräischer Lehrer, Dow. F. aus Wilna.

⁵ Das Buch von der Palme des Abu Aflah aus Syrakus. Ein Text aus der arabischen Geheimwissenschaft. (Hannover 1927).

133 *An Gerhard Scholem*

Capri, [10. Mai 1924]

Lieber Gerhard,

da ich nun den umstehend bezeichneten Veranstaltungen entronnen bin, trage ich diese Karte als einzigen Gewinn nach Hause und will sie Dir mit einer kleinen Beschreibung dieses Vorfalls widmen. Was mich betrifft, so hätte es der ganzen Angelegenheit nicht bedurft, um mir die Überzeugung zu verleihen, daß die Philosophen die schlechtbezahltesten weil überflüssigsten Lakaien der internationalen Bourgeoisie sind; daß sie aber ihre Subalternität mit einer derartigen würdigen Schäbigkeit überall zur Schau stellen, war mir neu zu sehen. Sie kamen allesamt in die Siebenhundertjahrfeier¹ der Universität [Neapel] hinein (und eben merke ich, daß diese Karte in ihrem Aufdruck nur auf diese Bezug nimmt; wovon ich rede, ist aber der damit verbundene internationale Kongreß für Philosophie) und waren, während in der Universität der Lärm der aufgewühlten Studentenschaft tobte, in ihren Auditorien wo die Sektionen tagten, teilweise völlig vereinsamt. Es gab auch ein paar Plänarsitzungen. Das Wesentliche war, daß kein Philosoph von irgendwelchem Ruf ein Referat übernommen, ja kaum einer anwesend war. Sogar Benedetto Croce, der führende Philosoph Italiens, der dazu in Neapel Professor ist, hat der Veranstaltung nur in einer ostentativ wirkenden Distanz beigewohnt. Die Vorträge, die scheinbar höchstens eine halbe Stunde dauern durften, waren durchweg auf einer ganz tiefen Stufe der Popularität, soweit ich sie hörte. Nirgends schien es sich

um Mitteilungen zu handeln, die an Forscher gerichtet wären. So fiel die ganze Unternehmung sehr bald in die Hände von Cooks Reisebüro, das die Fremden auf zahllosen „Ermäßigungstouren“ durchs Land kreuz und quer beförderte. Vom zweiten Tage an ließ ich den Kongreß seine Wege gehen, und fuhr auf den Vesuv, sah dann am Nachmittag im geschmacklosen aber sehr farbigen Treiben einer studentischen Feier Pompeji und bin gestern in dem großartigen Nationalmuseum von Pompeji² gewesen. Die Stadt nach dem Rhythmus ihres Lebens überwältigte mich auch diesmal wieder.

Aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich versuchen, meinen hiesigen Aufenthalt länger auszudehnen als ich ursprünglich zu tun gedacht hatte. Ich richte mich darauf ein, die Niederschrift meiner Arbeit hier zu beginnen. Gutkinds werden wohl nicht mehr allzu lange bleiben. Auch für mich stellt der fernere Aufenthalt ein ökonomisches Problem, da dies aber mit einem zu Hause gleichermaßen der Fall wäre und ich zum wenigsten hier billiger lebe, so will ich es lieber hier mit dergleichen Schwierigkeiten aufnehmen. Ich bitte Dich, vorläufig, und zwar möglichst bald, mir an die umstehend bezeichnete Adresse zu schreiben. – Meine nun verbrannte Dissertation scheint nun ihren Weg zu machen: in einer Schrift über „Neuere Strömungen der Literaturwissenschaft“³ – ist sie ausführlich besprochen, in einer holländischen Zeitschrift soll sie ausgezeichnet rezensiert sein⁴. [...]

Von Deinem letzten Briefe habe ich sehr viel gehabt, neben der großen Freude ihn zu lesen. Jeder folgende ist sehr erbeten. Mit ihm selbstverständlich auch alle Schriften, Sonderdrucke etc., ob sie für mich Reklame machen oder nicht. Die Rangsche Schrift dürfte Dir bereits in den nächsten Tagen zugehen. Von Deinem letzten Brief stelle ich Dir hiermit folgenden Satz bestens zurück: „Ferner gedenke ich im „Juden“ eine Notiz über Übersetzung hebräischer Gedichte (polemisch) erscheinen zu lassen, die die antizionistische Perspektive des Meuchelmords an der hebräischen Dichtung unter geschichtsphilosophischen Ideologien (mit Bezug auf Rosenzweig u. a.⁵) aufdecken soll.“ Diesen Satz erbitte ich freundlichst in etwas größerem Format zurück. Andernfalls

erwäge ich, dich humboldtischer oder aber Witwe Boldtischer Haltung zu bezichtigen. Letzteres könnte Dir in Muri Schwierigkeiten zuziehen.

Mit den herzlichsten Grüßen an Dich und Escha

Dein Walter

¹ Vgl. Schriften II, S. 77.

² Lies: Neapel.

³ Wohl ein Irrtum von W. B.

⁴ H. Sparnaay im „Neophilologus“, Jg. IX, S. 101 f.

⁵ Bezog sich auf R.s Übersetzungen von Hymnen des Jehuda Halevi, die damals erschienen.

134 An Gerhard Scholem

Capri, 13. Juni 1924

Lieber Gerhard,

es ist nun wieder mal soweit, daß ich einen Brief an Dich fabrizieren kann. Als Vorwand dient mir, daß ich Dich um die Übersendung von Teil III der Wahlverwandtschaftenarbeit an meine hiesige Adresse bitten muß. Ich brauche nämlich einen Vorwand. Soviel hätte ich zu tun, daß ich mir die Zeit zum Briefschreiben kaum nehmen dürfte. Wenn ich nur soviel tun könnte! Die Arbeit an der Habilitationsschrift wird mir hart. Der Gründe sind mehrere. Der erste ist wohl der, daß einerseits unter zeitlicher Pression zu arbeiten unter allen Umständen mißlich ist, andererseits ich immer mehr zu einer weitausholenden Langsamkeit im Bedenken und Darstellen neige. Wie denn Gegenstände, die eine solche Haltung erfordern, also philosophische mir zunehmend wichtig werden. Hier liegt eine weitere Hemmung. Meine philosophischen Gedanken, insbesondere die erkenntnistheoretischen in dieser Arbeit, die eine halbwegs polierte Fassade zeigen muß,¹ ist schwierig. Es wird im Verlaufe der Darstellung, wo die Sache und philosophische Perspektive nahe

zusammenrücken, leichter werden; für die Einleitung, die ich gegenwärtig verfasse und in der ich meine eigensten Hintergedanken andeuten muß ohne mich doch ganz in die thematische Beschränkung dabei verbergen zu können [sic], bleibt es mißlich. Du wirst darin seit der Arbeit über „Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen“ zum ersten Male wieder so etwas wie einen erkenntnistheoretischen Versuch finden, den nur leider die Hast, in der er fixiert werden muß, in manchem als verfrüht kennzeichnet, da seine ruhige Ausarbeitung erst in Jahren oder Jahrzehnten ihn reifen könnte. Was den Rest anlangt, so hoffe ich nur das Eine, ihn so robust anfassen zu können, daß die Abfassung vor Ablauf des Termins, der mir im Grunde reichlich bemessen ist, geschehen ist. Alles in allem wiederholen sich nun bei der Abfassung dieselben Beklemmungen, wie sie seinerzeit die Festlegung des Plans in mir auslöste, bei der ich mit Recht davon ausging, einen Kompromiß der mir wesentlichen Darstellung mit dem Zweck der Arbeit eingehen zu müssen. Daß solche Beklemmungen dann die Dämonen der Faulheit aufrufen, wird Dich nicht wunder nehmen. Und endlich lassen die großartigen Aspekte des Lebens hier ebenso wie seine kleinen an sich sehr nebensächlichen Widerstände gelegentlich das Tempo stocken.

[...]

Diesen Brief habe ich gestern im Café begonnen, wo ich in der Nachbarschaft von Melchior Lechter saß, den ich vor einigen Tagen hier kennen lernte. Ein freundlicher sehr soignierter alter Herr mit einem runden roten Kindergesicht. Er geht an Krücken. Mit der Zeit, zumal seit Gutkinds Abreise, lerne ich in dem Scheffel-Café Hidigeigei (an dem außer dem Namen nichts unangenehm ist) einen um den andern kennen. In den meisten Fällen mit wenig Gewinn; es sind kaum bemerkenswerte Leute hier. Eine bolschewistische Lettin² aus Riga, die am Theater spielt und Regie führt, eine Christin, ist am meisten bemerkenswert. Das bringt mich darauf, Dich zu fragen, ob Du dort Leute sprichst, welche die Freundin von Flatau kennen, die hier nach unendlichen Verwicklungen eines Tages eintraf, in den Umständen

ihres Kommens und ihres Wesens eine Katastrophe von solcher Wucht auslöste, daß für Gutkind der Rest der Reise unter ihren Auswirkungen stand, und sehr schnell wieder verschwand, um dann niemanden, auch Flatau nicht, etwas von sich hören zu lassen. Der Vorgang war unbedingt denkwürdig. Auf mich hat das Mädchen einen heftigen Eindruck gemacht. Sie heißt Chawa Gelblum und ist zur Zeit vielleicht in Kowno. Denkwürdig war im ganzen der Verlauf von Gutkinds Reise überhaupt, dem eine ausgesprochen unglückliche Tendenz eigen war. Sind sie doch auf der Rückfahrt, für die sie die Route ihres Rückreisebillets sich hatten umschreiben lassen, bei Bologna in ein Eisenbahnunglück gekommen, bei dem zwar niemand getötet wurde aber Erich verwundet, und zwar gerade am Knie, an dem er ohnedies seit längerer Zeit leidend ist. Ich denke, sie sind jetzt in Grünau. Seit Bologna habe ich keine Nachricht. – Seit vielen Wochen ist [Adolf von] Hatzfeld (derjenige, dessen Gedichte ich bei Dir sah) hier.

Heute ist es der dritte Tag, daß ich an diesem Brief schreibe. Ich habe mit der Bolschewistin bis halb ein Uhr gesprochen und dann bis halb fünf gearbeitet. Jetzt sitze ich vormittags unter bedecktem Himmel bei Seewind auf meinem Balkon, einem der höchsten von ganz Capri, von dem man weit über den Ort und auf das Meer hinaussieht. Es ist übrigens ein auffallend sich Wiederholendes, daß Menschen, die für ganz kurze Zeit herkommen, nicht zum Entschluß der Abreise kommen. Der großartigste und älteste Vorgang der Art hat sich mit Tiberius abgespielt, der dreimal die begonnene Reise nach Rom aufgab, um wieder zurückzukehren. Von Wetter, das bitte ich Dich auch Escha auszurichten, kann hier ebenfalls kaum die Rede sein. Regen ist, seit ich hier bin, allerhöchstens vier mal auf sehr kurze Zeit gefallen. – Seit kurzem habe ich wieder ein wenig Geld und werde, wenn ich mir ein leidliches Gewissen erarbeitet habe, nach Neapel herüberfahren – vielleicht auch bis Paestum kommen.

Einen Palästinaführer will ich mir bei nächster Gelegenheit mit Vergnügen durchsehen. So lange aber fürchte nicht, unverständlich in Deinen Briefen zu sein. Was sich im Augen-

blick des Empfangs mir nicht erschließt, wird später und desto nachhaltiger begriffen. Über Safed bist Du sehr kurz. Dort ist doch wohl jetzt noch eine Schule der Kabbala? Über die unglaublichen Typen, die Du, Deinen lebendigen Schilderungen nach zu schließen, dort in ansehnlicher Zahl vorfindest denke ich mir allerlei – vor allem, daß es doch auch in Palästina vielerorts sehr menschlich und weniger jüdisch zugeht, als ein Unkundiger es sich ausmalt. Um Dich im übrigen zu entschlossenerer Mitteilung anzueifern, folgt hier ein Bericht aus dem kürzlich meinerseits inspizierten geistigen Zentrum, nämlich Muri. (Wo ich übrigens sehr bedauerte, Dir nicht zu begegnen). Eine Anzahl interessanter Erwerbungen bringt das Accessionsverzeichnis der Bibliothek: Schriften des Vereins für Berufsberatung Bd. I Der deutsche Ehrendoktor in Wort und Bild. – Elisabeth Förster-Nietzsche Bd. VI: Bestattung und Grabpflege – Dietrich Schäfer: Die Deutsche Frage: Chammer³ oder Amboß? – Der perfekte Hohenzoller, Alphabetisch in 2 Bändchen I Abdankung bis Krakehl II Lämmergeier bis Zivilliste – Ludwig Ganghofer: Feldrabbiner und Waldteufel (Gesammelte Novellen). Abteilung Dissertationen: Prolegomena zu einer Theorie der Gesichtspunkte – Neues aus der Frühzeit von Frieda Schanz – Die Kirchenmaus seit Luther. – Dogmengeschichtliches Seminar: A. von Harnack: Das Ostereis. Seine Vorzüge und seine Gefahren. – Kennst Du eigentlich die „Vorschriften für die Verhandlungen der Akademie“?

[...]

Gestern habe ich, höre und staune, die Action Française, das Blatt der Royalisten, welches von Léon Daudet und – vor allem – Charles Maurras geleitet wird, und hervorragend geschrieben ist, abonniert. So grenzenlos brüchig die Fundamente ihrer Politik sicherlich in Vielem und Wesentlichem sind, so scheint mir ihre Blickrichtung schließlich die einzige, von der aus man die Details der deutschen Politik betrachten kann, ohne zu verdummen. Daß ich eine so überflüssige Betrachtung überhaupt in Frage ziehe hängt mit meiner Arbeitsökonomie zusammen, der die heftige Zerstreuung, welche die Lektüre dieses Journals mit sich bringt, zu gute kommt. Ich

verbringe hier regelmäßig am Nachmittag einige Stunden im Café.

Den herzlichsten Dank Dir und Escha für die Photographien. Ich habe mich sehr mit ihnen gefreut. Während ich Dir mit Beziehung auf die Entmenschttheit Deines Ausdrucks auf dem Bücher-Bilde voll und ganz beizupflichten in der Lage bin, ist mir dies hinsichtlich der weiteren Erörterungen, denen Du Dich bei dieser Gelegenheit über meine Bibliothek hingibst leider unmöglich. So sehr es sie ehrt, Deine uninteressierte Habgier zu erwecken⁴ – wenn es mir überhaupt möglich sein sollte, sie zu halten (vor der Reise hierher habe ich bereits einige gute Stücke verkaufen müssen – keine wichtigen), was von Vielem abhängt und doch leider gar nicht ausgemacht ist, ja oft daran mir unmöglich zu scheinen, so müßte doch Stefan schon die krausesten Wege des Gemütes einschlagen hinsichtlich der Bücher, wenn ich nicht sehr glücklich sein sollte, sie ihm als erhebliches Epitaph meiner Person zu hinterlassen. – Die schlecht verhohlene Larmoyanz dieser Betrachtung wird Dich von weiteren Raubversuchen, wie ich hoffe, abschrecken.

Zum Schluß: im Märzheft des Neuen Merkur hat Bloch „Geschichte und Klassenbewußtsein“ von Lukács besprochen. Die Besprechung scheint bei weitem das Beste, was er seit langem gemacht hat und das Buch selbst sehr, besonders mir sehr wichtig. Jetzt kann ich es natürlich nicht lesen. – Gestern sagte man mir, er habe sein Haus auf ein Jahr sehr gut vermietet und gehe auf weite Reisen. – Noch einmal bitte ich um Teil III der Wahlverwandtschaftsarbeit, eingeschrieben.

Die Länge dieses Briefes wendet sich, wie ich hoffe, an keinen Unwürdigen. Dies wird Deine Antwort entscheiden.

Viel herzliche Grüße an Dich und Escha

Dein Walter

¹ Hier fehlt etwas, etwa: zu formulieren.

² Asja Lacis.

³ Jüdisch: Esel.

⁴ Scholem hatte gefragt, ob er seine Bücher nicht „nach 120 Jahren“ der Jerusalemer Bibliothek hinterlassen würde.

7. VII. 24

Lieber Gerhard,

es scheint, Du hast – aus irgendwelchen sagenhaften Komplexen oder Atavismen heraus – Dich entschlossen, unsern neugeborenen Briefwechsel trotz besten Gedeihens in die Papiergebirge Deiner vernachlässigten Korrespondenzen auszusetzen. Aber selbst die naheliegende Erklärung aus dem Mythos versagt, wenn ich mich frage, warum ich das Ms. von Teil III Wahlverwandtschaften nicht bekommen habe. Ist es noch nicht abgegangen, so halte es zurück: ich brauche es zur Zeit nicht.

Hierselbst ist allerlei vorgegangen, das zwischen uns nur auf einer palästinensischen Reise von mir oder einer, vielleicht legitimierten, capreser Reise von Deiner Seite kommunizierbar würde. Vorgegangen, nicht zum besten meiner bedrohlich unterbrochenen Arbeit, nicht zum besten vielleicht auch einer für jede Arbeit so unerläßlichen bürgerlichen Lebensrhythmik, unbedingt zum besten einer vitalen Befreiung und einer intensiven Einsicht in die Aktualität eines radikalen Kommunismus. Ich machte die Bekanntschaft einer russischen Revolutionärin aus Riga, einer der hervorragendsten Frauen, die ich kennen gelernt habe.

Im übrigen habe ich auch einiges Mißgeschick gehabt, das freilich leicht wiegt gegen die Kräfte, die aus einem dreimonatlichen Aufenthalt auf diesem Boden mit zunehmender Macht in mir sich sammeln. Dauer des Bleibens ist hier von absoluter Wichtigkeit. Erstens lebte ich drei Wochen, bis gestern, in einer so katastrophalen Geldklemme, daß eine ähnliche Lage in Deutschland an den Rand des Erträglichen gegangen wäre. Hier macht durch die Hilfsbereitschaft der Leute und die Gnade des Klimas sich vieles leicht. Dann hat die Frankfurter Zeitung Anfang Juni an sichtbarster Stelle – ausgerechnet im Sonntag-Morgen Feuilleton – von Stefan Zweig eine sehr schlechte Kritik meines Baudelaire gebracht. Sobald ich erfahren hatte, daß das Buch durch eine redaktio-

nelle Intrige dem vorbestimmten Referenten entrissen und gerade an den Zweig gegangen war, der die drittschlechteste deutsche Baudelaire-Übersetzung vor 15 Jahren veröffentlicht hatte, habe ich alles kommen sehen, ohne eingreifen zu können. Die Rezension ist sichtlich mesquin – aber. . . . Das Vorwort ist mit folgender Klammer erledigt: . . . „Übersetzung (deren Schwierigkeiten sich der Verfasser, wie das Vorwort zeigt, bewußt war).“ Verantwortlich ist zuletzt der wohlgesinnte, unbetamte, großschnäuzige Siegfried namens Kracauer. Er macht sich in Anlehnung an seinen politischen Kollegen überm Strich zur Leistung von Reparationen, die er nicht aufbringen kann, erbötig. – Dr. Ernst Simon, Heidelberg, Gaisberg Str. 27^{lv} hat meiner Bitte um den Jona¹ mit einer Karte entsprochen, welche die Übersendung ankündigt. Doch ist das Manuscript mir bisher (nach drei Monaten) nicht zugekommen. Könntest Du ihn auffordern, es in den Grunewald zu senden? Bitte!

Wielange ich noch hier bleibe, wohin ich eventuell sonst gehe, ist unbestimmt. Seit gestern habe ich ein neues Zimmer, von einer Beschaffenheit, wie ich es zum Arbeiten wohl noch nie gehabt habe: mit allem mönchischen Raffinement der Raumproportionen und einem Blick tief in den schönsten Garten von Capri, der mir zur Verfügung steht. Ein Zimmer, in welchem sich zu Bett zu legen unnatürlich scheint und für das die arbeitsame Nacht selbstverständlich ist. Dazu bin ich – mindestens seit langem, ich glaube überhaupt – der erste, der es bewohnt. Es war Rumpelkammer oder Waschraum. Geweißte Wände, an denen kein Bild hängt und die so bleiben.

Deine Meinung von den Muri-Sachen, die ich Dir schrieb? Dir und Escha die herzlichsten Grüße. Hoffentlich geht es Euch gut und macht Ihr weiter die belangreichsten Erfahrungen im Lande.

Dein Walter

¹ Eine (ungedruckte) Arbeit Scholems über das biblische Buch Jona.

Capri, 16. September 1924

Lieber Gerhard,

zum Abfassungstermine der folgenden Nachrichten rückt – nach so langem Schweigen – ein Haupt- und Staatstag auf, da heute mittag Mussolini diese Insel betreten hat. Es gab allerlei festliche Staffage, die über die Kälte der Bevölkerung nicht zu täuschen vermochte. Man wundert sich, daß der Mann nach Sizilien kommt – wozu er wohl dringende Gründe haben muß – und erzählt sich, daß er von 6000 Geheimagenten in Neapel umgeben sei, die ihn zu schützen hätten. Er sieht anders aus als der Herzensbrecher, den die Ansichtskarten zeigen: unlauter, träge und von einem Hochmut, als sei er mit ranzigem Öl reichlich gesalbt. Sein Körper ist plump und unartikulierte wie die Faust eines dicken Krämers. Laß mich zum Eingang auch sonst die Caprenser Chronik machen. Es ist, seit ich nicht schrieb, die Zeit ins Land gegangen, [als] es hier voll lärmender Neapolitaner war, mit ihren Kindern und unvorstellbar bunt und häßlich bekleideten Frauen; einige Ägypter, die früher zahlreich zur Badesaison eintrafen, waren auch hier. Und nun ist wie im Frühling die schlammige germanische Welle eingebrochen und hat als einen der ersten (und mir willkommenen) Ernst und Linda Bloch hierher verschlagen. Abgereist, um Spanien, dann Tunis und orientalische Gegenden zu bereisen – und wer weiß ob er nicht auch Palästina gesucht hätte um die von Dir gefürchteten Rappports von dort zu bringen – haben die Fahrpreise der mittelländischen Schifffahrtsgesellschaften ihn zu sachterm Vorgehen genötigt. [...] Mir dreht er hier nach langer Zeit wieder eine freundlichere, ja geradezu strahlende und tugendhaftere Seite zu und seine Gespräche sind mir manchmal sehr nutzbringend. [...] Unvergleichlich ist er noch immer als Erzähler, wenn ich das schlüpfrige Gebiet der jüdischen Witze ausnehme und bedenke, daß er sich mehr denn je an die Komik des Münchners Valentin hält. [...]

Natürlich bestehen die Gefahren für meine Arbeit, denen

Dein Alarmsignal gilt. Und während noch vor wenigen Tagen ich sie für beschworen hielt und eine Woche lang fast wolkenlose Tage hier genoß, hat es sich mit einer neuen Wendung wieder um mich verdunkelt. Aber mein bewußter Wille, dessen Zähigkeit auch in dieser Sache erheblich ist, wird um keinen Preis ablassen und hat nicht abgelassen. So sind in diesen Monaten, die nicht immer leicht waren, beendet worden die Erkenntnistheoretische Einleitung der Arbeit, das erste Kapitel: der König im Trauerspiel, nahezu auch das zweite: Trauerspiel und Tragödie, so daß zu schreiben bleibt noch das dritte: Theorie der Allegorie und ein Schluß. Die Arbeit wird demgemäß zum ursprünglichen Termin (1. November) nicht fertig, doch hoffe ich, daß eine Ablieferung um Weihnachten, wo die akademisch diplomatische Situation allerdings etwas anders liegen kann, den Erfolg nicht ernsthaft gefährdet. Was den Wert der Arbeit angeht, so erlaubt erst die schattigere Ausarbeit[ung] einer Reinschrift sowohl ihre Züge reiner auszuarbeiten als auch zu einem eigenen Urteil zu kommen. Daß sie von vorn bis hinten voll der überraschendsten Lichter auf den Gegenstand steckt, darin bestätigte mich die Durchsicht des neuen Buches, welches das Thema berührt: Deutsche Barockdichtung von einem angehenden Wiener Dozenten namens [Herbert] Cysarz. Es ist weder in der Dokumentation noch in den einzelnen Perspektiven verfehlt und unterliegt im ganzen doch vollständig der vertiginösen Attraktion den dieser Stoff auf den, der sich beschreibend vor ihm aufpflanzt, ausübt, so daß statt einer Erhellung des Gegenstandes nur wieder ein Stückchen Nachbarock (mit einem r!) herauskommt; oder: ein Versuch dem verkommenen Lümmel des expressionistischen Reporterstils mit dem Kamme der exakten Wissenschaften einen Scheitel zu ziehen! Es ist für den Stil des Barock ganz kennzeichnend, daß, wer einmal während seiner Inspektion aus dem angestrengten Denken herausfällt, sofort seiner hysterischen Nachäffung verfallen ist. Der Kerl ist manchmal sehr glücklich in seinen Beiwörtern und darin muß ich von ihm lernen. Mir fehlen noch einige Mottos während andere, herrliche, in Bereitschaft liegen.

In aller Form suche ich bei Dir nach, das Eingehen auf die hiermit konkurrierende Problemstellung des aktuellen Kommunismus vertagen zu dürfen. Denn weder ist das Sachliche spruchreif, noch das Persönlich-Motivische reif zur Übermittlung. Vielleicht, wahrscheinlich, schrieb ich Dir, daß hier mehrere Hinweise sich zusammenfanden: zu einem privater Art trat der auf das Buch von Lukács, der mich darin frappte, daß Lukács von politischen Erwägungen aus in der Erkenntnistheorie, mindestens teilweise, und vielleicht nicht ganz so weitgehend, wie ich zuerst annahm, zu Sätzen kommt, die mir sehr vertraut oder bestätigend sind [...] Im Bereich des Kommunismus scheint mir das Problem „Theorie und Praxis“ so zu liegen, daß bei aller, diesen beiden Bezirken zu wahren Disparität eine definitive Einsicht in die Theorie an Praxis gerade hier gebunden ist. Zum wenigsten ist es mir einsichtig, wie bei Lukács diese Behauptung einen harten philosophischen Kern hat und alles andere als bürgerlich-demagogische Phrase ist. Da nun diese härteste Vorbedingung mir zur Zeit nicht erfüllbar ist, so bleibt auch das Sachliche teilweise vertagt. Aber doch wohl nur vertagt. Sobald es geht will ich übrigens Lukács' Buch studieren und ich müßte mich täuschen, wenn nicht in der gegnerischen Auseinandersetzung mit den hegelschen Begriffen und Behauptungen der Dialektik gegen den Kommunismus die Fundamente meines Nihilismus sich manifestieren würden. Aber das hindert nicht, daß seit meinem Aufenthalt hier die politische Praxis des Kommunismus (nicht als theoretisches Problem sondern zunächst als verbindliche Haltung) mir in einem andern Licht steht, als je vorher. Daß Vieles von dem, was ich mir in meinen bisherigen diesbezüglichen Überlegungen ertastet hatte, bei denen, mit welchen ich davon sprach – unter welchen eine hervorragende Kommunistin, die seit der Dumarevolution in der Partei arbeitet, war – auf ein sehr überraschendes Interesse stieß, meine ich Dir geschrieben zu haben. Ebenso, daß die (inzwischen hie und da erweiterte) „Beschreibende Analysis des Deutschen Verfalls“¹ im Winter in der „Roten Garde“ in Moskau erscheinen soll. Sobald ich mich ernsthaft zu Überlegungen wenden kann,

deren Tendenz meine letzte Karte windschief und diese Zeilen sehr bruchstückhaft geben, wirst Du es wissen. Aber Zeit wird darüber hingehen und dann – oder früher – erfährst Du auch das Mitteilbare, wovon es eingerahmt ist. Vorher aber geschähe es mir zu Nutz und Frommen, wenn Du aus jener Praxis, die Du mit beklommener Brust vor Dir zu haben und zu verfolgen scheinst, mir etwas mitteilst. Das ist umso wichtiger, als ich kaum glaube, daß mir vom deutschen Sprachkreis aus diese Gegenstände wirklich lebendig werden werden.

Mit diesem Brief erhältst Du Zweigs Kritik, die ich Dich bitte, mir mit dem nächsten wieder zurückzusenden. Gleichzeitig oder bald geht das Heft einer Zeitschrift² ab, in der Du neue Baudelaire-Übertragungen findest. Ich bin jetzt nicht in der Lage, Dir ein Heft der neuen Zeitschrift H zu senden, in deren erster Nummer ich mehr aus Schwäche als aus Gefälligkeit gegen den Herausgeber [Hans Richter] eine blague von Tristan Tzara mit achtungsgebietendem Schmiß übersetzt habe³. Den ersten Band der Ursule Mirouet⁴ habe ich in Wochen arger Fron hier übertragen. Das von Dir beregte Heft von Kirjath Sefer⁵ bitte ich Dich ja, umgehend pflichtschuldig an meine Adresse gehen zu lassen. – Du meldest vor der – inzwischen gewiß erfolgten – Beendigung der Bahir-Einführung zu stehen. Nehme ich mit Recht an, daß sie innerhalb des Philologischen die Perspektive Deiner eigensten Einsichten in diesen Text erschließt? Hast Du noch vor, Deutsches zu publizieren?

Rang ist nach seiner Rückkehr an einem Leiden, das ihm zuerst rheumatischer Art erschien, dann den Charakter einer Nervenentzündung annahm, nach meinen letzten Nachrichten aber den Ärzten ganz undurchschaubar ist, an einer zuletzt nahezu vollständigen Lähmung mit ständigem Fieber, schrecklicher Abzehrung so schwer erkrankt, daß ich nicht weiß, ob ich darauf hoffen darf, ihn wiederzusehen. Es kann wohl nicht anders sein, als daß er Dir durch sein Buch, wenn Du Zeit gehabt hast, es zu lesen, noch näher gekommen ist. Was ihn betrifft, so sprach er hier einmal mit viel Sympathie von Dir. Mich würde sein Tod wahrhaftig treffen, so wie

seine Krankheit mich betrübt. Seit einiger Zeit schreibe ich ihm nicht mehr, weil er soviel ich weiß, nicht mehr fähig ist, Briefe aufzunehmen. Ich erwarte wieder Nachricht von seiner Frau. Diese ist auch sonst vom Unglück betroffen: Der Sohn, der zuletzt der Tuberkulose, die ihn im Kriege befallen hatte, durch eine Reihe von Kuren in Davos und von schweren Operationen wie durch Wunder entronnen schien, ist wieder erkrankt. — Das Schreckliche was Agnon geschehen⁶ ist, erfahre ich erst durch Dich. Ich erreiche den Zustand eines Menschen der das durchmachen muß, geschweige der es überwinden kann, in meiner Vorstellung auch nicht im mindesten.

Bergmann ist wohl noch nicht aus London bzw. Amerika zurück. Weißt Du Neues und Communizierbares über den Stand der Universitätsfrage?⁷ Die Nachricht von der Ermordung [de] Haans⁸ war mir schon zugekommen. Aber fast noch schrecklicher als sie ist das, was Du von der Wirkung dieses Geschehens berichtest. Kürzlich sprach ich hier einen russischen Juden aus der Gegend von Kiew, einen Landarbeiter, der unmittelbar aus Palästina kam, seinen Namen weiß ich nicht mehr. Er sah nicht aus wie der erste beste und zog mich an, indessen er fest glaubte, mich in Palästina gesehen zu haben. Auch Dich hat er gesehen und von Dir gehört, ohne mit Dir gesprochen zu haben. —

Du wirst Dir denken, daß ich im Laufe der Zeit hier vieles gesehen habe und wenn morgen — was noch dahinsteht — ein Ausflug nach Positano, südlich von Sorrent, zu Stande kommt, so werden mir bis auf Ischia die berühmten Orte der Gegend bekannt sein. Nirgends war der Eindruck an Gewalt dem vergleichbar, den die Tempelruinen von Paestum, die ich einsam an einem Augusttage in der Malariazeit, wo die Gegend gemieden wird, sah, mir machten. Er wird von dem Klischee das ich beim Worte „griechischer Tempel“ ja, auf Grund der Abbildungen, assoziierte, nicht einmal berührt. Die Gegend in der sie stehen ist so großartig in ihrer landschaftlichen wie öde in ihrer zivilisatorischen Gestalt. Man sieht, nicht allzuweit von den Tempeln das schmale brennend blaue Band des Meeres. Die Tempel gelten für die gewaltig-

sten, die außerhalb von Athen zu sehen waren. Sie gehören alle drei – aber nur zwei sind sehr wichtig – ungefähr dem gleichen Stil und der gleichen Zeit an und sind von einer noch heute vor Leben fast lauten, vernehmlichen Verschiedenheit. Da sie dicht neben einander stehen ist die Auseinandersetzung erschütternd. Am gleichen Tage sah ich Salerno. Zum zweiten Male Pompeji und zum zwanzigsten vielleicht Neapel, über das ich viel Material, merkwürdige und wichtige Beobachtungen, gesammelt habe, die ich vielleicht werde verarbeiten können. Pozzuoli, Amalfi, Ravello sah ich. Die Feuerwerke, eines das andere überholend und immer neue Farben und Formen enthaltend, brennen den Sommer lang nachtaus nachtein an diesen Küsten⁹. Ich habe Dir davon sicherlich geschrieben. Ein anderes sind die Weingärten, die auch zu den Wundererscheinungen dieser Nächte gehören. Du wirst das gewiß kennen gelernt haben, wenn Frucht und Blatt in der Schwärze der Nacht untertauchen und man vorsichtig – um nicht gehört und verjagt zu werden – nach den großen Trauben tastet. Aber es liegt noch viel mehr darin, worüber vielleicht die Kommentare des hohen Liedes Aufschluß geben.

Mir ist es ganz unvorstellbar – und je mehr mich zur Zeit Beklemmungen fesseln, desto unerfindlicher – daß ich von hier in zwölf Tagen fort will und soll um noch etwas von Italien zu sehen. Ich will den Monat Oktober reisen, nicht so sehr Rom als Florenz, Ravenna, Assisi, Ferrara sehen und, wenn keine Schwierigkeiten sich erheben, nach Paris. Ob das aber, wegen des Visums, gehen wird, weiß ich nicht. Am 1. November will ich in Berlin sein. Briefe richte bitte von nun an nach Hause, von wo sie mir nachgesandt werden.

In Neapel habe ich die Gelegenheit wahrgenommen, neue französische Bücher zu kaufen, so weit das Geld langte. Also nur wenige. Darunter die herrliche Exégèse des lieux communs (2 tom) von Léon Bloy¹⁰; kaum ist je eine erbittertere Kritik oder vielmehr Satire gegen die Bourgeoisie geschrieben worden, wie diese, übrigens sprachphilosophisch großartig fundierte Kommentierung ihrer Redensarten. Bloy ist (royalistischer?) Katholik gewesen. Ich habe eine Anzahl Sachen von

ihm. Dann fiel mir in Neapel ein schönes, seltenes deutsches Kinderbuch in die Hände. Also warum nicht in Jerusalem? Halte doch Ausschau! Von meinem Berliner Konkurrenten, Meister und neidlosen Förderer meiner Sammlung ist das Buch nun erschienen. Karl Hobrecker: Alte vergessene Kinderbücher. Ich erhielt kürzlich das Rezensionsexemplar¹¹. Der Text des alten Herrn ist onkelhaft und von einem biederem Humor, der manchmal gerät wie ein mißglückter Pudding. Die Bilder sind in der Auswahl z. T. problematisch, in der Ausführung aber, soweit sie farbig sind, sehr achtbar. Ich werde Dir seinerzeit berichtet haben, daß der Verleger als er meine Sammlung und ihr Leben bei mir kennen lernte, trostlos war, den Auftrag nicht an mich gegeben zu haben.

Du machst in Deinem Briefe eine mir nicht verständliche Anspielung auf [Richard] Willstätter, der einen Ruf an Deine Stelle bekommen habe¹². Ich weiß nicht, ist die Rede von München, Berlin oder Muri: in letzterem Falle sind wir zur Erhöhung der Bezüge bis zur Maximalgrenze der Jahresbezüge des Herrn Wilhelm II bereit, um Deine schätzbare Kraft u. s. w.

Heute, denke ich, darf Deine Lupe feiern¹³. – Ich habe mir durch die Ernährung hier eine Blutvergiftung zugezogen, die zunächst am Bein, dann am Arm ausbrach und mich auch jetzt wieder schmerzhaft bedroht. Eine unangenehme Geschichte. Seit kurzem habe ich Netze gegen die Mücken, die mich zwei Monate jede Nacht bis auf die Knochen aufgezehrt hatten und ich hoffe, jetzt wird es besser werden; denn die Stiche waren wohl auch ein Anlaß zu Infektionen.

Ich hoffe Du hältst Dich nicht an mein Schweigen sondern gibst mir bald anschauliche und erfreuliche Nachricht von dem was Dich betrifft. Ich sende Dir und Escha sehr herzliche Grüße.

Dein Walter

¹ Dies Manuskript hatte W. B. in der Form einer Schriftrolle Scholem bei der Abreise gegeben. Eine andere Fassung ist als „Reise durch die deutsche Inflation“ in der „Einbahnstraße“ („Kaiserpanorama“) gedruckt.

- 2 „Vers und Prosa“ (herausgegeben von Franz Hessel), Heft 8, August 1924, S. 269–272.
- 3 Die Photographie von der Kehrseite. In „Zeitschrift für elementare Gestaltung“, Juni 1924.
- 4 Diese Balzac-Übersetzung erschien 1925 in Berlin bei Rowohlt.
- 5 Eine von Scholem redigierte Zeitschrift der Jerusalemer Bibliothek, in der seine ersten hebräischen Aufsätze standen.
- 6 Das Haus, in dem er in Homburg v. d. Höhe wohnte, brannte nieder, wobei seine Manuskripte und seine Bibliothek vernichtet wurden.
- 7 Die Gründung der Hebräischen Universität in Jerusalem.
- 8 Auf politischem Hintergrund. Die Geschichte des Mannes und seiner Ermordung bildet den Gegenstand von Arnold Zweigs Roman „Der Vriendt kehrt heim“ (1932).
- 9 Vgl. Schriften II, S. 77.
- 10 Proben daraus veröffentlichte W. B. in seiner Übersetzung und mit einer Einleitung in der „Literarischen Welt“ vom 18. März 1932.
- 11 Die Rezension erschien in „Das Antiquariatsblatt“ No. 22, Dezember 1924.
- 12 Er hatte in einem Aufsehen erregenden Schritt sein Münchner chemisches Ordinariat niedergelegt, als eine wichtige Berufung von der Fakultät aus antisemitischen Gründen abgelehnt wurde. Es hieß damals, man versuche, ihn nach Jerusalem zu berufen.
- 13 Der Brief ist nicht in ganz so mikroskopischer Schrift geschrieben wie so viele andere Briefe W. B.s.

137 *An Gerhard Scholem*

12. Oktober – 5. November 1924
Rom – Florenz

Lieber Gerhard,

die Ratlosigkeit ist an mir: ich weiß nicht, warum Du meinen letzten Brief ohne Antwort gelassen hast. Nun, da ich gleichsam an meinen letzten Bericht anzuknüpfen habe, ist es, paradoxerweise, doppelt schwer, den „Faden der Erzählung“ wieder aufzunehmen. Einige Zeilen von Dir hätten eine sylphidische Brücke über Klüfte geschlagen, die eine Reise mit sich bringt. Denn das ist es nun endlich in zwölfter Stunde geworden: eine Reise. Auf der ich mich einsam aber ungebunden auf einer goldenen Straße fortbewege. Am

zehnten Oktober habe ich Capri verlassen, bin in Positano, dann – wiederum länger als meine Absicht war – in Neapel gewesen und seit einer Woche in Rom. Nicht ganz mit dem sicheren Gefühl der fertigen Schrift in der Tasche, der Teil III und Schluß noch fehlen, aber materialmäßig geordnet bis ins Genaueste bereitliegen. Capri war kein Boden mehr und die Arbeit, die ich in Berlin schleunigst abschließen muß, kam über Teil II nicht hinaus. Die Reinschrift, mit der mein eigentlicher Anteil erst einsetzt, und für die ich die unerläßliche Serenität erhoffe, findet einen Stoff vor aus dem etwas werden kann. An vielen Partien wird nichts mehr geändert werden. – Am letzten Tage in Capri traf die Nachricht ein, auf die ich seit zwei Wochen gefaßt sein mußte, die mich aber auch jetzt erst langsam erreicht: Rang ist gestorben. Daß auch in Dir sein Bild dank der kurzen Begegnung aufbewahrt ist, ist gut. Ich habe nichts gefärbt, als ich seiner Frau in dem Briefe, in dem ich mitzuteilen suchte, wie ich an ihm hing, schrieb, daß seltsamerweise ich diesem Mann, ebenso wie seine Unterstützung und Bestätigung das zu danken vermochte und danken mußte, was ich von deutscher Bildung Wesentlichstes in mich aufgenommen habe. Denn nicht nur, daß in diesem Bereiche die Hauptgegenstände unsrer beharrlichen Betrachtung fast sämtlich dieselben waren – das Leben, daß in diesen großen Gegenständen lebt habe ich menschlich ganz allein in ihm lebendig gesehen, ausbrechend mit desto mehr vulkanischer Gewaltbarkeit, als es unter der Kruste des übrigen Deutschland erstarrt lag. Wenn ich mit ihm sprach, war nicht sowohl Harmonie in unsern Gedanken, als daß ich, wetterfest und athletisch, an dem unmöglichen, zerrissenen Massiv der seinigen mich versuchte und oft genug eine Zinne mit weitem Ausblick auf eigene unerschlossene Gedankenbereiche gewann. Sein Geist war von Wahnsinn durchzogen wie ein Massiv von Schluchten. Aber durch die Moralität dieses Mannes gewann Wahnsinn keine Macht über ihn. Ich habe das wunderbare menschliche Klima dieser Gedankenlandschaft ja gekannt: es war andauernd die Frische des Sonnenaufgangs. Aber wie erstarrt diese Landschaft nach Sonnen-

untergang daliegt, das ist mir auch klar und ich denke mit Unruhe und ohne einen Ausblick auf Lösung zu finden an das Schicksal seiner Sachen. Wer kann da herankommen? Das Shakespearewerk ist wahrscheinlich zum allergrößten Teile vollendet. Das Schicksal seiner Frau ist schwer. Der dritte Sohn (einer fiel), der vor Monaten endlich von einer Tuberkulose geheilt schien, muß zum zweiten Male operiert werden. Sie lebt ganz allein in dem kleinstädtischen Ort, in dem ihr Mann keinen Verkehr mit irgend jemandem unterhalten hat.

Schrieb ich Dir – ich glaube es wohl – daß ich in Capri viel mit Bloch zusammen war? Cassirer gibt ein Jahrbuch heraus, in dem er Reklame für Bloch braucht. Mit Telegrammen und Ähnlichem gelang es mir nun, die Rezension vom „Geist der Utopie“, die dort zu späten Ehren kommen soll, mit 1100 Lire in den Dienst meiner Reise zu stellen. In ein bis zwei Monaten erhältst Du einen kompletten Separatabzug der Wahlverwandtschaftenarbeit. Heute neuere Baudelaireana, in Nachbarschaft von solchen der Lotte Wolff. Ich weiß nicht mehr, ob Du sie kennen gelernt hast. Dann wird sowie ich die Reinschrift habe, lettisch, und vielleicht auch deutsch „Neapel“ erscheinen¹. Von dieser Stadt habe ich auch mit dem Aufenthalt in Rom nicht Abschied genommen. Vielmehr sprach mich das moderiert Weltstädtische hier nach dem extremen Temperament des neapolitanischen Stadtlebens kühl an. Ich ermesse erst jetzt, wie orientalisch Neapel ist. Hier suchte ich vor allem frühchristliche Denkmäler. Der Antike stehe ich so unwissend gegenüber, daß ihre Reste, die nur in archäologischer Betrachtung ihr Leben gewinnen, auf mich vorschriftsmäßig imposant wirken. Und wie sehr mir zur Renaissance ein von Studium unvermitteltes Verhältnis fehlt, sah ich heute drastisch, als in der Galeria Borghese kein Bild vor 1400 zu entdecken war und ich meinen Spaziergang durch die öden Säle, mit dem Besuche der vatikanischen Galerie verglich, in der ich vor jedem Bilde [wie] eine Schnecke vor jedem Steinchen innehielt. Morgen gehe ich nocheinmal dorthin. Die ersten Säle enthalten herrliche Bilder der Sienischen und anderer Schulen aus dem Trecento.

Was habe ich erst in Florenz zu erwarten. Nichts will ich von Michelangelos sixtinischer Kapelle schreiben, als daß sie meiner neutralen unwissenden Erwartung beim ersten Anblick den Garaus gab. Sie ist unsagbar schön und gewaltig. Im Augenblick vermag ich nichts über sie zu schreiben. (Es geht ein schreckliches Gewitter über der Stadt nieder). Mit Raffaels Bildern vermag ich nichts anzufangen. —

Soweit aus Rom, wo ich dies ungefähr am 12. Oktober schrieb.

Heute ist der 5. November. Die kindische Feststellung über Raffael (kindisch auch wenn sie richtig ist) verstimmte mich, so daß ich den Brief liegen ließ. Indessen trat das Lustige ein, daß hier — in Florenz — ein wirklich betroffenes Einhalten vor einer Tafel sich ergab, die mit „Raffael?“ bezeichnet ist. Natürlich ist das ganz typisch für mich — aber das Einhalten keinesfalls durchs Fragezeichen verursacht. Es ist ein unheimlicher Jüngling, der darauf porträtiert ist. Burckhardts Bemerkung von „dämonischer Religiosität“ auf Raffaels Bildern ist überhaupt nicht aus den Fingern gezogen. Aber mir wird gerade dabei nicht wohl. Den Johannesknaben mit dem vielsagend erhobenen Finger wirst Du aus Reproduktionen kennen. Anders wirkte doch die verwandte Intention im Knaben der sixtinischen Madonna auf mich.

Seit besagtem Gewitter ist meine Fahrt meist unter grauem, ungemäßen Himmel erfolgt, doch so, daß ich die Landschaften für kurze Weile immer in der Sonne sah, bis auf Assisi. Dort erschien ein dichter Herbstnebel für den festungsartigen Bau von S. Francesco nicht unpassend. Aber der Tag, den ich dort zubrachte, erlaubte kaum, etwas von den Fresken der an sich schon dunkeln Unterkirche wahrzunehmen. Desto besser konnte ich die der Oberkirche von Giotto studieren. Zuletzt habe ich, in Ansehung der Einsamkeit meiner Streifereien, zuviel Bilder zu sehen bekommen und doch soviel Zeit nicht gehabt, mich auf Architektur zu konzentrieren. Denn meine völlig induktive Weise, mich mit der Topographie der Orte bekannt zu machen und jedes große Bauwerk in seiner labyrinthischen Umgebung banaler, schöner oder armseliger Häuser aufzusuchen, erfordert zu viel Zeit und läßt mich zu

eigentlichem Buchstudium nicht kommen: ohne dieses bleiben mir von Architektonischem nur Eindrücke. Von der Topographie der Orte aber nehme ich ein ausgezeichnetes Bild mit: es handelt sich darum sich zunächst durch eine Stadt so durchzutasten, daß man souverän dahin zurückkehrt. Der erste begrenzte Aufenthalt an solchen Plätzen kann etwas Subalternes nicht umgehen, wenn er nicht auf strengster Vorbereitung beruht. Strenger umgrenzte Begriffe oder wenigstens Fragen gewann ich nur von einigen Malern. Ganz besonders von Signorelli, der einen Teil des Doms von Orvieto ausgemalt hat, in Fresken, deren innere Verwandtschaft (vielleicht gibt es auch Einfluß) mit den hundert Jahre späteren Michelangelos in der sixtinischen Kapelle längst festgestellt ist. Übrigens schrieb ich Dir nichts von den illuminierten Handschriften der Vatikanischen Bibliothek, die in Schaukästen ausliegen. Es lohnt schon Kardinal zu werden um die durchblättern zu dürfen. Aber vielleicht führen auch die Stufen Deiner Karriere dahin. (Natürlich denke ich nicht an Missales und Miniaturen, sondern an die ältesten Bibel-, Vergil-, Terenz Handschriften, die dort liegen,) Allzugut ists mir in Florenz mit dem Faschismus geworden. Es gab, in den paar Tagen meines Hierseins nicht weniger als drei Festtage mit größter Machtentfaltung. Stundenlange Prozessionen sperrten mich in ein kleines Viertel in dem es nichts zu sehen gibt. Wenn ich dann sei es resigniert, sei es um einen Durchbruch zu versuchen, mich ins Gewühl der Spalierbildenden begab, so geschah es jedesmal genau in der Sekunde, auf die es ankam, die Sachverständigere in vielstündigem Postenstehen erwartet hatten und die ich dann, da ich mich vor Ungeduld in die erste Reihe geschoben hatte, als völlig trostlose Konstellation erkannte an dieser sichtbaren Stelle aber begrüßen mußte. So konnte ich vom König, der sehr klein, mindestens die Militärmütze sehen und so bekam ich bei anderen Gelegenheiten Del Croix zu sehen, ein Mann, der im Kriege völlig zu schanden geschossen wurde, und eine Hauptrolle in der faszistischen Politik spielt. Von den Umzügen der Jugend zu schweigen, an denen alles teilnimmt, sobald es von der Mutterbrust abgesetzt ist. Nicht anders ist es mir in

Perugia gegangen: auch da sehr großes Aufgebot – Vereidigung der Miliz der Faschisten auf den König – kurz: wenn ich anstatt Leser der Action Française zu sein ihr italienischer Korrespondent wäre, hätte ich nicht anders disponieren können.

Ursprünglich war meine Absicht von hier nach Genua zu fahren, von dort nach Marseille zu Schiff und von dort nach Paris zu gehen. Aber das ist aus verschiedenen Gründen nicht möglich. Ich habe mich darauf beschränken müssen, in Neapel, Rom und Florenz französische Bücher einzukaufen; meist Neuerscheinungen. Den Autor Jean Giraudoux, von dem ich „Juliette au pays des hommes“ las, lege ich Dir sehr nahe. Heute nacht fahre ich nach Berlin und hoffe dort bald von Dir Nachricht zu haben.

Mit herzlichen Grüßen Dein Walter

¹ Erschien in der FZ vom 19. August 1925.

138 An Gerhard Scholem

Berlin, 22. Dezember 1924

Lieber Gerhard,

der Nachtstunde, in der ich beginne, steht dies strahlende Papier, und „barocke“ Figuren magst Du aus dem gehämmerten Bütten – so nennt mans – auch herauslesen. Ich glaube, jahrelang habe ich nicht darauf geschrieben. Vor Dir ist, nach meinem langgezogenen Schweigen, diese captatio benevolentiae nicht überflüssig und hoffentlich nicht vergeblich. Grund: diesmal im wesentlichen das Erfordernis, meine Arbeit um jeden Preis zu beenden. Dazu sind denn seit ein paar Tagen Anstalten getroffen. Die Rohschrift desjenigen Teils, den ich einzureichen gedenke, ist abgeschlossen. Das ist der Hauptteil. Einleitung und Schluß, die methodischen Fragen gelten, habe ich zurückgestellt. Nachgerade habe ich die Distanz zum Geleisteten verloren. Ich müßte

mich aber irren wenn nicht die organische Gewalt des allegorischen Bereichs als Urgrund des Barock lebendig erscheinen sollte. Indessen überrascht mich nun vor allem, daß, wenn man so will, das Geschriebene fast ganz aus Zitaten besteht. Die tollste Mosaiktechnik, die man sich denken kann, als welche für Arbeiten dieser Art so befremdlich erscheinen dürfte, daß ich in der Reinschrift wohl hie und da retouchieren werde. Einige konstitutive Gebrechen sind mir klar. Der virtuelle Gegenstand der Abhandlung wird Calderon sein; die Unkenntnis des lateinischen Mittelalters wird mich an einigen Stellen zu einem Tiefsinn genötigt haben, den exakteste Quellenkenntnis erübrigt hätte. Indessen, wird eine solche Arbeit überall nur aus Urquellen gespeist, so kann sie vielleicht nicht zustande kommen. Und daß sie dennoch zustande gekommen zu sein wert ist, davon möchte ich mich überreden. Vorauszusagen – mit voller Sicherheit – wage ich doch nicht, ob aus dem Ganzen die „Allegorie“ – das Wesen, um dessen Rettung es mir ging – in aller Totalität gleichsam momentan herausspringt. Von außen wird sie sich (Einleitung und Schluß nicht gerechnet) wohl so präsentieren: Ursprung des deutschen Trauerspiels als Titel. I Trauerspiel und Tragödie II Allegorie und Trauerspiel. Beide Teile in je drei gegliedert, über denen sechs Mottos stehen werden, wie sie kostbarer und rarer – unauffindbaren Barockschriften fast sämtlich entnommen – keiner versammeln könnte. – Erschienen sind: eine freundschaftliche (glänzende) Rezension des Baudelaire in der „Neuen freien Presse“, eine Rezension von mir über ein Buch „Alte vergessene Kinderbücher“ von Hobrecker, einem mir bekannten berliner Sammler, in einer Antiquariatszeitschrift, eine fernere desselben Buches in der „Leipziger Illustrierten Zeitung“.¹ [...] Jetzt nach Beendigung der Rohschrift, fällt mir ein kapitaless Buch in die Hände, das ich als letztes Wort einer unvergleichlich faszinierenden Forschung Dir und – sollte das noch am Platze sein – der Jewish National Library – nenne: Panofski-Saxl: Dürers Melancholia I, Berlin Lpz 1923 (Studien der Bibliothek Warburg). Versäume nicht, das vorzunehmen. Das bekannte, berühmte Rosenkreuzerbuch² werde ich vor Abfassung der

Reinschrift kaum mehr, desto vergnügter – hoffe ich – nachher konsultieren. Mit „de planctu naturae“ bin ich gut abgeführt. Indessen hatte ich längst den Alanus de Insulis vorgenommen und gemerkt, daß er mit meinem Gegenstande nichts zu schaffen hat. – Dieses Buch wird nicht bei Arthur Scholem gedruckt werden, sondern es wird hergestellt von ... Jacques Hegner. Auch winkt mir endlich eine allein angemessene Fraktur. Dies alles, weil ich vor einer Woche auf zwei Jahre einen Generalvertrag mit einem hiesigen neugegründeten Verlag abgeschlossen habe, für den ich zugleich das Lektorat (aber ohne Verpflichtung und Honorar) übernehme. Im übrigen zahlt der Verlag eine den Umständen nach angemessene Rente, und jedes Jahr eine Auslandsreise, von welcher ich das Publikum durch ein Reisetagebuch zu informieren habe. Was aus diesem Unternehmen werden wird, kann ich nicht ausmachen. Aber der Eindruck seines Chefs – er ist zehn Jahre jünger als ich – gelernten Buchhändlers, ist nicht ungünstig.³ Ein Zeitschriftenplan hat sich abgeschlossen, – mein Programm ist dem des Angelus in jeder Hinsicht so gänzlich polar, daß ich es bei dieser rätselhaften Bemerkung für heute bewenden lasse. Kommt es dazu oder nicht, so wirst Du es jedenfalls erfahren und bist, für den Fall daß es Dich gewinnt zur Mitarbeit in der besten Form eingeladen. Indessen beschäftigt mich vor der Hand meine Arbeit hinreichend. Dringender ist, Dir mitzuteilen, daß ich im Rahmen einer weiblichen Phantasie Muri zur Publizität zu bringen hoffe. Ich bereite (als Privatdruck oder als käufliche Erscheinung) vor: „Plakette für Freunde“. (Plaquette ist in Frankreich ein schmales broschiertes Sonderheftchen mit Gedichten oder ähnlichem – ein terminus technicus der Buchhändler). In mehreren Kapiteln, die je als einzige Überschrift den Namen eines mir Nahestehenden tragend, will ich meine Aphorismen, Scherze, Träume versammeln. Und Muri soll sich unter dem Deinigen entfalten. – Wahrscheinlich bin ich verpflichtet, nächstes Jahr meine Sache über die „Neue Melusine“ zu schreiben. [...] Von Dir erwarte ich: Kirjath Sefer, Alchemie und Kabbala. Zu meinem Schrecken vermisste ich seit der Heimkehr Deine Übersetzung des hohen

Liedes. Dagegen hatte [Ernst] Simon das Jona-Manuscript gesandt. Ich habe es noch nicht lesen können. Wann darf ich auf Deine Arbeiten zählen? Den Schluß der Wahlverwandtschaftenarbeit wirst Du, denke ich, im Februar erhalten. Hemmungen im Schreiben, von denen Du berichtest, müssen oft, wenn ich nicht irre, geradezu Symptome intensiver und folgenreicher Vertiefung sein. Und wenn Deine, und hoffentlich auch Eschas, Gesundheit sich völlig wiederhergestellt hat, werden sie auch zuversichtlich nichts anderes bedeuten oder bedeutet haben. Aber eben deswegen wäre es mir höchst willkommen, davon mehr, näheres zu hören. — In Berlin ist man sich, um doch auf meine Reise zurückzukommen, über eine offenkundige Veränderung einig, die mit mir vorgegangen sei. Die Exaltation, mit der ich mich im Frühjahr, unter Fasten und ähnlichen Exerzitien auf sie vorbereitet und sie, nicht ohne Doras intensive Unterstützung, äußerlich und innerlich mir erkämpft hatte, war nicht umsonst. Auch die kommunistischen Signale — sie werden Dir eines Tages hoffentlich präziser zukommen, als von Capri aus — waren zuerst Anzeichen einer Wendung, die in mir den Willen erweckt hat, die aktuellen und politischen Momente in meinen Gedanken nicht wie bisher altfränkisch zu maskieren, sondern zu entwickeln, und das, versuchsweise, extrem. Natürlich besagt das, die literarische Exegese der deutschen Dichtungen, in der es im besten Falle, wesentlich zu konservieren und das Echte gegen die expressionistischen Verfälschungen zu restaurieren gilt, tritt zurück. Solange ich nicht in der mir gemäßen Haltung des Kommentators an Texte von ganz anderer Bedeutung und Totalität gelange, werde ich eine „Politik“ aus mir herausspinnen. Und freilich hat sich dabei meine Überraschung über die Berührung mit einer extremen bolschewistischen Theorie an verschiedenen Stellen erneuert. Es ist sehr schade, daß ich eine zusammenhängende schriftliche Äußerung über diese Dinge noch nicht absehen kann und bis dahin vielleicht noch Gegenstand Deiner Spekulationen über die Wahlverwandtschaft von Walter Benjamin und Werner Scholem⁴ bleibe. Noch weit bedauerlicher aber, daß wir uns nicht sprechen können. Denn noch steht mir keine

andere Äußerungsform in dieser Sache zur Verfügung. Merkwürdig und unvorhergesehen hat sich ergeben, daß der Kern unserer internationalen Gesellschaft auf Capri hier wieder zusammen ist, etwa vermindert durch Ernst Bloch, der weiter in Positano haust. [...]

Erich Unger und Adolf Caspary haben ein Werk von 30 Seiten gegen Schulreform und für das humanistische Gynnasium erscheinen lassen⁵. Der Privatzauberer Erwin Loewenson⁶ hat eine Metaphysik der Vortragskunst in einem Sammelbuch zu Ehren von Ludwig Hardt geschrieben⁷. Der Privatdozent David Baumgardt⁸ ist es endlich nach Einreichung der vierten Habilitationsschrift über „Baader und die romantische Philosophie“ geworden. Alle hier genannten Werke habe ich nicht gelesen, empfehle sie aber angelegentlich und bin gern bereit, sie gegen 30 % Zuschlag zu besorgen.

Ein Bild von Rang habe ich nicht: ich will sehen, ob ich Dir eines verschaffen kann. Ich hatte schon längst vor Dir mitzuteilen, daß er gelegentlich in einem Gespräch über die „Mühlen am Rande des Abgrunds“⁹ mich auf die Edda verwies, wo die Mühle als Unterweltssymbol eine Rolle spielt. — Gestern am ersten Chanukah-Abend bekam Stefan eine Eisenbahn, sowie eine herrliche Indianer-Ausrüstung, eine der schönsten Spielzeugsachen, die seit langem auf den Markt gekommen sind: bunte Federbüsche, Äxte, Ketten. Da jemand anders ihm zufällig zum gleichen Tage eine Negermaske schenkte, so habe ich ihn heute früh in grandiosem Aufzug auf mich zutanzten sehen. — Bitte schreibe mir recht bald. Sowie ich meine Arbeit fertig habe, werden meine Briefe wieder häufiger werden. Auch von Agnon¹⁰ schreibe mir bitte.

Lebe wohl und sei herzlich begrüßt

Dein Walter

1 In der Weihnachtsnummer.

2 Von Hargrave Jennings.

3 Er hieß Littauer.

4 Ein Bruder Scholems, der damals kommunistischer Reichstagsabgeordneter war und 1927 bei der Stalinisierung der KPD ausgeschlossen wurde.

5 Die Vergewaltigung des Gymnasiums durch den Geist des praktischen „Lebens“. Bln. 1924.

6 Über Loewenson (geb. 1888 in Thorn, gest. 1963 in Tel Aviv) siehe H. Tramer, Berliner Frühexpressionisten im Bulletin des Leo Baeck Instituts VI, S. 245–254. L. lebte sehr zurückgezogen.

7 Ludwig Hardts Rezitation, eine neue Kunstgattung, in „Ludwig Hardts Vortragsbuch“, Hamburg 1924.

8 Starb 1963 in den USA. Bis 1933 Privatdozent in Berlin. – Von den oben genannten vier Personen waren Unger, Loewenson und Baumgardt Bekannte von W. B.

9 Eine im Buch Sohar vorkommende Metapher.

10 Agnon war nach Palästina zurückgekehrt und lebte in Jerusalem.

139 *An Hugo von Hofmannsthal*

Berlin, 30. Dezember 1924

Hochverehrter Herr von Hofmannsthal!

Das Jahr, das zu Ende geht, will ich nicht verstreichen lassen, ohne mich dankbar zu erinnern, daß es mit Ihrem Anteil meine Arbeit bestätigt hat. Sie werden es, so hoffe ich, nicht als unziemlich empfinden, wenn ich, aus dieser Dankbarkeit heraus, Ihnen ein glückliches kommendes wünsche.

Ich selbst dürfte vielleicht rückblickend das vergangne so nennen, das mir mit einem langen Aufenthalt in Italien, mit der Begründung eines festeren Verhältnisses zu einem Verlage (welches ich indirekt den „Neuen deutschen Beiträgen“ verdanke) langgehegte Wünsche erfüllte, hätte es mir nicht meinen Freund Christian Rang genommen. Sie sind, wie Frau Rang mir schrieb, durch einen der Söhne von dem Tode verständigt worden. Hätte sie dem auch die Bitte nicht beigegeben, daß ich meinerseits die Todesnachricht Ihnen übergäbe, so würde ich doch nun, nachdem einige Zeit verstrichen, vor Ihnen, hochverehrter Herr von Hofmannsthal, dieses Mannes und seines so bitteren, so unzeitigen Todes gedenken wollen. Niemals hätte man von ihm als einem „Vollendeten“ sprechen können, aber das Alter zu erleben, schien er mir vorbestimmt und in einer Zeit, da es fast in allen um seine

Würde gekommen ist, sie zu erneuern. Auf Capri, wo wir zuletzt zusammen waren und seine Gedanken sich sammelten während er ausruhte, sprach er von der Absicht, Deutschland zu verlassen, die politischen Fragestellungen, die es ihm aufnötigte, zu meiden und in der Schweiz – er dachte an Zürich – ganz philosophischen und theologischen Arbeiten zu leben. Die Rettung ihrer umfangreichen Vorstudien in die Form des „Nachlasses“ erscheint besonders schwer. Für diejenigen, die ihm geistig nahestanden, gewinnt durch diesen Sachverhalt Ihre Publikation der „Seligen Sehnsucht“¹ eine eigene Bedeutung. Es würde diesen Tod noch trauriger für sie machen, wenn sie sich sagen müßten, daß nirgends dieser Mann mit den ihm angelegensten Gedanken bei Lebzeiten zu Wort gekommen wäre. Dieses Schicksal, das um ein geringes sich vollzogen hätte, haben Sie abgewendet.

Mit freudiger Spannung sehe ich dem nächsten Heft der „Beiträge“ entgegen; die Aufzeichnungen von [Carl Jakob] Burckhardt², die Sie dort fortzusetzen versprechen, haben mich in dem letzten ganz besonders gefesselt.

In aufrichtiger Verehrung verbleibe ich Ihr sehr ergebener
Walter Benjamin

¹ Im 1. Heft der „Neuen Deutschen Beiträge“.

² Carl Jakob Burckhardts „Kleinasiatische Reise“. – Vgl. auch Hugo von Hofmannsthal u. Carl J. Burckhardt: Briefwechsel. Frankfurt am Main 1956. S. 168 f.

140 *An Gerhard Scholem*

Frankfurt a. M., 19. Februar 1925

Lieber Gerhard,

in einem Briefe nach Capri, den ich oft überdacht, ja zitiert habe, hast Du mir geschrieben, mit größter Besorgnis folgtest Du mir und hättest den Eindruck daß nun, da das Äußere sich zu ebnen scheine, meine innern Widerstände gegen die

Habilitation die Oberhand behalten würden. Die Diagnose ist richtig, die Prognose, hoffe ich, falsch. Denn immerhin ist nun derjenige Teil der Arbeit den ich einzureichen gedanke in der Urschrift und zu zwei Dritteln auch in handschriftlicher Reinschrift fertig. Aber jetzt erst sehe ich, mit wie knapper Not das alles unter Dach und Fach gekommen ist und wie die Argo so wird fürchte ich auch dieses Entdeckerschifflein um das goldne Vließ der barocken Allegorese sein Zeichen abbekommen von zwei aneinanderschlagenden Inseln (Zykladen heißen sie wohl) und der kräftig geplante wohl gezimmerte bibliographische Schwanz- und Steuerteil wird dran glauben müssen. Nicht als ob er fortfallen sollte; davon kann natürlich keine Rede sein. Aber ich werde die Sache was Seitenzahlen Buchtitel etc in diesen Verweisen betrifft, etwas auf Exaktheit polieren müssen, sonst werde ich bei der don quichotesken Art wie ich diesem philologischen Teil der Sache die Ehre geben wollte, nie zu Ende kommen. Sowieso werde ich den Ablieferungstermin beim Verleger – den ersten März – weit überschreiten. Ist doch der Schluß der Sache, den ich ebenso wie den größten Teil der Einleitung in Frankfurt nicht einliefere, noch nicht geschrieben. Diese Einleitung ist eine maßlose Chuzpe – nämlich nicht mehr und nicht weniger als Prolegomena zur Erkenntnistheorie, so eine Art zweites, ich weiß nicht, ob besseres, Stadium der frühen Spracharbeit, die Du kennst, als Ideenlehre frisiert. Übrigens werde ich mir die Spracharbeit dafür noch einmal durchlesen.¹ Sei's wies sei ich bin froh, diese Einleitung geschrieben zu haben. Ihr ursprüngliches Motto war: „Über Stock und über Steine / Aber brich Dir nicht die Beine“ – während jetzt ein so beschaffnes Motto von Goethe dasteht (aus der Geschichte der Farbenlehre) daß den Leuten das Maul offen bleibt. Dann gibts zwei Teile I Trauerspiel und Tragödie II Allegorie und Tragödie und einen wiederum methodischen Schlußteil. I und II je in drei Teilen mit insgesamt sechs Mottos, mit denen der Leser nichts zu lachen hat. Motto des Schlußteils von Jean Paul², die sechs mittleren aber alle hanebüchensten Barockschmökern entnommen. Einige kleine Vorleseproben fielen imposant aus. Ich habe ja

über der Arbeit jeden Maßstab verloren. Eine neue Tragödien-
theorie gibt es auch; sie ist zu einem großen Teil von
Rang. Dasselbst ist nachhaltig Rosenzweig zitiert worden,
sehr zu [Gottfried] Salomons³ Mißvergnügen, der behauptet,
das alles – was Rosenzweig über Tragik sagt – stünde schon
bei Hegel. Und vielleicht ist es nicht unmöglich. Ich habe die
vollständige „Ästhetik“ nicht einsehen können. – Aber diese
Arbeit ist für mich ein Schluß – um keinen Preis ein Anfang.
Bereits mit der nächsten, zu der ich mich dem Verleger ver-
pflichtet habe, der „Neuen Melusine“ will ich ins Romantische
zurück und (vielleicht schon) ins Politische voran; ganz
anders polar arbeiten, als in dem mir nun zu temperierten
Klima der Barockarbeit, wiewohl sie auf andere nicht ganz
so temperiert wirken dürfte. Aber im Augenblick muß ich
nun die lauliche Luft einatmen: dazu bin ich hergekommen:
habe auch gleich den schönsten Grippenschnupfen bekommen.
Es ist die Frage, ob ich Schultz vor seiner Abreise noch etwas
einhändigen kann; die Schreibmaschinenschrift ist eben erst
begonnen worden. Jedenfalls stelle ich mich ihm demnächst
vor. Die Dinge liegen nicht ungünstig: Schultz ist Dekan;
auch sonst ist einiges praktisch gelagert. Vor fast allem,
was mit dem glücklichen Ausgang gegeben wäre, graut mir:
Frankfurt voran, dann Vorlesungen, Schüler, etc. Dinge, die
die Zeit mörderisch angreifen, da ohnehin ihre Ökonomie
nicht meine starke Seite ist, sehr vielgestaltige Verlagsangele-
genheiten, eigene Arbeiten – Melusine, dann Politik – zu
machen sind, und endlich, wenn überhaupt, dann bald mit
dem Hebräischen Ernst gemacht werden muß. Vorläufig bin
ich bestrebt, den hiesigen Wind von allen Seiten in meinen
Segeln zu fangen und habe mich zu guterletzt auch noch um
die Redaktion einer Radiozeitschrift, genauer eines Beiblat-
tes, beworben. Diese Arbeit wäre nebenamtlich zu machen,
wird aber wegen Honorardifferenzen wohl nicht so leicht mir
zufallen. Die Sache ist die, daß Ernst Schoen hier seit Mona-
ten eine bedeutende Stelle als Manager des Frankfurter
„Rundfunk“-Programms hat und sich für mich verwendet.
Hier quatschen alle Universitätslehrer durch den Rundfunk etc.

Den Tod Deines Vaters ersah ich zufällig aus der Anzeige

in der Zeitung. Tritt eine Änderung Deiner äußern Lage ein? – Ich will nun teils auf Deinen Brief, teils noch auf meine Arbeiten kommen. Was Agnon betrifft, so habe ich in dem Sinne, in welchem wir es in Frankfurt einmal erwogen haben, vor, in der „Neuen Melusine“ auf Biegen oder Brechen des „Rabbi Gadiel“ zu gedenken. Wenn es auch ausführlich vielleicht nicht sein kann, so soll es doch auf eine Art geschehen, die ihm gut tut. Und Muri [. . .] endlich: mein Barockbuch betreffend, so kannst Du denken, mit welcher Ungeduld ich es in Deiner Hand erwarten werde. Streng genommen und unter uns geredet hat es, mit Rangs Tod, seinen eigentlichen Leser verloren. Denn wer wird an diesen abseitigen und sehr verschollnen Dingen ganzen Anteil nehmen können? Ich, als der Autor, bin heute vielleicht dazu der letzte (im negativen Sinn: tue es nicht). Aber es bleibt genug, wovon mir höchst wichtig ist, Dein Echo zu vernehmen. Und manchmal fasse ich ein Zutrauen, daß das Ganze – wenns nur erst da wäre – rund und sonderbar ausgefallen ist. Eine schwere Kugel, alle Neune damit zu schieben – und Schluß. Leider kann ich Rosenkreuzerisches nicht mehr berücksichtigen.

[. . .]

Lektüre hat es sonst wenig gegeben. Incredibile dictu: Das neue Buch von Thomas Mann: Der Zauberberg fesselt mich durch schlechthin souveräne Mache. Sonst gibt es „Corydon“ von André Gide – gescheute und kuragierte Dialoge über die Knabenliebe, denen aber gar zu sehr das attische Salz fehlt. [. . .] Lukács hat ein Buch: „Lenin“ gemacht. Kennst Du es? Bloch schreibt aus Karthago. Du also besteige denn die Warttürme Jerusalems und schaue um Dich.

Meine Bibliomanie geht seltsam – mir erklärlich – zurück. Seit Monaten kaufte ich nichts. Was ich sparen kann, das war bisher nicht viel, will ich dem Reisen widmen und zuschlagen. Aber die letzte Anschaffung war epochal. Der deutsche Tasso von Paris von dem Werder Frankfurt a/M 1624.

Für heute habe ich denn alles untergebracht. Mit „sympathetischer“ Tinte geschrieben bedecken Gruß – und gute

Wünsche den Rest des Bogens. Drohungen schließen sich an, für den Fall, daß Deine Antwort auf sich warten lassen sollte.

Dein Walter

¹ In der Tat sind Sätze aus der damals ungedruckten Spracharbeit in das Trauerspielbuch wörtlich übernommen worden, vor allem im Schlußabsatz.

² Dieser Schlußteil ist bei der Reinschrift ausgefallen.

³ Damals Privatdozent der Soziologie in Frankfurt (1892–1964).

141 *An Gerhard Scholem*

Berlin, 6. April 1925

Lieber Gerhard,

wiewohl von Neuigkeiten wenig vorliegt und dieser Brief – ich hoffe – Deinen nächsten kreuzen wird, will ich doch wieder einmal Nachricht geben. Frankfurt hat trübe auf mir gelegen, teils wegen der daselbst zu absolvierenden zum großen Teil mechanischen Arbeit des Diktats, der Bibliographie und anderer technischer Dinge, teils wegen des mir so besonders verhaßten Stadtlebens und Stadtbildes an diesem Ort, endlich durch die nicht unerwartete, dennoch entnervende Unzuverlässigkeit der meine Angelegenheit entscheidenden Instanz. Dieser Professor Schultz, der wissenschaftlich wenig bedeutet, ist ein gewiegter Weltmann, der wahrscheinlich in manchen literarischen Dingen eine bessere Nase hat als junge Caféhaus-Besucher. Aber mit dieser Affiche seiner intellektuellen Talmi-Kultur ist auch bereits erschöpfend über ihn gehandelt. In jeder andern Hinsicht ist er mittelmäßig, und was an diplomatischem Geschick ihm eignet, wird durch eine Hasenfüßigkeit paralysiert, die sich in korrekten Formalismus kleidet. Über die Aufnahme meiner Arbeit weiß ich noch nichts oder besser gesagt, noch nichts Gutes. Als ich eine Woche nach Einlieferung des ersten Teils den zweiten ihm übergab, fand ich ihn kühl und heikel, übrigens offenbar wenig informiert. Er hatte sich wohl nur mit der Einleitung,

dem sprödesten Teil des Ganzen, befaßt. Danach reiste ich hierher und indessen ist er, sei es selbst verreist, sei es in eine vorsichtige Verborgenheit getaucht, aus der ihn [Gottfried] Salomon nicht aufzuspüren vermochte. – Wenn er vor anderthalb Jahren mir die sehr genaue Hoffnung gab – wenn auch nicht das bindende Versprechen – auf Grund einer neuen dementsprechenden Arbeit meine Habilitation für Literaturgeschichte zu befürworten, so zog er jetzt, noch vor Einlieferung der Arbeit, zurück und plädierte für Ästhetik, bei welcher Sachlage seine Stimme natürlich nicht ganz so maßgebend bleibt. Wie dem nun sei – von einer Habilitation kann nur die Rede sein, wenn er mit größter Verve für mich eintritt. Wiewohl ein abenteuerlich genauer Apparat sein Staunen weckte, kann ich das mit Gewißheit nicht erwarten. Denn schließlich spielt tausenderlei hinein, und auch Ressentiment. Wie er dann zu Salomon, sogar mit anständiger Selbstironie äußerte, das einzige, was er gegen mich habe, wäre, daß ich nicht sein Schüler sei. Die ganze Arbeit kennt bisher nur Salomon, der sich denn auch meiner Ansicht, daß sechs sich damit habilitieren könnten, nicht verschließt. Von der erkenntnistheoretischen Einleitung habe ich nur die zweite, zahmere Hälfte eingereicht. Meine ursprünglich festgefaßte Absicht, der inoffiziellen Einleitung einen gleichbeschaffenen Schluß entsprechen zu lassen, wird sich wohl, trotzdem die Forderung der Symmetrie und sonst Formales im Aufbau dafürspräche, nicht verwirklichen. Die Steigerung, die ich in dem Abschluß des Hauptteils erreiche, wäre nicht zu überholen und um den methodischen Gedankengängen über „Kritik“, die ich plante, die Kraft, nach diesem Abschluß nach zu folgen zu verleihen, wäre eine weitere Arbeit von Monaten erforderlich, deren Resultat dann durch den Umfang leicht den ganzen Bau erdrücken könnte. Zudem muß das Manuskript endlich in die Druckerei. Das wird in einigen Tagen stattfinden müssen. –

Bloch siehst Du nicht. Begreiflich: er ist seit vier Wochen wieder hier, da der Mieter seines Hauses, der mit phantastisch hohen Raten seinen afrikanischen Aufenthalt zu finanzieren hatte, dieser Verpflichtung sich entzog. So mußt Du

Dir an [Ernst] Toller genügen lassen. Übrigens, wie keiner Deiner Briefe ohne verheißungsvolle Rätsel zu sein pflegt, so haben mich auch die vier Punkte, die den Rezensenten von „durch die Wüste“ vertreten, gespannt und ich vermutete einen Augenblick, das seist Du. Hoffentlich geht es mir nicht wie mit einer früheren Konjektur, zu der geheimnisvolle Auslassungen über Karl Kraus und Zionismus mich veranlaßten. Ich erwarb das beschriebene (oder: beschreite) Augustheft der Fackel von 1924 und fand statt eines imaginierten Briefes von Dir an K. K. feige und mittelmäßige Scherze über Palästina. „Alchemie und Kabbala“ war hochwillkommen. Wann erscheint der Schluß? Daß ich „nach Redaktionsschluß“ nichts Rosenkreuzerisches meiner eignen Arbeit mehr einverleiben kann, schrieb ich Dir wohl. Zudem habe ich das wissenschaftliche, zumal das bibliographische Arbeiten nicht etwa durch das hohe Maß oder die „Tiefe“ des Nachdenkens sondern durch eine Akribie aus vertrackten Hintergründen überspannt und bin auf tolle Weise den Verlockungen der herrlichen Frühlingssonne preisgegeben. Das Reisegift das ich im vorigen Jahre mir injiziert habe, wirkt nun – ein Jahr nachdem ich sie antrat – aufs neue und ich bin bei weitem Reiseplänen. Aber ihre Möglichkeit ist nicht gesichert. Dabei läge – und trotz allem: liegt – dringende Arbeit vor mir. Die „Neue Melusine“ muß vorbereitet werden. Hofmannsthal forderte ein privates, persönliches Gutachten über den „Turm“, eine Umdichtung von Calderons „Leben ein Traum“, die er herausbrachte; die Absolvierung dieser Arbeit plane ich mit einer publizistischen zu verbinden. Eine neue Revue für literarische Kritik bei Rowohlt erbittet meine ständige Mitarbeit und ich gedenke zunächst eine Rezension des „Turms“ einzuliefern¹ [...] Thomas Mann publiziert im letzten Heft der „Neuen Rundschau“ einen kleinen Essay über „Goethes Wahlverwandtschaften“². Ich habe ihn noch nicht gelesen. Aber er ist mir auffallend durch eine sich in letzter Zeit oft und oft erneuernde Begegnung mit diesem Autor. Ich weiß kaum, wie ich es anstellen soll, Dir mitzuteilen, daß dieser Mann, den ich gehaßt habe wie wenige Publizisten, mit seinem letzten großen Buch, dem „Zauberberg“, das mir in die

Hände fiel, mir geradezu nahe gekommen ist; mit einem Buche, in dem [m]ich untrüglich Eigenstes, was mich bewegt und immer bewegte, auf eine Art, die ich streng kontrollieren kann und gelten lassen, ja in Vielem sehr bewundern muß, angesprochen hat. Es ist, so wenig anmutig dergleichen Konstruktionen sind, mir dennoch nicht anders denkbar, ja schlechtweg sicher, daß über dem Schreiben eine innere Wandlung mit dem Verfasser sich vollzogen haben muß. – Ob er meine Arbeit über die Wahlverwandtschaften kennt, weiß ich noch nicht. Immerhin vermag ich in seiner gegenwärtigen Äußerung über das Buch nicht mehr etwas schlechthin Zufälliges zu sehen. Sonst muß ich dieses Thema fallen [lassen]: es ist einer brieflichen Mitteilung nicht angemessen. Am vorletzten Abend in Frankfurt suchte mich der Direktor der Bremer Presse, Dr. Wiegand auf, um mich für eine Auswahl aus Wilhelm von Humboldt zu gewinnen. Ich sagte ihm, daß ich vertraglich gebunden sei, zudem aber in diese Tiefen der deutschen Klassik mich nicht einlassen könne. Ich will mit den hebräischen Stunden demnächst beginnen. Verschiedene Umstände machen es mir unmöglich, mich in der Sache mit Gutkinds in Verbindung zu setzen. Ich möchte Dich hiermit dringend gebeten haben, mir sowohl für Berlin wie für Frankfurt eine Vertrauensperson zu nennen, an die ich mich wenden kann. Sei es, daß diese selbst den Unterricht übernehme, sei es, daß sie für einen geeigneten Lehrer Sorge tragen würde. Hierauf bitte ich Dich um möglichst postwendende Antwort.

[...]

Von Dir erhoffe ich eine Antwort auf meine Briefe, verbunden mit instruktiven Glossen zur Eröffnung der Universität.

Die herzlichsten Grüße Dein Walter

¹ Erschien in der „Literarischen Welt“ vom 9. April 1926.

² NR, April 1925, S. 391–401. Unbeeinflusst von W.B.s Gedanken.

Frankfurt a. M. [ca. 20.–25. Mai 1925]

Lieber Gerhard,

ich sitze wieder in Frankfurt, in einer der ewigen Warteperioden, in welche sich die hiesige akademische Unternehmung gliedert, wenn nicht auflöst. Seit einer Woche liegt mein formelles Habilitationsgesuch bei der Fakultät. Meine Chancen sind so unerheblich, daß ich mit der Bewerbung bis zuletzt gezögert habe. Denn indem die Habilitation für deutsche Literaturgeschichte mir wegen meiner „Vorbildung“ zuletzt und unwiderruflich als unmöglich erklärt wurde, war ich auf „Ästhetik“ verschlagen und hier drohen von neuem die Widerstände von [Hans] Cornelius. Denn er hat einen Lehrauftrag für „Allgemeine Kunstwissenschaft“, welche mit der Ästhetik zusammen in einem Fach rangiert. Dazu kommt die Unzuverlässigkeit von Schultz, der sich zwar mir gegenüber keine Blöße geben will und über die Arbeit einige kurze Worte notgedrungen höchster Anerkennung fallen ließ, aber auch keine Lust hat, sich anzustrengen. So kann derzeit kein Mensch sagen, was dabei herauskommt. Ich zähle in der Fakultät eine Anzahl wohlwollend neutraler Herren, weiß aber niemanden, der die Sache eigentlich führen sollte. Wird die Sache vornherein abschlägig beschieden, so weiß ich es in wenigen Tagen. Wahrscheinlicher ist, daß eine Kommission bis Ende des Semesters an der Arbeit sitzen wird und ich froh sein muß, wenn es vor den Sommerferien noch zur Entscheidung kommt. Freilich werde ich wohl unter diesen Umständen kaum die ganze Zeit hier sitzen, sondern die Wartezeit, wenn irgend möglich in Paris, sonst in Berlin abmachen. Die Angelegenheit von welcher Seite ich sie auch sehe, bleibt dubios selbst vom materiellen Standpunkt aus. Die eigentliche Universitätskarriere einzuschlagen, liegt mir ferner und ferner, aus tausend Gründen. „Ästhetik“ ist einer der schlechtesten Starts – zudem – für diese Laufbahn. Und alles was schließlich absehbar ist, sind 180 M monatlicher „Beihilfe“.

Aber irgend ein Gewicht, das all dies schon kaum mehr besaß, hat es wieder erhalten, durch die miserable Wendung meiner Vermögens- oder vielmehr Einkommensverhältnisse. Mein Verleger hat nämlich, ohne auch nur ein einziges Buch zum Erscheinen gebracht zu haben, Bankrott gemacht. Die ansehnlichen Schulden betrugen 55 000 M, denen nichts gegenüberstand. Andere sind schwerer als ich betrogen, dem er doch zumindest einige Zahlungen gemacht hat, während sie ihr Geld an einen wagemutigen jungen Mann verloren haben, der mit Glück etwas hätte erreichen können, im Unglück aber dermaßen den Kopf verloren hat, daß er ganz comme il faut nach eröffnetem Bankrott ein Sanatorium aufgesucht hat. Einige Wochen später ist Dora in einer erträglichen und ertragreichen Neben-Stelle, die sie neben ihrer Hauptstelle inne hatte, gekündigt worden. Das alles liegt überaus unglücklich. Noch zeigt sich nichts Besseres. Einiges Kleinere ist in diesem Zusammenhange kaum zu zählen: so wirst Du in einigen Wochen von mir und einer Capreser Bekannten in der Frankfurter Zeitung einen Essay „Neapel“ lesen, der im Satz ist¹. Von August ab wird als Wochenzeitschrift ein Journal „die literarische Welt“ bei Rowohlt erscheinen, an der ich nicht nur mit einem ständigen Referat über neuere französische Kunsttheorie beteiligt bin, sondern welches ich als Publikationsorgan für Muri gewonnen habe. Die Bestände der Bibliothek werden daselbst unter den übrigen „Büchereingängen“ und zwar zum Teil mit eigens hierfür verfaßten Besprechungen eingereicht werden.² Diese Kritiken, wie wohl auch einige der Titel, werden Dir neu sein. So eröffne ich mit einem Däublerschen Reisebericht „Athos und Atheisten“ – einem Nachweis, daß die sogenannten Atheisten keine Gottesleugner sondern eine uralte fromme Mönchsgemeinschaft vom heiligen Berge Athos gewesen seien. Der letzte Teil meiner neuen Arbeit wird unter dem Titel „Konstruktion der Trauer“ in einem Jahrbuch des Verlages Cassirer, in dem auch meine Kritik vom „Geist der Utopie“ steht, im Laufe des Sommers erscheinen. Jetzt bin ich an einer kuriosen französischen Dichtung „L'Anabase“, dem Werk eines jungen Pseudonyms³, das ich in Stellvertretung von Rilke

übersetze. Ursprünglich war dieser nämlich zum Verdeutschern ausersehen. Aber er hat sich mit aller Bewunderung davon zurückgezogen und will nur eine Vorrede zur spätern Publikation schreiben. Ich halte das Ding für unbeträchtlich. Die Übersetzung ist außerordentlich schwer, doch lohnt es sich, da das kurze „Gedicht in Prosa“ ganz anständig honoriert wird. Als Verlag ist die Insel vorgesehen. Diese Übersetzung hat mir Hofmannsthal durch eine Intervention in Paris verschafft. (Er war im Frühjahr in Tunis und reiste über Paris zurück). An einem der letzten Tage meines vorigen Aufenthalts hier kam (sozusagen in Hofmannsthals Auftrag) der Leiter der Bremer Presse zu mir. [. . .] Diese höchst chancenreiche Begegnung habe ich ungenutzt vorübergehen lassen, ja sogar – im sicheren Gefühl meines ja nun abgenutzten Vertrages – gesprächsweise und in der Kritik von Hofmannsthals Intentionen mich viel zu weit vorgewagt. Der-gestalt habe ich jetzt, da mir an der Aufnahme der Beziehungen enorm liegen muß, sehr verminderte Chancen und ich weiß nicht, welchen Erfolg verschiedene Versuche erlangen, die ich in dieser Hinsicht mir vorsetze. Ich habe hier eine der nicht allzu zahlreichen Dummheiten meines Lebens zu beklagen. Der Bremer Presse will ich für die nächste Nummer ihrer Zeitschrift eine Arbeit über Tiecks „Blonden Eckbert“, die ich schreiben will – eine Sache vermutlich von wenigen Seiten – antragen.

[. . .]

Soviel über die tiefbetrübliche Kollision literarischer und ökonomischer Vorhaben. Im Bücherverzeichnis der gelesenen Schriften, das ich etwa seit dem Abiturium führe, nähere ich mich der Jubiläumszahl 1000⁴. Die letzten Etappen waren: Der Zauberberg von Thomas Mann – Geschichte und Klassenbewußtsein, eine außerordentliche Sammlung von Lukács politischen Schriften – Paul Valéry: Eupalinos ou l'architecte, die einzige schöne und bedeutende Schrift in der Form des platonischen Dialoges, mit Sokrates in der Mitte, die ich außer den Originalschriften kenne. Ich werde sie in der „Literarischen Welt“ anzeigen. Für mich hängt alles davon ab, wie sich die verlegerischen Beziehungen gestalten. Wenn mir

da nichts glückt, so werde ich meine Beschäftigung mit marxistischer Politik wahrscheinlich beschleunigen und – mit der Aussicht in absehbarer Zeit mindestens vorübergehend nach Moskau zu kommen – in die Partei eintreten. Diesen Schritt werde ich über kurz oder lang wohl auf alle Fälle tun.⁵ Der Horizont meiner Arbeit ist nicht mehr der alte und ich kann ihn nicht künstlich verengen. Natürlich ist es zunächst ein ungeheuerlicher Konflikt der Kräfte (meiner individuellen), in den dies und das Studium des Hebräischen treten müssen und eine grundsätzliche Entscheidung sehe ich nicht ab, sondern muß das Experiment machen, hier oder dort zu beginnen. Die Totalität des dunkel oder heller von mir erahnten Horizonts kann ich nur in diesen beiden Erfahrungen gewinnen. –

Hier habe ich eine mehrtägige Pause eintreten lassen. Meine Angelegenheiten sind indessen nicht weiter gerückt. Heute abend dürfte sie in einer Fakultätssitzung vorkommen. Meine Hoffnung stimme ich zusehends mehr herab; die Ressortfrage liegt zu schwierig. Vor zwei Jahren hätte ich angesichts dieser Lage der Dinge die heftigste moralische Entrüstung aufgebracht. Heute durchschaue ich den Mechanismus dieser Institution zu sehr um das zu vermögen. Vor einigen Tagen lernte ich in Gesellschaft Professor [Joseph] Horovitz kennen, mit dem Du ja unten auch gesprochen hast. Viel konnte ich mit ihm nicht reden, aber wenig, was er über die Eröffnung der Universität sagte, berührte sich mit Deinem Bericht nahe. Diese Mitteilungen, die Du mir machst, haben mich sehr interessiert: ganz besonders aber Deine Andeutungen über den Konflikt des sozialistischen Siedlungssystems mit den amerikanischen Geldgebern. Ich werde Dir immer dankbar für weitere Berichte aus diesem Gesichtspunkt sein und in jedem Sinn ist es mir wesentlich, wenn ich höre, wie Du unter der besorgten Erwartung von den Wirkungen intensiver kapitalistischer Kolonisation die weiteren Ereignisse beurteilst. Nicht ganz bis ins einzelne durchsichtig ist mir Deine Bemerkung über die „scheintot“ tradierte Sprache, die im Munde der neuen Generation als lebendiges und verwandeltes Hebräisch sich gegen die Sprechenden zu kehren

droht. Vielleicht ist es Dir möglich, ein weiteres Wort dazu zu sagen. Komm Du diesem Wunsch nach, wenn auch ich mich nicht postwendend über das „Wahrnehmungsproblem“⁶ vernehmen lassen kann. Einmal habe ich mich lange nicht mehr damit beschäftigt. Neulich wollte ich einmal „Zur Phänomenologie der Wahrnehmung“, ein Buch von Moritz Schapp⁷ das Dir vielleicht bekannt ist, (aus der Linke-Zeit), lesen; aber ich hatte die Zeit nicht. Dann müßte ich auch wissen, zu welchen Stellen Dir die Erläuterungen besonders dringlich scheinen. Und endlich werde ich nicht Unrecht haben, wenn ich in dieser Deiner Wißbegier auch den humanen Ausdruck bedenklicher Er- und Abwägung des von mir sub III Verfaßten mutmaße. Darüber fordere wiederum ich Dich zu unerschrockener Einbekennung auf. – *Enthalte mir bitte die Glossen zu „Rabbi Gadiel das Kind“ nicht vor.* Ist der Schluß von „Alchemie und Kabbala“ schon heraus, so veranlasse bitte die Sendung an mich. Den ersten Teil las ich aufmerksam; da die Arbeit philologisch ist, entnahm ich ihr natürlich nicht allzuviel; ihr Wesentliches liegt außerhalb meines Bildungskreises. Besitzen aber möchte ich sie. Die (sozusagen „synthetischen“) Reflexionen zum Bahir, aus denen Du eine Einleitung des Buches zu bilden gedachtest, haben sich vorerst wohl in die unter „hörbarem Seufzen“ angelegte Mappe verkrochen?

Dieser Tage geht das Manuskript meines Trauerspielbuches an Hofmannsthal. – Meine augenblickliche Beschäftigung gilt – neben der Übersetzung aus dem Französischen und gelegentlichen Arbeiten – dem Märchen als Vorbereitung der Arbeiten über den blonden Eckbert und die Melusine. Im stillen hege ich die Meinung, über die Schönheit der Märchen müßte Neues und Überraschendes sich aussprechen lassen. Man hat doch kaum bisher nach ihr gefragt. Zudem beginnt mich diese Form der geistigen Produktivität zu fesseln. Eine panoramatische Übersicht über die hier zu durchpflügenden Breiten des kritischen Schrifttums zeigt im ganzen schlechte, steinige Ackererde. Weißt Du ergiebigere Bücher der Art? Stofflich höchst lobenswert, aber ohne theoretische Aspekte ist die herrliche Sammlung von Wesselski:

„Märchen des Mittelalters“, die vor zwei Jahren in Berlin erschienen ist. In der Tat wäre ich Dir für Angabe von *nennenswerten* theoretischen Schriften zur Märchenkunde dankbar. – Die Perspektive eines Besuches, die Du aufrollst, freut mich, wie Du begreifen wirst, sehr. Hoffentlich wird dann Deine Dozentur zumindest bereits in voller Blüte stehen. Von meiner verspreche ich – zuhöchst – mir eine brennend rote, späte Kakteenblüte. Unbeschadet dieser Erwartung aber werde ich wohl Ende dieser Woche Frankfurt verlassen, sei es, daß bis dahin eine negative Entscheidung fiel, sei es, daß mein akademischer Astralleib die Wanderung durch das Labyrinth der Kommissionsberatungen wird antreten müssen. – Bubers Berliner Vortrag habe ich mir nicht angehört. War er denn nennenswert? Deine Äußerung läßt ja darauf schließen. Die Grüße von Escha erwidere ich vielmals. Dir wünsche ich reiche Beute für die geheimnisvolle Mappe und schließe mit herzlichen Grüßen.

Dein Walter

Ernst Schoen grüßt herzlich!

1 Schriften II, S. 72–82.

2 Es blieb bei dem anonym erschienenen „Büchereinlauf“ in Jahrg. I., No. 2.

3 St. John Perse.

4 In dieses Verzeichnis, das W. B. mit großer Sorgfalt führte, kamen nur Schriften, die er bis zum Ende gelesen hatte.

5 Er tat ihn nie. Vgl. den Brief vom 17. April 1931 (No. 203).

6 Ein älteres Manuskript von W. B.

7 Der Autor heißt Wilhelm Schapp (1910 erschienen).

143 *An Hugo von Hofmannsthal*

Berlin-Grunewald, 11. 6. 1925

Hochverehrter Herr von Hofmannsthal!

Ihr letztes Schreiben machte mir das Erscheinen des neuen Heftes der „Beiträge“ durch die Ankündigung des „Turms“

und die freundliche Ermunterung, vom Eindruck Ihres Werks auf mich zu schreiben, doppelt erwünscht. Nun liegt es seit Wochen vor und wenn ich erst heute schreibe, so ist die Tatsache, daß ich von Ihrer Rückkunft aus Afrika erst unlängst erfuhr, nur einer der Gründe dafür. Ich habe mich wieder und wieder mit dem Drama befassen müssen, um über den tiefen Eindruck der Lektüre hinaus Raum für die Rechenschaft von ihm mir zu gewinnen. Sie werden es mit Nachsicht aufnehmen, wenn ich die Meinung gestehe, für diese Rechenschaft etwas besser vorbereitet zu sein als ein beliebiger anderer Leser und darum werde ich Ihnen meine Freude vertrauen dürfen, in ihm einen geistigen Bereich mir immer deutlicher eröffnet zu sehen, an den meine letzten Studien ganz nah mich herangeführt hatten. In Wahrheit sehe ich in Ihrem Werk ein Trauerspiel in seiner reinsten, kanonischen Form. Und zugleich empfinde ich die außerordentliche dramatische Kraft, deren diese Form, der verbreiteten Bildungsmeinung zum Trotz, in ihren höchsten Repräsentationen fähig ist. Ein Vergleich mit Ihren übrigen Werken steht mir an dieser Stelle nicht zu: aber vielleicht empfinde ich recht, wenn ich dieses letzte als eine Krönung ihrer Erneuerung und Wiedergeburt jener deutschen Barockform ansehe und als ein Werk von höchster Autorität für die Bühne. Der Moment – um nur einen zu nennen – da Sigismund im Saale vor dem Alkoven seiner Mutter zurückschauert, müßte einer der größten Augenblicke eines großen Schauspielers werden. Und sogleich will ich den Julian nennen, über dem ein Mensch zum Schauspieler sich müßte entzünden können, wie er, wunderbar durch den lateinischen Spruch des Arztes aufgerufen, treu dieses nächtigen Wesen durchs ganze Drama bewährt. Am nächsten berührt in dieser Gestalt mich das großartige Widerspiel tiefer Schwäche und tiefer Treue. Einer Treue, die unfreiwillig, nur aus Schwäche kommt und dennoch wunderbar mit ihr versöhnt. Denn dieser Mann nähert der befreienden Entscheidung sich aufs Haar und bleibt doch, wo er steht, als ewiger Diener des Entschiednen, gebannt. Ich fühle selbst, wie weit meine Worte hinter dem Geheimnis dieser Figur zurückbleiben, der ich nicht bald

Wesensgeschwister im dramatischen Bereich zu nennen wüßte. Anders Basilius, wie mir scheint ein echter Bruder des Königs Claudius. Wie wunderbar aus dem Munde dieses Verlorenen die große Schilderung der Abendlandschaft am Ägidientage kommt: wie wahrhaft dramatisch und weit vom lyrischen Intermezzo entfernt sie wird, da sie diesem Manne vom Munde geht. Wer wird das heute sprechen können? Vor mehr als zehn Jahren hörte ich Paul Wegner das Gebet des Königs Claudius so sprechen, wie weder er noch sonst wohl einer es heute zustande brächte. – Es hat mich Studium und Überlegung dahin geführt, daß ich mit einem gewissen Grade von Sicherheit glaube vermuten zu dürfen, daß Sie mit Calderon nicht mehr als den puren Stoff der Sage teilen und teilen wollten. Und darum schiene ein Wort des Vergleiches mir wenig angebracht. Wohl aber darf ich Ihnen vielleicht sagen, daß ich mir Calderons in diesem wie fast in jedem Drama höchst merkwürdiges und philosophisches Vorgehen verdeutlichte: er kristallisiert, fast im Sinne der Moralitäten, das Tiefste als Formel; die wendet er hin und her und in dem facettierten Inbegriff reflektiert sich bedeutsam ein sehr unbekümmert, leicht und flüchtig aufgebautes Spiel. Mit einem Wort: Calderon entnimmt dem Stoff nichts als die Formel seines Titels, diese freilich philosophischer gehandhabt, als man es ohne ihn je denken könnte, aber dem Dramatischen des Stoffes konnte sein Drama so wenig entsprechen, wie irgend ein „Schauspiel“ dies vermöchte. Es ist der Stoff eines „Trauerspiels“ und der Sigismund Ihres Dramas ist „Creatur“ in weit radikalerem Sinne als Calderons „Höfling des Berges“, ja als nur einer unter den Helden der barocken Dramatik, die ich zu nennen wüßte. Irre ich, wenn ich in ihm das in die nüchterne Mitte der Trauerspielbühne gerückt sehe, was bei Shakespeare als Caliban, Ariel, Tiermensch und Elementargeist aller Art den farbigen Rand der komischen ausmachte? Denn eben von hier aus löst es mir sich auf, wie der Kinderkönig am Schluß diesem Prinzen entgegenkommt. Die Kindlichkeit ist es ja, was die junge Menschenkreatur von der Tiergeburt unterscheidet und deren Schutz ist Sigismund verweigert worden. In ihm wächst nun das Kindsein,

aber innerlich, aber riesengroß, aber verhängnisvoll; weil ihm das rettende Maß, das im Umgang mit Eltern liegt, fehlt. Er wird dergestalt Richter von unbestechlicher, furchteinflößender Reinheit. Daß er mit Frauen nichts zu schaffen haben kann, ist überdeutlich. Aber gewiß ist auch, wie zuletzt die dumpfen Geister der frühen Jahre im Turme dieses riesenhafte Kind stürzen müssen. Sein Ringen um die Sprache ist davon ein Vorspiel. Höchst beachtenswert erschienen mir alle dramatischen Hinweise hierauf; ich erkannte ein Grundmotiv der Trauerspieldichtung nicht nur unvergleichlich entschieden sondern erstmalig an diesen Stellen schauspielerisch greifbar erklärt. Und eben dahin gehört für mich auch die Behandlung der Orgel in der mächtigen Szene des dritten Aktes; wie denn im Trauerspiele immer die Musik den Klage-ton der Menschenstimme, befreit von den Bedeutungen und den Vokabeln, singend ausschwingt. So behält auch hier Musik in den Posaunenklängen das letzte „Wort“. Unterliegen muß ja der Prinz. Ist es im Grund nicht nur die wiederkehrende Gewalt der toten Dinge, des Schweins, mit dem er eines zu werden fürchtete, der er unterliegt? In der Beschwörung, welche da zumeist in Trauerspielen nichts als Intermezzo ist, vernichtet dieses Kind, das sie auf Kinderweise als sein letztes Mittel handhabt, sich selbst. Die Geister, die dem Trauerspiele obligat sind, verbinden hier sich innigst mit der Kreatur.

Es wäre mir empfindlich, wenn mit diesen wenigen Worten ich etwas Fremdes Ihnen vorgetragen haben sollte, wenn die Gedanken meines neuen Buches darin dem Geiste Ihres Werkes unziemlich begegnet wären. Ich hoffe, dem ist nicht so und diese Gedanken werden Sie nicht hindern, bei gelegener Zeit einen Blick in das Manuscript zu werfen, das Ihnen mit gleicher Post zugeht. Ich würde Sie mit einem Schreibmaschinenexemplar nicht behelligen, wenn ich schon entschieden Aussicht auf die Drucklegung hätte. Die Technik der gehäuften Zitationen bedarf vielleicht einer Erklärung; aber ich möchte mich hier auf den Hinweis beschränken, daß die akademische Intention der Arbeit nichts als ein Anlaß, und zwar als ein ironisch aufgenommener dieser Schreibart mir gewesen ist. Das Manuscript steht zu Ihrer Verfügung

so lange als Sie es wünschen sollten. Daß ich mit seiner Übersendung nicht den mindesten Anspruch auf Ihre Zeit erheben kann, ist mir, wie Sie mir glauben werden, selbstverständlich bewußt.

Vor allem andern aber habe ich nun, hochverehrter Herr von Hofmannsthal, den wärmsten Dank Ihnen abzustatten für die Güte, mit welcher Sie auch auf Reisen meiner gedacht haben. Durch eine Freundin, Frau Helen Hessel¹, welche in Paris sich aufhielt, wurde mir bekannt, daß Sie es sind, dem ich die Betrauung mit einer Übersetzung der Anabase von St.-J. Perse zu danken habe. Ich bin zur Zeit an dieser Aufgabe und versichere Sie, daß ich mein bestes tun werde, Ihrer pariser Empfehlung Ehre zu machen. Und Ihre Wirksamkeit war um so providentieller, als gerade in jene Tage das Ende eines angenehmen aber sehr kurzfristigen Verhältnisses zu einem jungen Verlag fiel, den Schwierigkeiten zur Liquidation zwangen.

Eine etwas andere Bewandnis als mit der Trauerspielarbeit hat es mit dem kleinen Aphorismen-Manuscript, das ihr beiliegen oder folgen wird. Hier wäre ich Ihnen für eine freundliche Durchsicht unter dem Gesichtspunkt verbunden, ob Sie wohl mit dem einen oder andern eine leere Seite der „Beiträge“ Ihrem Sinne gemäß ausfüllen mögen. Ich weiß, daß auch Persönliches unter den Sachen ist, dem eine solche Publikation ein anspruchsvolles Gesicht gäbe. Ohnehin bitte ich Sie, das nur als eine Anfrage in aller Bescheidenheit zu nehmen. Den Anlaß zu ihr gab mir ein freundlicher Besuch von Herrn Dr. Wiegand in Frankfurt. Selten war es mir erlaubt über literarische und publizistische Fragen mit einem gleich vornehmen und weitblickenden Manne zu reden. Wir kamen auf die Beiträge zu sprechen und Herr Wiegand sprach von Ihrem bleibenden redaktionellen Interesse an meinen Arbeiten. Auch dafür möchte ich Ihnen danken.

Vor einiger Zeit trat ich mit einem Vorschlage an Herrn Dr. Wiegand heran, auf den gerade heute früh seine Antwort eintraf. Es handelt sich um die deutschen Sagen. Sie beschäftigen mich jetzt mehrfach. Mein Ausgangspunkt sind eine Reihe von Fragen, deren Abhandlung in einer Arbeit über

Goethes „Neue Melusine“ sich zu vereinigen bestimmt ist. Diese Arbeit, die ich seit Jahren schon plane, soll nicht, wie die Wahlverwandtschaftenstudie das literarische Thema gegen den Hintergrund von Goethes Gestalt stellen, vielmehr im Zusammenhange des Volksmärchens diesem Kunstmärchen zu erhöhter Sichtbarkeit verhelfen. Dabei habe ich ganz besonders der Märchenform nachzugehen. Denn mir steht eine Bestimmung des Märchens vor Augen, die aus den Daten seiner Form sehr Wesentliches abnimmt. Und hier ist der Vergleich mit Sagen äußerst nahelegen. Der – von den Märchen mannichfach verschiedene – Sagenstil, seine „epische Lauterkeit“, um mit Grimm zu reden, stand mir als ein höchstes und viel zu wenig geschätztes Besitztum der deutschen Sprache vor Augen, als ich Herrn Wiegand brieflich den Vorschlag einer Sammlung machte, die unter diesem Gesichtspunkt eine Anzahl von Sagen als Dokumente einer vollkommenen und eigengesetzlichen Prosa zu vereinigen hätte. Ich denke daran, daß gerade kürzere, unscheinbare Stücke – etymologische Sagen oder gewisse wie scheu und flüchtig hin geraunte Geistersagen erst in solchem Zusammenhange, den eine Nachrede gegebenenfalls rechtfertigen könnte, zu ihrer höchsten Ehre kämen. Herr Wiegand erfreute mich durch die Mitteilung, daß er in dieser Sache mit mir zu sprechen vorhat. Ich hoffe ihn, sei es hier, sei es in Frankfurt zu sehen. Ende des Monats nämlich werde ich möglicherweise ein weiteres Mal nach Frankfurt fahren. Die Entscheidung über meine akademischen Pläne und damit einen, wie auch immer brüchigen, Rahmen für die nächste Zukunft ist dann fällig.

Zulange schon habe ich mit diesen Berichten von mir Sie aufgehalten. Dagegen darf ich wohl noch hinzufügen, daß Rangs Nachlaß zur Zeit in Gießen liegt, wo ein Anglist sich des Shakespeare-Werkes annehmen wird². – Ich bitte Sie, die Ausdehnung dieses Briefes meiner Gewißheit Ihres freundlichen und gütigen Anteils an meinem Tun zuzurechnen.

Mit der Versicherung meines bleibenden Dankes bin ich
Ihr sehr ergebener

Walter Benjamin

¹ Bekannt unter dem Schriftstellernamen Helen Grund; Gattin von Franz Hessel.

² Theodor Spira, damals Privatdozent in Gießen.

144 *An Rainer Maria Rilke*

Berlin, 3. Juli 1925

Hochverehrter Herr Rilke!

Für die freundliche Zuversicht, aus der Sie mit der Übersetzung der „Anabase“¹ mich haben betrauen wollen, sage ich Ihnen von Herzen Dank. Ich habe, ehe ich mit der eigentlichen Arbeit begann, das Buch wieder und wieder gelesen und bin nun mit dem Werke nah vertraut. Beifolgend erhalten Sie sieben Kapitel. Frau Hessel und neuerdings Herr von Münchhausen² versicherten mich Ihrer freundlichen Bereitschaft, mit Rat in Schwierigkeiten mich zu unterstützen. An solchen Schwierigkeiten fehlt es nicht. Wenn ich nur einige wenige Stellen am Rande fragend bezeichnet habe, so geschah es in dem Sinne der Bitte: überall dort, wo Ihnen Anstößiges begegnen sollte, mir gütigst einen Hinweis am Rande geben zu wollen. Es gibt auch abgesehen von den vier bezeichneten Stellen Manches, was mir nur provisorisch ausgedrückt zu sein scheint. An solchen Stellen ist die richtige Lösung vielleicht nur dem möglich, der mit den letzten Intentionen des Autors vertraut und dadurch vor Gewaltsamkeiten bewahrt ist. Im übrigen hoffe ich, daß Treue und Studium mich vor empfindlichen Mißgriffen im ganzen geschützt haben. Die Atmosphäre der – im weiteren Sinne gesprochen – das Werk entstammt, habe ich im Laufe der Wochen mir deutlich werden lassen. Insbesondere hat mich im Surréalisme (einige seiner Intentionen sind ja wohl auch bei St. Perse unverkennbar) ergriffen, wie die Sprache erobernd, befehlshaberisch und gesetzgebend ins Traumbereich einrückt. Der[n] raschere[n] Atem dieser prosodischen Aktion habe ich vor allem im Deutschen festzuhalten gesucht.

Ich bin sehr glücklich, an einem kleinen Teile, dank Ihrer Güte, an der Verbindung deutschen und französischen Schrifttums wirken zu dürfen. Der Weg der Übersetzung, zumal der eines so spröden Werkes, ist zu diesem Ziele gewiß einer der schwersten, eben darum aber auch wohl weit rechtmäßiger, als etwa jener der Reportage.

Meine letzte erschienene Arbeit über Goethes Wahlverwandtschaften erlaube ich, zum Zeichen meiner dankbaren Ergebenheit, mir, Ihnen mit der nächsten Post zugehen zu lassen.

Für jedes Wort, das Sie zur Berichtigung meines Textes mir zukommen lassen werden, versichere ich Sie im Voraus genauer Aufmerksamkeit und aufrichtigen Dankes.

Mit dem Ausdruck der vorzüglichsten Hochachtung und den ergebensten Empfehlungen

Ihr sehr ergebener Walter Benjamin

¹ Rilke war ursprünglich als Übersetzer vorgesehen. B. trat auf Vorschlag Hofmannsthals an seine Stelle. Die von B. in Gemeinschaft mit Bernhard Groethuysen übertragene Ausgabe war für 1929 angekündigt, Hofmannsthal hatte eine Vorrede verfaßt; das Erscheinen unterblieb dann, wahrscheinlich auf Wunsch des Autors, der auch erst 1945 eine französische Neuausgabe des Poems erlaubte. Die Übertragung erschien 1950 in einer als „durchgesehene und überarbeitet von Herbert Steiner“ bezeichneten Fassung in: Das Lot, Heft 4, Berlin, Oktober 1950.

² Thankmar Freiherr von Münchhausen; ein Freund Rilkes.

145 *An Gerhard Scholem*

Berlin, 21. Juli 1925

Lieber Gerhard,

es hat diesmal unmenschlich lange bis zum Schreiben gedauert. Dein Brief vom Juni mit höchst dankbar empfangenen Bemerkungen über die Lage im Lande und den Stand Deiner Arbeit ist lange unbeantwortet geblieben. Es wollte zu keiner Klarheit über die schwebenden Angelegenheiten kommen und

daher vertagte ich Berichte an Dich. Nun ist das soweit: ich hoffe, Du bist indessen nicht böse geworden und einige Ausführlichkeit wird Dich entschädigen. Zu dieser kann ich im ersten Punkte, dem Abbruch meiner frankfurter Vorhaben, mich allerdings nicht entschließen. Es war alles soweit, daß Anfang Juli meine vierte oder fünfte Reise dorthin hätte von statten gehen sollen, als durch meine Schwiegereltern ein Brief des Romanisten [Matthias] Friedwagner mich erreichte, der nach Wien die gänzliche Aussichtslosigkeit meiner Schritte meldete. Die Freundschaft für meinen Schwiegervater hatte ihn zu sondieren veranlaßt und da stellte sich denn heraus, daß die beiden alten Kraxen Cornelius und Kautzsch¹, der erstere vielleicht wohl- der zweite eher übelwollend von der Arbeit denn doch garnichts verstehen wollten. Alsbald wandte ich mich an Salomon um genauere Auskunft. Dieser konnte auch nichts ermitteln, als daß allgemein man zur schleunigsten Rücknahme des Gesuches riete, um die offizielle Zurückweisung mir zu ersparen. Freilich hatte Schultz (als Dekan) mir die Versicherung erteilt, solche in jedem Falle mir ersparen zu wollen. Er ließ nichts von sich hören. Zu der Annahme, daß er höchst illoyal vorging habe ich triftige Gründe. Alles in allem bin ich froh. Die altfränkische Postreise über die Stationen der hiesigen Universität ist nicht mein Weg, – Frankfurt nach dem Tode von Rang geradezu die bitterste Wüste. Indessen habe ich doch das Ansuchen nicht zurückgezogen, da ich willens bin, der Fakultät das ganze Risiko einer negativen Entscheidung zu überlassen. Wie die Dinge weiter verlaufen sollen, ist ganz dunkel. Natürlich ist eine Revision zum Bessern wohl gänzlich ausgeschlossen, trotzdem Literaturgeschichte infolge einiger neuer Veränderungen im Lehrkörper zur Zeit sehr schwach besetzt ist. Auch wäre für mich das erste in solchem Falle, daß ich im Winter mich beurlauben ließe. – Soviel über das letzte Stadium dieser Unternehmung. Mit der Weigerung meiner Eltern im Falle einer Habilitierung mich aufzubessern, der Wendung zum politischen Denken, dem Tode von Rang ist im vergangenen Jahre eine Voraussetzung nach der andern für diese Unternehmung dahingefallen. Das kann nichts daran ändern, daß eine derart

schnöde Spielerei mit meinen Bemühungen und Leistungen im Falle ich noch heute an dem Projekt hänge mich bis aufs äußerste reizen und erbittern würde. Es ist recht beispieslos, daß eine Arbeit wie die meinige in Auftrag gegeben und sodann dergestalt ignoriert wird. Denn – soviel erinnere ich aus dem vorletzten Stadium des Verlaufes, über den ich doch wohl an Dich berichtet habe – es war schließlich Schultz, der vor der Fakultät sich meiner Habilitation für „Literaturgeschichte“ widersetzte und diese dadurch auf den gegenwärtigen Stand hinausführte. Unter diesen Umständen ist mir ein wissenschaftliches Gutachten, wie es mir kürzlich zukam, doppelt wertvoll. Hofmannsthal besitzt einen Abzug meiner Arbeit und hat ihn dem Professor der Germanistik in Wien, [Walther] Brecht, mitgeteilt. Dem Lehrer eines gewissen Cysarz, der mein unmittelbarer, gelegentlich sichtlich befehder Vorgänger auf diesem Gebiet der Literaturgeschichte ist. Brecht habe nun die Arbeit mit höchstem Beifall aufgenommen und sei bereit, mit seinem Gutachten bei jedem Verleger für sie einzutreten. Zu dem gleichen erbietet in diesem sehr hilfsbereiten und positiven Briefe sich Hofmannsthal. Vielleicht sende ich Dir dessen Kopie bei Gelegenheit ein. Er spricht davon, im Tiefsten seiner eigenen Versuche von meinen Deduktionen betroffen zu sein, sagt sehr viel Schönes und Freundliches, nennt das Buch „in vielen Abschnitten völlig meisterhaft“. Ich bin sehr ungeduldig es in Deinen Händen zu wissen und zu hören, ob Du damit etwas anfangen kannst.

Inzwischen ist nicht viel geschafft worden und soweit ich meine Zeit an Lettern gewendet habe, geschah es lesend. Vor allem nahm ich mir Neuestes aus Frankreich vor: Die herrlichen Schriften von Paul Valéry (Variété, Eupalinos) einerseits, die fragwürdigen Bücher der Surréalisten auf der andern. Vor diesen Dokumenten muß ich allmählich mich mit der Technik des Kritisierens vertraut machen. Bei einer neuen literarischen Revue, die im Herbst erscheinen soll – ich denke, darüber habe ich schon an Dich berichtet – habe ich Mitarbeit aller Art, insbesondere ein ständiges Referat über neue französische Kunsttheorie übernommen. Ebendort wer-

den die besten Stücke des Bibliothekskataloges von Muri, in kurzen Rezensionen präsentiert werden. Diese und andere Allotria wirst Du seinerzeit erhalten. Für heute einen Ausschnitt aus dem „Berliner Tageblatt“. Durch die Druckanordnung kommen die Thesen² um ein gutes Teil ihrer Schlagkraft. Denn gemeint sind sie als zwei einander gegenüberstehende Kolonnen, deren einzelne Glieder zwar in ihrer Entsprechung, die jedoch – zumal die zweite – auch als Ganzes heruntergelesen sein wollen. Das beste an der Sache ist, daß ich Dir diesen Wisch noch nicht dedizieren kann. Vielmehr muß ich ihn zurückerbitten, weil die „Thesen“ nur in der Expresß-Ausgabe des „Tageblatts“ erschienen, von der, als ich eine Woche nach dem Erscheinungstermin von der Drucklegung unterrichtet wurde, nur mehr ein paar Stücke in Berlin aufzutreiben waren. In der Art dieser Thesen ist für ein künftiges Aphorismenbuch einiges aufgezeichnet worden. Die Vorbereitung des Märchenbuches aber ist noch nicht weit gediehen. „Neapel“ ist noch immer nicht in der „Frankfurter Zeitung“ erschienen. Eine andre kleine Sache, eine Lappalie, wurde kürzlich dort angenommen³. Die Vorbereitung des Märchenbuches überschneidet sich mit einem anderen Plane, dessen problematische Ausführung ich disponiere. Ich habe eine Anthologie von Sagen, deutschen Sagen, im Sinne, Grundlage sind zwei Gesichtspunkte: 1) die jeweils lakonischste Fassung eines Motivs, verbunden mit den wichtigsten Varianten *sprachlicher* Art. Mir liegt dabei das Geheimnis der *Sagenformeln* im Sinne und auf wie verschiedene und bedeutende Art die Sagen anzudeuten verstehen. 2) eine Auslese von, unbeschadet ihrer Echtheit, exzentrischen und entlegeneren Motiven. Kurz es handelt sich um einen Versuch, ausgehend vom sprachlichen Wesen der Sage, zum ersten Male seit Grimm (soviel ich weiß) an den ganzen Komplex ungehemmt durch lokale oder historische Einschränkungen heranzutreten und Funken aus den vielen Steinen zu schlagen, die nach Grimm noch aus dem Sagenberge herausgebrochen wurden. Anordnung und Kürze müssen hier, wie mir scheint, Wunder wirken und auch sachlich zwingende Hinweise für die Deutung geben. Doch weniger diese als

einen Versuch über die Prosa der Sage würde ich einem von mir zu schreibenden Nachwort vorbehalten. Ich weiß noch nicht, ob das zustande kommt. – Marcel Proust wirst Du dem Namen nach kennen. Dieser Tage habe ich über die Übersetzung des Hauptwerkes aus seinem großen Romancyclus „A la recherche du temps perdu“ abgeschlossen. Es ist das dreibändige Werk „Sodome et Gomorrhe“ das ich zu übersetzen habe. Die Bezahlung ist keineswegs gut aber doch so erträglich, daß ich glaubte die enorme Arbeit auf mich nehmen zu müssen. Zudem kann ich mir, wenn die Übertragung gelingt, davon ein festes Akkreditiv als Übersetzer versprechen, wie es etwa Stefan Zweig hat. Vielleicht haben wir gelegentlich über Proust gesprochen und ich habe beteuert, wie nah mir seine philosophische Betrachtungsweise steht. Ich fühlte sehr Verwandtes, sooft ich von seinen Sachen etwas las. Wie das nun bei einer intimen Auseinandersetzung sich bewähren wird, darauf bin ich gespannt. Balzacs „Ursule Mirouet“, die ich für ein Schandgeld seinerzeit für Rowohlt zu übertragen übernahm, wird in drei Wochen erscheinen. Die Übertragung des zweiten Teils habe ich, da das Geld nicht die Arbeitszeit wert war, weiter abgegeben und nur durchgesehen. Ich glaube, Dir schon geschrieben zu haben, daß ich in Rilkes Auftrag ein ganz neues Gedicht aus der Schule der *surréalistes* übersetzt habe: „Anabase“ von St.-J. Perse (das ist ein Pseudonym – wer dahinter steht, weiß ich nicht.) Proben der Übersetzung habe ich nach Paris abgesandt. – Kürzlich hat die Bremer Presse sich zum zweiten Male an mich mit dem Gesuch gewandt, eine Ausgabe von Wilhelm von Humboldt in Auswahl für sie zu übernehmen. Aus vielen Gründen habe ich das zweite Anerbieten angenommen, während ich das erste abgelehnt hatte. Näheres steht noch nicht fest: ich werde wohl demnächst mit dem Direktor der Bremer Presse zusammenkommen und über das Ganze beraten. Vielleicht kannst Du mir einige wertvolle Hinweise zu Humboldt geben – Du hast ihn doch wohl teilweise studiert. Mir war es sehr angenehm, in diesem Anerbieten mich Spranger, Litt und anderen Universitätslehrern, die dafür sonst ins Auge gefaßt waren, vorgezogen zu sehen.

Auf literarische Einkünfte gründet sich meine Hoffnung, in kurzem eine große Reise antreten zu können. Ich plane von Hamburg mit einem Frachtdampfer über Spanien und Italien nach Sizilien zu gehen. Der Dampfer läuft alle großen spanischen Häfen, wenn auch wohl zumeist nur auf Stunden an. Man soll hier verhältnismäßig billig reisen und ich hoffe so meinen heißen Wunsch zu erfüllen auch diesen Sommer wieder die August- und Septembersonne im südlichsten Europa über mir brennen zu fühlen. Vermutlich werde ich allein sein. — Bloch ist in Erbschaftsangelegenheiten in Riga. — Gutkinds sind im August in Holland eingeladen. Ich habe sie in letzter Zeit wenig gesehen, fahre aber demnächst wieder hinaus. — An Kraft habe ich in der Tat nicht geschrieben. Es schien mir damals, von Italien aus wohl denkbar wieder einmal mit ihm zusammenzukommen. Und denkbar ist es mir in dem Sinne auch heute noch, daß ich gegen die Gelegenheit, die uns zusammenführte, gar nichts einzuwenden hätte. Diese Gelegenheit aber zu machen bin ich außer stande.

Hast Du „Geschichte und Klassenbewußtsein“ von Lukács eigentlich gelesen? Und ist jene „Erledigung“⁴ des Buches durch Deborin oder wen sonst auch in deutscher oder einer andern Sprache als der russischen zugänglich⁵. Sie würde mich aufs höchste interessieren. Vielleicht kannst Du mir die bibliographischen Daten geben.

Ernst Schoen hat sich seinerzeit sehr über Deinen Gruß gefreut. Er ist noch in Frankfurt, strebt aber nach Kräften von dort hierher zu gelangen. — Wärest Du übrigens zwölf Jahre jünger und noch im Blütestadium Deiner historischen Studien, so würde ich Dir von Werner Hegemann: Fridericus empfehlen. Es ist mir kürzlich zugesandt worden und enthält den radikalsten Versuch, die „Größe“ dieses Monarchen zu erledigen, den man denken kann. Dabei ist es ganz vorzüglich geschrieben und es macht einen höchst verlässlichen Eindruck. Die Form hat es allerdings: eines ungeschlachten Dialoges, der sich über 500 Seiten hinzieht, aber selbst das hat Haltung und erinnert an die philosophischen Gespräche der Engländer (Hobbes: Leviathan). Sonst findet dies oder

das sich in der Bibliothek ein – wiewohl ich wirklich seit einem Jahr so gut wie nichts mehr kaufe, da mir andere Verwendungen meiner Mittel gebieterisch vor Augen stehen. Mein Bruder schenkte mir den ersten deutschen Auswahlband von Lenins Schriften. Den zweiten, der die philosophischen Schriften enthalten wird und in Kürze erscheint, erwarte ich sehr ungeduldig. Einige nachgelassne Sachen von Kafka ließ ich mir zur Rezension geben⁶. Seine kurze Geschichte „Vor dem Gesetz“ gilt mir heute wie vor zehn Jahren für eine der besten, die es im Deutschen gibt. Sodann habe ich die sämtlichen Schriften von Poe, deutsch, erhalten. Neben den Schreiber und jenes Tabellenbuch das wir in München erstanden, tritt dieser Tage in meine Bibliothek ein neues paranoisches Welt- und Staatssystem: Ganz-Erden-Universal-Staat. Eine Schrift, die sich sehen lassen kann⁷.

Auf Deine eigenen Schriften warte ich gespannt. Daß ein Verleger für die „physiognomischen Traditionen der Kabbala“ schwer zu finden sein sollte, erscheint mir ganz unglaublich. Ich will sagen: unglaublich. – Stehst Du mit [Moses] Marx – und er mit dem Euphorion-Verlag – nicht mehr in Verbindung? Natürlich habe ich vom jüdischen Verlagswesen keine Kenntnis. Aber vielleicht kannst Du ganz einfach an die Vereinigung wissenschaftlicher Verleger (W. de Gruyter) denken?⁸ Sonst: Buber hat zu dem neuen Marcan-Verlag in Köln Beziehung. Zum Thema selber interessiert Dich vielleicht eine Arbeit über Physiognomik in der ältern französischen Literatur, die ich selbst freilich noch nicht las. Sie steht im Jahrgang 1911 (Band 29) der von Vollmöller herausgegebenen „Romanischen Forschungen“.

Schrieb ich Dir, daß zwei Frankfurter Freunde von Rang eine Auswahl seiner Briefe, welche gleichzeitig ein Bild seines Lebensganges geben soll, veranstalten wollen. Nach einem Briefe von Frau Rang, der gestern eintraf, scheint diese notwendige und glückliche Unternehmung freilich weniger gefestigt als ich gehofft hatte.

Bitte schreibe mir recht bald wieder. Du hast ja nun einen recht genauen Überblick über mein Tun (oder – wenn Du willst – Nichtstun) erhalten. Was denkt man bei Euch, und

was denkst Du, über den Zionistenkongreß, der bald stattfindet?

Briefe richte bitte hierher.

Sehr herzliche Grüße Dein Walter

PS Ich muß noch erzählen, daß ich vor zwei Wochen auf der Straße Ernst Lewy begegnete. Wir grüßten uns und er sprach mich an. Seine *erste* Mitteilung an mich war, er sei Professor geworden. (Denn seit einiger Zeit ist er in Berlin rehabilitiert – aber wohl nur als Titular-Professor). Das alles fällt mir eben ein über der Lektüre von Humboldts sprachphilosophischen Schriften in der von Steinthal kommentierten Ausgabe.⁹ Diese enthält einen Essay über Humboldts Stil, der vorzüglich ist und zeigt, wo die Affinität von Lewy zu seinem Lieblingsautor liegt. Steinthal schreibt über Humboldts „Tiefe“ mit hervorragendem Freimut.

¹ Rudolf Kautzsch (1868–1945).

² „Dreizehn Thesen wider Snobisten“. Berliner Tageblatt, 10. Juli 1925. Jetzt Schriften I, S. 538 f.

³ Vermutlich „Sammlung von Frankfurter Kinderreimen“. Erschienen am 15. August 1920.

⁴ Scholem hatte den Ausdruck ironisch gebraucht.

⁵ A. Deborin, „Lukács und seine Kritik des Marxismus“, erschien deutsch in „Arbeiter-Literatur“, Heft 10, Wien, Oktober 1924, S. 615 bis 640. Die Kritik „entlarvte“ die „idealistischen und sogar mystischen Tendenzen“ des Buches von Lukács.

⁶ Dies ist das erste Zeugnis der Beschäftigung mit Kafka, die W. B. bis zum Ende festhielt.

⁷ In W. B.s Bibliothek gab es eine kleine Sammlung von Schriften Geisteskranker, der er große Aufmerksamkeit zuwandte. Schreiber: gemeint sind die „Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken“ von Daniel Paul Schreber, Leipzig 1903.

⁸ Das Buch blieb ungedruckt, weil Sch. Zweifel an seinen Thesen aufstiegen.

⁹ Berlin 1883.

Berlin, 2. August 1925

Hochverehrter Herr von Hofmannsthal!

Als ich mich anschickte heute Ihnen von ganzem Herzen für den immer erneuten Anteil an meinen Sachen und für die immer gleiche Wärme, mit der Sie ihn bekunden, zu danken, kam Ihr Schreiben vom 31^{ten} das mich nun noch weiter durch Ihre freundliche Absicht, auch diesmal wieder mir die „Beiträge“ zu eröffnen tief erfreut und verpflichtet. Sie werden, so vertraue ich, es verstehen und keinerlei falschen Nebenton darin hören, wenn ich, im Stillen gleichsam, die Hoffnung ausspreche, in einer guten Stunde einmal von Mund zu Mund meinen Dank nicht nur sondern die Dankbarkeit vor allem bekunden zu dürfen, mit der Ihre stete Fürsorge mich erfüllt hat. Denn so darf ich doch geradezu die Anregungen Ihres vorletzten Briefes bezeichnen, soweit sie auf meine Frankfurter Unternehmung sich beziehen. Über diese sprach ich vor zwei Tagen mit Dr. Wiegand. Sie sind inzwischen zum negativen Beschlusse so gut wie gediehen und man trägt mir an, freiwillig das Gesuch um Habilitation zurückzuziehen. Blicke ich auf den verschlungenen Gang der Dinge zurück, so habe ich allen Grund der innren und äußren Überzeugung, welche mehr und mehr mir verwehrte, einen Ort fruchtbarer, und vor allem, lauterer, Wirkung in der heutigen Universität zu achten, mich zu freuen. Denn wieviel unfruchtbare Ent-rüstung wieviel Galle würde in jedem andern Falle eine Behandlung, wie man sie mir angedeihen ließ, in mir erweckt haben. Ist es doch erst auf Grund genauester Fühlung geschehen, die ich unter Vorlage zumal des Essays über die Wahlverwandtschaften vor drei Jahren genommen habe, daß ich in Übereinstimmung mit einem dortigen Universitäts-lehrer mir vorsetzte, die Arbeit über das Trauerspiel zu schreiben und vorzulegen. Gewiß erscheint es wertvoll, liegt es nahe, mit der lebendigen Rede vor Jüngere treten und sie gewinnen zu können: aber der Ort an dem das geschieht und die Auslese der Menschen, die er trifft, ist nicht gleichgültig.

Und so gewiß es außerhalb der Hochschule heute noch keinen gibt, der die Fruchtbarkeit des Wirkens gewährleistet, so gewiß scheint mir, daß die Hochschule selber mehr und mehr die Lauterkeit ihrer Lehrquellen trübt. Gedanken dieser – nur angedeuteten – Richtung sind es, die mich verschmerzen lassen, daß heute und früher auch eine Intervention, wie Ihre Güte sie vorsah, in Frankfurt nicht zum Ziele mehr geführt hätte. Sie deuten, hochverehrter Herr von Hofmannsthal, zugleich Ihre Geneigtheit an, einen Verlag für meine Arbeit zu interessieren. Diese liegt zur Zeit noch bei Rowohlt in Berlin, an den sie mein Freund Franz Hessel als dortiger Lektor empfohlen hatte. Bei der Wahl dieses Verlages spielte meinerseits der Gedanke mit, eher einen allgemeiner interessierten als einen geradezu wissenschaftlichen Verlag im engeren Sinne zu gewinnen. Denn die „wissenschaftliche“ Haltung im heutigen Sinn ist ja nicht das Hervortretende meines Versuches und unter dem Gesichtspunkt als einem geradezu wissenschaftlichen Verlage könnte leicht ebendas den Wert der Schrift drücken, worin für mich ihr Interesse liegt. Wie dem nun sei – Ihre Zeilen werden mich veranlassen, Sie über den Ausgang der Verhandlung mit Rowohlt zu unterrichten; von Ihrer eignen Stellung zu meinem Buch ist Rowohlt, wie ich weiß, mehrfach unterrichtet. Das Manuscript betreffend, so ersuche ich Sie, darüber weiterhin in jedem Ihnen ersprißlich scheinenden Sinne zu verfügen. Insbesondere stelle ich es auf einige Zeit Herrn Professor Brecht¹ gern zur Verfügung.

Bei seinem Hiersein beriet Dr. Wiegand mit mir die Humboldt-Auswahl der Bremer Presse. Dankbar und überzeugt werde ich an der Aufgabe mitarbeiten, die Herr Dr. Wiegand mit wenigen Worten mir evident machte: die Studenten zum Gebrauche der großen Gesamtausgaben, die heute unsere großen Denker und Schriftsteller nicht erschließen sondern sekretieren, zu stimmen und vorzubereiten. Die Beschäftigung mit Humboldt führt mich unmittelbar auf meine Studentenzeit, wo ich unter Anleitung eines menschlich höchst seltsamen und dem kontemplativen Ingenium des späten Humboldt auf fast groteske Weise kongenialen Man-

nes die sprachwissenschaftlichen Schriften im Seminar las. Ich darf das vielleicht erwähnen, weil der betreffende Ihnen möglicherweise bekannt ist (fast möchte ich es für sicher halten) als Verfasser eines Büchleins über „die Sprache des alten Goethe“. Es ist Ernst Lewy, derzeit Professor für finnisch-ugrische Sprachen in Berlin.

Der Gedanke des Sagenbuches muß vorerst noch bei mir ausreifen und am Material zureichend entwickelt werden. Daß, falls ich mit ihm auf dem richtigen Wege bin, zur rechten Zeit ich bei Dr. Wiegand die freundlichste und förderndste Hilfe finden werde, – daran zweifle ich nicht im leisesten. Von neuem habe ich bei seinem Hiersein und erstmaligen längern Gespräch den Wert des Vertrauens empfunden, zu dem Sie mich ihm gegenüber einluden.

Ich finde in Ihrem Schreiben vom Julianfang den Hinweis auf eine Sammlung von „traurigen“ Puppenspielen aus Niederösterreich. Sie nennen Kislick (?) und Winter als Herausgeber. Leider habe ich hier den Band ² nicht ermitteln können. Falls Ihnen genauere Angaben zur Verfügung stehen, so wäre ich für deren – gelegentliche – Mitteilung Ihnen sehr verpflichtet. In einer Berliner Zeitung las ich dieser Tage, daß noch heute bäuerliche Staatsaktionen von Tiroler Bauern für ihres gleichen gegeben werden. Der Ausflug des Seminars von Prof. [Arthur] Kutscher in München zu einer derartigen Vorstellung war beschrieben.

Ich verbleibe, hochverehrter Herr von Hofmannsthal, mit dankbaren und ergebenen Grüßen

Ihr Walter Benjamin

¹ Walther Brecht; 1937 vorzeitig aus politischen Gründen pensioniert. Freund und Nachlaßverwalter Hofmannsthals.

² Deutsche Puppenspiele. Hrsg. von Richard Kralik und Joseph Winter. Wien 1885.

Neapel, 21. September 1925

Lieber Gerhard,

hier scheint die Regenzeit zu beginnen. Ich bin in ein Café geflüchtet, wo ich schreibe. Aber das Wetter hat an dem Brief keinen Anteil. Er war auch in der heißen Sonne heute – und lange genug – fällig. Ich müßte ihn von rechtswegen mit dem Reisebericht belasten. Meine Karte aus Cordoba oder Sevilla wirst Du erhalten haben. Dort habe ich [mich] an südspanischer Baukunst, Landschaft und Sitte in den wenigen Tagen aus ganzer Kraft vollgesogen. In Sevilla habe ich einen gewaltigen Barockmaler gefunden, an dem die Widmungen der „Fleurs du Mal“ nicht vorübergegangen wären, wenn Baudelaire ihn gekannt hätte! Juan Valdez Leal¹, der die Kraft von Goya, die Gesinnung von Rops, den Stoff von Wiertz hat. Leider vereitelte das heftige Unwohlsein, das mich dort in den letzten Stunden des Aufenthalts befiel, daß ich mir Abbildungen verschaffte. Wir fuhren dicht an Gibraltar vorbei und sahen Afrika liegen. Nach drei [Tagen] haben wir Barcelona, eine wilde Hafenstadt, die auf kleinem Raume den Pariser Boulevard mit großem Glück nachbildet, angelaufen. Überall habe ich Cafés und Volksquartiere in sehr versteckten Winkeln zu sehen bekommen, teils indem ich mich meinen standhaften Irrgängen überließ, teils in enger Fraternität mit dem Kapitän und den „Offizieren“. (So heißen bei der Handelsmarine die oberen Chargen). Diese Leute waren die einzigen mit denen ich reden konnte. Sie sind ungebildet aber nicht ohne Freiheit im Urteil. Und dann haben sie – was auf dem Festland so leicht nicht gefunden wird – für den Unterschied von Erzogenen und Unerzogenen Sinn. In Neapel wollte der Kapitän mich nicht weglassen und ich bilde mir etwas darauf ein, daß der Mann, der natürlich keinen Begriff von meiner Schreiberei hat, solche zu erhalten begehrte. Er bekommt die Übersetzung der „Ursule Mirouet“, die inzwischen während meiner Abwesenheit von Berlin noch erschienen sein dürfte. Dann lagen wir in Genua noch und

in Livorno. Ich fuhr auf einen Tag an die Riviera und ging den schönen Uferweg von Rapallo nach Portofino. Es ist mir so im Sinn, als ob Du die Gegend kennst. Von Livorno, wo wir lange lagen, hatte ich Muße, nach Pisa und Lucca. Denn dortselbst gibt es nichts und der Stadt sieht man ihren Sohar² so wenig an, wie irgend einer Bibliopolis ihre Krone. In Lucca empfing am Abend meiner einsamen Ankunft mich der denkwürdigste Jahrmarkt. Er wird registriert und macht statt eines Reisejournals Figur, da ich dank Littauers Zusammenbruch diese Reise ohne literarische Verpflichtungen machen kann. Im Grunde dräut freilich die Proust-Übersetzung. Oder sollte ich Dir nicht geschrieben haben, daß ich die Verpflichtung sein dreibändiges Werk „Sodome et Gomorrhe“ zu übertragen, gegen eine mäßige Gage für den nächsten Monat übernommen habe? Ich will diese Arbeit wenn möglich in Paris absolvieren. Im Oktober – gegen Ende des Monats – möchte ich dorthin via Marseille fahren. Es ist eine Aufgabe, von deren Vertracktheit mir noch die Begriffe fehlen: so mußte es sein, damit ich sie übernehmen konnte. Die undankbarste, die gedacht werden kann, und mit Recht, nach dem Widerhall selbst der bestmöglichen Leistung, aber sehr fruchtbar möglicherweise für mich. Nach Capri soll es dies Jahr nur für wenige Tage gehen und auch hier will ich nicht mehr lange bleiben. Die Stadt hat den ganzen Platz in meinem Herz, den sie vom vorigen Jahr einnimmt, wieder ganz gefüllt. Gestern, an einem heißen Sonntag, habe ich sie von einer neuen Seite her umschritten und umzingelt und ihre Topographie ist schon kartographisch ein faszinierendes Studium für mich. Übrigens werde ich damit ohne eine Reliefkarte wohl nicht zu Rande kommen. Ich schlafe in einer schnöden aber reinlichen Kammer für 10 lire. – Hier auf der Post fand ich denn endlich den Druck von „Neapel“ vor. Am 15. August hat ihn die „Frankfurter Zeitung“ gebracht, einige Tage vorher eine andere Kleinigkeit von mir. Beides kann Dir im Augenblick darum nicht zugehen, weil ich selber nur einen Abzug hierherbekam. Später. – Schreibe mir und schreibe mir ein Wort, ob in Wien sich auf dem Kongreß Wichtiges zutrug. Ich weiß von ihm nichts. Zwei Stunden

bevor ich zur Bahn ging habe ich in Berlin einen Vertrag mit dem Verlage Ernst Rowohlt unterzeichnet. Er garantiert mir für das nächste Jahr ein Fixum und bringt: „Ursprung des deutschen Trauerspiels“ „Goethes Wahlverwandtschaften“ „Plaquette für Freunde“. Das dritte ist ein Aphorismenbüchlein, von dem noch nicht feststeht, ob es seinen geplanten Titel wird wahrmachen können. [...] Mit welcher Freude ich Deinen Mendelssohn³ und auch den Rivière bekommen habe, schrieb ich Dir. Bleibe bitte mit all Deinem Gedruckten nicht im Verzug. Was ich hier zu tun habe, ist Kritiken zu verfassen. Eine Rezension von Unruhs „Flügel der Nike“ soll den Platz, den ich namentlich in der „Literarischen Welt“ behaupten will – vieles bleibt höchst variabel pseudonym⁴ – abstecken⁵. Diese Rezension muß einfach formidabel werden. Wie denn das Buch der Abhub des deutschen republikanischen Schrifttums ist. – Dein letzter Brief hat die Reise mitgemacht; ich lese ihn nochmals und adoptiere den Begriff der „kleineren Unsterblichkeit“ – deren Tür mir, wer weiß? die Frankfurter Hausmeister denn doch auch vor der Nase zugeschlagen haben? – mit so hohem Beifall, als meine kleinen Thesen gegen die Urmenschen – Neger – Idioten – Kunst tiefen Mißfall bei Dir erregt haben. Warum? Da ist – bis auf *eine* hoch- und niedergestapelte These – alles suppenklar. Umso vernichtender traf „Mann ohne Schatten“. Ich verspreche die Papiere meines Schattens mit Hin- und Rückreisevisum in die kleinere Unsterblichkeit bald abzuliefern. Denn unter dieser Sonne ist das Wort der größte Schimpf. Und so wirft denn die Morgensonne meines Ruhmes so langen Schatten, daß der vor mir in Jeruscholajim ankommt. Quod felix faustumque sit!

Herzlichst Dein Walter

1 Murillos Nachfolger als Präsident der Akademie von Sevilla (1622 bis 1690).

2 W. B. hatte bei Scholem oft eine sechsbändige Ausgabe des „Sohar“ aus Livorno gesehen.

3 Die Erstausgabe von Mendelssohns „Jerusalem“.

4 Er bevorzugte die Pseudonyme A. Ackermann und Anni M. Bie (Anagramm!), später auch E. J. Mabinn.

5 Erschien in der Nr. 21. Mai 1926.

Riga, 9. November 1925

Hochverehrter Herr Rilke,

Sie werden es gütig entschuldigen mögen, wenn Sie nicht umgehend auf Ihr Telegramm eine Nachricht erhielten; es erreichte mich erst auf langen Umwegen in Neapel und in die Tage seines Eintreffens fielen die Vorbereitungen zu meiner zeitweiligen Übersiedelung hierher. Es hat mich sehr dankbar und glücklich gemacht, dies wertvolle Zeichen Ihres Interesses an meiner Übertragung zu erhalten. Über das Problematische, das ihr an manchen Stellen der Beschaffenheit des Textes und der Schwierigkeit der Entscheidung [wegen] eignen muß, bin ich mir im klaren. Ich hege auch die Hoffnung, vor der Drucklegung über gewisse Einzelheiten noch Belehrung und Beratung zu empfangen, sei es, daß mir von Ihnen ein Hinweis käme oder daß auch nur ich bei meinem geplanten Aufenthalt in Paris mit Freunden die Arbeit durchgehe. Das letztere könnte freilich erst im Februar sein und vielleicht haben Sie die Drucklegung früher anberaumt. Es würde mich interessieren, zu erfahren ob bereits ein Verlagsabkommen besteht und mit wem. Wenn ich Frau Hessel recht verstanden habe, so werden Sie der deutschen Ausgabe eine Vorrede mitgeben. Die Vorrede von Larbaud zur russischen habe ich kürzlich durch Herrn von Münchhausen erhalten. — Hier beschäftigt mich, wenn ich d[ie]s noch hinzufügen darf — ausschließlich die Übersetzung von Sodome et Gomorrhe. Je weiter ich in die Arbeit eingehe, desto dankbarer bin ich den Umständen, die sie mir anvertrauten! Der Gewinn einer so eingehenden Beschäftigung mit dem großen Meisterwerk wird mir im Laufe der Zeit sehr fühlbar werden. — Ich erlaube mir schließlich die Hoffnung auszusprechen, daß Ihr Befinden, hochverehrter Herr Rilke, sich gebessert haben möchte und Sie bei Gelegenheit sich mit einer Zeile meiner erinnern wollten.

[Schluß fehlt]

Berlin, 28. Dezember 1925

Hochverehrter Herr von Hofmannsthal!

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre freundlichen Zeilen aus Aussee. Diesmal kann ich nicht unmittelbar auf die darin enthaltene Anregung eingehen, meine Gedanken über Shakespeares Metaphorik Ihnen zu entwickeln. Ich bedaure das sehr. Es ist mir, wenn ich eine größere Arbeit abgeschlossen habe, für längere Zeit nicht möglich, auf ihren Themen- und Gedankenkreis mich zurückzuwenden und ohne das könnte es bei dieser Frage nicht abgehen: aus einem Grunde freilich, der nicht danach angetan ist, mein Verschieben zu beschönigen. Ich bin im Shakespeare nicht eigentlich zu Hause sondern nur in Abständen, vereinzelt an ihn herangetreten. Andererseits habe ich ja im Umgang mit Florens Christian Rang gelernt, was es bedeutet, in ihm heimisch zu sein und längst hätte ich ihm das Thema, das Sie berühren, wenn er noch lebte, vorgetragen. Ich weiß nicht, ob auch hier die Konfrontation von Shakespeare und Calderon so aufschlußreich wäre, wie sie sonst in vieler Hinsicht es ist. Jedenfalls hat Calderon eine blendende Metaphorik, die mir von der Shakespeares höchst verschieden scheint: ist dies der Fall, so würden beide sich gewiß als die bedeutsamen polaren Ausprägungen der barocken Bilderrede zu erkennen geben (Shakespeares Bild als „Gleichnis und Figur“ der Handlung und des Menschen, das Calderonsche als romantische Potenzierung des Redens selber). Aber ich muß für jetzt damit abbrechen; wenn es zur Ausführung eines alten Planes von mir, einen Kommentar zum „Sturm“ zu schreiben, käme, so stünde Ihre Frage, glaube ich, im Brennpunkt der Darstellung. Zur Zeit achte ich genauer auf die Metaphorik von Proust, der – in einer interessanten Kontroverse mit Thibaudet über den Stil von Flaubert¹ – die Metapher schlechthin für das Wesen des Stils erklärt. Ich bewundere, wie er den vielleicht allgemeinen Brauch der großen Dichter, die Metapher dem Naheliegenden und Belanglosen zu entnehmen,

dem Stande heutiger Dinge überraschend anpaßt und einen ganzen Komplex ausgeleierter weltläufiger Verhältnisse im Dienst eines tieferen Ausdrucks gleichsam mobil macht, in die schlaffsten Perzeptionen, indem er sie zum bildlichen Ausdruck heranzieht, einen schönen kriegerischen Lakonismus bringt. Neben der Übersetzung beschäftigt mich Kritisches; aber je größer der Reiz ist, über einige aktuelle Gegenstände, besonders Bücher der pariser Surréalisten, mir Rechenschaft zu geben, desto empfindlicher wird die Schwierigkeit fühlbar, ephemere und doch vielleicht nicht oberflächliche Überlegungen irgendwo unterzubringen. Hoffnungen, die ich auf das Erscheinen der „Literarischen Welt“ in diesem Sinn setzte, muß ich ein wenig herabstimmen. – Ich hoffe und wünsche Ihnen, hochverehrter Herr von Hofmannsthal, daß Sie bei guter Gesundheit und Arbeitsstimmung ins neue Jahr hinübergehen. Sollte in seinem ersten Drittel, etwa bis Ende März oder Anfang April, es ein neues Heft der „Beiträge“ bringen, so würde der Abdruck meines Melancholiekapitels gewiß ohne Schwierigkeiten (von Rowohlt und von mir) immer noch Vorabdruck werden.² In jedem Falle stehe ich Ihnen jederzeit mit dem genauen Texte von „Melancolei redet selber“ von Andreas Tscherning (aus dem „Vortrab des Sommers deutscher Gedichte“ Rostock 1655)³ zur Verfügung. Ich glaube die – auch dichterisch – stärksten Stellen aus dem hie und da etwas ungefügten Text herausgehoben zu haben, doch bleibt das Ganze immer schön und merkwürdig. Ein Bedenken könnte vielleicht eher darin liegen, daß ein Abdruck in einer wertlosen Anthologie von Barocklyrik, die vor einigen Jahren in Berlin herauskam, sich findet. – [Ernst] Cassirers Arbeit über die „Begriffsform im mythischen Denken“⁴ habe ich vor längerer Zeit mit viel Interesse gelesen. Fraglich aber blieb mir, ob der Versuch durchführbar ist, das mythische Denken nicht nur in Begriffen – d. h. kritisch – darzustellen, sondern auch durch den Kontrast gegen Begriffliche hinreichend zu erleuchten.

Mit den besten Grüßen Ihr herzlich ergebener

Walter Benjamin

¹ In der Nouvelle Revue Française, Januar 1920. Vgl. jetzt Marcel Proust: Tage des Lesens. Drei Essays. Frankfurt am Main 1963.

² Tatsächlich erst im August 1927 in den „Neuen Deutschen Beiträgen“ erschienen (2. Folge, 3. Heft, S. 89 ff.); die Buchausgabe erschien 1928.

³ Aus dem Gedicht wird wiederholt im Trauerspielbuch zitiert.

⁴ Leipzig 1922.

150 *An Gerhard Scholem*

Berlin, 14. Januar 1926

Lieber Gerhard,

ich hatte längst vor, Dir zu schreiben. Gerade heute kam Dein Brief an Dora. Sie wird Dir gewiß selbst antworten. Daß er sie sehr erfreut hat darf ich wohl verraten. Damit wird ein genauerer Bericht über Stefan ja wohl auch in ihr Schreiben übergehen. Er lernt zwar, freilich, Hebräisch – aber in den fakultativen Stunden wird wohl nicht viel geschafft und lieb ist ihm nur die biblische Erzählung, die bei einem anderen Lehrer liegt. Bei dieser Gelegenheit würde ich gern wissen, ob Du ein jüdisches Lesebuch (mit deutschem Text) weißt, das ich mit Stefan vornehmen könnte. Ich lese ihm, wenn nicht täglich, so doch jede Woche einige Stunden vor und schweife dabei ziellos durch ein Märchenhaus, wie unsere Bücher es nahelegen. Statt dessen würde ich ihm gern jüdische Geschichte oder Geschichten vorlesen, was schließlich auch – ungeachtet meiner bevorstehenden Befassung mit Märchenfragen – mir selbst besser anschlagen würde. Aber ich weiß nicht, ob es etwas gibt, was solch unbestimmten Zwecken entgegenkommt. Es hat in letzter Zeit, auch für ihn, Festlichkeiten gehagelt; Chanuka (danach, seitens meiner Eltern Weihnachten) Doras Geburtstag und er hat mehr Geschenke bekommen als sein immer noch dürftig ausgestattetes Zimmer fassen kann. Natürlich hat er schon längst sein eigenes: Grete hat ein Zimmer neben der Küche, in dem früher mein Bruder wohnte. Dieser wird in einigen Tagen

ein sympathisches junges Mädchen heiraten¹, eine Freundin meiner Schwester, die er zur Kommunistin sich herangebildet hat. Es haben also seine christlichen Schwiegereltern in einen doppelt bitteren Apfel zu beißen. Ist übrigens Dein Bruder Werner, wie Du einmal voraussagen zu wollen schienst, aus der Partei „entfernt“ worden?² – Über die „opinions et pensées“ meines Sohnes habe ich seit seiner Geburt ein Büchlein geführt, das zwar – infolge meiner vielen Abwesenheiten nicht gerade umfangreich ist, aber doch einige Dutzende seltsamer Wörter und Redensarten aufführt. Ich trage mich mit der Absicht, es in die Schreibmaschine zu geben und eines der wenigen Exemplare wäre Dir dann sicher. Ernst Schoen, der Weihnachten in Berlin war, hub an und begann große Dinge von ihm zu prophezeien. Zu Chanuka wurde übrigens mein altes Puppentheater hervorgeholt und ihm sowie einer befreundeten Kinderelite eine erstaunliche Feerie von Raimund zu vollendeter Darstellung gebracht. Wir waren drei Mann hoch hinter der Bühne beschäftigt.

In letzter Zeit ist kaum etwas von mir erschienen, es sei denn im „Querschnitt“ ein Aufsatz über Revue und Theater von einem Bekannten, dem Regisseur Bernhard Reich und mir gemeinsam verfaßt³. Ich sende Dir nächstens ein Konvolutchen solcher kleinen Sachen aus der letzten Zeit. Für das Barockbuch und die Wahlverwandtschaftenarbeit werden die Druckproben gemacht. Ich habe in letzter Zeit sündhaft viel gelesen und nicht einmal am Proust übersetzt. Dafür kann ich nun sagen, daß ich in den neuen französischen Angelegenheiten au fait bin: bleibt nur, diese fadenscheinige Tatsache in einen soliden Zusammenhang zu verweben. Sonst las ich Trotzki: Wohin treibt England? – ein sehr gutes Buch, Sodome et Gomorrhe – endlich zu Ende, und allerdings einen auf den Schreibtisch geschneiten Wälzer C. A. Bernoulli: J. J. Bachofen und das Natursymbol. Das geht mich – *märchenhafter* Weise – näher an. Die Auseinandersetzung mit Bachofen und Klages ist unumgänglich – freilich spricht vieles dafür, daß sie gänzlich stringent nur aus der jüdischen Theologie zu führen ist, in welcher Gegend denn also diese bedeutenden Forscher nicht umsonst den Erbfeind wittern.

Dieser Bernoulli, der sein Talent zur gelehrten Kolportage schon im Nietzsche-Overbeck-Buch erwiesen hat, hat nichts gelernt und nichts vergessen. Lehrreich ist der Wälzer doch und das „Europa-Institut“ (?) der Universität Jerusalem müßte ihn sich zulegen. A Propos: so beginne und spare im Katalog eine schöne weiße Seite unter B für mich aus. [...] Vom neuen Schicksal [Robert] Eislers wirst Du – wahrscheinlich besser als ich – informiert sein. Das „Institut de Coopération intellectuelle“⁴ (oder wie es heißt) hat neben Schulze-Gävernitz ihn als Vertreter von Deutschland⁵ berufen. Und was die deutschen Gelehrten dazu sagen, wirst Du Dir ausmalen können. Jedenfalls sitzt er in Paris und wenn ich Ende Februar (wie ich es plane) dorthin komme, so werde ich ihn aufsuchen.

Nun sehe ich Deinen Brief durch und stelle ich fest, daß ich Dir – in puncto Eisler zumindest – olle Kamellen mitteile, dagegen so und so viele Fragen unbeantwortet ließ. Also: Stefan geht in die gewöhnliche Schule – nicht in die jüdische. Um Emil Cohn handelt es sich bei seinem Religionsunterricht offenbar nicht. [Heinz] Pflaums Proust-Theorie kann ich so per Distanz nicht agreieren: mir schien durchaus viel strenge französische Schulphilosophie, der besten Tradition, von Cartesius zu den Sensualisten, in seinen Büchern erkennbar. Im übrigen ist das ein zu verschränktes Thema für schriftliche Verständigung. Es gibt in diesen Büchern überaus bedeutende Sichten und Sätze, das ganze wird vielleicht problematischer je genauer man sich damit befaßt. Wie, im übrigen, geht es Pflaum?⁶ Wenn Du meine Proust-Übersetzung liest, so wirst Du vielleicht nicht weit kommen. Es müßte schon seltsam zugehn, wenn sie lesbar wird. Die Sache ist grenzenlos schwierig und Zeit kann ich ihr aus vielen Gründen, vor allem der knappen Bezahlung wegen, nur sehr gemessen zur Verfügung stellen. Notizen über ihn „En traduisant Marcel Proust“ will ich mal in der „Literarischen Welt“ veröffentlichen. – Ich hatte mich gefreut, Dir einen Prospekt von der „Wirklichkeit der Hebräer“⁷ beizulegen. Aber ich käme post festum. Lesen werde ich die Sache. Und ich bitte Dich recht dringend, die Grundgedanken Deiner

Kritik mir zugänglich zu machen. Mir liegt natürlich sehr viel daran. Die Sache wird interessanter sein als Ungers, immerhin geistreiches Buch: „Gegen die Kunst“ Lpz 1925. Desgleichen bin ich auf die Verlautbarungen im Altersstil, wie Deine Antrittsvorlesung⁸ sie enthalten kann, ungeheuer gespannt und ich hoffe, Deine Frau geht bald an die Übersetzung. Von mir zu diesem Unternehmen Glück- und Segenswünsche.

Soweit. Ein Bulletin von der Dich so sehr interessierenden Geisterschlacht will ich aus diplomatischen Gründen heute – da die guten Geister für einige Zeit durch passive Resistenz meinen Orders sich entziehen – nicht abgeben. Bei den herzlichsten Grüßen an Dich und Deine Frau aber haben sie in besonderer Sitzung mitzutun sich entschlossen

Dein Walter

1 Hilde B., später als Justizminister der DDR bekannt geworden.

2 Dies trat ein Jahr später ein.

3 Jg. 1925, S. 1039–1043.

4 Des Völkerbundes.

5 Es handelte sich um Österreich. Der Aufruhr war der gleiche.

6 Pflaum lebte seit 1925 in Jerusalem. Über seine Persönlichkeit vergleiche Scholems Gedenkrede auf ihn in „Romanica et Occidentalia. Études dédiées à la mémoire de H. Peri (Pflaum)“. Jerusalem 1963, S. 7–11.

7 Von Oskar Goldberg.

8 Als Dozent an der Hebräischen Universität, im Herbst 1925.

151 *An Hugo von Hofmannsthal*

Berlin, 23. Februar 1926

Hochverehrter Herr von Hofmannsthal,

Sie haben die große Güte gehabt, eine Abschrift des Briefes, den Sie an die „Schmiede“¹ gerichtet haben, mir zuzusenden. Haben Sie für Ihre freundliche Information (die zudem von entschiedenem Nutzen für den Verlag und seine Stellung zur Proust-Übersetzung zu werden verspricht) den herzlichsten

Dank. Vor mehr als einer Woche legte man mir – nach seiner Absendung – eine Copie des an Sie gerichteten Verlagsbriefes in der Proust-Angelegenheit vor. Ich habe nicht nötig, Ihnen zu sagen, daß ich bestürzt war, und zwar nicht mehr der Sache wegen, für die man Sie da beanspruchte als der Form wegen, in der es geschah. Gewisse Stellen legten mir sogar den Gedanken nahe, Ihnen ausdrücklich zu versichern, daß ich dem, was da von „Grundsätzen der Übertragung“ vorgebracht wurde, ganz fern stehe. Im übrigen macht das *débaclé*, das der Verlag mit diesem untauglichen ersten Übersetzungsversuche erlitt², meinen Anteil an der Proust-Übersetzung noch verantwortungsvoller und prekärer. Ohne auf die Schwierigkeit des Übersetzens im Allgemeinen zu reflektieren – die Grenzen der möglichen Leistung (die natürlich bei Sch[ottlaender] überhaupt nicht gesichtet sind) scheinen mir in diesem Falle besonders streng dadurch umschrieben, daß die lang ausgehaltenen Proustschen Perioden, die dem Originalwerk ein gut Teil seines Charakters durch die Spannung mitteilen, in der sie zum französischen Sprachgeist überhaupt stehen, im Deutschen ähnlich beziehungsweise und überraschend nicht wirken können. Derart daß, was gerade dem deutschen Leser an Proust das Wichtigste sein könnte, in dessen Sprache kaum zu übertragen ist. Bleibt freilich des Wesenhaften noch immer die Fülle. Denn es ist ja ein durchaus neues Bild, das er vom Leben gibt, indem er den Zeitverlauf zu dessen Maß macht. Und die problematischste Seite seines Ingeniums: die gänzliche Elimination des Sittlichen bei höchster Subtilität in der Beobachtung alles Physischen und Spirituellen, ist vielleicht – zu einem Teil – als die „Versuchsanordnung“ in dem immensen Laboratorium zu verstehen, wo mit tausend Reflektoren, konkaven und konvexen Spiegelungen die Zeit zum Gegenstand der Experimente gemacht wird. Ich kann, mitten beim Übersetzen, keine eigentliche Klärung der tiefen und zwiespältigen Eindrücke erhoffen, mit denen Proust mich erfüllt. Aber längst hege ich den Wunsch, eine Reihe meiner Beobachtungen, aphoristisch wie sie unter der Arbeit sich bilden, unter dem Kennwort „En traduisant Marcel Proust“ zusammenzufassen. – Die Güte, mit der Sie nochmals meiner

Anzeige des „Turms“ gedenken, war mir sehr wohltuend. Es ist für mich eine große Freude, das Wenige aufzuzeichnen, was mir in den vorgeschriebnen Schranken zu sagen möglich ist und die einzige Befürchtung bleibt, das Pragmatische der Anzeige möchte etwa zu sehr hinter den Gedanken zurücktreten, die Ihr Werk in mir wachrief. Ich will indessen hoffen, daß sie ihre Aufgabe erfüllt, ohne der Verlegenheit des Ortes Konzessionen zu machen. Die geradezu panische Angst der „Literarischen Welt“ vor jeder nicht schlechtweg im Aktuellen verspielten Äußerung ist grotesk. Bevor ich diese Tendenz des Blattes ahnen konnte, bei seiner Begründung, trug ich zu allererst dem Herausgeber den Wunsch vor, den „Turm“ anzeigen zu dürfen. Das wurde auf die lange Bank geschoben wie so vieles andere. Wenn ich dann zögernder erschien als Haas nun seinerseits an mich herantrat, so ist das eine Geste der Vorsicht [. . .] und sie wäre nicht einmal der Erwähnung wert, wenn sie nun (ohne Ihr freundliches Abwarten) nicht Anlaß neuer Konfusion des Herausgebers hätte werden können. — Ich grüße Sie in herzlichster Ergebenheit.

Ihr Walter Benjamin

PS Ich las kürzlich zum ersten Male die „natürlichen Abenteuer“ des armen Mannes im Tockenburg³, bewegt von der Schönheit des Ganzen und dem unvergleichlichen Schluß. Kennen Sie des Verfassers Notizen über Shakespeare? Sie müßten nach der Autobiographie zu schließen, sehr merkwürdig sein.

¹ Berliner Verlag, in dem die unvollendete erste deutsche Proust-Übersetzung erschien. Nach dem ersten, von Rudolf Schottlaender übersetzten Band ging die Übertragung an B. und Franz Hessel über. In deren Übertragung erschienen „Im Schatten der jungen Mädchen“ 1927 im Verlag Die Schmiede und „Die Herzogin von Guermantes“ 1930 bei Piper; das Manuskript von „Sodom und Gomorra“ scheint verloren zu sein, wenn es überhaupt je abgeschlossen wurde.

² Willy Haas hatte im Januar in der „Literarischen Welt“ eine Umfrage über Schottlaenders Übersetzung veranstaltet, die wenig schmeichelhaft für R. Sch. ausfiel.

³ Ulrich Bräker: Lebensgeschichte und natürliche Abenteuer des armen Mannes im Tockenburg. 1789.

Paris, 22. März 1926

Juliette, bien-aimée, au pays de l'homme¹

ce qui signifie: mari en ce cas. Bitte um Entschuldigung für den – zwar reizenden – Anfang, der zur Not jedoch bis auf weiteres unverständlich bleiben muß. Auf alle Fälle ziehe niemanden zur Erklärung heran; die Übersetzung liefere ich auf Wunsch im nächsten Brief gegen 50 Pfennig in Briefmarken nach. Ich bin also in Paris und gedenke nächster Tage das der Familie R.² auch offiziell mitzuteilen. Jetzt werde ich die Stimme noch weiter senken, was figürlich durch Bleistiftschrift ausgedrückt wird.

Wie meine Ankunft sich hier machte, ist durch folgende Stationen bezeichnet: Hagen, von wo es um fünf Uhr früh abging, Eisenbahnfahrt mit Poker zwischen einem Spanier, einem Ägypter, einem Berliner und mir, Eintreffen splendid, mit [Thankmar von] Münchhausen an der Bahn, sodann zwei Stunden später Café du Dôme (im Montparnasse, wo jetzt die Russen das neue Bohemequartier gemacht haben – im Gegensatz zu Montmartre, wo ich dies schreibe) ein Abendessen in kleiner Gesellschaft, worauf sodann ein wundervoller, unentdeckter Schwof, der hier bal musette heißt und mit nichts Berlinerischem Ähnlichkeit hat. Für Männer und Frauen und für Männer untereinander. Es gibt eine kleine Straße mit diesen engen Schank- und Tanzzimmern, in denen wohl außer uns kein einziger Ausländer zu sehen war. U. s. w. Zuletzt um vier in einem Bums- und Tanzpalast. Weil mir Paris somit gleich in die Fingerspitzen ging, konnte ich schon am nächsten Tag an meiner Übersetzung sitzen. Seit Jahren bin ich nicht so früh aufgestanden wie hier. Aber es hilft nicht, wenn ich über meine Abende verfügen will, muß ich es tun. Natürlich bleibt mir keine Zeit, zu allgemeinen Bildungskuriositäten. Ich kann nur machen, was mir Spaß macht, wenn ich nicht gerade schreibe. Das heißt, ich gehe nur von außen an die Stadt heran: Lage der Straßen, Verkehrsmittel, Cafés und Zeitungen beschäftigen

mich. Einmal bin ich im Theater gewesen und habe eine dieser hübschen, sauberen, anspruchslosen Komödien gesehen, die es in Deutschland nicht gibt. Mittag kostet durchschnittlich soviel wie bei Dir, aber es gibt mehr Gänge – sehr gut gekocht, in einer Kutscherkneipe neben meinem Hotel. Bisher habe ich noch kein einziges Buch gekauft: wenn Du bedenkst, daß es einige Straßen voll davon gibt, dann will das viel besagen – zum Teil ist allerdings auch die Menge ein Grund. Um Bilder habe ich mich etwas mehr gekümmert, hatte eine Einladung zur Eröffnung der „Indépendants“ – das sind die hiesigen Juryfreien –, aber die Bilder waren gräßlich. Dagegen habe ich in vielen Kunstsalons schönes gesehen, indem ich die Spezialstraße entlang und drei Minuten in jeden Laden ging.

Ich werde nicht nach Fontenay zu Hessels herausziehen, sondern in einem netten – wenn auch kalten Zimmerchen, mit Komfort wohnen bleiben, um einmal endlich das Vergnügen, in einem Hotel zu wohnen, auszukosten. Dorthin also schreibe mir einen netten Brief, damit ich Dir dann weiter erzähle. Vieles muß man ja erzählen – z. B. eine famose Kasperl-Vorstellung im Kindertheater. Laß meinen Kopf³ schön eingewickelt! Adieu. Herzliche Grüße Julia alles Gute. Meine Adresse ist 4 Avenue du parc Montsouris Hotel du Midi

Dein Walter

¹ Eine Anspielung auf den Titel des Buches von Jean Giraudoux, „Juliette au pays des hommes“, das W. B. sehr schätzte.

² Julia Cohn war seit einigen Monaten (1925) mit Fritz Radt verheiratet.

³ Eine Skulptur, die J. C. Anfang 1926 von W. B. gemacht hatte.

Paris, 5. April 1926

Lieber Gerhard,

nach recht gründlichem, wenn auch nicht tiefem Schweigen, hoffe ich jetzt verlässlichere Korrespondenz ankündigen zu dürfen. Wenn nämlich mein Vorhaben, mich in etwas hier selbsthaft zu machen, gelingt. Im Augenblick sind die Vorbedingungen dazu in Gestalt eines wunderbar reinlichen und angenehmen Hotelzimmers und einer regelmäßigen, wenn auch subalternen Arbeit gegeben. Ich bin nun etwas über vierzehn Tage hier. Ungefähr, seit der gleichen Zeit, wirst Du, wie ich hoffe, durch Deine Mutter meine bescheidene Manuscriptsammlung erhalten und huldvoll, oder minder, aufgenommen haben. Rowohlt verschiebt den Erscheinungstermin meiner Sachen in den Herbst, sodaß im Augenblick auf stattlichere Zuwendungen an Deine Bibliothek von mir aus nicht zu rechnen ist. Dafür wirst Du dann im Oktober, wie ich hoffe, den Aphorismenband erhalten, in dem der größte Teil der Bemerkungen Dir Inedita sein werden. In ihm überschneiden sich meine ältere und eine jüngere Physiognomie von mir nicht zum Nutzen seiner weithinwirkenden Evidenz, desto interessanter aber – wenn das nicht zu viel gesagt ist – für Dich, den stillen, gewiegtten Beobachter. Sonst ist nicht sonderlich vieles ans Licht getreten. Am erwähnenswertesten die zehnzeilige Vorrede, die ich zum Trauerspielbuch an die Adresse der Universität Frankfurt geschrieben habe und die ich zu meinen gelungensten Stücken zähle. Ein kurioser Auftrag wird mir demnächst die bestellten dreihundert Zeilen abnötigen. Die neue Große Russische Enzyklopädie wünscht von mir soviel über Goethe vom Standpunkt der marxistischen Doktrin zu hören. Die göttliche Frechheit, die in der Entgegennahme solchen Auftrages liegt, hat es mir angetan und ich denke mir hier das Einschlägige aus den Fingern zu saugen.¹ Nun, man wird (doch da) sehen. Eine Unsumme noch nicht gedruckter kleiner Sachen – Bachofen-Rezension², Unruh-Rezension, Hofmannsthal-Rezension lie-

gen bei der Literarischen Welt. Nach wie vor. Meine knappe pariser Bücherei stellt sich hauptsächlich aus einigen kommunistischen Dingen zusammen: die Lukács-Abfertigungen in der „Arbeiter-Literatur“ (auf die ich mir noch keinen Vers machen kann) und eine „Allgemeine Tektologie“³ oder Lehre von der Organisation als neuer Grundwissenschaft, welche an Stelle der ehemaligen „Philosophie“ zu treten hätte von Bucharin, Professor in Leningrad. Von diesem habe ich vor kurzem den schwer genießbaren und sehr fragmentarischen ersten Versuch einer marxistischen Universalgeschichte: „Die Entwicklungsformen der Gesellschaft und die Wissenschaft“ studiert.

Natürlich sehe ich mich hier nach Kräften um, höre conférences in engen Kreisen, lerne nach und nach die großen Leute kennen. [. . .] Was aus solchem Beginn wird, bleibt abzuwarten. Vor allem werde ich mir nächster Tage einen gebildeten jungen Mann verschreiben, mit dem ich mehrmals in der Woche gelehrt konversiere, weil mir sprachlich noch vieles unmöglich ist.

Bloch hat für die nächsten Tage sein Kommen in Aussicht gestellt. Zur Zeit ist er in Südfrankreich in Sanary. Ich werde ihm dann die Bergmannsche Rezension geben. Für den Beitrag von Escha herzlichen Dank! Wann kann ich ihre Übersetzung der Antrittsvorlesung erwarten?⁴ – Vor einigen Tagen ist hier in der Union intellectuelle [Hans] Driesch empfangen worden. Er hat einen guten Eindruck gemacht. Demnächst steht den Leuten hier das Entsprechende mit Scheler bevor.

Hat Deine Disputation mit Agnon stattgefunden? Wie stünde Agnon zu einer Übersetzung von Sachen von ihm ins Französische. Ich könnte so etwas, sein Einverständnis vorausgesetzt, sehr wohl ins Auge fassen. Würde er einwilligen, etwa im „Commerce“, einer Revue für Dichtung, zu erscheinen? Vielleicht kannst Du gelegentlich seine Gedanken in dieser Hinsicht erforschen.

Bitte schreibe mir Eislers pariser Adresse oder sage mir, wo ich sie ermitteln kann.

Weißt Du, ob Marx noch am Euphorion-Verlag beteiligt

ist? Ich habe da neulich ein ekelerregendes „Ägyptisches Tagebuch“ von Bethge in die Hände bekommen⁵, das dort erschienen ist. Nun aber etwas sehr Schönes, das Ihr lesen und in Jerusalem bekannt machen sollt. Das Buch heißt „Der Russe redet“⁶ und ist im Drei-Masken-Verlag erschienen. Es bringt ohne Anmerkungen, Daten noch Namen Sätze aus Unterhaltungen und Erzählungen russischer Soldaten, wie eine Samariterin, die an der Front war, sie von Fall zu Fall aufgezeichnet hat. Es ist vielleicht, wahrscheinlich, das aufrichtigste und positivste Buch, welches der Krieg hervor-gebracht hat.

[...]

Sehr herzliche Grüße Dir und Escha

Dein Walter⁷

Ich möchte das Märchen vom Dornröschen zum zweiten Male erzählen.

Es schläft in seiner Dornenhecke. Und dann, nach so und so viel Jahren wird es wach.

Aber nicht vom Kuß eines glücklichen Prinzen.

Der Koch hat es aufgeweckt, als er dem Küchenjungen die Ohrfeige gab, die, schallend von der aufgesparten Kraft so vieler Jahre, durch das Schloß hallte.

Ein schönes Kind schläft hinter der dornigen Hecke der folgenden Seiten.

Daß nur kein Glücksprinz im blendenden Rüstzeug der Wissenschaft ihm nahe kommt. Denn im bräutlichen Kuß wird es zubeißen.

Vielmehr hat sich der Autor, es zu wecken, als Küchenmeister selber vorbehalten. Zu lange ist schon die Ohrfeige fällig, die schallend durch die Hallen der Wissenschaft gelten soll.

Dann wird auch diese arme Wahrheit erwachen, die am altmodischen Spinnrocken sich gestochen hat, als sie, verbotenerweise, in der Rumpelkammer einen Professorentalar sich zu weben gedachte.

Frankfurt a/M, Juli 1925

(Vorrede zum Trauerspielbuch)⁸

- 1 Sein Artikel über Goethe ist im deutschen Originaltext erhalten, in der später redigierten ausführlicheren Fassung.
- 2 Gemeint ist die Rezension von Bernoullis Bachofen-Buch; sie erschien am 10. Sept. 1926.
- 3 Gemeint ist A. A. Bogdanow, Allgemeine Organisationslehre, Teknologie. Bd. I, Bln. 1926.
- 4 Sie erschien nur auf hebräisch.
- 5 Von W. B. in der LW vom 11. Juni 1926 besprochen.
- 6 Von Ssofja Fedortschenko, 1923. Von W. B. in der LW vom 5. 11. 1926 besprochen.
- 7 Das Folgende auf einem Extra-Blatt.
- 8 Die Vorrede ist nicht erschienen.

154 *An Julia Radt*

Paris, 8. April 1926

Liebste Julia,

in meinem letzten Briefe stand nicht viel, seine ganze Energie war in die Formulierungen gefahren, die zur Behebung des Irrtums nötig waren. Du hast mich am Telefon falsch verstanden: nun, in den Briefen, hoffentlich desto besser. [...]
 ~ Ich bin nun also für eine Weile allein in Paris, denn Frau Hessel rechne ich nicht, weil sie erstens mit eigenen Angelegenheiten sehr befaßt ist, wenn sie einmal anwesend ist, für mich aber meistens nur eine gesellschaftliche Manöverübung dabei herauskommt, die nicht immer Spaß macht auch wenn sie klappt. Sie hat bisweilen eine drollige Lust, mit mir zu flirten und ich versteife mich mit mindestens ebensoviel Vergnügen darauf, das nicht zu tun. Desto besser ist es mit Münchhausen gewesen; wir haben (in Gesellschaft seiner hiesigen Flamme, einer wenig belangvollen aber garnicht störenden Malerin, deren Mann auf eine garnicht zu beschreibende Weise im Hintergrund zerfließt) eine runde Zahl hübscher Abendessen, Tag- und Nachspaziergänge und zuletzt die herrliche Autotour nach Chantilly und Senlis unternommen, von dessen Hotel du Grand Cerf dieser Bogen noch zeugt. Von dem Chok, der mich in Senlis befahl, als in der Kathedrale mir Münchhausen sagt, daß 1914 die Deutschen

in ihr gewesen sind, habe ich Dir geschrieben. Und dann muß man sich sagen, was es heißt, den Rückzug von Paris, das einen halben Tagemarsch entfernt liegt, anzutreten. — Es scheint, daß schicke Gojim¹ augenblicklich ganz mein Fall sind. Am angenehmsten war es auch immer, wenn wir zu zweien waren. Aber in diesem Genre wird es nicht weiter gehn: der freundliche, durchaus nicht schicke Hessel kommt her und außerdem hat Bloch, kaum daß er mich hier wußte, seine Ankunft in Paris angezeigt, die allerdings inzwischen schon überfällig ist. Er will, sympathischerweise, ohne Frau erscheinen, die in Sanary weitermalt. Münchhausen fuhr nicht ab, ohne mir einige nützliche Brücken geschlagen zu haben. So hat er mich beim Grafen Pourtalès eingeführt, wo ich in vierzehn Tagen einen französischen Vortrag über M. Stefan George zu hören bekommen soll. Ein Salon mit kostbaren Möbeln, von vereinzelt Damen und Herren garniert, die den heillosesten Physiognomien ähneln, denen man nur bei Proust begegnen kann. Das tat, daß ich beim ersten Vortrag, den ich neulich hörte — die Sache findet gegen drei Uhr mittags statt — mitten in der schönsten Snoberei, als man von Dante Gabriel Rossetti etwas vortrug, beinahe eingeschlafen wäre. Münchhausen, neben mir, erhielt sich nur mit Kokettieren mühsam wach. Dann war ich neulich zu einem Frühstück, welches in einem der allerersten Pariser Restaurants die Fürstin Bassiano für sieben Personen, unter denen ich und Münchhausen waren, gegeben hat. Es begann mit riesenhaften Kaviarportionen und ging in dieser Art weiter. Mitten im Zimmer wurde auf dem Herd gebraten und vor dem Anrichten zeigte man alles vor. Dabei war unter dieser Gesellschaft sogar ein waschechter italienischer Revolutionär. Außerdem gab es den Chefredakteur der Nouvelle Revue Française, der einen vorzüglichen Eindruck macht und, unter anderen [Bernhard] Groethuysen, den Alfred [Cohn] glaube ich noch in Berlin gehört hat und der mein Nachbar war. — Ich bin hier übrigens fleißig, zum mindesten beim Übersetzen und was das Erstaunlichste ist, es wird mir ganz leicht. Dazu habe ich freilich ein Regime entdeckt, das zauberhaft die Kobolde zum Helfen lockt und darin besteht, daß wenn ich morgens

aufstehe ich ohne mich anzukleiden, ohne Hände oder Körper auch nur mit einem Tropfen Wasser zu benetzen, ja ohne auch nur zu trinken, mich an die Arbeit setze und nichts tue, ehe das Pensum des ganzen Tages beendet ist – geschweige denn frühstücken. Das bringt die seltsamsten Wirkungen zustande, die man denken kann. Nachmittag kann ich dann vornehmen was ich will oder bummeln. Und ich schlendere oft ohne Erregung die Quais lang: wirkliche Seltenheiten sind dort sehr selten geworden und der Anblick unzähliger mittlerer Bücher stimmt mich eher genügsam. Zudem kann man sich über dem Flanieren leicht für einige Zeit das Lesen abgewöhnen: mir sieht es jedenfalls danach aus. Dies und das sehe ich im Theater – ich nehme es, wie es gerade ein Freibillet mit sich bringt. So komme ich gerade jetzt aus der Aufführung von [Georg] Kaisers „Kolportage“, dem einzigen seiner Stücke, das ich vertrage. Es war hier in Paris ein Mißerfolg. Erstens ist es für Franzosen nicht zugänglich und zweitens hat man es nicht sehr gut gegeben. Die erste Aufführung im Lessingtheater war besser. Was ich an Avantgarde-Theater gesehen habe, eine surrealistische Soirée in einem kleinen Privattheater auf dem Montmartre vor geladenem Publikum war jammervoll. Aber nichts geht über die Jahrmärkte und das schönste an aller Kunst und allem Betrieb dieser Stadt ist, daß sie dem wenigen, was noch als Rest von dem Ursprünglichen, Natürlichen sich hält, seinen Glanz läßt. Diese Märkte fallen wie Bomben in dieses oder in jenes Stadtviertel: jede Woche wird man, wenn man es darauf anlegt, irgend einen Boulevard finden, wo Schießbuden, Seidenzelte, Fleischbänke, Antiquare, Bilderhändler, Waffelstände hintereinander aufgereiht sind. Die wundervollen Glaskugeln, in denen dichter Schnee fällt, habe ich auf der foire aux jambons et aux ferrailles (Schinken- und Alteisen-Markt) gekauft und diese Woche gehe ich irgendwann auf die foire aux pains d'épice (Pfefferkuchen-Markt). Auf der foire aux pains d'épice werde ich Dir einen schönen Pfefferkuchen kaufen, der wird, bis wir uns wiedersehen, auf meinem Schreibtisch stehen. Keinem „Schreib“tisch aber einem wundervollen soliden Möbel, wahrscheinlich dem ein-

zigen richtigen Tische, der im ganzen Hotel aufzutreiben gewesen ist. Ich habe Dir einen richtigen Brief, bis obenhin voll, schreiben wollen, liebe Julia. Etwas was man in die Hand nehmen und auf den Tisch stellen kann, und zum herumgehen. Wenn Du zufrieden bist, dann schreibe mir und denke, daß nicht alle Tage so heiße Sonntagssonne bei mir einfällt, wie Du nach diesem Brief es glauben wirst. Wie steht es mit der Ausstellung?

Sehr herzlich Dein Walter

¹ In humoristischer Abwandlung der jüdischen Redewendung „schik-kere [d. h. betrunkene] Gojim“.

155 *An Julia Radt*

Paris, 30. April 1926

Liebe Julia,

mit diesen Worten vollziehe ich eine doppelte Einweihung: die eines neuen Füllfederhalters und dieser Bogen, die freilich nur für Dich als Briefpapier gelten – sonst sind sie mein kostbarstes Manuscript in einer Tönung, nach der ich lange gesucht habe, und die die besten Gedanken aus mir herauslockt. Mit dem wärmeren Wetter – wir haben keine Sonne aber nach Wochen eisiger Kälte legt sich nun plötzlich Sommerschwüle über die Straßen – tauche ich ganz allmählich in Stadt und Leben wieder auf. Die letzten Wochen hatte ich unter schrecklichen Depressionen verbracht. Dies ist natürlich auch Schuld, daß Du in dieser Zeit nichts von mir hörtest. Ja, ich bin auch noch nicht auf der foire (dem Pfefferkuchen-Jahrmarkt) gewesen und noch steht auf meinem Schreibtisch kein Kuchen für Dich. Es hat Tag aus Tag ein geregnet, man konnte nicht daran denken. Aber wenn Du diesen Brief liest, wird schon alles in guter Ordnung besorgt sein. Nun war freilich dieser gedachte Pfefferkuchenaufbau plastischer, monumentaler und weniger freßhaft (jajawohl: freß-

haft) gemeint, als Du ihn verstanden hast: er ist für baldige Rückkunft kein Zeichen (es hat mir nichts ausgemacht, daß er steinhart sein kann, wenn Du ihn bekommst). Ich denke hier viel an Dich und vor allem wünsche ich Dich oft in mein Zimmer, das ganz gewiß keine Ähnlichkeit hat mit dem in Capri und das Dir doch sehr einleuchten würde – und Du *mir sehr* darinnen. Aber zurück will ich vorläufig nicht kommen, dieser Stadt gegenüber vielmehr die Kraft einer dauernden Werbung, welche zu ihrem Bundesgenossen die Zeit macht, mit aller Geduld ausprobieren. Ja diese Geduld gibt mir eine Indolenz, welche beinah zu groß ist. Ich sehe fast nichts von allem was „gesehn“ werden muß, tue ich [sic] mich weniger um als ich es könnte, bringe bisher nicht viel mehr zu stande als die Arbeit an meiner Übersetzung. Mit einigen Ausnahmen freilich. Im Hotel des Ventes (das ist das große städtische Pariser Auktionshaus – ein Institut, zu dem es kein Gegenstück in Berlin gibt) weiß ich so gut wie ein Pariser Bescheid. Ich habe viele Bücherauktionen mitgemacht (die dort neben anderen stattfinden) und umso mehr dabei gelernt, als ich wenig gekauft habe. Und dann habe ich, als es mir am schlechtesten ging, den ganzen Proust in die Ecke geworfen und ganz für mich allein gearbeitet und einige Notizen geschrieben, an denen ich sehr hänge: vor allem eine wunderschöne über Matrosen (wie sie die Welt ansehen), eine über Reklame, andere über Zeitungsfrauen, die Todesstrafe, Jahrmärkte, Schießbuden, Karl Kraus¹ – lauter bittere, bittere Kräuter, wie ich sie jetzt in einem *Küchengarten* mit Leidenschaft ziehe. – Nun hast Du also wie eine Prinzessin aus tausend und einer Nacht Gundolfs und meinen Kopf auf Deinen Schloßzinnen aufgepflanzt² und treibst dahinter Dein Unwesen (und ohne Dich darin zu unterbrechen, gebe ich Dir schnell einen Kuß). Vielleicht erzählst Du mir nun aber doch etwas von Gundolfs Tagen in Berlin (ich bin natürlich nicht unverschämt genug, um Vertraulichkeiten Dich anzugehen und bitte nur in aller Bescheidenheit um ein paar schöne Lügen). Ich würde ja einfach bei Dir anrufen aber die Menschentechnik ist noch nicht weit genug, um so ein Ferngespräch von Paris nach Berlin

zu führen. [. . .] – Ich habe begonnen, französische Konversationsstunden bei einem Schüler der Ecole Normale zu nehmen, aber sie sind mir zu teuer, ich werde mich wohl bald nach anderem umsehen. Augenblicklich liegt mir daran, das Leben dieser Schüler (die im Anfang der Zwanziger stehen) etwas kennen zu lernen, deswegen behalte ich sie noch bei. Vielleicht ein andermal erzähle ich Dir davon. Ich lerne hier ein Bedürfnis nach Einsamkeit kennen, wie ich noch nie im Leben es gehabt habe. Es ist freilich, so seltsam das klingt, nur die Kehrseite davon, daß ich einsam hier bin. Die angenehme Gegenwart von Hessel und die problematische von Ernst Bloch ändern daran natürlich nichts. Bloch ist außerordentlich und mir, als bester Kenner meiner Sachen sehr ehrwürdig (er weiß viel besser Bescheid als ich selber, denn er hat nicht nur alles inne, was ich je geschrieben habe, sondern auch jedes gesprochene Wort von vor Jahren) aber während ich mich ganz den Erscheinungen des pariser Lebens hingeben muß, ist und bleibt bei ihm Garmisch die Sehnsucht, auf die er immer zurückkommt. Natürlich tauchen auch sonst mannichfache Gestalten auf. Vorgestern sprach ich Valeska Gert, die nächste Woche hier einen Tanzabend gibt. Karl Kraus war hier, um den ich mich nicht gekümmert habe. – [. . .] – Die Notizen von mir, die Dir [Eugen] Wallach geschickt hat, standen in der „Frankfurter Zeitung“³. – Julia, schreibe mir einen sehr brauchbaren Brief, dem ich Paris zeigen kann. Und wann Dir? (Kannst Du mir übrigens einen Wink wegen Eures Hochzeitgeschenks geben. Es ist für mich Lumpen natürlich nicht leicht, Euch beiden zusammen etwas zu schenken. Mache mir doch einen Vorschlag. [. . .] Die Sonne kommt mir aufs Blatt und ich schließe diesen Brief, der aus dem bedeckten Paris der vergangnen Tage herkommt. Einen kitschigen Maiglöckchengruß

Dein Walter

¹ Stücke aus dem Bande „Einbahnstraße“.

² Sie hatte auch von Gundolfs Kopf eine Skulptur gemacht.

³ „Kleine Illumination“. FZ, 14. April 1926.

Paris, 29. Mai 1926

Lieber Gerhard,

ich hole, wie Du schon am Format entnehmen kannst, zu einem ausführlichen Brief aus. Dabei freilich macht mich etwas beklommen, daß ich auf das kaum werde antworten können, wonach Du am dringendsten fragst. Eben darum stelle ich in Gottes Namen den untauglichen Versuch dazu vorne an. Im Grunde ist es mir bitter, mich theoretisch resümieren zu sollen, da mein Buch (wenn es denn eines werden sollte) über die Dinge noch nicht gereift ist und das Momentane sich vielmehr als ein Versuch zu erkennen gibt, die rein theoretische Sphäre zu verlassen. Dies ist auf menschliche Weise nur zwiefach möglich, in religiöser oder politischer Observanz. Einen Unterschied dieser beiden Observanzen in ihrer Quintessenz gestehe ich nicht zu. Ebensowenig jedoch eine Vermittlung. Ich spreche hier von einer Identität, die sich allein im paradoxen Umschlagen des einen in das andere (in welcher Richtung immer) und unter der unerläßlichen Voraussetzung erweist, daß jede Betrachtung der Aktion rücksichtslos genug, und radikal in ihrem Sinne verfährt. Die Aufgabe ist eben darum hier nicht ein für alle Mal, sondern jeden Augenblick sich zu entscheiden. Aber zu *entscheiden*. Eine andere Identität dieser Bereiche als die des praktischen Umschlagens mag es geben (gibt es gewiß) führt aber uns, die wir hier und jetzt nach ihr suchen wollten, tief in die Irre. Immer radikal, niemals konsequent in den wichtigsten Dingen zu verfahren, wäre auch meine Gesinnung, wenn eines Tages ich der kommunistischen Partei beitreten sollte (was ich wiederum von einem letzten Anstoß des Zufalls abhängig mache). Die Möglichkeit meines Verbleibens in ihr ist dann einfach experimentell festzustellen und interessant und fraglich weniger das Ja und Nein als das Wielange? Und was gewisse unumstößliche Einsichten (als etwa die vom Unzutreffenden der materialistischen Metaphysik oder, meinetwegen, auch der materialistischen Geschichtsauffassung)

betrifft, so können solche ehernen Waffen im Ernstfall praktisch vielleicht ebensoviel und mehr im Bunde mit dem Kommunismus ausrichten als gegen ihn. Wenn es wahr sein sollte, daß ich, wie Du schreibst, „hinter einige Grundsätze“ gekommen sein sollte, von denen ich zu Deiner Zeit noch nicht gewußt habe, so „hinter“ den vor allem: wer aus unserer Generation nicht nur phraseologisch den geschichtlichen Augenblick, in welchem er auf der Welt ist, als Kampf fühlt und erfäßt, kann auf das Studium, auf die Praxis jenes Mechanismus nicht verzichten, mit welchem die Dinge (und die Verhältnisse) und die Massen ineinander wirken. Es sei denn, daß vom Judentum aus ein solcher Kampf vollständig anders, disparat (niemals feindlich) hierzu sich organisiert. Das ändert nicht: „gerechte“, radikale Politik, die eben darum nichts als Politik sein will, wird immer für das Judentum wirken und, was unendlich viel wichtiger ist, immer das Judentum für sich wirksam finden. Aber mit solchem Satze ist eben der Punkt schon erreicht, wo die Entfernung vom Konkreten beschämend wird. Und gerade weil Du im Konkreten, wie ich unbedingt annehme, weit mehr durch Dein gegenwärtiges Leben und seine Entscheidungen zu Hause bist als ich durch meines und meine, mußst Du, wenn ich nicht irre, aus diesen wenigen Silben doch manches entnehmen können; zumal, warum ich nicht daran denke, „abzuschwören“, wozu ich gestanden habe, warum ich mich des „frühern“ Anarchismus nicht schäme, sondern die anarchistischen Methoden zwar für untauglich, die kommunistischen „Ziele“ aber für Unsinn und für nichtexistent halte. Was dem Wert der kommunistischen Aktion darum kein Jota benimmt, weil sie das Korrektiv seiner Ziele ist und weil es sinnvoll *politische* Ziele nicht gibt.

Dergleichen wiederholte Überlegungen aus einigen Buchbesprechungen oder Reisenotizen zu entnehmen, kann Dir und keinem freilich zugemutet werden (eine falsche Konstruktion! aber gut). Wolle auch was hier beiliegt oder mit gleicher Post folgt, nicht ängstlich lesen sondern nur als Information, wie ich ein Taschengeld mir verdiene auffassen. An dem „Unruh“ habe ich freilich im vorigen Jahre auf

Capri mit Applikation gearbeitet. Er erscheint erst jetzt (etwas gekürzt) weil Heinz Simon¹ selbst bei der „Literarischen Welt“ wegen eines weit zahmeren Angriffs mit furchtbaren Drohungen intervenierte. Es hat ein halbes Jahr gedauert bis ich das Erscheinen, das mich die Mitarbeit an der Frankfurter Zeitung kosten dürfte, durchsetzte.

Weiter, zu den äußeren Lebensumständen. In Paris bin ich nicht mit einem festumrissenen Plan sondern wegen einer Anzahl von äußeren Umständen. In erster Linie die Proust-Übersetzung zu beenden und durchzusehen, wofür hier gewisse Erleichterungen natürlich zu finden sind. Dann lebt man um den halben oder dritten Teil des Geldes wie in Berlin. Dagegen habe ich natürlich im Sinne, mich wenn es geht, hier durch einige Arbeiten bekannt zu machen. Da es aber bei mir zu einem anständigen Französisch, daß sich *tel quel* publizieren ließe, nicht langt, so bin ich auf Übersetzer angewiesen und das macht die Sache so schwierig, daß ein Erfolg fraglich ist. Meine Verbindungen sind nicht gut und nicht schlecht, sondern so wie in fremder Umgebung es meist in der ersten Zeit ist: Leute soviel man will, um eine viertel Stunde sich angenehm zu unterhalten, niemand der sehr darauf brennt, Näheres mit einem zu tun zu haben. Ich habe Giraudoux, den Pressechef im Auswärtigen Amt, den ich als Romancier sehr liebe, einmal mit gutem Erfolge in Paßfragen, später mit mangelhaftem in Übersetzungsfragen konsultiert und das ist bezeichnend. Um engsten Kontakt mit der Sprache zu finden, habe ich sogar Konversationen mit einem Schüler der École Normale – einem staatlichen Studenteninstitut, begründet unter Napoleon I, wo eine Elite auf Staatskosten im Internat lebt – eingerichtet; was ich brauche aber ist ein Tempo und eine Temperatur, wie es sich nur ungezwungen ergeben kann und in der Tat einige Male im Gespräche mit [François] Bernouard – einem hiesigen Verleger und Drucker, der u. a. einen zweisprachigen kompletten Talmud (!), eine ebenso eingerichtete Bibel als Luxusdrucke, an denen schon viele Jahre gearbeitet wird, herausbringt – sich gefunden hat. Ob mir also gelingt, einen Aufsatz über Proust („*En traduisant Marcel Proust*“) den ich zu schreiben vorhabe und

anderes, Geschriebenes, an den hiesigen Tag zu befördern, steht sehr dahin. Provisorisch sind meine äußern Umstände auch ohne dies zufriedenstellend, da ich für die winzige Frist eines Jahres, seit Januar von Rowohlt Monatsraten für meine Bücher bekomme und im Augenblick dazu die Zahlungen für die Übersetzungen treten.

Ich arbeite neben dieser Übersetzung, die Mitte Juli spätestens, provisorisch, abgeschlossen sein dürfte – die Arbeit an den Korrekturen wird formidabel – nur noch an dem Notizbuch, das ich nicht gern Aphorismenbuch nenne (wenn ich von geringerm absehe, wie einer Keller-Anzeige, die ich jetzt zu schreiben habe²⁾). Der jüngste Titel – es hat schon viele hinter sich – heißt: „Straße gesperrt!“ Um in diesem Zusammenhang nochmals auf die Artikel für Rußland zu kommen – zu Goethe treten noch einige neuere französische Dichter, über die ich kurz schreiben soll, so wollen wir beide abwarten, was dabei herauskommt. Die „Literaturgeschichte“, die neuere zumindest, soweit ich sie kenne, darf von ihren Methoden so wenig Aufhebens machen, daß eine „marxistische“ Betrachtung Goethes ein Anlaß zur Improvisation wie ein anderer ist. Worin sie besteht und was sie lehrt, werde ich selbst festzustellen haben und wenn (wie ich sehr anzunehmen geneigt bin) vom Marxismus aus so wenig wie von irgend einem andern durchdachten Gesichtspunkt aus „Literaturgeschichte“ streng genommen auch nur existiert, so hindert das nicht, daß bei dem Versuch, aus solchem Gesichtswinkel mich auf einen Gegenstand zu beziehen, auf den ich sonst kaum mich zurückwenden werde, etwas Interessantes herauskommen kann, was dann im schlimmsten Falle sogar das Redaktionskomitee getrost ablehnen mag.

Halbwegs bitter ist im Berichte von Deinen Arbeiten die Bemerkung „nichts von allgemeinem Interesse“. Wenn mein Interesse schon ein gänzlich unzuständiges und hilfloses ist, so ist es eben als ein solches an *Deinen* Arbeiten, denn doch kein allgemeines. Vielleicht berichtest Du mich also bei Gelegenheit doch näher. Andächtig habe ich mir – in der irr-tümlichen Annahme, daß sie von Dir sei – die Blochkritik von Hugo Bergmann in den letzten Tagen übersetzen lassen.

Mein Staunen am Anfang kannst Du Dir vorstellen. Die Unterschrift hat mich beruhigt. [. . .] Der Übersetzer ist Meir Wiener gewesen, der zur Zeit hier lebt³. Bergmanns Hebräisch hat ihm nicht gefallen, desto mehr liebt er der paideumatischen Prügel sich zu entsinnen, die Du im „Juden“ seinerzeit ihm verabreicht hast. Buber betreffend, so enthielt die Frankfurter Zeitung⁴ eine Besprechung der Bibelübersetzung durch [Siegfried] Kracauer, die mir soweit ohne Kenntnis des Hebräischen eine gegeben zu werden vermag, schlechthin zutreffend vorkam, zudem mancherlei übernimmt, was ich mündlich ihm zu dem Thema gesagt. Ich will sehen: habe ich sie noch, so lege ich sie bei. Verschaffe sie Dir andernfalls samt der (gegenstandslosen) Replik und der Duplik.

Mit diesem Brief kann ich keinen liliputanischen Staat machen. Dafür will ich Dir aber erzählen, daß ich in der hebräischen Abteilung des Musée Cluny das Buch Esther auf ein Blatt geschrieben entdeckte, welches nicht ganz die Hälfte des Vorliegenden mißt. Vielleicht beeilt dies doch Deinen Besuch in Paris.

Nun zu den schönen und enormen Dingen, die Dein Brief von Dir selber vermeldet, den innigsten Glückwunsch. Besser könnte ja wohl die Zukunft Dir garnicht blicken. In meiner darf ich im Augenblick kaum wagen, weiter zu sehen als bis zu dem Erscheinungstermin meiner Sachen – das wäre Oktober. Sowie ich zu selbständiger Arbeit komme, beginne ich das Buch über Märchen, das in meinen Briefen ja wohl seit Jahren schon spukt.

Daß Bloch in Paris ist, ist Dir wohl nach einer Ankündigung meines letzten Briefes nicht überraschend. Hessel dergleichen, mit dem ich zur Zeit durch die Proust-Übersetzung, seine Kenntnis der Stadt und vielfältig konformen Reaktionen etwas näher verbunden bin. Gestern reiste Ernst Schoen ab, der mit seiner Frau auf einige Tage über Pfingsten hier war und an Fernerstehenden wäre erst recht kein Mangel. Dies alles der Grund, aus dem ich bisher noch nicht mich entschließen konnte, nach Eisler mich umzusehen. Blochs Zustand, insbesondere, macht mir gegenwärtig gar keine Freude. [. . .] Und was auch immer geschehen möge: auf mich ist für

ein „System (!) des Materialismus“ weiß Gott nicht zu rechnen.

Du siehst, ein großer schöner Brief wie Dein letzter, ist noch immer an mich nicht verschwendet. Ich hoffe sehr, bald wieder, immer Genaueres, zu erfahren; vielleicht kommen wir dann doch dazu, einander, auch ohne öffentliche Kundmachungen, zu durchschauen.

Ich sende Dir und Escha sehr herzliche Grüße,

Dein Walter

¹ Der Besitzer der „Frankfurter Zeitung“.

² Literarische Welt, 5. Aug. 1927.

³ Historiker der hebräischen und jiddischen Literatur (1893–1941). Gegen einen Band expressionistischer Übersetzungen aus dem Hebräischen hatte sich Scholems Aufsatz „Lyrik der Kabbala?“ im „Juden“ gewandt. Siehe Brief 108.

⁴ Vom 27. und 28. April 1926; wiederabgedruckt in Kracauer, Das Ornament der Masse, Ffm. 1963, S. 173–186.

157 *An Gerhard Scholem*

Agay (Var), 18. September 1926

Lieber Gerhard,

heute ist über Berlin Dein Brief aus Safed¹ gekommen. Ich habe mich – mindestens – dreifach darüber gefreut. Erstens: daß Du selber – mit deinen Augen – Safed siehst. Zweitens: daß Du die alternierende Folge im Briefschreiben nicht unbedingt streng beobachtet. Drittens: daß im Augenblick, da ein Brief an Dich begonnen werden sollte, dieser von Dir eintraf. Sollte die Digression und ihr mathematischer Charakter in meiner Briefschreiberei Dir neu vorkommen und auffallen, so führe ihn auf mein Versenktsein in den dritten Band des Tristram Shandi² zurück. Zugleich ersiehst Du so daß früher oder später Deinen literarischen Indikationen Folge gegeben wird; hoffentlich rechnest Du Dir nicht aus (und behieltest, rechnendenfalls, nicht recht) wann stetige Proportionen vorausgesetzt, dann die Lektüre des Steinheim³ bei mir fällig werden müßte. Dieser Brief und noch mehr das Schreibpapier

sagen Dir, daß es auch unvermittelte Entschließungen bei mir gibt. So warte ich garnicht, bis ich zu Hause bin, sondern beginne schon hier, am Strande, die aufgestapelten Begebenheiten vor Dir abzutragen und einzurangieren. Ich habe mich, um damit zu beginnen, hierher und auf den Tristram Shandi zurückgezogen, weil es mir (mit zweifelhafter Aussicht auf Besserung) nervenmäßig schlecht geht und Ruhe und Alleinsein mir nötig sind. Auf lange kann ich ohnedies nicht bleiben sondern muß spätestens Mitte Oktober wieder in Berlin sein. Schreibe also vorläufig dorthin. An eine genauere Gestaltung vager Pläne für den Winter zu gehen, hindert mich vorläufig mein Befinden. Daß aber, auch für das nächste Jahr die elliptische Lebensweise Berlin-Paris bestehen bleibt, ist dadurch sehr wahrscheinlich gemacht, daß allem Vermuten nach die Dinge sich so gestalten: daß der gesamte deutsche Proust von Hessel (Franz Hessel, der Dir aus Büchern von sich oder Briefen von mir vielleicht halbwegs ein Begriff und mir ein lieber, angenehmer, befreundeter Mitarbeiter ist) und mir gemacht wird. Der erste Band, dessen Übersetzung durch einen dritten ein großes, publizistisch-kritisches Fiasko gab, werden wir wohl neu übersetzen [!], den zweiten haben wir vor einem Monat abgeschlossen, den dritten (der in wieder anderen Händen lag) werden wir neu übersetzen, weil die gelieferte Übertragung nicht publiziert werden kann, (sie ist zu schlecht), der vierte liegt seit langem von mir übersetzt im Manuscript beim Verlage. Ein jeder dieser genannten „Bände“ umfaßt bibliotheksmäßig deren zwei bis drei. Über diese Arbeit selbst, wäre viel zu sagen. Ad I, daß sie mich in gewissem Sinn krank macht. Die unproduktive Beschäftigung mit einem Autor, der Intentionen, die, ehemaligen zumindest, von mir selber verwandt sind, so großartig verfolgt, führt bei mir von Zeit zu Zeit so etwas wie innere Vergiftungserscheinungen herauf. Ad 2 sind aber die äußeren Vorteile der Sache nennenswert. Das Honorar ist diskutabel und die Arbeiten an keinen bestimmten Aufenthaltsort (à la rigueur freilich immer wieder einmal an Paris) gebunden, in Frankreich aber als Proust-Übersetzer sich einzuführen sehr angenehm. Ich gehe auch schon wer weiß wie lange

mit einer Aufzeichnung „En traduisant Marcel Proust“ in Gedanken um und habe eben jetzt in Marseille von den dortigen „Cahiers du Sud“ die Zusage erhalten, sie zu bringen. Nur mit der Abfassung wird es noch gute Weile haben. Im Grunde wird sie über das Übersetzen eigentlich wenig enthalten; sie wird von Proust handeln. – Bei dieser Gelegenheit schalte ich ein, was ich zum Buber-Disput noch zu sagen, vielmehr besser zu fragen habe. Zu fragen, nach den Elementen Deiner Stellungnahme, die mir hier natürlich das wichtigste ist. Daß ich mich selber, geschweige Kracauer, in dieser Sache nicht als kompetent ansehe, brauche ich nicht zu sagen. Ich kann über etwas, zu dem ich keinen taktischen Zugang habe (das ich nicht greifen kann) sondern nur aus der Ferne und von oben in Einer Richtung – vom Massiv des deutschen Sprachgeistes aus – liegen sehe, nur Mutmaßungen haben. [...] Ich habe keine Vorstellung, was oder wem in aller Welt an einer Übersetzung der Bibel ins Deutsche zur Zeit von rechts wegen liegen könnte. Gerade jetzt – da die Gehalte des Hebräischen neu aktualisiert werden, das Deutsche seinerseits in einem höchst problematischen Stadium und vor allem fruchtbare Beziehungen zwischen beiden, wenn überhaupt, so nur latent mir scheinen möglich zu sein, kommt da nicht diese Übersetzung auf ein fragwürdiges Zur-Schau-Stellen von Dingen hinaus, welche zur Schau gestellt sich augenblicks im Lichte dieses Deutsch desavouieren? Wie gesagt wird diese Frage mir von den Proben des Textes, die ich kenne, nur umso näher gelegt. Es wäre schön, wenn Du mir hierauf wenigstens andeutungsweise mitteilen könntest, wie Du Dich seinerzeit⁴ zu diesem Thema geäußert hast. [...] Um Frankfurt herum scheint mir alles verfahren: meine Unruh-Kritik soll keinerlei Echo geweckt haben, es sei denn, daß man eine vor lauter Dummheit schon gerissene Erwiderung auf sie so nennen will, die ein Freund dieses Edelmannes demnächst in der „Literarischen Welt“ mit einer Duplik von mir versehen, veröffentlichen soll. Mir fällt es aber sehr schwer, zum zweiten Male etwas zu der Sache zu bemerken. Erfreulicher kann Dir vielleicht eine kleine Notiz von mir zu Hebels 100jährigem

Todestag begegnen, die, wenn Du dieses erhältst, Dir in der „Literarischen Welt“ schon vorliegen wird. Gleichzeitig schrieb ich für Zeitungen noch eine andere⁵. Vor allem ist nun mein Buch „Einbahnstraße“ fertig geworden – von dem ich Dir doch wohl schon schrieb? Es ist eine merkwürdige Organisation oder Konstruktion aus meinen „Aphorismen“ geworden, eine Straße, die einen Prospekt von so jäher Tiefe – das Wort nicht metaphorisch zu verstehen! – erschließen soll, wie etwa in Vicenza das berühmte Bühnenbild Palladios: Die Straße. Weihnachten soll es vorliegen, hoffentlich kommt es dazu. Den Erscheinungstermin des Barockbuches, dem ich mir allerdings, und ungeduldig, Dich als Leser wünschte, sowie des Wahlverwandtschaftenbuches hat Rowohlt vertragswidrig immer von neuem vertagt. Es soll im Oktober eine definitive Festsetzung erfolgen. Meine Scripta stehen also, wie Du siehst, fast sämtlich noch aus (nur Proust: *A l'ombre des jeunes filles en fleurs* könntest Du vielleicht vor Weihnachten noch erhalten) während Deine es gottseidank (und leider) wohl hauptsächlich in Bezug auf mich tun. Denn ich habe bisher weder den Beliar-Aufsatz noch den Beitrag über die Dämonenkompilation der Brüder Cohen⁶ (falls dieser inzwischen auch schon erschienen sein sollte). Bitte laß mir das Fertige doch sogleich – nach Berlin – zugehen. Mit besonderer Spannung aber würde ich auf „Kontemplation und Extase in der jüdischen Mystik“ warten, wenn dieser Vortrag in einer mir mittelbar oder unmittelbar zugänglichen Sprache erscheint. Du hast ihn doch programmäßig gehalten? Die Rezension über den Kabbalaschänder (Pauly?) sende mir ebenfalls bitte gleich nach Erscheinen⁷. – Die Hoffnung, einige Zeit in Paris mit Dir zusammenzusein, will ich sehr festhalten. Deinerseits wirst Du im Ernstfalle dafür – als für eine wissenschaftliche Reise – das Geld doch aufbringen können? Wenn wir uns sehen, wird hoffentlich das Trauerspielbuch vorliegen. Die Vorrede dazu macht mir Kummer. Den einzig gangbaren, von Dir vorgeschlagenen Weg einer Bemerkung von abschließender Sachlichkeit, habe ich mir durch den Umstand verschlossen, daß ich die Arbeit (wahrscheinlich sehr töricht!) um der „Ablehnung“ zu entgehen, zurückzog.

Und daher bleibe ich weiter unschlüssig, was zu tun, weil ich sie nur sehr ungern ohne ein Wort über Entstehung und Kindheitsschicksal heraus lassen würde.

[...]

Komme ich nach Berlin, so steht auf meinem Programm unter anderem eine Generalrevision meiner Bibliothek an Hand des endlich aufzuarbeitenden Zettelkataloges. Ich will viel ausrangieren; im Wesentlichen mich auf deutsche Literatur (neuerdings mit gewisser Bevorzugung des Barock, was aber meine Mittel sehr schwer machen), französische Literatur, Religionswissenschaft, Märchen und Kinderbücher beschränken. In der letzten Gruppe gibt es nicht zahlreiche Neuerscheinungen, doch sind sie fast alle, glaube ich, Deiner Teilnahme würdig. Insbesondere drei Schauerromane aus den fünfziger Jahren – mit bunten Bildern! – enorm schön und selten, von denen ich zwei kürzlich durch Tausch erworben habe. Und zwar gegen die Erstausgabe von Burckhardts: Geschichte Konstantins des Großen. – Vergangenen Sonntag bin ich in Aix-en-Provence gewesen. Kommst Du etwa nach Frankreich über Marseille, so mußst Du ganz bestimmt die zweistündige Fahrt mit der Tram machen, um diese unsagbar schön entschlummerte Stadt zu sehen. Ein Stiergefecht, das ich am Nachmittag vor ihren Toren mir ansah, paßte kaum hin und verlief etwas kümmerlich. – Zum Schluß will ich Dir erzählen, daß mit der gleichen Post, die Deinen Brief brachte, von der „Literarischen Welt“ die Aufforderung kam, von Buber die „Rede über das Erzieherische“ und „Das Buch Namen“ (??), von Rosenzweig „Die Schrift und Luther“ zu besprechen. Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß ich das schön bleiben lasse und umso eher Belehrung und Nachrichten von Dir erwarte.

Ich grüße Dich und Escha herzlich

Dein Walter

¹ W. B. schrieb Saafed. Safed in Galiläa – die heilige Stadt der Kabbalisten. Sch. verbrachte dort die Sommerferien.

² Die Schreibung ist eine Mischung aus Shandy und dem in Bodes deutscher Übersetzung gebrauchten Schandi.

³ S. L. Steinheim, Die Offenbarung nach dem Lehrbegriff der Syn-

agoge (1835–1865), ein Hauptwerk der jüdischen Religionsphilosophie.
4 In einem ausführlichen Brief an Buber im April 1926. Scholems Bedenken lagen in ganz anderer Richtung. Zur Sache vgl. jetzt Sch.'s Rede über diese Übersetzung in seinen „Judaica“ (Bibliothek Suhrkamp No. 107), 207–215.

5 Schriften II, S. 279–283.

6 Hebräische Arbeiten Sch.'s.

7 Eine Besprechung von Paul Vulliaud, *La Kabbale Juive*, Paris 1923, die Sch. in der Orientalistischen Literaturzeitung 1925, Spalte 494 ff. veröffentlicht hatte. Jean de Pauly war der Autor der französischen Sohar-Übersetzung, von der Sch. auch nichts hielt.

158 An Hugo von Hofmannsthal

Berlin, 30. Oktober 1926

Lieber und hochverehrter Herr von Hofmannsthal!

Sie erneuern mit jedem Ihrer Briefe die Förderung, die aus dem Bewußtsein mir zuteil wird, daß meine Arbeit – sachlich wie äußerlich – auf Sie zählen darf. Ihr letzter Brief aber steigert sie noch, indem er ungeachtet einer Schweigsamkeit, die mich selber zuletzt bedrückte, so freundschaftliche und, wie Sie wissen, so beglückende Worte für mich und mein Buch findet. Der letzte Sommer ist mir ungut verlaufen und wenn im Augenblick das Schlimmste überwunden scheint, ist doch ein gemindertes Wohlbefinden der Rückstand einer langen Folge von besorgten Tagen. Im Juli ist mein Vater gestorben. Die letzten Wochen, da ein Brief an Sie mir von Tag zu Tag dringlicher wurde, hielten mich, im Zusammenhange damit, äußere Geschäfte ab. Und endlich hätte ich dennoch schneller auf Ihren mir so höchst wichtigen Vorschlag in der Verlagsangelegenheit geantwortet, wenn nicht Rowohlt seit meiner Rückkehr verreist gewesen wäre. Nehmen Sie bitte vor allem den herzlichsten Dank für das hilfreich Ermutigende, das für mich in ihm liegt. Ich kann im Augenblick, ohne Rowohlt nochmals gesprochen zu haben, nicht ganz ins Reine kommen. Ein letztes Ultimatum in der Sache schulde ich ihm noch. (Auch spielt mein Wunsch mit, insofern es möglich, meine

Sachen alle im gleichen Verlage erscheinen zu sehen: mein neues Notizen- oder Aphorismenbuch fände in einen wissenschaftlichen Verlag nicht leicht Eingang. Rowohlt dagegen hat es übernommen). Das Entscheidende aber bleibt, daß das Barockbuch in ein paar Monaten unbedingt vorliegen muß. Kann Rowohlt mir diese bündige Gewißheit nicht geben, so würde ich mit Dank und Vertrauen den nächsten Schritt Ihrem Ermessen anheimgeben. In diesem Sinne bitte danken Sie auch [Walther] Brecht.

Im September bin ich über Paris nach Marseille gefahren und habe diese wundervolle Stadt, das noch herrlichere Aix und vierzehn Tage Mittelmeer genießen dürfen. Nun bin ich seit einiger Zeit hier und will bis Weihnachten bleiben. Ein bis zwei Monate werde ich mich noch mit Übersetzen befassen, dann aber das auf längere Zeit hinter mir lassen. Dazu ordne, revidiere und sichte ich meine Bibliothek und mache dabei, wie das die Regel ist, überraschende Entdeckungen. So lernte ich nicht ohne Staunen, wie noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Literaturgeschichte geschrieben wurde. Wie kräftig, reliefmäßig profiliert im Sinne eines schön gegliederten Frieses ist die dreibändige Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tod, die Julian Schmidt¹ verfaßt hat. Man sieht, was mit der Organisation im Sinne der Nachschlagewerke dergleichen Bücher verloren haben, wie die (unanfechtbaren) Erfordernisse neuerer wissenschaftlicher Technik unvereinbar mit der Gewinnung eines eidos, eines Lebensbildes sind. Auch ist erstaunlich, wie mit der historischen Distanz die Objektivität dieser eigenwilligen Chronistengesinnung zunimmt, während nichts die wohlabgewogene laue Urteilsweise in neueren literargeschichtlichen Werken davor bewahren wird, als spannungs- und interesseloser Ausdruck des Zeitgeschmacks zu erscheinen, eben weil nichts Persönliches ihn korrigiert. Es traf sich, daß ich gerade in den letzten Tagen Walzels „Wortkunstwerk“ ein in diesem Sinne typisch modernes Buch, und immer noch der besseren eines, anzuzeigen hatte, und dies und anderes habe in meiner Besprechung² zum Ausdruck zu bringen gesucht. Die Arbeit, die mich veranlaßt, dergestalt auf eine bestimmte Periode deutscher Lite-

raturgeschichtsschreibung zurückzugehen, ist ebenso reizvoll als verantwortlich und schwer: ich habe den Artikel „Goethe“ für eine russische Enzyklopädie abzufassen. Freilich erschiene es mir fast als Wunder, wenn es mir glücken könnte, auf verhältnismäßig kurzem Raume ein Bild Goethes zu geben, das gerade in gegenwärtige russische Leser sich einzeichnet; grundsätzlich aber scheint es mir nicht allein möglich sondern höchst fruchtbar.

Das Notizbuch zieht wohl oder übel seinen Gewinn aus der unbilligen Verzögerung seines Erscheinens und hat in Marseille und hier noch manches in sich aufgenommen. Nicht ganz ohne Bängnis werde ich eines, hoffentlich baldigen, Tages es Ihnen vorliegen wissen. Denn es stellt ein Heterogenes oder vielmehr Polares dar, aus dessen Spannung vielleicht gewisse Blitze zu grell, gewisse Entladungen zu polternd hervorgehen. (Nur der falsche Klang des Theaterdonners begegnet Ihnen, hoffentlich, nirgends darin.)

Daß der geplante Vorabdruck des Melancholiekapitels nun doch zustande kommen soll freut mich um meinetwillen und als gutes Omen für den Fortgang der „Beiträge“. Es ist nicht schwer, das Kapitel dem Umfang nach den redaktionellen Erfordernissen anzupassen. Wollten Sie die Güte haben, im gegebenen Augenblick das Manuscript mir zugehen zu lassen, so erhalten Sie es sofort mit Strichen zurück, die das Wesentliche des Gedankenganges und der Zitate unangestastet lassen. – Wird es Ihnen nicht als Eitelkeit erscheinen, wenn ich ausspreche, daß am innigsten mich die Wendung erfreut hat, in der Sie lobend des Stilistischen Erwähnung tun? Ich habe mir dabei viel „Mühe gegeben“, einmal, weil ich nicht anders konnte, dann aber ausgehend von der Maxime, daß einem streng durchgeführten Minimalprogramm des Stils ein glücklich durchgeführtes Maximalprogramm des Gedankens für gewöhnlich entspricht. Endlich frappierte mich Ihr Brief mit Ihrem Hinweis auf das eigentliche, so sehr versteckte Zentrum dieser Arbeit: die Darlegung über Bild, Schrift, Musik ist wirklich die Urzelle der Arbeit mit ihren wörtlichen Anklängen an einen jugendlichen Versuch von drei Seiten „Über die Sprache in Trauerspiel und Tragö-

die“. Die tiefere Ausführung dieser Dinge würde mich freilich aus dem deutschen Sprachraum in den hebräischen führen müssen, der, aller Vorsätze ungeachtet, bis zum heutigen Tage immer noch unbetreten vor mir liegt. Es ist ein Glück, für das ich nicht einmal Ihnen danken darf, daß Sie die schöpferische Probe auf die Analyse eines (in der Tat nur dem Oberflächlichen und im Oberflächlichen) vergangenen Zustandes des deutschen Dramas machen. Mit verdoppelter Ungeduld erwarte ich die Aufführung und damit die neue Schlußfassung des „Turms“. So bringt mir was Sie schreiben ein Echo, auf das ich fast verzichten zu müssen geglaubt hatte. Denn ich wußte damals, unter der Arbeit, die Wahrheit zu sagen, von allen selbst mir nahestehenden Freunden nur den einzigen Rang, von dem ich gewiß war, daß er das „*mea res agitur*“ dem Buche würde zuerkennen wollen. Auch verdanke ich darin vieles Einzelne seinen Briefen. Als er starb, wußte ich zunächst nicht: wer wird das lesen – vielmehr: wen wird es angehen. Ihnen danke ich es, daß diese Frage sich beantwortet hat. Und durch Sie betrifft es, wenn nicht viele, so doch jedenfalls alle, die es betreffen will und darf. Vielleicht darf ich neben der Teilnahme von [Walther] Brecht später auch auf das Interesse des hamburger Kreises um [Aby] Warburg hoffen. Jedenfalls würde ich unter seinen Mitgliedern (zu denen ich selber keine Beziehungen habe) am ersten akademisch geschulte und verständnisvolle Rezensenten zugleich mir erwarten; im übrigen werde ich gerade von Seiten der offiziellen Wissenschaft nicht allzuviel Wohlwollen mir erwarten.

Ich verbleibe mit sehr herzlichen Grüßen Ihr dankbar
ergebener

Walter Benjamin

PS Ich sende dies eingeschrieben, weil ich nicht weiß, ob die Adresse genau genug ist.

¹ Unter diesem Titel von der 5. Aufl., 1866 f., an.

² Erschienen im Literaturblatt der Frankfurter Zeitung vom 7. 11. 1926 (Jahrg. 59, Nr. 45).

Moskau
Sadowaja Triumfalnaja
26. Dezember 1926

Liebe Julia,

hoffentlich bekommst Du diesen Brief. Dann antworte mir auch schön. Ich wage erst jetzt zu schreiben, denn jetzt erst habe ich, seit meiner Ankunft, die ersten Nachrichten aus Deutschland erhalten. Ich dachte daher, alles geht verloren. Aber die Post scheint zuverlässig zu sein. Eine Karte habe ich Dir bereits geschrieben. — Du mußt nicht denken, daß es leicht ist, von hier Nachricht zu geben. An dem was ich sehe und höre, werde ich sehr lange zu arbeiten haben, bis es sich mir irgendwie formt. Die Gegenwart in diesen Verhältnissen — und sogar schon eine flüchtige — hat einen außerordentlichen Wert. Es ist alles im Bau oder Umbau und beinahe jeder Augenblick stellt sehr kritische Fragen. Die Spannungen im öffentlichen Leben — die zum großen Teil einen geradezu theologischen Charakter haben — sind so groß, daß sie alles Private in unvorstellbarem Maße abriegeln. Wenn Du hier wärest, so würdest Du Dich wahrscheinlich noch weit mehr wundern als ich es tue; ich erinnere mich an manches, was Du im Sommer in Agay über „Rußland“ gesagt hast. — Bewerten kann ich das alles nicht; im Grunde sind dies Verhältnisse, zu denen man mitten in ihnen Stellung nehmen kann und muß, dann vielleicht sogar in vielem eine ablehnende; von außen kann man sie nur beobachten. Und es ist völlig unabsehbar, was dabei in Rußland zunächst herauskommen wird. Vielleicht eine wirkliche sozialistische Gemeinschaft, vielleicht etwas ganz anderes. Der Kampf, der darüber entscheidet, ist ununterbrochen im Gange. Sachlich mit diesen Verhältnissen verbunden zu sein ist höchst fruchtbar — mich aus grundsätzlichen Erwägungen in sie hineinzustellen, ist mir nicht möglich. Wieweit ich aber sachliche Beziehungen zu den hiesigen Angelegenheiten bekomme, werde ich sehen. Verschiedene Umstände machen es wahr-

scheinlich, daß ich von jetzt ab aus dem Ausland ausführlichere Artikel an russische Zeitschriften geben werde und möglicherweise werde ich auch in größerem Umfang an der „Enzyklopedie“ arbeiten. Es ist sehr viel zu tun und in geisteswissenschaftlichen Angelegenheiten haben die Leute hier einen unvorstellbaren Mangel an sachverständigen Mitarbeitern. – Was ich andererseits über meinen Aufenthalt hier etwa schreiben werde, weiß ich noch nicht. Ich werde Dir wahrscheinlich schon mitgeteilt haben, daß ich zunächst eine große Materialsammlung in Form eines Tagebuchs angelegt habe.¹ – Dem Schrecken des Weihnachtsabends bin ich beim schönen Gesumme eines Samowars entronnen. Es gab auch sonst sehr viel Schönes; eine Schlittenfahrt durch russischen Winterwald zu einem hübschen kleinen Mädchen das ich besuchte², und dabei lernte ich ein vorzügliches Kindersanatorium kennen. Sehr viel bin ich im Theater – über das die ungeheuerlichsten Vorstellungen verbreitet sind. In Wirklichkeit sind von allem, was ich bis jetzt sah, die Vorstellungen bei Meyerhold das einzig Bedeutende. Die Spaziergänge in der Stadt sind selbst bei größter Kälte (ich hatte bis 26°) sehr schön, wenn ich nicht gerade übermüdet bin. Das kommt mir wegen der Schwierigkeiten der Sprache und der Härte der äußeren Existenz hier öfter vor. Der Aufenthalt in dieser Jahreszeit ist außerordentlich gesund und ich habe mich, alles in allem und trotz allem genommen, sehr lange nicht so gut gefühlt. Aber er ist unvorstellbar teuer, wahrscheinlich ist Moskau so ungefähr der teuerste Platz der Erde. – Mehr und Konkreteres werde ich Dir erzählen, wenn ich zurückbin. Hast Du den Kopf von Stone³ photographieren lassen? Wie geht es Dir eigentlich? Ist Ilse⁴ in Berlin gewesen? Wie geht es mit Fritz? Dieses alles schreibe mir fein säuberlich auf, auf mehreren Bogen Deines erlauchten dünnen Papiers. Die Adresse kannst Du mit lateinischen Buchstaben schreiben. Aber antworte anmutig und postwendend. Ich wünsche Dir gnädige Sylvester- und freundliche Neujahrsdämonen.

Dein Walter

¹ Das Tagebuch ist erhalten.

² Die Tochter von Asja Lacis.

3 Sascha Stone, ein bekannter Photograph, hatte auch den Umschlag von W. B.s „Einbahnstraße“ gemacht. Die Photographie des Kopfes ist erhalten.

4 Ilse Hermann, eine Freundin der Adressatin. Julia Cohn-Radt hatte ihr berliner Atelier im Hause von Ilse Hermanns Eltern.

160 *An Gerhard Scholem*

Berlin, 23. Februar 1927

Lieber Gerhard,

morgen sind es drei Wochen, daß ich wieder in Berlin bin. Es gibt sehr viel Arbeit für mich. Ich fördere sie nicht hinreichend schnell; jede kleine Leistung, die zu stande kommt, ist bei mir in sehr viel Müßiggang verpackt. Jetzt, nach kurzer überstandener Ankunftsgrippe, beschäftigt mich ein Artikel über Moskau¹. Einige winzige Referate wirst Du in der „Literarischen Welt“ gesehen haben oder im Folgenden noch finden²; etwas Zusammenhängenderes zu schreiben ohne dem Abgrund des Geschwätzes zu verfallen, der sich unter solchem Versuche fast bei jedem Schritte vor einem öffnet, ist sehr schwer. Gewisse Einzelheiten, die sich nicht durch mich bestimmen ließen, wirkten zeitweise ungünstig auf meine Aktionsmöglichkeiten in Moskau ein, so daß ich nicht so viel herumgekommen bin, wie ich es gewünscht hätte. Aber zwei Monate, in denen ich so oder so in und mit der Stadt mich herumschlagen mußte, haben mir, wie ich von hier aus und in Unterhaltungen mit hiesigen Leuten sehr bald festgestellt habe, doch Dinge gegeben, zu denen ich auf anderm Wege kaum gekommen wäre. Möglich, daß mir gelingt (aber ich weiß es nicht) einiges davon für so avertierte Leser wie Dich in den Notizen über Moskau transparent zu machen, an denen ich augenblicklich arbeite.

Mit meinem Goethe-Artikel für die russische Enzyklopädie habe ich wenig Glück gehabt. Freilich läßt der Tatbestand, daß er nicht erscheinen wird, sich auch anders begründen. Den Leuten ist sozusagen das Exposé eines solchen Artikels,

welches ich ihnen eingesandt habe, zu radikal gewesen. Sie werden der europäischen Gelehrtenwelt gegenüber gut aristotelisch von Furcht und Mitleid geschüttelt, wollen ein Standardwerk marxistischer Wissenschaft, gleichzeitig aber etwas zu stande bringen, was in Europa eitel Bewunderung erwecken soll. Immerhin glaube ich, daß dieses Exposé so interessant ausgefallen ist, daß es mit einigen Kautelen einmal anderswo erscheinen könnte.

[...]

Dora und ich grüßen Euch herzlich.

Dein Walter

¹ Die Kreatur, 1927, S. 71–101. Jetzt Schriften II, S. 30–66.

² In den Nrn. vom 3. Dez. 1926 und 11. Febr. 1927.

161 *An Martin Buber*

Berlin, 23. Februar 1927

Sehr verehrter Herr Buber,

etwas länger als ich vermutet hatte, hat sich mein Aufenthalt in Moskau hingezogen. Als ich dann in Berlin angekommen war, mußte ich zunächst eine Grippe absolvieren. Nun bin ich seit einer Reihe von Tagen an der Arbeit, kann Ihnen aber Ende Februar das Manuskript¹ noch nicht übersenden. Würden Sie so freundlich sein, mir zu schreiben, wann Sie Deutschland verlassen? Ich werde unter allen Umständen trachten, das Manuskript etwa acht Tage vorher in Ihre Hände gelangen zu lassen. Ihr Hinweis auf Wittigs Arbeit ist mir wertvoll und einleuchtend. Eines kann ich Ihnen aufs Bestimmteste zusagen – das Negative: alle Theorie wird meiner Darstellung fernbleiben. Das Kreatürliche gerade dadurch sprechen zu lassen, wird mir, wie ich hoffe, gelingen: soweit mir eben gelungen ist, diese sehr neue, befremdende Sprache, die laut durch die Schallmaske einer ganz veränderten Umwelt ertönt, aufzufassen und festzuhalten. Ich will eine Darstellung der Stadt Moskau in diesem Augenblick geben, in

der „alles Faktische schon Theorie“ ist und die sich damit aller deduktiven Abstraktion, aller Prognostik, ja in gewissen Grenzen auch allen Urteils enthält, welche sämtlich meiner unumstößlichen Überzeugung nach in diesem Fall durchaus nicht von „geistigen“ Daten sondern allein von wirtschaftlichen Fakten aus gegeben werden können, über die selbst in Rußland nur die wenigsten einen genügend großen Überblick haben. Moskau, wie es jetzt, im Augenblick sich darstellt, läßt schematisch verkürzt alle Möglichkeiten erkennen: vor allem die des Scheiterns und des Gelingens der Revolution. In beiden Fällen aber wird es etwas Unabsehbares geben, dessen Bild von aller programmatischen Zukunftsmalerei weit unterschieden sein wird und das zeichnet sich heute in den Menschen und ihrer Umwelt hart und deutlich ab.

Hiermit verbleibe ich für heute mit den besten Grüßen
Ihr sehr ergebener

Walter Benjamin

1 Von „Moskau“ für die „Kreatur“.

162 *An Hugo von Hofmannsthal*

Pardigon, 5. 6. 1927

Hochverehrter Herr von Hofmannsthal,

es ist, glaube ich, bald ein Jahr vergangen, seit ich Ihnen geschrieben habe. Inzwischen bin ich in Rußland gewesen und wenn ich während meiner beiden Monate in Moskau nichts verlauten ließ, weil ich unter dem ersten Eindruck des fremden intensiven Lebens nichts berichten konnte, so habe ich später in der Hoffnung gezögert, meinen Versuch einer Beschreibung dieses Aufenthaltes dem ersten Briefe an Sie beilegen zu können. Er ist aber, trotzdem er in den Fahnen längst vorliegt, noch nicht erschienen. Dort habe ich es unternommen, diejenigen konkreten Lebenserscheinungen, die mich am tiefsten betroffen haben, so wie sie sind und ohne theoretische Exkurse, wenn auch nicht ohne innere Stellung-

nahme, aufzuzeigen. Natürlich ließ die Unkenntnis der Sprache mich über eine gewisse schmale Schicht nicht hinausdringen. Ich habe aber, mehr noch als an das Optische mich an die rhythmische Erfahrung fixiert, wo die Zeit, in der die Menschen dort leben und in der ein ursprünglicher russischer Duktus mit dem neuen der Revolution sich zu einem Ganzen durchdringt, das ich westeuropäischen Maßen noch weit inkommensurabler fand als ich erwartet hatte. — Die literarische Unternehmung, die ich, sehr nebenbei, auf dieser Reise im Sinne trug, hat sich als undurchführbar erwiesen. Die Leitung der großen russischen Enzyklopädie stellt einen Apparat von fünf Instanzen dar, umfaßt sehr wenig kompetente Forscher und ist nicht im entferntesten im Stande, ihr Riesenprogramm zu bewältigen. Ich selber habe beobachten können, mit wieviel Unkenntnis und Opportunismus man zwischen dem marxistischen Programm der Wissenschaft und dem Versuch, ein europäisches Prestige sich zu sichern hin und her schwankt. Diese private Enttäuschung aber kommt ebensowenig wie die Schwierigkeiten und Härten eines moskauer Aufenthalts im tiefsten Winter gegen den gewaltigen Eindruck auf, den eine Stadt mitteilt, in der alle Bewohner noch erschüttert sind von den großen Kämpfen, in die, so oder anders, jeder verwickelt war. Meinen Aufenthalt in Rußland schloß ich mit dem Besuch von Sergejero-Lawra ab, dem zweitältesten Kloster des Reiches und der Wallfahrtsstätte aller Bojaren und Zaren. Zimmer voller juwelenbedeckter Stolen, voller unabsehbar aufgereihter illuminierten Evangeliare und Andachtsbücher, von den Manuscripten der Athosmönche bis zu denen des 17^{ten} Jahrhunderts, ebenso zahllose Ikonen aus allen Zeiten mit ihren Goldverkleidungen, aus denen die Madonnenköpfe wie aus chinesischen Halseisen hervorschauen, durchschritt ich, mehr als eine Stunde bei einer Temperatur von 20° unter Null. Es war wie das Gefrierhaus wo eine alte Kultur während der revolutionären Hundstage sich unter Eis konserviert. In den berliner Wochen, die folgten, war meine Arbeit im wesentlichen, dem Tagebuch, das ich zum ersten Male seit fünfzehn Jahren und sehr ins Einzelne auf dieser Reise geführt habe,

die Dinge zu entnehmen, die der Mitteilung fähig sind. Von Proust war, als ich nach Deutschland zurückkam „Im Schatten der jungen Mädchen“ erschienen und der Verlag hat, wie ich mich vergewisserte, in meiner Abwesenheit den Band Ihnen zugehen lassen. Sollten Sie einen Blick hineingeworfen haben, so sind Sie hoffentlich nicht allzu unfreundlich berührt worden. Die Aufnahme durch die Kritik war günstig. Aber was besagt das? Ich glaube mir darüber klar zu sein, daß jede Übersetzungsarbeit, die nicht aus höchsten und dringendsten praktischen Zwecken (wie Bibelübersetzung – als Typus) oder aus rein philologischer Studienabsicht unternommen wird, etwas Absurdes behalten muß. Ich wäre schon glücklich, wenn es in diesem Fall nicht allzu aufdringlich merkbar wird. – Die Länge dieses Briefes wird Ihnen, hochverehrter Herr von Hofmannsthal, auf den ersten Blick angeraten haben, ihn auf einen Augenblick zurückzulegen, da Sie nicht allzusehr mit Ihrer Zeit rechnen müssen; und nur aus dieser Erwartung und im Bewußtsein von Ihrem wahren Interesse für mich, nehme ich den Mut, noch weiter von mir zu erzählen. Im ganzen gilt zur Zeit meine Arbeit der Festigung meiner pariser Position. Denn ich werde versuchen, den Aufenthalt dort – jetzt bin ich für ein paar Pfingsttage mit meiner Frau in Pardigon, bei Toulon – durch literarische Berichte und andere nebensächlichere Arbeiten zu sichern. Zwar habe ich die Wahrheit meiner ersten Erfahrung, die Sie mir selbst so nachdrücklich bestätigt haben, immer wieder bewährt gefunden: es ist ganz außerordentlich selten, Fühlung mit einem Franzosen zu gewinnen, die fähig wäre, eine Unterhaltung über die erste Viertelstunde hinauszutragen. Aber es ist mit der Zeit eine Versuchung für mich geworden, dem französischen Geist auch in seiner aktuellen Gestalt nahe zu kommen, ganz abgesehen davon daß er mich anhaltend im historischen Kostüm beschäftigt und ich durchaus vorhabe, an diese seine ältere Erscheinung einmal mein Wort zu plazieren. Ich denke manchmal an eine Arbeit über die französische Tragödie als an ein Gegenstück meines Trauerspielsbuches. Ursprünglich war mein Plan bei diesem Buche gewesen, das deutsche und das französische Trauerspiel in ihrer

kontrastierenden Natur zu entwickeln. Zu alledem tritt aber ein anderes. Während ich mit meinen Bemühungen und Interessen in Deutschland unter den Menschen meiner Generation mich ganz isoliert fühle, gibt es in Frankreich einzelne Erscheinungen – als Schriftsteller Giraudoux und besonders Aragon – als Bewegung den Surréalismus, in denen ich am Werk sehe, was auch mich beschäftigt. Für jenes Notizenbuch, von dem ich Ihnen vor langer Zeit, sehr verfrüht, einige Proben sandte, habe ich in Paris die Form gefunden. Ich habe die Hoffnung, einiges daraus ebenso wie Teile meines Berichts aus Moskau in Übersetzung hier veröffentlichen zu können. Dagegen bin ich mit dem Gang der Dinge in Deutschland wenig zufrieden. Rowohlt hat den Gesamtvertrag, den ich mit ihm habe, in ideellen Teilen so rücksichtslos verletzt, daß ich mich augenblicklich nicht entschließen kann, ihm das Imprimatur zum Barockbuche zu erteilen. Ich weiß, daß diese ewigen Verschleppungen schließlich verhängnisvoll werden können. In kurzem muß aber die Entscheidung fallen, nach der sich richtet, ob ich bei Rowohlt bleibe oder einen anderen Verleger suche. Inzwischen erhielt ich vor vielen Wochen die erste Korrektur des Melancholiekapitels in den „Beiträgen“. Gleichzeitig mit deren Erledigung ging ein langer Brief an Herrn Wiegand ab. Es ist mir nicht erklärlich und auf die Dauer beunruhigend, kein Wort von Herrn Wiegand zu hören. Ich weiß mir sein Stillschweigen nicht zurechtzulegen. Hier in Pardigon arbeite ich an einer längst geplanten Anzeige der großen kritischen Ausgabe von Kellers Werken. (Ich stieß zufällig bei dieser Gelegenheit auf einige Worte, die er über die französische Tragödie sagt; sie fallen durch ihre hohe Einsicht aus allem heraus, was damals über diesen Gegenstand zu sagen Mode war.) Diese Arbeit macht mir viel Freude und in der Hoffnung, daß sie auch einige geben kann, will ich sie Ihnen gleich nach Erscheinen zusenden. Ich möchte mit der Versicherung schließen, wieviel ein, wenn auch noch so kurzes Wort von Ihnen mir bedeuten würde und bleibe mit dem Ausdruck aufrichtiger Verehrung und herzlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener Walter Benjamin

Paris, 26. Juli 1927

Sehr verehrter Herr Doktor Buber,

Sie werden nicht gut von mir gedacht haben: ich habe sehr lange nicht von mir hören lassen. Einige Monate wußte ich nicht, wo ich Sie zu suchen habe. Inzwischen sind Sie sicher aus Palästina zurück. Als dann das Heft erschien, wollte ich Ihnen ein paar Worte darüber schreiben. Ich habe lange gebraucht es mir anzueignen. Es ist ein Ganzes, das mir allmählich genaue, bestimmte Züge angenommen hat. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie glücklich ich bin, hier neben Rang zu stehen. Dieser Brief¹ ist eines der konzentriertesten Bekenntnisse, die ich von ihm kenne. Es ist für mich unendlich schade, daß die Auseinandersetzung zwischen seinen gereiftesten geistigen und meinen jüngsten sachlichen Erfahrungen: kultische – kommunistische Arbeit rein virtuell bleibt, selbst in mir selber noch durchaus nicht ausgetragen ist. Dieser Mann – das habe ich längst gewußt – wäre für mich der einzige Freund gewesen, in dessen Gesprächen diese Fragen mir schnell, entscheidend sich geschlichtet hätten. „Moskau“ hätte jene persönlicheren Akzente, von denen Ihr letzter Brief spricht, deutlicher angenommen, wenn ich das, was vor, während und nach diesem Aufenthalt mich bewegte, vor ihn hätte bringen können. Dennoch ist es hoffentlich einigen Lesern deutlich geworden, daß diese „optischen“ Schilderungen in ein Gedankengradnetz eingetragen sind. Haben Sie Stimmen über „Moskau“ gehört, so wäre mir sehr wertvoll zu wissen, welche. – Sehr merkwürdig, ich möchte sagen beunruhigend in der Wahrheit ihrer Feststellungen und der Fragen die sie erregen ist die Arbeit von Wittig. Ich glaube, es ist sehr lange her, daß man diese einfachen aber unendlich schwer greifbaren Erfahrungen neu, evident hat aussprechen können. Es würde mich interessieren zu wissen, ob Rang und Wittig sich gekannt haben. – Für die Zukunft möchte ich Ihnen nochmals ausdrücklich meine Bereitschaft zur Mitarbeit an der

„Kreatur“ versichern und werde, wenn ich selbst im Umkreis meiner Arbeit einen Gegenstand sichte, der in Betracht kommen könnte, Sie das wissen lassen. – Scholem kommt dieser Tage mit seiner Frau nach Paris.

Mit den besten Empfehlungen und Grüßen

Ihr sehr ergebener Walter Benjamin

Noch besser, wenn Sie gelegentlich einen Vorschlag haben.

¹ An Walther Rathenau.

164 An Hugo von Hofmannsthal

Tours, 16. 8. 1927

Lieber hochverehrter Herr von Hofmannsthal,

Sie haben mir mit den freundlichen Worten aus Mendola eine große Freude gemacht. Aber auch die fragende Reserve, mit der Sie meine angekündigte Absicht über Keller zu schreiben aufnehmen, war mir wesentlich und, ich glaube, verständlich. Dieser Aufsatz liegt inzwischen im ersten Augustheft der „Literarischen Welt“ vor und mag Ihnen früher oder später vor Augen kommen. Heute will ich, schlecht und recht, ein zwei Worte dazu anmerken: über eine eben geendete Arbeit spricht es sich ja immer am schwersten. Ich weiß heute nicht mehr genau, worauf meine erste Bindung an Keller zurückgeht; als ich im Jahre 1917 in die Schweiz kam, stand mir meine Liebe für ihn schon deutlich fest (das ist mir zufällig durch ein sehr lebhaftes Gespräch in Erinnerung, das ich einige Wochen nach meiner Ankunft mit meiner Frau hatte). Dann fanden Ernst Bloch und ich uns in der Rekapitulation der Kellerschen Schriften zusammen und ich erinnere mich, daß für uns beide zu verschiedenen Zeiten und vielleicht sogar aus verschiedenen Gründen die Beschäftigung mit dem „Martin Salander“ dem das Siegel aufdrückte. Alles was der Name Kellers in Ihnen Wider-

strebendes aufruft, habe ich an der Lektüre des „Grünen Heinrich“ erfahren und im „Martin Salander“ einen anderen Pol dieser Welt mit ganz anderem geistigen Wetter sehen wollen. (Erst nachdem ich den Aufsatz geendet hatte, fiel mir beim Lesen auf, daß der „Grüne Heinrich“ darin garnicht genannt ist und das erschien mir, wenn ich so sagen darf, als Probe aufs Exemplar. Denn um dieses Werk sammelt als um ihr Panier sich die Liebe der Philister zu diesem Autor.) Immerhin schwebt mir die Notwendigkeit vor, die Einheit in der das Beschränkte und Lieblose mit dem Umfassenden und Liebevollen echt schweizerisch sich in dem Mann verschränkt, noch ganz anders einsichtig zu machen. In meinem Sinne sind das was ich gab nur Prolegomena – es ist ein Hinweis auf einen anderen übersehenen Keller nicht die Konstruktion dieses Autors aus seinen beiden scheinbar so disparaten Hälften. An eine solche Aufgabe wage ich für jetzt nicht zu gehen. Ich hoffte mich, wenn auch nur durch Kontraststimmung, nach Abschluß des Aufsatzes durch die Lektüre von Ricarda Huchs kleinem Inselbüchlein über Keller¹ dazu bestimmen zu können; aber mein Widerwille gegen diese salbungsvollen, kurzbeinigen Satzhaufen war so groß, daß ich garnichts davon hatte. – Ich richte diese Zeilen aus Tours an Sie. Ohne recht um den Feiertagskalender des Landes zu wissen, habe ich die zentrifugale Bewegung, die in diesen Tagen (am 15^{ten} August wird Assomption begangen) Paris seinen Einwohnern mitteilt, an mir verspürt und den langgehegten Plan wahr gemacht, in das binnenländische Frankreich zu gehen. Seit ich vor vielen Jahren ein paar Zeilen Péguy's über Orléans und die Loire-Gegend gelesen hatte, stand diesen Bildern ein Raum in mir offen, den sie nun freilich viel schöner und strahlender einnehmen, als ich ahnen konnte. Besonders die Stadt Tours, die dem Fluß seine grünen Ufer und Inseln läßt und ihn mit ihren Brücken wahrhaft zu streicheln scheint. Ich glaube auch, soweit ein einsamer Aufenthalt einem für dergleichen Maßstäbe läßt, langsam ein Auge für die Kathedralen zu gewinnen, indem ich, ohne fürs erste nach mehr zu fragen, den verborgenen einzelnen oder typischen Schönheiten einer jeden nachgehe.

So wird mir unvergeßlich der Chor der sonst garnicht glänzenden Kathedrale von Orléans sein, der auf einem niedrigen, sanft ansteigenden Postament wie auf einem Kissen sich aufhebt. An den Schlössern fiel mir die glückliche Reserve auf, mit denen sie den Renaissanceformen entgegenkommen; selten dürfen diese das Spielerische, zumindest an der Fassade, herauskehren und ohne jede Vermittlung geht der private mit dem militärischen Lebensstil zusammen. Ich hoffe, wenn ich zum zweiten Male, in hoffentlich kurzer Zeit, in diese Gegend komme, mehr zu wissen und besser ausgerüstet zu sein. In der Tat werde ich mit französischer Kultur dieses (des XVI. und XVII.) Jahrhunderts mich etwas beschäftigen, um zu sehen, ob ich einer Arbeit über die französische Tragödie, von der ich Ihnen im letzten Briefe wohl etwas andeutete, näher trete. Für heute grüße ich Sie herzlichst und wünsche Ihnen einen schönen Herbst in Österreich. Im Winter plane ich diesmal nach Wien zu kommen, falls meine Absicht, dort einen Vortrag zu halten, sich durchführen läßt. Ich wäre sehr glücklich, wenn mich das mit Ihnen zusammenführte und mir endlich die Möglichkeit brächte, Dank und Verehrung über den Rahmen meiner Briefe hinaus Ihnen zu bekunden.

Ihr Walter Benjamin

¹ Ricarda Huch: Gottfried Keller. Leipzig 1914.

165 *An Max Rychner*

Paris, den 18. Oktober 1927

Sehr geehrter Herr,

Ihr Vorschlag, für den ich Ihnen hier herzlich danke, trifft in der merkwürdigsten Weise ins Zentrum meiner eigenen Intentionen. Denn wenn er mir die Möglichkeit eröffnet, gerade in Ihrer Zeitschrift¹, die ich seit langem kenne und

sehr schätze und damit vor einem schweizerischen Publikum, welches von Haus aus für deutsche Geistesbewegungen einen freieren und kritischeren Blick hat, mich zu dem gegenwärtigen Stand der deutschen Belletristik im Zusammenhang zu äußern, so veranlaßt er mich eben dadurch über gewisse Bedenken, die mich bisher von einer öffentlichen Formulierung meiner eigenen sehr reservierten Stellung zu dieser Produktion abhielten, zur Tagesordnung überzugehen. Und der einzige Vorbehalt den ich machen muß, betrifft den Termin. Abgesehen davon, daß ich zur Zeit durch die Drucklegung von zwei Büchern äußerlich sehr beansprucht bin, verlangt ein Aufsatz, wie Sie ihn erwarten dürfen, einige Muße. Ich möchte Sie also bitten, ihn ungefähr Ende des Jahres erwarten zu wollen.

Darf ich hinzufügen, wie wertvoll mir Ihr Echo auf meinen Keller-Aufsatz gewesen ist, wie sehr die Wirkung, die Sie andeuten, mich erfreut und bestätigt hat. Ich habe zwei Jahre in der Schweiz gelebt, glaube sie ein wenig zu kennen und was am schweizerischen Wesen es mir angetan hat, haben Sie gewiß hie und da zwischen den Zeilen vernommen. Was ich versuchte, ist, wenn ich so sagen darf, eine kleine intelligible Grenzberichtigung zu Gunsten schweizerdeutschen Bodens gegen das Reichsdeutsche.

Ich sah hier [Ferdinand] Hardekopf und wir sprachen von Ihnen. Mit viel Vergnügen las ich Ihre Verse im September-Querschnitt. Dieser Tage fahre ich nach Berlin. Ihre freundliche Antwort erbitte ich an meine dortige Adresse: Berlin-Grunewald, Delbrückstr. 23.

Ich begrüße Sie mit besonderer Hochachtung als

Ihr ergebener Walter Benjamin

¹ „Neue Schweizer Rundschau.“

Berlin-Grunewald, 24. 11. 1927

Hochverehrter lieber Herr von Hofmannsthal,
die Sendung der Bremer Presse, der auch Ihr Brief beilag, ist von der Post versehentlich nach Paris nachgesandt worden und hat dort erst eine Woche in meinem Hotel gelegen, bevor sie zurückging. Dennoch hätten Sie schon früher von mir gehört, aber leider betraf mich nach meiner Rückkehr ein Anfall von Gelbsucht, mit dem ich auch jetzt noch zu tun habe. So bitte ich Sie denn – eben empfangen Sie Ihre Karte vom 22^{ten} – mein verspätetes Schreiben freundlich entschuldigen zu wollen.

Wenn ich von meinem Kranksein absehe, sieht es lichter aus. Endlich scheint nun, kurz vor Weihnachten, das Trauerspielbuch vorliegen zu sollen. Und jetzt, da ich es gewissermaßen entlasse, darf ich Ihnen noch einmal innigen Dank für den Beistand sagen, den Sie mir in einer manchmal beirrenden Wartezeit haben zuteil werden lassen. Ich weiß nicht, wo das Buch heute läge – beinahe nicht, wie ich zu ihm stände – wenn ich nicht in Ihnen den ersten, den verstehendsten, im schönsten Sinne geneigtesten Leser gefunden hätte.

[...]

Mit einigem Zögern lege ich Ihnen heute nun doch auch meinen Keller-Aufsatz vor (er geht Ihnen mit gleicher Post zu, und vielleicht haben Sie ihn schon bemerkt). Ich würde es fast als eine Unaufrichtigkeit empfinden, wenn ich Ihnen diesen Aufriß eines Geländes, das mich Jahre hindurch immer wieder in sich hineinzog, nun vorenthielte. Ich möchte ihn in Ihren Händen wissen, selbst wenn Sie ihn lieber mit Schweigen übergehen.

[...]

Für heute grüße ich Sie herzlichst und hoffe Ihnen bald Neues zu schicken.

Ihr herzlich Ihnen ergebener Walter Benjamin

Berlin-Grunewald, 4. 12. 1927

Hochverehrter lieber Herr von Hofmannsthal,
nehmen Sie herzlichen Dank für die münchener Rede¹ und die Worte, mit denen Sie sie mir sandten. Mich hat die Darstellung des deutschen Typus, den Sie darin in den Mittelpunkt stellen, sehr ergriffen. Ich glaube in ihm neben vielen andern auch die Züge von Rang wiederzufinden. Und damit hat das, was Sie hier sagen, mir den Vorsatz wieder lebendig gemacht, mit der Figur von Alfred Brust mich bekannt zu machen, in dem alles, was Sie das Wissende; Ahnende dieses Menschenschlags nennen, bis ins Qualvolle gesteigert ist. Brust ist mir nicht nur aus den „Neuen Deutschen Beiträgen“ bekannt. Rang hat, wie Sie sicher wissen, in der letzten Zeit seines Lebens mit ihm korrespondiert. Ich will zunächst „Die verlorene Erde“² vornehmen. (Der willkommene Anlaß ist mir ein Überblick über die wichtigsten Romane der letzten Jahre, den ich in der „Neuen Schweizer Rundschau“ zu geben habe.) Dann aber hat mich wieder sehr auf Nordisches das wundervolle Stück von Passarge in Borchardts Landschaftsbuch verwiesen. Eine Anzeige dieses Buches³ geht Ihnen nächstens zu.

[...]

Ich wünsche Ihnen ein freundliches Jahresende und grüße Sie herzlich Ihnen ergeben

Ihr Walter Benjamin

¹ Hugo von Hofmannsthal: Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation. München 1927.

² Leipzig. 1926.

³ Die Rezension von „Der Deutsche in der Landschaft“. Besorgt von Rudolf Borchardt. München 1927 erschien in der Literarischen Welt vom 3. 2. 1928 (Jg. 4, Nr. 5), S. 5.

Berlin, 30. Januar 1928

Lieber Gerhard,

erblicke in diesem vermutlich unabsehbar lang sich gestaltenden Brief den Kettenblitz, dem, entsprechend der Entfernung des Gewitterherdes vom heiligen Lande, nach einigen Tagen ein langhinrollender Donner in Gestalt eines gewaltigen Bücherpaketes folgt. Möge er ein vollnachtönendes Echo in den Berggründen von Eurer Magnifizienz Haupte finden.

Es ging schlechterdings nicht an, nochmals zu schreiben, um wieder das Erscheinen meiner Bücher „anzukünden“. Und bis sie dann beide vorlagen ist es glücklich Ende Januar geworden. Jetzt darf ich endlich ein schlichtes: „da“ sprechen. In Deiner Eigenschaft als Protektor der Universitätsbibliothek bekommst Du gleichzeitig von beiden Werken ein zweites Exemplar und in der nicht geringern des Protektors meiner Laufbahn vom Trauerspielbuche ein drittes mit Widmung an Magnes¹.

Was sonst noch an bibliophilen Fransen diese Gaben schützend umhüllt ist Dir, mit mancherlei eingewebten Glückwünschen, herzlich zgedacht.

Damit nicht genug wird ein Nachtragspaket angekündigt, enthaltend: einige Aufsätze aus der „Literarischen Welt“, die bald erscheinen, „Moskau“ – für Magnes – das ich von Buber erst nachfordern muß und das gewünschte Andrianheft der „[Neuen Deutschen] Beiträge“, von dem ich ebenfalls im Augenblick kein Duplikat mehr besitze. Dagegen tut mir unendlich leid, für die Wahlverwandschaftenarbeit versagen zu müssen. Mir bleibt einzig und allein mein Handexemplar. Ich habe keine Aussicht, daß meine Bemühungen, Magnes eines zur Verfügung zu stellen, glücken und bitte Dich, durch eine Leihgabe des Deinigen hier für mich einzuspringen. Ebenfalls kann ich „Über Sprache überhaupt“ nicht schicken, da ich nur ein einziges Exemplar dieser Arbeit besitze. Ich bedaure das sehr, denn sie ist in unsern Zusammenhängen sehr wichtig. Auch könnte ich sie natürlich

letzten Endes, wenn Du sie für entscheidend hältst (was ich denn doch bei der Anzahl der übrigen Arbeiten und ihrer Verwandtschaft mit der Vorrede zum Trauerspielbuch nicht annehme) abschreiben lassen.

Und nun laß mich gleich eingangs von dem hiermit Geplanten reden. Es ist vielleicht der letzte Augenblick, an dem es für mich noch Chancen hat, dem Hebräischen und allem was für uns damit zusammenhängt, mich zuzuwenden. Aber es ist auch ein sehr günstiger. Meiner inneren Bereitschaft nach zunächst. Wenn ich die Arbeit, mit der ich augenblicklich, vorsichtig, provisorisch, beschäftigt bin – den sehr merkwürdigen und äußerst prekären Versuch „Pariser Passagen. Eine dialektische Feerie“ so oder so (denn nie habe ich mit solchem Risiko des Mißlingens geschrieben) beendet habe, so wird für mich ein Produktionskreis – der der „Einbahnstraße“ – in ähnlichem Sinn geschlossen sein, wie das Trauerspielbuch den germanistischen abschloß. Die profanen Motive der „Einbahnstraße“ werden da in einer höllischen Steigerung vorbeidefilieren. Verraten kann ich im übrigen von dieser Sache noch nichts, habe noch nicht einmal genaue Vorstellungen vom Umfang. Immerhin ist das eine Arbeit von wenigen Wochen.²

Rowohlt hat mir zwar die Fortsetzung des Vertrages angeboten, jedoch zu so ungünstigen Bedingungen, daß ich vorläufig ablehnte. Auf der andern Seite interessiert sich Hegner dafür, einen Generalvertrag mit mir zu machen. Das täte ich aber nur, wenn das Wasser mir bis zum Hals geht. Denn die katholische Grundrichtung (trotz Buber!) dieses Verlages geht mir, wie Du begreifst, auf das Heftigste wider den Strich.

Es läge mir also nichts näher, als jetzt, auf freier Bahn, mich, mit entschiedener Wendung, dem Hebräischen zu verschreiben. Ich bin frei, aber leider im doppelten Sinne des Wortes: von Verpflichtungen und von Einkommen. Wenn Du jetzt mit Magnes ernstlich über mich sprichst, so stelle ihm diese Dinge dar, wie sie liegen: daß ich eine Hilfe, besser gesagt eine Sicherung brauche, wenn ich jetzt von dem in wenn auch langsamer Fahrt befindlichen Karren abspringen

will, der auf der Laufbahn des deutschen Schriftstellers sich dahinbewegt. Und nenne wenn es dazu kommt, daß er nach einer Summe Dich fragt 300 M im Monat für die Dauer eines beschleunigten Studiums, dessen Zeitmaß er, unter der Voraussetzung gänzlicher Freiheit von andern Bindungen und Interessen, selber am besten wird abschätzen können.

Soviel hiervon. Es ist wichtig genug und es steht nun so, daß ich je früher je lieber wüßte, wie er sich dazu stellt. Trotzdem ich versuche, meine Verhandlungen mit den Verlegern so schleppend wie möglich zu führen, weil ich im Grunde nicht das, *sondern das Hebräische will*, und daher, damit ich mir hier nicht Chancen verscherze, auf die ich unter Umständen doch angewiesen bleibe, an einer baldigen Antwort interessiert bin, erscheint mir weit wichtiger, daß Du genau nach Deinem Ermessen vorgehst, auf die Gefahr, daß ich noch eine Zeitlang im Ungewissen bleiben müßte.

Für Deine Notizen über unser Symbolgespräch danke ich Dir sehr. Im Augenblick kann ich nicht versuchen, die Konkordanz mit meinen übrigen Aufzeichnungen herzustellen und muß sie daher den Akten einverleiben, die Dir eines Tages vor Augen kommen werden. Das wird dann, wie ich hoffe, im Austauschverfahren gegen die Kommentare zu Hiob und Jona sein. A propos der Schrift zu Bubers 50^{tem} Geburtstag³. Einen Beitrag dazu bekam ich dieser Tage von einem – Dir wohl kaum bekannten – Dr. [Ernst] Joel geschildert, der in die Festschrift die Aufzeichnungen eines Epileptikers über eine ihm zuteil gewordene Offenbarung stiftet. Sie scheinen äußerst bemerkenswert.

Ich selber kenne den Betreffenden aus meiner berliner Studentenzeit, da er Vorsitzender des sogenannten sozialen Amtes⁴ war und in der Rede, welche ich im Mai 1914 bei Übernahme meines Präsidiums hielt, von mir mit einer Kriegserklärung in aller Form bedacht wurde. Er und ein anderer meiner Opponenten aus jener Zeit haben sich durch Gottes – oder Satans – Fügung wunderbar verwandelt und sind zu Kariatyden an dem Portal geworden, durch das ich nun schon zweimal in die Bezirke des Haschisch eingegangen bin. Diese beiden Ärzte nämlich machen Versuche über Rausch-

gifte, zu denen sie mich als Versuchsperson gewinnen wollten. Ich bin darauf eingegangen. Die Aufzeichnungen, die ich teils selbstständig, teils im Anschluß an die Versuchsprotokolle darüber gemacht habe, dürften einen sehr lesenswerten Anhang zu meinen philosophischen Notizen geben, mit denen sie, und z. T. sogar die Erfahrungen im Rausch, die engsten Beziehungen haben. Diese Nachricht aber möchte ich im Schoße der Familie Scholem beschlossen wissen.

Was, nebenbei gesagt, deren berliner Zweig betrifft, so hat er mir Grund zur Unzufriedenheit gegeben. Dein Bruder [Erich] hat sich alles bei mir zeigen lassen und es mitgenommen, um dann denkbar weit davon abzurücken. In zwölfter Stunde hat er sich dann freilich durch Übersendung einiger Privatdrucke aus seiner Offizin wieder rehabilitiert. Von Deinem Alphabet⁵ aber, daß [sic] er unbedingt drucken wollte und dessen Fahnen mir zugehen sollten, habe ich noch nichts zu sehen bekommen. — Zu meinem Kummer hat Franz Blei, der dieser Tage eine neue, schlechte soi-disant satirische Zeitschrift herausgibt, das Muri-Manuscript ebenfalls nicht gebracht, wird aber mit Quellenangabe, einiges daraus zitieren.

Von der Aufnahme meiner Bücher weiß ich noch nichts. [...] Dich wird interessieren, daß Hofmannsthal, der wußte, daß mir an einer Verbindung mit dem Warburgkreis liegt, vielleicht etwas übereifrig, das Heft der Beiträge, das den Vorabdruck bringt, mit einem Briefe von sich an [Erwin] Panofsky geschickt hat. Diese gute Absicht, mir zu nützen hat — on ne peut plus — échoué (mißglückt, und wie!). Er schickte mir einen kühlen, ressentimentgeladenen Antwortbrief Panofskys auf diese Sendung ein. Kannst Du Dir darauf einen Vers machen?

In den letzten Tagen hatte ich eine große Freude. André Gide war in Berlin und hat, als *einzigen* deutschen Publizisten, mich empfangen und mir eine *zweistündige* Unterhaltung gewährt, die ungeheuer interessant war, und von der Du einen, freilich sehr für die Öffentlichkeit zensierte Bericht wahrscheinlich in der „Literarischen Welt“ lesen wirst.⁶ Was Du daraus kaum ersehen wirst, ist, daß das Gespräch wundervoll war und was es bedeutet. Gide läßt sich nämlich

auch in Frankreich nicht sprechen. Er hat mich während dieser Unterhaltung zwei, drei Mal gebeten, noch zu bleiben und mir, und später noch dritten, gesagt, wie erfreulich ihm unsre Begegnung gewesen sei. Auf Gides besonderen Wunsch, der seine conférence, derentwegen er hergekommen war, nicht gehalten hat und sich irgendwie sonst halboffiziell den Leuten vorstellen wollte, habe ich neben der großen Darstellung des Gespräches ein Interview für die Deutsche Allgemeine Zeitung (Gide wollte aus gewissen vernünftigen Gründen gerade dieses Blatt) geschrieben, das heute erschienen ist. Ich hoffe, daß dieses Gespräch meine Position in Paris (wohin ich jedenfalls zurückkehre, vielleicht im April, Hebräisch kann ich dort ebensogut lernen) sehr verbessern wird.

Vor zwei Monaten hat mich, durch Hessel veranlaßt, Wolfskehl besucht. Es war ganz niedlich, sans aucune importance. Ein paar Tage später sah ich ihn nochmals bei Hessel, da gab es ein schönes Gespräch.

Eschas Kritik von Goitein⁷ hat mich sehr interessiert, ja, soweit man in Unkenntnis des Werkes, von dem die Rede ist, sagen kann, mir sehr eingeleuchtet. Das Schicksal von Doras Buch ist noch nicht entschieden. Sie schreibt aber viel und hält augenblicklich im Rundfunk einen Vortragszyklus.

Ich glaube mit diesem ausführlichen Bericht mich rehabilitiert zu haben und nur um ein Übriges zu tun, bemerke ich noch, daß ich den „Fridericus“ von Hegemann seit Menschengedenken kenne und schätze und daß der „Napoleon“, den der gleiche Autor vor kurzem bei Hegner erscheinen ließ⁸, längst nicht so gut sein soll.

Alles hier Berichtete und Bedachte, vor allem aber den Hauptgegenstand, empfehle ich Deiner Scharfsicht und Fürsorge. Ich erwarte baldigen, respektvollen Dank für die eingangs erwähnte Sendung und grüße herzlichst.

Dein Walter

¹ Dr. Judah L. Magnes (1877–1948), Kanzler der Universität Jerusalem, den Sch. in Paris mit W. B. bei einem folgenreichen Gespräch zusammengebracht hatte.

² In dem Konflikt zwischen der hier zum ersten Mal erwähnten (aber schon 1927 im Gespräch so bezeichneten) Arbeit über die „Pariser Pas-

sagen“, seinem unvollendeten Hauptwerk, und dem Hebräischen unterlag das Hebräische schließlich.

3 „Aus unbekannten Schriften“, 1928.

4 Der Freien Studentenschaft.

5 „Amtliches Lehrgedicht der Philosophischen Fakultät der Haupt- und Staats-Universität Muri von Gerhard Scholem, Pedell des religionsphilosophischen Seminars. Zweite, umgearbeitete und den letzten approbierten Errungenschaften der Philosophie entsprechende Ausgabe. Muri Verlag der Universität.“ Erschien als Privatdruck, Berlin 1928.

6 In der Nr. vom 17. Febr. 1928. Jetzt Schriften II, S. 296–304.

7 S. D. Goiteins hebräisches Drama „Pulcelina“. Der Aufsatz war in der „Jüdischen Rundschau“ erschienen.

8 „Napoleon oder Kniefall vor dem Heros“; 1927.

169 *An Hugo von Hofmannsthal*

Berlin-Grunewald, 8. 2. 1928

Hochverehrter lieber Herr von Hofmannsthal,

Sie sind nun gewiß im Besitz meiner beiden Bücher.

Während die „Einbahnstraße“ im Entstehen war, habe ich Ihnen kaum davon Nachricht geben können, und kann es nun, da das Buch selber vor Ihnen liegt, um so viel schwerer. Eine Bitte aber liegt mir Ihnen gegenüber am Herzen: in allem Auffallenden der inneren und äußeren Gestaltung nicht einen Kompromiß mit der „Zeitströmung“ sehen zu wollen. Gerade in seinen exzentrischen Elementen ist das Buch wenn nicht Trophäe so doch Dokument eines inneren Kampfes, von dem der Gegenstand sich in die Worte fassen ließe: Die Aktualität als den Revers des Ewigen in der Geschichte zu erfassen und von dieser verdeckten Seite der Medaille den Abdruck zu nehmen. Im übrigen ist das Buch in vielem Paris verpflichtet, der erste Versuch meiner Auseinandersetzung mit dieser Stadt. Ich setze ihn in einer zweiten Arbeit fort, die „Pariser Passagen“ heißt.

Diesem Briefe lege ich zwei Ausschnitte bei. Wenn die Besprechung des „Deutschen in der Landschaft“ Ihnen und Herrn Wiegand etwas von der Freude und dem Gewinn sagt,

den ich bei der Lektüre des Borchardtschen Buches hatte, wäre ich sehr glücklich.

Gide ist, wie Ihnen sicher bekannt ist, in Berlin gewesen. Ich habe ihm, leider nur einmal, in einer zweistündigen reichen und fesselnden Unterhaltung gegenüber gesessen. Da er ziemlich rückhaltlos über alle literarischen Dinge sprach, die wir berührten, andererseits seine Stellung in Frankreich so exponiert ist, ließ unser Gespräch sich nur sehr bruchstückweise wiedergeben und vieles Wesentliche mußte ich für meine persönlichen Notizen zurückbehalten. Der beiliegende Ausschnitt ist eine Fassung des Gespräches, die ich auf Gides Wunsch für die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ schrieb. Eine ausführliche Darstellung sende ich Ihnen, sobald sie in der „Literarischen Welt“ erschienen ist. Gide ist eine durch und durch dialektische Natur mit einem fast beirrenden Reichtum von Vorbehalten und Verschanzungen. Diesen Eindruck, den schon das Werk auf seine Weise gibt, steigert die mündliche Rede bald ins Großartige bald ins Problematische.

Im übrigen steht meine letzte Woche unter dem beherrschenden Einfluß der Lektüre von Lesskov. Seitdem ich begann, in der neuen Gesamtausgabe des Verlages Beck zu lesen, kann ich kaum absetzen. [...]

Ich danke Ihnen für die Zusendung des befremdenden Briefes von Panofsky. Daß er „von Fach“ Kunsthistoriker ist, war mir bekannt. Ich glaubte aber nach der Art seiner ikonographischen Interessen annehmen zu dürfen, er sei ein Mann vom Schlage wenn schon nicht vom Ausmaß von Emile Mâle, jemand, der wesentlichen Dingen, auch wenn sie nicht sein Fach in seiner ganzen Breite betreffen, Interesse entgegenbringt. Nun bleibt mir nichts als mich, meiner unzeitigen Bitte wegen bei Ihnen zu entschuldigen. [...]

Gestern sah ich zum ersten Male die endgültige Fassung des „Turms“. Ich habe sie noch nicht gelesen, freue mich aber darauf, bei Gelegenheit dieser Ausgabe in der „Literarischen Welt“ auf das Drama zurückkommen zu dürfen.

Ich grüße Sie herzlichst und bitte Sie auch Ihrer Tochter Christiane meine Grüße zu sagen.

Wie immer Ihnen ergeben Ihr Walter Benjamin.

170 *An Hugo von Hofmannsthal*

Berlin-Grunewald, 24. 2. 1928

Hochverehrter lieber Herr von Hofmannsthal,
ich fürchte, Ihr Aufenthalt könnte seinem Ende entgegen gehen und Berlin in den letzten Tagen seine Ansprüche so gebieterisch geltend machen, daß für mein Grunewaldzimmer Ihnen keine Stunde mehr bleibt. Dem möchte ich mit diesen Zeilen zuvorkommen und Sie bitten, mir wenn Ihre Zeit es irgend erlaubt, in den nächsten Tagen einen Anruf zukommen zu lassen, damit wir uns über eine Begegnung verständigen können.

[...]

Für heute bin ich mit herzlichen Grüßen

Ihr dankbar ergebener Walter Benjamin

171 *An Gerhard Scholem*

Berlin, 11. März 1928

Lieber Gerhard,

ich danke Dir für Deinen ausgezeichneten Brief und antworte Dir ganz eingehend. Daß, aber auch wie, die jüdischen Dinge in ihm konkret werden, ist für mich von entscheidender Wichtigkeit. Nämlich was mich in Deinem Brief am glücklichsten betroffen hat, ist der Gedanke, der jüdischen Welt in meinem Denken, wenn und soweit sie aus der Latenz hervortreten sollte, vorderhand ihren Schutz zu lassen und jene lehrende Beschäftigung – wie immer man sie nennen will – mit dem Französischen und Deutschen als ein Gehege um sie zu ziehen. Das kommt durchaus meinem tiefsten – ich muß gestehen, mir selbst bisher noch nicht bewußten Willen entgegen und ich bin dem Scharfblick und der Zartheit dankbar, mit denen Ihr an meine Situation herangetreten seid.

Hier springe ich gleich ins Äußerlichste um – und kann

wieder vom Glück sagen, daß Du Magnes schon etwas auf die Bedenklichkeiten hingewiesen hast, die sich bei der Einforderung akademischer Garantien meiner wissenschaftlichen Qualifikation ergeben können. Ich beginne aber beim Positiven. Hofmannsthal ist Euch sicher. Seit ich Dir zum letzten Male geschrieben habe, habe ich seine persönliche Bekanntschaft gemacht. Er war kurze Zeit in Berlin, wir sahen uns zweimal, das zweite Mal hier bei mir. Aus Erwägungen, die nichts mit den praktischen Zwecken zu tun haben, von denen wir jetzt reden, hatte ich mich von vornherein entschlossen, Hofmannsthal über mein Verhältnis zum Jüdischen und damit zur Frage des Hebräischen einige Worte zu sagen. Und nicht nur hierbei ergab sich, daß er erstaunlich schnell und wirklich beteiligt in meine Intentionen sich hineinfand. (Noch mehr als in diesem Falle überraschte mich das als ich begann von meiner Arbeit „Pariser Passagen“ zu reden – einem Versuch, der umfänglicher ausfallen könnte als ich es dachte und zu dem die „Briefmarken-Handlung“ der „Einbahnstraße“ auf schüchterne Weise den Ton stimmt.) Brieflich kann ich es Dir kaum andeuten, wie schwierig mir manchmal eine Situation wurde, die so viel wahres Verstehen und Entgegenkommen auf seiner und so viel unveräußerliche Reserve bei aller Bewunderung auf meiner [Seite] zusammentreffen ließ. Dazu kommt manchmal ein fast greisenhafter Zug von ihm, wenn er, gewiß mit Dingen, die zu seinen besten gehören, ihm innerlichste sind, sich nirgends verstanden sieht. Mündlich auch über die höchst aufschlußreichen Pläne von ihm, die er mir sagte, als von meiner Passagenarbeit gesprochen wurde. Ich schreibe unter genauer Entwicklung der Situation morgen oder übermorgen nach Rodaun, wo er jetzt ist.

[...]

Herzliche Grüße von Dora

Dein Walter

Berlin-Grunewald, 17. 3. 1928

Lieber hochverehrter Herr von Hofmannsthal,

lassen Sie mich nun, da Sie – ich hoffe es – wohl und in glücklicher Verfassung nach Rodaun zurückgekehrt sind, unser Gespräch fast genau an dem Punkte wieder aufnehmen, an dem wir es unterbrechen mußten. Ich bin jetzt doppelt glücklich, daß ich die Gelegenheit ergriff, um Ihnen über meine innersten Absichten etwas mitteilen zu können, vom Äußern zu sprechen, das schneller Gestalt annehmen will als ich es ahnte. In Kürze: Die Universität Jerusalem beabsichtigt, in absehbarer Zeit sich ein Institut für Geisteswissenschaften anzugliedern. Und zwar geht man damit um, den Lehrauftrag für neue deutsche und französische Literatur dort an mich zu vergeben. Bedingung ist, daß ich in zwei bis drei Jahren solide Kenntnisse im Hebräischen gewonnen habe. Es ist auch nicht so gemeint, daß damit eine unbedingte Fixierung meines Studienggebietes ausgesprochen wäre, vielmehr ist die Absicht, mich auf eine sehr organische Art an die jüdischen Dinge heranzuführen und in welchem Grad das geschehen kann durchaus offen zu lassen. Was mich betrifft, so kann ich von dem seltenen Falle reden, daß mit einer Perspektive mir selbst, in dieser Form, beinah noch unbewußte Wünsche beim Namen gerufen sind. Nichts würde mir innerlich mehr entsprechen als im schützenden Gehege meiner bisherigen Arbeiten zunächst nur Sprachliches, ja Technisches, lernend aufzunehmen, alles Weitere dahin gestellt bleiben zu lassen.

Mein Freund Scholem, der an der Universität Jerusalem einen Lehrauftrag für die Philosophie der Kabbala hat, brachte mich im letzten Herbst in Paris mit dem ständigen Rektor der Universität Dr. Magnes zusammen. Wir hatten ein sehr eingehendes Gespräch, nach dem zum ersten Male mein Plan, mich dem Hebräischen zu widmen, die bestimmte Gestalt annahm, in der Sie ihn kennen lernten und förderten. Dr. Magnes ist nun sehr geneigt, eine Geldhilfe, die mein

Studium nötig machen würde, auf einem der für solche Dinge gangbaren Wege zu beschaffen; wie es aber in allen ähnlichen Fällen ist, so braucht er auch hier – und ganz abgesehen von der Frage der äußeren Mittel, schon um eine spätere Berufung ins Auge fassen zu können – einige Referenzen über meine Befähigung. Dr. Scholem schreibt mir, daß in diesem Sinne eine Äußerung von Ihnen von höchstem Wert sei und er legt mir nahe, Dr. Magnes die Möglichkeit zu geben, sich mit einer schriftlichen Anfrage an Sie zu wenden. Ich tue das, mit der inneren Überzeugung, daß ich damit um mehr als einen Dienst und um eine wirkliche bedeutungsvolle Hilfe bitte, daß Sie sie darum auch um so sicherer erfüllen werden. Wie ich vermute wird ein kurzer Brief des Dr. Magnes in absehbarer Zeit bei Ihnen eintreffen.

Die Frage akademischer Referenzen im engsten Sinne des Wortes war schwierig. Ich habe mir da erlaubt neben einigen anderen Germanisten und Philosophen Professor Brecht anzugeben.

[...]

Was Sie mir bei Ihrem Hiersein Bestätigendes und Präzisierendes aus Ihren eigenen Plänen zum Projekt der „Pariser Passagen“ sagten, ist mir immerfort gegenwärtig und macht mir zugleich immer klarer, wo die Hauptakzente zu liegen haben. Augenblicklich bemühe ich mich um das Dürftige, was bisher zur philosophischen Darstellung und Ergründung der Mode versucht worden ist: was es mit diesem natürlichen und ganz irrationalen Zeitmaßstab des Geschichtsverlaufs eigentlich auf sich hat.

Eines habe ich sehr bedauert, bei Ihrem Hiersein versäumt zu haben. Ich hätte so gerne mit Ihnen über Alfred Brust gesprochen. Nicht nur weil ich aus den „Neuen Deutschen Beiträgen“ und von [Willy] Haas weiß, daß er Sie interessiert und daß Sie Anteil an ihm nehmen, sondern weil wir wohl auch die Freundschaft zwischen Rang und Brust berührt hätten – die sich freilich wohl nie gesehen haben. Mir ist sein Werk doch fremd und wohl auf immer. Ich habe begonnen „Jutt und Julia“¹ zu lesen, erkenne, daß man diesem Mann die größte Achtung schuldet und spüre die Kräfte,

die da wirksam sind doch als gefährliche, feindliche, die ich vielleicht nur einmal, eben in der Gestalt von Rang, bezwungen und zu wahren Genien geworden sah.

Die wenigen Zeilen über den „Turm“, die diesem hier beiliegen, bitte ich Sie, nachsichtig aufzunehmen.

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr aufrichtig Ihnen ergebener Walter Benjamin

PS Eben treffen Ihre freundlichen Zeilen aus Rodaun mit der erfreulichen Nachricht über [Walther] Brecht ein. Bitte sagen Sie ihm bei Gelegenheit meinen Dank – oder vielleicht noch besser, ich darf nach Erscheinen seiner Besprechung selbst Anlaß nehmen, mit ihm in Verbindung zu treten. Aber verzeihen Sie – das eine schließt ja das andere nicht aus.

Ich wünsche Ihnen von Herzen reiche gesegnete Frühlingswochen.

¹ B. rezensierte das Buch in der Literarischen Welt vom 30. 3. 1928 (Jg. 4, Nr. 13), S. 5, unter dem Titel: „Eine neue gnostische Liebesdichtung“.

173 *An Alfred Cohn*

Berlin, 27. März 1928

Lieber Alfred,

spät genug stelle ich mich an Deinem Ferien-Lager mit einem Päckchen ein, zu dem hier die erforderliche Gebrauchsanweisung: das Elementar [?] sei zuerst und vor allem Deinem Studium empfohlen, wonach Du es hoffentlich mit doppeltem Vergnügen in Deine Bibliothek einstellst. Sodann nimm die französischen Skribenten zur Hand und sende sie mir nach vollzogener Bekanntschaftsfeier wieder zurück. Dem Jouglé¹ lege, wenn Du Lust hast, einen Empfehlungs- oder Urias-Brief ins Maul, damit ich weiß, was ich von ihm zu halten habe und ob er wirklich wichtig genug ist, besprochen zu

werden. Mit dem Buche von Benda habe ich das getan, und trotzdem, was ich darüber schrieb², wenn überhaupt, so an einem blamablen Orte erscheinen wird, sollst Du es nach Möglichkeit zu Gesicht bekommen.

Schreibe mir, was Du machst und wie es Dir geht.

Entsprechende Mitteilungen von meiner Seite mag beredt genug die freundliche Bitte vertreten, mir die 10 Mark sobald Du es tun kannst, zurückzusenden. —

Schade daß Du nicht hier bist: ich schreibe Dir dies nämlich am Abend eines Tages, an dem ich Berlin als Hauptstadt des Reiches wieder einmal in den Rachen habe sehen können. Das kam so: Gestern abend las Kraus als viertes und letztes in der Reihe seiner Offenbach-Vorlesungen das „Pariser Leben“. Es war die erste Operettenvorlesung, die ich von ihm hörte und ich will Dir hier von dem Eindruck, den sie mir machte, umso weniger schreiben, als sie gerade jetzt eine ganze Ideenmasse — Du weißt, aus welchem Bereich — in Bewegung setzte, so daß ich Mühe habe, über meine Gedanken den Überblick zu behalten. Unter den Zusatzstrophen gab es ein Couplet mit dem Schlußvers „Ich bring aus jeder Stadt den Schuft — heraus“. Es war deutlich, daß es auf Kerr ging. Kurz vor der ersten Pause verlas Kraus, stehend, einen kurzen Text, der darauf hinauslief zu sagen: „Ich nenne hier Kerr öffentlich einen Schuft, um zu sehen, ob ich ihn auf diese Weise zu einer Klage werde zwingen können. In meiner Hand sind die Beweise, daß Kerr mich im Jahre 1916 den obersten Militärbehörden als hochverräterischen, defaitistischen Autor denunziert hat“. — Mir ist zu dieser Vorlesung wie gesagt einiges eingefallen und ich wollte unbedingt über sie schreiben, natürlich ohne diesen „Zwischenfall“ zu eskamotieren, sondern vielmehr kurz ihn als dynamisches Zentrum des Abends hinstellen. Das Ergebnis eines Vormittags war die Erfahrung, daß ein Referat über diesen Vortrag nirgends unterzubringen war. Meine Notiz werde ich darum nicht weniger schreiben, habe aber nur noch wenig Hoffnung, sie erscheinen zu sehen³.

So ist Berlin.

Im übrigen hatte ich von Kraus einen größeren Eindruck

als je bisher. Jetzt nämlich, da er seine adaequaten Gegenstände gefunden hat, ist er, bis in die äußere Natur hinein, gewachsen, aufrechter und entspannter geworden.

Leider ist heute abend noch allerhand zu besorgen und ich muß schließen. An der Potsdamer Brücke hat heute eine Buchhandlung ein Sonderfenster mit meinen Schriften eingerichtet und in dessen Mitte ist Julas Kopf ausgestellt.

Herzliche Grüße an Dich und Grete

Dein Walter

¹ Vermutlich René Jouglet, „Le nouveau corsaire“ (deutsch 1927).

² Vermutlich „La trahison des clercs“. Die Besprechung erschien im Mai 1928 in den „Humboldt-Blättern“.

³ Sie erschien in von der Redaktion an den Stellen über Kerr zensurierter Form in der „Literarischen Welt“ vom 20. April 1928.

174 *An Max Rychner*

Berlin, 22. April 1928

Sehr geehrter Herr Rychner,

in der regnerischen Stille eines Sonntagvormittags werde ich meiner Beschämung soweit Herr, um Ihnen schreiben zu können. Ich hätte mir gleich darüber klar sein müssen, daß der ehren- und reizvolle Vorschlag, den Sie mir im vergangenen Herbst gemacht haben, durch seine Dimensionen entmutigend auf mich wirken würde. Meine Schwerfälligkeit in der Konzeption – verzeihen Sie, wenn ich es ausspreche – ist so groß, daß ich an ein im eigentlichen Sinne repräsentatives Thema – deutsche Literatur der letzten zwei Jahre vor dem Forum zu behandeln, das mir seit langem unter allen, die um deutschsprachliche Zeitschriften herumliegen als das wichtigste erscheint – kaum herankomme.

Dagegen steht es für mich fest, daß – Ihr späteres Einverständnis vorausgesetzt – das erste wesentliche Stück, das ich von meiner Arbeit fortgeben kann, der „Neuen Schweizer Rundschau“ gehören soll. Ich denke da an Teile eines Essays „Pariser Passagen“, an dem ich seit Monaten arbeite und der

bei meiner bevorstehenden Rückkunft nach Paris abgeschlossen werden muß.

Sollten Sie, sehr geehrter Herr Rychner, im Laufe des Juni nach Paris kommen, so wäre es mir sehr wertvoll, Ihre Bekanntschaft zu machen. Soeben erst habe ich [mit] großer Freude Ihre Anmerkungen zu Holitscher und Keyserling gelesen. Meine pariser Adresse ist Paris XIVe 4 Avenue du parc Montsouris, Hotel du midi. Andererseits ist es möglich, daß ich im Herbst in die Schweiz komme. Bis dahin hoffe ich zuversichtlich, meine literarische Unzuverlässigkeit Ihnen gegenüber repariert zu haben.

Mit besonderer Hochachtung

Ihr ganz ergebener Walter Benjamin

175 *An Gerhard Scholem*

Berlin, 23. April 1928

Lieber Gerhard,

heute liegen Deine Briefe vom 22^{ten} März und vom 12^{ten} April vor mir. Außerdem aber das Sonderheft des „Juden“¹, das ich, kaum war es in Deinem Schreiben angekündigt, schon bei der Ewerbuchhandlung subscribierte. Nicht vor mir liegt die Jüdische Rundschau mit Deiner Notiz über Agnon², die ich möglichst ungesäumt von Dir erbitte. Hier kann man sie im Straßenhandel schon nicht mehr haben. Warum nimmst Du Dir nicht mein gutes Beispiel zu Herzen, der ich Dir niemals eine Zeile von mir in der Literarischen Welt bibliographisch „nachweise“ sondern Dich, mit allem halbwegs Erheblichen, in natura bediene.

Und so auch heute. Aus dem Aufsatz von Haas, der mit gleicher Post folgt, siehst Du, wie mein Herr Redakteur mich zu ehren gedachte und unbeschadet einiger höchst bedenklicher Auslassungen kann man sich diese Rezension denn doch gefallen lassen. Gegen Ende scheint sie mir einiges sehr Kluge zu sagen. Im übrigen hat sich für das Trauerspielbuch am frühesten Ungarn engagiert. In einer philologischen

Zeitschrift, die mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften herausgegeben wird, hat ein mir bisher unbekannter Herr mich ausgezeichnet besprochen. Der Herausgeber dieses Organs seinerseits teilt mir mit, daß er das Buch in seinen Budapester Vorlesungen bereits empfiehlt. Einige gewichtige Stimmen ziehen, wie Du weißt, noch herauf. Darunter die des Herrn Richard Alewyn, dessen Votum in der Deutschen Literaturzeitung zu erwarten steht.³ Dir wird der Name eben so neu sein wie mir, aber hier hält man große Stücke auf ihn.

Ich habe mich über den Brief von [Fritz] Strich sehr gefreut.⁴ Je mehr nun die Sache in das entscheidende Stadium rückt, desto besser. Ich werde Anfang Juni in Paris sein. Bitte sende mir ein einführendes Schreiben an den grand rabbin oder an eine andere Instanz, die für den Nachweis eines hebräischen Lehrers in Frage kommt. Ich hoffe bestimmt, bevor ich Berlin verlasse, noch ein Wort von Magnes zu erhalten. In jedem Falle werde ich mich so arrangieren, daß ich ihn bei der Sitzung des Kuratoriums sehe. Den Weg nach Paris werde ich im Sinne Deiner Andeutung über Frankfurt nehmen, falls Buber im Laufe des Mai nicht herkommt. Ich schreibe demnächst an ihn. Die folgende Nummer der Literarischen Welt bringt von mir eine kurze Anzeige von dem Buch „Aus unbekannten Schriften“, in dem Du mit Deinem Beitrag sichtbarlich genannt bist⁵. Mehr Ehren habe ich Amhoorez⁶ nicht zu vergeben. Dagegen hat es gewaltig den Anschein als dürfte und müßte ich hinter Schloß und Riegel die Stirn über das Sonderheft des „Juden“ sehr kraus ziehen. Nur ist freilich Dein Aufsatz darin, um sie zu glätten. Der ist sehr schön.⁷ Ich habe an unser Gespräch im Café Versailles an der Gare Montparnasse gedacht, wo ich zum ersten Male diese Glocken läuten hörte. Ich glaube, dieser Aufsatz markiert im Gleisnetz Deines Denkens einen Knotenpunkt; ich ahne wenigstens nach allen Richtungen hin befahrbare Strecken ausgehen.

Ich will, quant à moi, nicht versäumen mitzuteilen, daß ich noch immer mit den „Pariser Passagen“ befaßt bin. Wahrscheinlich habe ich Dir gelegentlich gesagt oder geschrieben,

wie langsam und gegen welche Widerstände die Arbeit Gestalt gewinnt. Habe ich sie aber einmal ergriffen, dann wäre wirklich eine alte gewissermaßen rebellische, halb apokryphe Provinz meiner Gedanken unterworfen, besiedelt, verwaltet. Es fehlt noch viel, aber ich weiß genau, was fehlt. So oder anders werde ich in Paris damit zu Rande kommen. Und dann werde ich die Probe auf das Exempel gemacht haben, wie weit man in geschichtsphilosophischen Zusammenhängen „konkret“ sein kann. Man wird mir nicht nachsagen können, daß ichs mir leicht gemacht hätte.

Unterdessen ist ein Brief aus Moskau gekommen. Dort scheint man sich plötzlich eines Bessern besonnen zu haben und trägt mir, unter sehr annehmbaren Bedingungen, an, den Artikel Goethe für die große Enzyklopädie, im Umfang von einem Bogen, zu schreiben. Ich nehme natürlich an.

Noch ein Wort zu der Festschrift des „Juden“. Ich las den sympathischen Artikel von Magnes. [Max] Brod mißfiel mir dagegen schon verzweifelt. Und wie man gar den unglücklichen Gedanken haben konnte, die Briefe von Rosenzweig zu publizieren, die Dinge berühren, über die man doch so nicht öffentlich Rechenschaft leisten kann, ist mir unverständlich. Zu Ludwig Strauß muß ich mir noch Mut machen. Dann werde ich sehen, ob ich [Ernst] Müllers Aufsatz über das Hebräische verstehe und es wohl damit bewenden lassen.

Sehr schön ist es, wenn Du an Saxl¹ schreibst oder geschrieben hast. Was [H. H.] Schaeder angeht, so möchte ich am liebsten warten, bis seine Rezension meines Buches in der „Neuen Schweizer Rundschau“ erschienen ist. Das ist dann der gegebene Augenblick, mit einem Briefe hervortreten. Um auf Cassirer Einfluß zu nehmen, wird es dann wohl zu spät sein. Aber dafür sehe ich überhaupt keinen gangbaren Weg. So bleibt mir nichts übrig als abzuwarten. Bitte schreibe, so wie Du etwas von dort erfährst.

Schreibe überhaupt bald, und herzliche Grüße an Dich und Escha von

Deinem Walter

1 Zu Bubers 50. Geburtstag.

- 2 Über die Erzählungen S. J. Agnons, in der J. R. vom 4. April 1928.
- 3 Ist nie erschienen.
- 4 Dr. Magnes holte Gutachten von Germanisten für eine geplante Berufung W. B.s nach Jerusalem ein.
- 5 In der Nr. vom 27. April.
- 6 Hebräisch: Ignorant.
- 7 „Über die Theologie des Sabbatianismus“, jetzt auch in dem Band „Judaica (1963), S. 119–146.
- 8 Fritz Saxl, Direktor der Bibliothek Warburg und Mitautor des Werkes über Dürers Melancolia I.

176 *An Hugo von Hofmannsthal*

Berlin Grunewald, 5. 5. 1928

Hochverehrter lieber Herr von Hofmannsthal,
herzlichen Dank für Ihre Karte. Ich bin sehr glücklich, daß nun Ihre Hand in dieser Sache waltet und hoffe, sie wird nach unserm Wunsche ausgehen. Man ist auch an Prof. [Fritz] Strich in München wegen eines Gutachtens herangetreten und er soll sich sehr freundlich geäußert haben. Daß Magnes sich an Brecht wendet, liegt durchaus im Bereiche der Möglichkeiten. Etwas genaueres weiß ich darüber natürlich nicht. Wohl aber nenne ich ihn am Beschluß eines curriculum vitae, an dem ich wissenschaftliche Referenzen anzugeben habe, neben anderen.

Ich arbeite weiterhin und fast ausschließlich an den „Pariser Passagen“. Was ich will, steht mir deutlich vor Augen, aber es ist gerade hier außerordentlich gewagt, die glückliche Einheit von theoretischer Anschauung und gedanklicher Armatur darstellen zu wollen. Es sind ja nicht nur Erfahrungen aufzurufen sondern einige entscheidende Erkenntnisse vom historischen Bewußtsein in unerwartetem Licht zu bewähren; mir stellt sich – wenn ich das sagen darf – der Gang Ihres „Priesterzöglings“ durch die Jahrhunderte als eine Passage dar.

Zwischen dieser Arbeit und doch nicht durchaus ihr fremd wird sich jetzt nur die Rezension eines Buches einschieben,

das mir, bei nur erst flüchtigem Einblick, sehr bemerkenswert schien. Mirgeler: Geschichte und Dogma, soeben bei Hegner erschienen.¹

Der wunderbare Frühsommer, den wir jetzt haben, und die Staatsbibliothek halten mich immer noch hier und ich weiß nicht, wann ich dieses Jahr fortkomme.

Mit den herzlichsten Grüßen wie immer Ihnen ergeben
Ihr Walter Benjamin

¹ Diese Rezension ist nicht erschienen.

177 *An Gerhard Scholem*

24. Mai 1928

Lieber Gerhard,

diesem Briefe lege ich ein Duplikat der vita und des Exposés bei, das heute an Magnes nach London abgeht. Hoffentlich bist Du damit zufrieden. Aus dem Brief an Magnes siehst Du, daß es mit Paris noch immer nichts werden will und wann und ob für dieses Jahr, das weiß ich selber nicht. Denn ich trenne mich schwer von Berlin. Da ist erstens mein Zimmer – und zwar ein neues, denn ich wohne für den Augenblick nicht im Grunewald sondern im tiefsten Tiergarten – In den Zelten – in einem Zimmer, in das durch beide Fenster nichts als Bäume zu mir hereinsehen. Es ist wunderbar und dabei zehn Minuten von der Staatsbibliothek entfernt, dem anderen Brennpunkt der Ellipse, die mich hier bannt. Die Arbeit über Pariser Passagen setzt ein immer rätselhafteres, eindringlicheres Gesicht auf und heult nach Art einer kleinen Bestie in meine Nächte, wenn ich sie tagsüber nicht an den entlegensten Quellen getränkt habe. Weiß Gott, was sie anrichtet, wenn ich sie eines Tages frei lasse. Aber daran ist noch längst nicht zu denken und wenn ich schon unablässig in das Gehäuse starre, in dem sie ihr Wesen treibt, so lasse ich doch fast kaum einen den Blick hineinwerfen.

Immerhin nimmt sie mich restlos in Anspruch. Ich erfuhr

es also mit gemischten Gefühlen, daß Sowjet-Rußland in sich gegangen ist und mir in zwölfter Stunde nun doch den Goetheartikel für die Enzyklopädie übertragen hat. Auch das ist Grund genug, vorläufig hier zu bleiben. An das, was sonst noch fällig ist, besonders einige große Artikel über die französische Literaturbewegung, darf ich garnicht denken. Neuerdings hat mich die „Neue Rundschau“ zur Mitarbeit aufgefordert. Eine große Rückschau über die deutsche Literatur der letzten Zeit, die ich für die „Neue Schweizer Rundschau“, eine der anständigsten Zeitschriften, übernommen hatte, habe ich schon wieder absagen müssen.

Ich bin sehr froh, daß Hofmannsthal so zweckmäßig geantwortet hat. Es war ein sehr glücklicher Zufall, daß er durch die Gespräche mit mir bei seinem letzten berliner Aufenthalt in gewissen Grenzen – selbstverständlich nur, was meine *hebräischen* Absichten angeht – im Bilde war. Nun bekomme ich eben noch die ausgezeichnete Antwort von [Walther] Brecht. Schönen Dank!

Einen Besuch in Palästina im Herbst habe ich fest in meinen Jahresplan eingestellt. Über die finanzielle Grundlage meiner Lehrzeit hoffe ich vorher mit Magnes im Klaren zu sein. Ich danke Euch herzlich für Eure Einladung und werde natürlich sehr gerne ein paar Wochen bei Euch wohnen, wenn Ihr es einrichten könnt.

In der Tat, mit der gegenwärtigen Arbeit hoffe ich, meine eigentliche Produktion vorläufig abzuschließen, um *nur* zu lernen. Eine schnelle Anzahlung, die mir Rowohlt auf ein projektiertes Buch über Kafka, Proust etc gegeben hat, hoffe ich auf die Passagenarbeit verrechnen zu können. Bei dieser Arbeit bin ich übrigens auf meine Weise auf Max Brod gestoßen, der sich mir in Gestalt eines Büchleins von 1913 „Über die Schönheit häßlicher Bilder“ präsentierte. Es ist merkwürdig, wie er vor fünfzehn Jahren, zuerst auf einer Klaviatur gefingert hat, für die ich mich bemühe, eine Fuge zu schreiben.

Daß Dein erster Kafkaband Dir solchen Segen gebracht hat, ist um so viel erbaulicher als ich – ein deutscher Schriftsteller – mir Band für Band im Buchhandel habe kaufen

müssen, daher auch „das Schloß“ und „Amerika“ immer noch nicht besitze – ganz zu schweigen von der seltenen, vergriffenen „Betrachtung“. Sie ist von Kafkas älteren Sachen die einzige, die mir fehlt.

Hier verdanken (gut schwyzerisch) Hessel und Gutkinds schönstens den Empfang des Alphabets. Auch hat Dein Bruder mir eine ausreichende Zahl von Exemplaren zur Verfügung gestellt.

Gutkind hat hier in etlichen Judenzirkeln eine Debatte über „Wege zum Ritual“ angezettelt und ich stehe schon auf der schwarzen Liste, weil ich noch nicht hinmarschiert bin. Morgen gibt es wieder einen Galaabend und wenn ich nicht noch, wie ich sehnlichst erhoffe, ein Theaterbillett zu einem neuen Stück geschenkt bekomme, werde ich der jüdischen Zaubervorstellung beiwohnen.

Beiliegend allotria aus der „Literarischen Welt“. Schreibe bitte bald, und zwar in die Delbrückstraße, wohin ich Anfang Juni wieder übersiedle.

Herzliche Grüße an Dich und Escha Dein Walter

178 *An Gerhard Scholem*

Frankfurt a. M., 2. Juni 1928

Lieber Gerhard,

der Onkel meiner Mutter, der Mathematiker [Arthur] Schönflies, ist gestorben. Ich habe in den letzten Jahren ihn oft gesehen und sehr gut mit ihm gestanden. Wie Du vielleicht weißt, habe ich auch während meiner frankfurter Unternehmungen bei ihm gewohnt. Ich bin zur Beisetzung hergekommen. Die war am 31. Mai.

Gestern, am 1. Juni, bin ich im Sinne Deiner brieflichen Erinnerungen in Heppenheim gewesen. Es ist gerade die Tagung irgend einer religiössozialistischen Gruppe in Heppenheim, eine Tagung, die von Buber nicht einberufen ist, an der er aber doch Interesse zu nehmen schien, so daß seine Zeit für mich sehr beschränkt war. Das hat die Dinge aber

vielleicht eher erleichtert. Unser halbstündiges Gespräch in seiner Wohnung war sehr bestimmt und sehr positiv. Ich kann kaum daran zweifeln, daß Buber in der Tat, wie er es mir zusagte, sich für die Sache einsetzen wird. Er ging soweit mich nach der Summe zu fragen, was mir besonders angenehm war und ich nannte ihm die zwischen uns öfters erwähnten 300 Mark.

Magnes will am 17. Juni in Heppenheim sein. Da aber Buber (der nicht an der Sitzung des Kuratoriums teilnimmt) erst um den 20. von einer schweizer Reise zurückkommt, ist noch nicht ausgemacht, daß sie sich begegnen. Übrigens, um das im allgemeinen zu sagen, war Buber etwas besser im Bilde als ich annahm.

Da die Dispositionen von Magnes so liegen, hoffe ich ihn, Mitte Juni in Berlin auf seiner Durchreise zu sprechen. Ich werde ihm dann sagen, daß mir sehr wichtig ist, bis zum Herbst über die Grundlagen der Sache fixiert zu sein.

An meiner Schrift nimm keinen Anstoß. Ich schreibe frühmorgens mit schlechter Tinte im Bett. Ich bin mit den Nerven ziemlich bas und auf einen Tag nach Königsstein gefahren. Hier ist es sehr schön, und es tut mir nur leid, daß ich heute abend wieder in Frankfurt sein muß.

Auf der Rückreise werde ich wohl in Weimar Station machen und mir zum Gedeihen meines Enzyklopädie-Artikels wiedereinmal die Goethiana, die ich länger als zehn Jahre nicht sah, vergegenwärtigen.

Bitte schreibe bald. Herzliche Grüße an Dich und Escha
Dein Walter

179 *An Gerhard Scholem*

Berlin, 18. Juni 1928

Lieber Gerhard,

es könnte sein, daß Du von Magnes den Verlauf unserer berliner Besprechungen früher erfahren hast als durch diese

Zeilen. Unmittelbar nach seinem Hiersein (kaum daß Dora und Stefan nach Pardigon gefahren waren, wo wir im vorigen Sommer gewesen sind) traf meine Mutter ein Schlaganfall. Die ersten Erscheinungen haben sich etwas zurückgebildet, aber es sind immer noch Lähmungen und schwere Sprachstörungen da. Ich wohne nun wieder im Grunewald (mein Zimmer hat Ernst Bloch als Statthalter übernommen) und fand hier in den ersten Tagen natürlich keine Ruhe zum Schreiben.

Unser Gespräch hat ungefähr eine halbe Stunde gedauert. Magnes hatte einen anstrengenden Tag mit Irrfahrten und verpaßten Terminen hinter sich, und ich hatte eine Weile Besorgnis, ob ich ihn überhaupt erreichen würde. Als es dann soweit war, war er sehr freundlich und sehr präzise. Wir gelangten zu Folgendem: Erstens: Magnes wolle und könne die Universität als solche in der Sache weder als Geldgeberin noch als wissenschaftliches Institut binden. Aber die Gutachten, die er über mich erhalten habe, seien ausgezeichnet und, wenn in zwei Jahren das Institut für Geisteswissenschaft, dessen Grundlagen auf der londoner Konferenz fixiert worden seien, den vorgesehenen Ausbau erfahren würde, so rechne er durchaus mit der Wahrscheinlichkeit, dort für mich einen Lehrauftrag in irgend welcher Gestalt zu erhalten. Zweitens: Er verpflichtet sich, von sich aus und ohne weitere Schritte, einen Fonds für mein Studium des Hebräischen auszusetzen. [...]

Er schien den größten Wert darauf zu legen, daß ich mich hier mit [Leo] Baeck¹ über die Dinge berate, und sagte mir zu, ihn zu veranlassen, sich an mich zu wenden. Ich wundere mich, daß das bisher noch immer nicht geschehen ist. Soll ich die Initiative ergreifen? [...] Von Baeck sagte mir Magnes daß Du ihn sehr schätzt. [...]

Soviel davon. Ich hoffe, daß das Gespräch mit Magnes für Dich keine Schwierigkeit hat, würde ihm natürlich auch schreiben, wenn ich nicht wüßte, daß auch er wünscht, nun mit Dir über die Dinge zu sprechen. [...]

Nach der Rückkehr von Weimar habe ich ein ganz kleines „Weimar“ geschrieben, das Du hoffentlich bald und zwar

anderswo als in der „Literarischen Welt“ zu sehen bekommst.² Und dann habe ich mich mit der Todesverachtung dessen, den der Termin die Sporen fühlen läßt, an den Sowjet-Goethe gemacht. Die unlösbare Antinomie, einen populären Goethe vom materialistischen Standpunkt auf einem Bogen zu schreiben, brauche ich Dir nicht auseinanderzusetzen. So eine Arbeit kann man nicht spät genug beginnen, da ist der drohende Redaktionsschluß in der Tat die einzige Muse. Ich habe im übrigen auf mein Lieblingsbuch über Goethe, die dreibändige, unsäglich Darstellung des Alexander Baumgartner S J zurückgegriffen, die ich jetzt noch mit reiferem Ertrag, und genauer, durchgehe als zur Zeit, da ich die „Wahlverwandtschaftenarbeit“ schrieb. Auch der groteske „Goethe“ von Brandes steht auf meinem Schreibtisch und den von Emil Ludwig wird mir der Verlag Rowohlt dedizieren müssen. Aus solch gegornen Höllensäften werden wir keinen Nektar, wohl aber eine flache Schale von prima mittelgutem Opferwein, vor Lenins Mausoleum zu verschütten, destillieren.

Ein Buch hat mich in den letzten Tagen sehr bewegt: Anja und Georg Mendelssohn: Der Mensch in der Handschrift.³ Ich bin im Begriffe, nach seiner Lektüre den Sinn für Schriften, der mir vor ungefähr 10 Jahren verloren ging, wieder zu gewinnen. Es ist ein Buch, das genau die Richtung hält, die ich im Grunde in der Betrachtung von Schriften gefühlt und doch selbstverständlich nicht gefunden habe. Intuition und Ratio zugleich sind in diesem Gebiete niemals weiter vorgetrieben worden. Es enthält eine ebenso kurze wie treffende Auseinandersetzung mit Klages.

Hoffentlich geht bei Euch alles gut. Ich habe lange nichts von Dir gehört. Bitte schreibe sehr bald und seid herzlich begrüßt.

Dein Walter

¹ Leo Baeck, Rabbiner in Berlin.

² Erschien in der NSR, Okt. 1928. Jetzt: Städtebilder. Ffm. 1963.

³ W.B. rezensierte das Buch in der „Literarischen Welt“ vom 3. August 1928.

Berlin, 1. August 1928

Lieber Gerhard,

meine Reise nach Palästina nebst strikter Beobachtung der von Eurer hierosolymitanischen Exzellenz vorgeschriebenen Lehrfolge sind beschlossene Sache. Es wird ferner dafür gestanden, daß der ersterbend Unterfertigte bevor er erez israël mit seinen Sohlen betritt, die landesüblichen Schriftzeichen lesen kann. Wogegen er sich für etwaige Eingaben an die Behörden vorerst der Hilfe öffentlicher Schreiber zu bedienen gedenkt, wie solche im Orient, dem Berichte der Reisenden nach allerorten zu finden und speziell in Jerusalem in der Gegend der mea shearim¹ angesiedelt sein sollen. Durch einen solchen gedenkt er zuvörderst, an den Professor Magnes das Ersuchen zu richten, einen sei es für einen, sei es für mehrere Monate bestimmten Teilbetrag, dessen Höhe er dessen Ermessen überläßt, an den Unterfertigten gelangen zu lassen.

Soweit, lieber Gerhard, der offizielle Teil dieses Schreibens. Nunmehr die sachlichen Einzelheiten. Zunächst der Termin meiner Ankunft. Dieser wird sich vielleicht gegen Mitte Dezember verschieben. Das hängt erstens davon ab, ob ich mir vorsetzen kann, die Passagenarbeit noch bevor ich Europa verlasse, abzuschließen. Zweitens ob ich im Herbst in Berlin eine russische Freundin sehe.² Beides ist noch unentschieden. Über das erste werde ich in ein paar Wochen in Paris Klarheit haben. Ich will nämlich in ungefähr zehn bis zwanzig Tagen nach Frankreich fahren, dort zuerst zwei Wochen reisendermaßen im Limousin – Limoges, Poitiers etc. zubringen und dann nach Paris gehen. Dort werden dann wohl auch meine hebräischen Lesestudien stattfinden. Zu diesem Zwecke bitte ich Dich um eine Einführung beim Grand-Rabbin. Richte sie, wie überhaupt alle Post, an meine Grunewald-Adresse.

Da ich mindestens 4 Monate, eher länger in Jerusalem zu bleiben gedenke, so ist ja der Zeitpunkt meiner Ankunft nicht

von so ausschlaggebender Wichtigkeit als wäre es nur für einige Wochen. Darin gegebenenfalls Dich mitten im Semester anzutreffen, müßte ich mich zur Not bescheiden. In wenigen Wochen werde ich über die Terminfrage im Klaren sein.

Zu meiner Finanzlage ist zu bemerken, daß ich an sich neben den Beträgen von oder via Magnes noch mit kleinen Nebengeldern der „Literarischen Welt“ rechnen kann. Dabei muß ich aber berücksichtigen, daß Dora augenblicklich ohne jedes Fixum ist und noch nicht absehbar ist, wie ihre äußere Situation sich gestaltet. Du weißt ja wohl, daß der „Bazar“, bei dem sie ein Jahr lang angestellt war, eingegangen ist. Von Rowohlt habe ich für jetzt nichts zu erwarten. Bitte veranlasse daher Magnes zu einer Sendung am ersten September. Das war auch der Termin, den ich ihn hier bei unserer Unterhaltung als Beginn für die Zahlungen anzusetzen bat.

Was Du im vorletzten Brief über die „Einbahnstraße“ sagst, hat mich wie kaum eine Stimme bestätigt. Es traf zusammen mit gelegentlichen Bemerkungen in Zeitschriften. Ich begegne allmählich immer häufiger bei jungen französischen Autoren Stellen, die im Kurs ihrer eignen Gedankengänge nur Schwankungen, Irrungen, doch den Einfluß eines magnetischen Nordpols verraten, der ihren Kompaß beunruhigt. Und auf den halte ich Kurs. Je deutlicher die Empfindlichkeit der heutigen für diese Influenzen mir wird, je mehr mit anderen Worten die strenge Aktualität dessen, was ich vorhabe, mir aufgeht, desto dringlicher warnt es mich bei mir selbst, hier den Abschluß zu überstürzen. Das wahrhaft aktuelle kommt immer zurecht. Vielmehr: die Gesellschaft beginnt nicht, bevor dieser späteste Gast nicht eintrat. Vielleicht kommt man hier zu einer geschichtsphilosophischen Arabeske um jene wundervolle preußische Redensart: „Je später der Abend, desto schöner die Gäste“, aber das alles täuscht mich nicht darüber, daß das Risiko dieser Arbeit größer ist als irgend eines, das ich bisher übernahm.

Hoherfreulich Deine Nachricht von Saxl und Hofmannsthals Brief,³ für dessen Einzelheiten und Finessen ich Doras Rückkunft abwarten muß. Sie will in ein paar Tagen mit

Stefan hier sein. Sie kommen aus Österreich, wo sie mit meinen Schwiegereltern zusammen waren. Was nun Deinen, mir ehrenvollen, Wunsch angeht, über die kritischen Stimmen zu meinen Büchern auf dem Laufenden gehalten zu werden, so kann ich nicht viel mehr tun als versprechen, mit meinem ganzen Dossier (denn ich sammle das alles) in Jerusalem mich vorzustellen. Vorgreifend aber dies: Die Frankfurter Zeitung bringt eine große Besprechung der beiden Sachen im Literaturblatt vom 15. Juli, die Vossische Zeitung eine ausführliche Rezension der „Einbahnstraße“ in ihrer Nummer vom 1. August, die erste stammt von Kracauer⁴, die zweite von Bloch.

Der letztgenannte Verfasser wird binnen kurzem zum dritten Mal heiraten. Er ist von seiner zweiten Frau, die Du ja wohl kanntest, geschieden und heiratet eine sehr junge Jüdin aus Lodz.

A pure titre d'information berichte ich noch, daß der Proust sich wieder zu regen beginnt, aber wohl nur, um die schwachen Lebensreste seiner deutschen Inkarnation im Hohlweg eines Prozesses auszuatmen. Nüchterner und behutsamer gesagt: Die Schmiede hat ihre Rechte an dem Werk und ihre Manuscripte der Übersetzung an den Verlag Piper verkauft. Der hat sich uns gegenüber so schlecht (rüde und schofel) eingeführt, daß wir den Versuch machen, durch Anfechtung der Übertragung der Rechte ihn zur Raison zu bringen. Das bedeutet einerseits, daß von da in absehbarer Zeit kein Geld zu haben sein wird. Andererseits bringt es nur meinen Willen zum Ausdruck, angesichts der ungeheuer absorbierenden, auf meine eigenen Schrift[en] intensiv influenzierenden Natur dieser Arbeit sie zu sehr diskutablen Bedingungen oder aber garnicht wiederaufzunehmen.

Zwei Bücher will ich noch nennen. Eines der Kuriosität halber, weil es seit Jahren über nichts Gedrucktem mich so geekelt hat; das andere, weil es großartig ist und ich es Dir als Leser nahelegen will. Zunächst also: Alfred Kleinberg: Die deutsche Dichtung in ihren sozialen Bedingungen.⁵ Die erste große materialistische Literaturgeschichte. Es ist das einzig Dialektische an diesem Buche, daß es genau an der

Stelle steht, an der die Dummheit anfängt Niedertracht zu werden. Ich habe diese widerliche Mischung von banalem Idealismus und materialistischen Abstrusitäten wegen meines „Goethe“ vornehmen müssen. Und habe nur wieder gesehen, daß dies – nämlich der Artikel – etwas ist, wobei einem keiner hilft und daß man ihn anders als mit glücklicher Unverfrorenheit gar nicht zustande bringt. Dementsprechend bin ich auch immer noch weit genug vom Ziele entfernt.

Über den Schlußabsatz des „Cardozo“⁶ mündlich. Ein Mißverständnis durch Ahnungslose ist in der Tat syntaktisch vorstellbar – ich wäre aber nie darauf gekommen. Den Wissenden war es genug und gerade diese wenigen Schlußzeilen konnten sich doch an andere nicht richten.

Von Gutkinds endlich und der Bewegung in der Ritual- und Devotionalien-Branche weiß ich nichts neues. Eine Karte aus Wilna kam von ihnen an. Dort, reime ich mir zurecht, werden sie Flattau besucht haben. Dann rief ich zehn Tage später bei ihnen in Grünau an und da hieß es, sie sind in Paris. Über eine denkwürdige Debatte Gutkind–Unger⁷ werde ich Dir unter Palmen berichten, falls es nicht schon auf den Schneefeldern dieser Bogen geschah.

Grüße Escha, meine künftige Lehrerin, in Ehrfurcht und sei selbst mit herzlichen Dekanatsgrüßen bedacht von

Deinem Walter

1 Das Viertel, wo Scholem wohnte.

2 Deren Erscheinen hatte mehr mit den Entwicklungen der folgenden zwei Jahre zu tun, als in den Briefen nach Jerusalem sichtbar wurde.

3 An Magnes, von dem Sch. ihm eine Kopie geschickt hatte.

4 Jetzt in „Ornament der Masse“. Ffm. 1963, S. 249 ff.

5 Berlin 1927. Das zweite Buch, das zu nennen er vergaß, war offenbar von Kommerell.

6 Scholems im Brief vom 23. April 1928 erwähnter Aufsatz, dessen letzte Sätze eine polemische Anspielung gegen Oskar Goldberg enthielten.

7 Über das Ritual der Tora. Erich Unger vertrat die Anschauungen Oskar Goldbergs.

Berlin, 30. Oktober 1928

Lieber Gerhard,

ich liege im Bett, um einer drohenden Anwandlung von Gelbsucht noch rechtzeitig zu entweichen. Um Dir die Requisiten des Stillebens, das ich wenigstens äußerlich vorstelle, aufzuzählen: Da gibt es eine Schreibunterlage, die heißt: Mirgeler „Geschichte und Dogma“ und will nun endlich glossiert sein, ein Büchergebirge das sich um das Doppelmassiv der beiden Werke von Julien Green aufbaut: Mont-Cinère und Adrienne Mesurat, die mich nicht eher ruhen ließen als bis ich mir die Besprechung von beiden aufhalste¹ und nun weiß ich nicht ein noch aus und endlich zu Ehren meines Unwohlseins ein waschechter Roman „Joseph sucht die Freiheit“ von Hermann Kesten, der, wie ein paar Leute wissen wollen, bedeutsam ist.

Auf Green aber glaube ich Dich schon hingewiesen zu haben und um die „Adrienne Mesurat“ (die ja ich nicht entdeckt habe und die schon in Europa berühmt ist) kann keiner meiner Freunde herumkommen. Da wir einmal bei diesen stehen: ich hoffe meine strikte Unterbrechung aller Publikation in den letzten Monaten hat deren allseitige Anerkennung erfahren. Es wäre um so wünschenswerter als ich sie nun beim besten Willen länger nicht aufrechterhalten kann und neulich die Redaktion der „Literarischen Welt“ mit einigen Manuscripten betrat, als die Bande dabei war, eine Höllemaschine an meine Adresse zu konfektionieren.

Von dem, was in letzter Zeit fertig geworden ist, weiß ich zum Teil noch nicht, wann und wie es erscheinen wird. Ich zähle immerhin auf: der Sowjet-Goethe; Marseille (eine ganz kurze Skizzenreihe)²; ein geheimnisvolles Protokoll aus Marseille, das Du eines Tages eigenhändig in Empfang nehmen wirst; eine Rezension der Goetheschen Farbenlehre in neuer Ausgabe³; eine neue „Theorie des Romans“, die sich Deines höchsten Beifalls und ihres Platzes neben Lukács versichert hält.⁴

Ich werde nun in absehbarer Zeit durchaus nichts Größeres mehr beginnen. Der Weg, mit den hebräischen Stunden zu beginnen ist frei. Ich warte nur die Ankunft meiner Freundin ab, weil mit ihr die Entscheidung über meinen Aufenthalt in den nächsten Monaten fällt, der nicht notwendig Berlin ist. Der eigentliche Sprung, den das Hebräische ja notwendig durch meine engeren Projekte machen muß, wird nun die Passagenarbeit betreffen. Damit konvergiert aber sehr eigentümlich ein anderer Umstand. Um die Arbeit aus einer allzu ostentativen Nachbarschaft zum *mouvement surréaliste*, die mir fatal werden könnte, so verständlich und so gegründet sie ist, herauszuheben, habe ich sie in Gedanken immer mehr erweitern und sie, in ihrem eigensten, winzigen Rahmen so universal machen müssen, daß sie, schon rein zeitlich, und zwar mit allen Machtvollkommenheiten eines philosophischen Fortinbras *die Erbschaft* des Surréalismus antreten wird. Mit anderen Worten: ich schiebe die Abfassungszeit der Sache ganz gewaltig hinaus, auf die Gefahr hin, eine ähnlich pathetische Datierung des Manuscripts wie bei der Trauerspielerarbeit⁵ zu bekommen. Ich glaube, es ist jetzt genug und auf genügend unvollkommene Weise da, um das große Risiko einer solchen Dehnung des Arbeitstempos und damit des Gegenstandes eingehen zu können. [...]

Gleichzeitig mit diesem geht „Weimar“ an Dich ab und als besondere Leihgabe auf unbestimmte Frist (mit dem Reservat, das Exemplar im Bedarfsfalle zurückzuerbitten) der „Goethe“, der in der Gestalt, wie er unter Deine glücklichen Augen kommt, wohl weder in Rußland noch in Deutschland das Licht der Welt sehen wird. Ich meinerseits werde sehen, Deinem vorzüglichen Goldberg-Brief⁶ eine ehrenvolle Aufnahme zuteil werden zu lassen, zunächst, indem ich ihn in feierlicher Weise kreisen lasse. Dabei denke ich besonders an Frankfurt, weil ich demnächst vielleicht auf einige Zeit dort bin.

Ich glaube jetzt im Frühjahr nächsten Jahres zu kommen. Klimatische Erwägungen spielen für mich grundsätzlich keine Rolle, was also unter solchem Gesichtspunkt gegen diesen

Termin spräche, lassen wir ruhig aus dem Spiel. Was aber sonst zu berücksichtigen wäre, wirst Du mir gelegentlich schreiben. Bis dahin ist ja Zeit.

In Sachen Kraus-Kerr⁷ – ja, da geht es hoch her et moi-même j'y suis pour un tout petit peu. Inzwischen ist eine neue Groteske (Fall des Czernowitzer Irrsinnigen – Paul Verlaine-Zech) dazugekommen⁸ – monumentale und von Eurem ergebenen Diener vorhergesagte, wenn auch in ihren diluvianischen Maßen nicht abgeschätzte Blamage von Kraus. (Und, zu seiner Ehre sei es gesagt: eine verdiente). Eine neue Kraus-Notiz, Gegenstück zum Kriegerdenkmal,⁹ ein Versuch, seine jüdische Physiognomie zu zeichnen, befindet sich seit längerer Zeit unter meinen Nachträgen zur „Einbahnstraße“.

Soweit für heute. Viele herzliche Grüße Dir und Escha

Dein Walter

1 Die beiden Besprechungen erschienen in der „Literarischen Welt“ vom 16. Nov. 1928, bzw. der „Internationalen Revue“, 1928, Heft 2, S. 116.

2 NSR, April 1929. Jetzt Schriften II, S. 67–71.

3 In der „Literarischen Welt“ vom 16. Nov. 1928.

4 Welche Arbeit gemeint ist, ist unsicher.

5 „Entworfen 1916, verfaßt 1925“.

6 „An einen Leser von Oskar Goldbergs Wirklichkeit der Hebräer“, (ungedruckt).

7 Der Polemik zwischen Karl Kraus und Alfred Kerr, die sich in der „Fackel“ und dem „Berliner Tageblatt“ abspielte.

8 Kraus hatte Gedichte veröffentlicht, die ein Arzt in Czernowitz bei einem Insassen eines Irrenhauses gefunden hatte und einige davon mit dem höchsten Lob bedacht. Die wahren Autoren meldeten sich bald, nicht durchweg zur Freude von Kraus. Siehe Nr. 781–786, 800–805 der Fackel.

9 In „Einbahnstraße“.

Walter Benjamin

Briefe 2

Herausgegeben und mit Anmerkungen
versehen von Gershom Scholem
und Theodor W. Adorno

Suhrkamp Verlag

edition suhrkamp 930

Erste Auflage 1978

© Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1966. Printed in Germany. Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags und der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Druck Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden. Gesamtausstattung Willy Fleckhaus.

2 3 4 5 6 7 - 96 95 94 93 92 91

BRIEFE 1929-1940



Svendborg, Sommer 1938

[illegible]

[illegible][illegible]

In diesem Natium der Dinge (mit freilich in diesem zum ersten Mal) kann ich mich geoffenbar
nicht untergeordnet, was aber von Seiten des ethischen Managements genau die Methode der Arbeit
nicht gemacht werden mag. Ich glaube, in Gegenwart, in der unvollkommenen Natur mit der ich
meiner selbst zu leben, bin ich auf mich selbst die ethischen Dinge, die geistlichen Arbeit für
jeden ersten Teil in einer Linie ~~gewissen~~ befaßt wird. Ich wie die Philosophie einer Arbeit mit
sich selbst in der Terminologie der ersten Arbeit gebildet ist, so glaube ich, daß diese Arbeit
bei der großen geistlichen Arbeit ist, der der Ethik folgt, wenn wir die Philosophie auf
nicht die ergebnisreichste ist. Wir gehen, wie Sie wissen, das alles nur die, die geistlichen der 19ten Jahrhundert.

In diesem Absatz habe ich nur eigentliche, wenn nicht der eigigen Grund, nur mit einer Erklärung =
Kausale, aufgeführt. Warum kann hier - weil ich nur heute und ich habe den großen
in diesem Absatz habe ich nur eigentliche, wenn nicht der eigigen Grund, nur mit einer Erklärung =
Kausale, aufgeführt. Warum kann hier - weil ich nur heute und ich habe den großen
in diesem Absatz habe ich nur eigentliche, wenn nicht der eigigen Grund, nur mit einer Erklärung =
Kausale, aufgeführt. Warum kann hier - weil ich nur heute und ich habe den großen

soß die Arbeit. So war die eigentliche Konzeption ist. Dem Institut zur Verfügung stehen können, sehr
so wenig argwöhnen, so ist die "Kollektive" und im Geist der Wissenschaft der Gegenwart haben
Aufmerksamkeit. Einander tragen ist es jedoch nicht die Arbeit in der eigentlichen Bedeutung
aufzuheben, die den geistigen Reizen der internationalen Kultur entgegen zu setzen, einen Arbeit
aufzuheben an dieser Arbeit begünstigen können, die aber die Aufmerksamkeit der Wissenschaft
aufzuheben werden werden. Denn wir werden sehen, die im gegenwärtigen Stadium der
Aufmerksamkeit in der Wissenschaft aufzuheben werden, wenn schließlich die Wissenschaft der Gegenwart
jeder Art der Aufmerksamkeit aufzuheben werden. Der Reiz der Aufmerksamkeit der Gegenwart
ist an allen Stellen, aber auch an der Wissenschaft, die die Wissenschaft der Gegenwart

Leugnerbaptismen, die sich heissen. Wenn gerade die meisten Menschen glauben, dass
- ein Teufel, ein Leugner, ein Baptismus von. Pharisäern, so ist gerade das
Mittel, dass es nur für die gibt, die in der Welt, die bei uns nicht sein
glauben ist, selbst in der Welt (Lüge) nicht sein. Nicht die, die nur an die
an den Leugnerbaptismus als einen neuen: ist die alte, und die meisten Baptisten sind
nein zu den Leugnern, so ist nur im Leben der Leugner selbst.

[illegible]

Der Herr mit der alt Oth. einen Bogenzug für ein tiefes Joch ^{mit} in der Luft kommen.
Aber, bis mit einander, der Weg von Oxford nach London ist zu erheben? Und was für
sich selbst in der Gegenwart!

Two of Lanya's main preoccupations of your paper. Do you see what overlaps, to find the various points of unity of paper.

Ich bin mit Ihnen, sehr in Einklang, dass Sie nicht abgeben werden. Sie haben sich
zu erklären, nicht mit mir, sondern mit Ihnen?

Uhr Langenburger stellt zu Frankfurt, Rothenfeld und noch nicht aufgestellt, was aber nicht ob ist als jetzt aufstellen laßt.

Adieu, bis unser künftiger Götze!

31 Mar 1935
Pan XIV
28 place
Daphn. Robrean

Jhr. L. J. van der Veen

Berlin-Grunewald, den 15. Jan. 29

Sehr geehrter Herr Rychner,

beifolgend die editio ne varietur meines kleinen Flugblattes „Marseille“.

Mit Ihrer Frage nach Proust machen Sie mich verlegen. Man schämt sich für Deutschland, für die Umstände, die es herbeigeführt haben, daß diese Sache von Anfang an in lieb- und ahnungslosen Händen gelegen hat (und wenn sie jetzt auch neue Hände, doch nicht bessere Köpfe zu ihnen finden). Sie verstehen, ich spreche von den Verlegern. Dem Publikum kann man kaum etwas vorwerfen. Es ist ja an die Dinge noch gar nicht herangekommen. Erst der von Schottlaender übersetzte Band, ein lächerliches Debut. Dann der Band, den Hessel und ich übersetzt haben, in ganz anderm, nicht unbedingt geschickten Format. Zwei Bände also, die, als Übersetzung, weder äußerlich noch innerlich Kontinuität haben und dann das gänzliche Abbrechen. Seit kurzem, wie Sie vielleicht wissen, ein neuer Verleger, der sich ebenso wenig wie sein Vorgänger zu der Erkenntnis durchringen kann, daß Proust nur als Oeuvre, nicht in einzelnen Bänden in Deutschland durchgesetzt werden kann. Wenn Sie bedenken, daß das Werk bis Sodom und Gomorrha einschließlich in unserer Übertragung schon seit Jahren fertig ist, werden Sie verstehen, wie lebhaft wir Ihren Mißmut mitfühlen, und wie dankbar wir Ihnen sind, daß Sie in Ihrer Rundschau so ziemlich den einzigen Platz eröffnet haben, an dem man wieder und wieder auf Proust verwies. Natürlich bleibt unendlich viel zu tun. Ebenso natürlich, daß auch ich daran schon gedacht habe, etwas

zur Deutung Prousts beizutragen. Ich stehe aber dem Ganzen noch zu nahe, es steht noch zu groß vor mir. Ich warte, bis ich Details sehe, an denen ich dann, wie an Unebenheiten einer Mauer, hochklettern will. Sicher wird unsere deutsche Proust-Forschung sehr anders aussehen als die französische. In Proust lebt doch noch so viel größeres und wichtigeres als der „Psychologe“, von dem in Frankreich, soviel ich sehe, fast ausschließlich die Rede ist. Wenn wir uns etwas gedulden, so bin ich sicher, Sie werden eines Tages, von welcher Seite es sei, eine vergleichende Arbeit über deutsche und französische Proust-Kommentare ebenso gerne erhalten wie bringen.

Für heute schließe ich mit den aufrichtigsten Empfehlungen als Ihr ergebener

Walter Benjamin

183 *An Alfred Cohn*

[Februar 1929]

Lieber Alfred,

ich will durchaus keinen Tag verstreichen lassen sondern Dir sofort zu Deiner Sendung gratulieren. Die Sachen sind noch nicht bei der Redaktion, aber sie werden natürlich gedruckt. Ich stehe dafür ein wie für meine eignen. Sei nicht böse, wenn ich Dir sage, daß die Rezensionen noch besser sind als ich es beim festesten Vertrauen in Deinen Scharfblick und Deine Ausdruckskraft erwarten konnte. Ich freue mich, endlich in diesem verzweifelten Exil, das die „Literarische Welt“ darstellt, einen Mitverbannten zu haben.

Besonders die Rezension der Luxemburg-Biographie ist vollendet.

Bitte entschuldige, daß der angekündigte Panferow „Die Genossenschaft der Habenichtse“¹ nicht kam. Ursprünglich hatte ich es auf meinen Namen genommen und auch schließlich behalten, weil meine russische Freundin, die seit einiger Zeit hier ist, mit Panferow sehr gut bekannt ist und mir

allerlei von ihm erzählen will, was ich einer Rezension zu gute kommen lassen möchte.

Seitdem ich weiß, daß Du das Pergamentbuch bekommen sollst, bin ich, jedenfalls darin, viel fleißiger und beschreibe es in die Kreuz und die Quer². Ja – um einen Augenblick dabei zu verweilen: ich meine jenes größere Heft in biegsamem Pergamentdeckel, mit dem Du mich in Mannheim beschenkt hast. Der Umgang mit ihm hat mir zudem ein beschämendes faible für dieses ganz dünne, durchscheinende und doch vorzügliche Papier gegeben, das ich hier leider nirgends auftreiben kann. Weißt Du eine Quelle, wo man es *en gros* beziehen kann?

Ich will dafür sorgen, daß Du jetzt möglichst regelmäßige Büchersendungen von der Redaktion direkt bekommst. Für die zweite Frankreich-Nummer möchte ich der Redaktion doch vorschlagen, dreißig Zeilen aus dem Flaubertschen dictionnaire des idées reçues³ zu bringen. Ich schreibe Dir noch darüber. Wenn Du Dich für den Aufsatz über Surrealismus⁴ interessierst, wirst Du gut tun, das vollständige Erscheinen abzuwarten und ihn dann in Einem zu lesen. Sinnwidriger als es geschehen ist, ließ sich nämlich die Abteilung der Fortsetzungen garnicht vornehmen.

Für heute will ich schließen und tue es mit allen guten Wünschen für Deine Gesundheit und herzlichen Grüßen an Grete und die Kinder

Dein Walter

PS Von einer eigentlichen „Rubrik“ Burschells in der „Literarischen Welt“ weiß ich nichts. Bitte schreibe mir Genaueres. Im übrigen hoffe ich, das wird sich mit der Zeit alles von selbst gut einspielen.

1 Erschien 1928. Von W. B. in der „Literarischen Welt“ vom 15. März 1929 besprochen.

2 Dies Buch im Pergamenteinband befindet sich, aus dem Nachlaß von Alfred Cohn, in Scholems Besitz. Es ist in kleinster Schrift eng beschrieben.

3 Aus Bouvard et Pécuchet.

4 Erschien in der „Literarischen Welt“ vom 1., 8. und 15. Februar 1929.

Berlin, 14. Februar 1929

Lieber Gerhard,

ich will mit dem Geständnis beginnen, daß ich Deinen letzten Brief, auf den ich hiermit postwendend antworte, schon sehr anständig finde – angesichts meines skandalösen Verhaltens, denn so muß dieses Verhalten jedenfalls aussehen.

Nun zur Darlegung der Verhältnisse, aus denen es hervorgeht, da steht an erster Stelle der wochenlange Kampf, in den mich meine Zusicherung an Dich (und mich selbst) im Frühjahr nach Palästina zu kommen, versetzt hat. Und nun tue ich es nicht. Nun verschiebe ich dieses Kommen zum zweiten Mal, und habe mit der Gefahr zu rechnen, von Dir nicht mehr ernst genommen zu werden. Es liegen nun freilich zwei sehr dringliche Rücksichten vor. Ich will gleich mit der Dir gegenüber schwächern, mir gegenüber aber stärkern beginnen. Die ist, daß die Passagenarbeit, die ich mit hundert Künsten (von denen das Beifolgende zeugt) zu umgehen gesucht habe, sich nicht länger abdrängen läßt. Noch weiß ich nicht, ob das auf eine unmittelbare, sofortige Abfassung zielt, ich glaube es nicht einmal. Aber das, was sich da augenblicklich in mir abzeichnet, muß festgehalten werden, wenn dieses ganze Unternehmen nicht mit dem Zusammenbruch enden soll.

Ich habe also gar keinen andern Weg, das Hebräische in Berlin, als reines Sprachlernen, sofort aufzunehmen und diese beiden Wege angespanntesten Lernens und angespanntesten Schreibens zugleich durchzuführen. Ich kenne die hundert Bedenken, die dem entgegenstehen. Aber jedes meiner beiden Vorhaben ist schon in sich so reich an unabsehbarem Risiko, daß, sie zugleich durchzuführen schon wieder die Vernunft der Krisis enthält. Bitte schreibe mir postwendend die berliner Instanz für meinen hebräischen Unterricht. Ich weiß, daß Du das schon einmal tatest, aber ich kann den Brief jetzt nicht heraussuchen.

Der äußere Grund ist eine schwere Erkrankung meiner Mutter – vor einem viertel Jahr ein Schlaganfall, seit einigen

Tagen bedrohliche Verschlimmerung der Lage. Ich habe jeden Grund, im Falle ihres Todes nicht zu weit und zu lange abwesend zu sein.

Meine weiteren Dispositionen sind: Reise nach Palästina im Herbst, möglichst mit Dir zusammen, wenn Du aus Europa zurückkommst. Bis dahin ein Aufenthalt von einigen Wochen in Paris, im übrigen absolut keine Reisen.

Nun zu Deinen Arbeiten. Die „Entstehung der Kabbala“¹ habe ich mit höchstem Interesse (o dürfte ich auch sagen: mit Nutzen – aber das darf ich heute weiß Gott noch nicht) gelesen. Was Du geleistet hast ergibt zugleich den Begriff des Tohu wa Bohu aus dem Deine Programmschrift sich erhebt. Sodann, was Deinen außerordentlichen Brief über Goldberg betrifft, so hoffe ich mich nützlich gemacht zu haben. Ermutigt durch den großen Erfolg, den dessen Verlesung vor Hessel hatte, übergab ich ihn einem Dir gewiß bekannten, mir wie ich nicht leugnen will vertrauenerweckenden und sympathischen Dr. [Leo] Strauß² von der jüdischen Akademie zwecks Abschrift und weiter Verbreitung in partibus infidelium. Ich werde ihn demnächst wieder einmal auf der Staatsbibliothek abfangen und dann hoffe ich, seine Berichte vom Kriegsschauplatze entgegenzunehmen. Übrigens haben die Goldberg-Menschen ihre Aktivität in geregelte Bahnen geleitet und laden als „Philosophische Gruppe“ allwöchentlich an den Plakatsäulen zu ihren Dienstagsveranstaltungen ein.

Von meinen Arbeiten wäre, bibliographisch, etwas noch anzudeuten, daß in der „Neuen Schweizer Rundschau“ ein „Weimar“ erschienen ist, das die dem Sowjetstaate abgewandte Seite meines Janushauptes aufs lieblichste vorstellt. Aber den werde ich Dir wohl zugeschickt haben. Andernfalls fordere ihn bitte an. Das Haupt wird sich, vollständig, wenn auch nur en miniature, nach Erscheinen von „Marseille“ darstellen, das ich um dieser Korrespondenz willen an gleicher Stelle erscheinen sehen möchte. Es besteht darauf Aussicht. Was mich sonst in letzter Zeit anging ersiehst Du einigermaßen deutlich aus dem „Surrealismus“, einem lichtundurchlässigen Paravent vor der Passagenarbeit. Unter den Artikeln, die ich vorbereite ist einer, mit dem ich etwas Anstoß zu

geben hoffe: „Tiefstand der literarischen Kritik in Deutschland“. Fernerhin hat der Endesunterfertigte eine große Novelle von Jouhandeau „Le marié du village“ übersetzt, über deren Schicksal noch nichts bekannt ist.³ En demeurant glaubt er Dich auf diesen Autor, dem in der Stickluft kleiner französischer Sakristeien Visionen sich zeigen, vor denen die gewiegtsten Heiligen von nebenan Reißaus nehmen würden, schon hingewiesen zu haben. Sonstige Allotria wirst Du – Gott sei's geklagt – in einer zweiten Frankreichnummer finden.

Was wünscht die „Jüdische Rundschau“ über mich zu erfahren? Und warum entziehst Du Dich solcher Aufgabe? – Aber ich weiß es recht gut und der Himmel möge Dich dafür segnen.

[...]

Ganz submisseseit möchte ich Deine Bemerkungen zu [Karl] Kraus und der Halacha anfordern. Ich möchte meinen, daß sie mir nicht bekannt sind. Bewußt entsinne ich mich nicht, von Dir etwas darüber gehört zu haben. In seinen berliner Demarchen, vom großen Fackelheft gegen Kerr an, zeigt sich eine so unglückliche Hand, daß aus der geplanten Übersiedlung hierher wohl nichts werden wird.

Nun ich bin, wenn schon nicht erfreulich so doch ausführlich gewesen, und werde es weiter sein. Bitte antworte, wenn auch noch so kurz, baldigst. Herzliche Grüße an Dich und Escha

Dein Walter

[...]

¹ Im „Korrespondenzblatt des Vereins zur Begründung einer Akademie für die Wissenschaft des Judentums“, Berlin 1928, S. 5–23.

² Jetzt Professor of Political Science an der Universität Chicago, geb. 1899.

³ Erschien 1931 unter dem Titel „Der Dorfbräutigam“ in der „Europäischen Revue“, VII., S. 105–131.

15. März 1929

Lieber Gerhard,

ich höre mit Freude, daß Du wahrscheinlich nicht nach Europa kommst. Das wird mir also erlauben, meine Reise nach Palästina eventuell schon vor dem Herbst anzutreten.

Gestern habe ich Buber gesprochen. Ihm die Situation eingehend klargelegt und von ihm erfahren, daß Dr. Magnes im Augenblick nicht hier ist, aber in ein paar Tagen zurück-erwartet wird. An ihn werde ich mich wenden. Weltsch¹ ist schon nach Palästina abgefahren. Buber erzählte, daß er mich für Vorträge an der Schule der jüdischen Jugend empfohlen habe. Vorläufig sehe ich mich indessen mehr auf deren Bänken als auf deren Kathedern.

Optime, amice fragst Du, was sich wohl hinter der Surrealismus-Arbeit verbergen mag. (Ich glaube, sie Dir komplett zugesandt zu haben, bitte schreibe, ob Du sie erhieltest.) In der Tat ist diese Arbeit ein Paravent vor den „Pariser Passagen“ – und ich habe manchen Grund, was dahinter vorgeht, geheim zu halten. Gerade Dir aber immerhin soviel: daß es sich hier eben um das handelt, was Du einmal nach Lektüre der „Einbahnstraße“ berührtest: die äußerste Konkretheit, wie sie dort hin und wieder für Kinderspiele, für ein Gebäude, eine Lebenslage in Erscheinung trat, für ein Zeitalter zu gewinnen. Ein halsbrecherisches, atemraubendes Unternehmen, nicht umsonst den Winter über – auch wegen der schrecklichen Konkurrenz mit dem Hebräischen – immer wieder vertagt, also zeitweise mich lähmend, nun ebenso unauf-schiebbar wie zur Zeit unabschließbar befunden.

Daraus ergibt sich, a tempo das Hebräische aufzunehmen und daneben die Passagenarbeit soweit zu fördern, daß sie dann in Palästina sich von neuem und ohne Schaden zurückstellen läßt. Das beste wäre, sie würde sich explosiv vollenden. Damit kann ich aber nicht rechnen. An Magnes schreibe ich sowie ich die Stunden begonnen habe.

Für die nächste Frankreich-Nummer der „Literarischen

Welt“ habe ich ein Rudel Kritiken verfaßt und spinne zur Zeit an einigen Arabesken zu Proust². Der Surrealismus hat mir einen erfreulichen, erfreuten, ja begeisterten Brief von Wolfskehl eingetragen, und mir auch sonst noch ein oder zwei freundliche Blicke eingetragen. Ich hoffe darauf, Dir in kurzem eine „Marseille“ übersenden zu können und etwas anderes, das sich „Kurze Schatten“³ benennt. Was von alledem oder sonst Du aber unter meiner „experimentellen Dämonologie“ verstehst, das enthülle mir baldigst.

Der erwähnte [Leo] Strauß ist mir aus den Augen verschwunden. Da es aber unter Mitnahme einer umfangreichen Bibliographie über das Märchenwesen geschah, so werde ich ihm nun einen Steckbrief nachsenden, der vielleicht auch die Sache Deines Goldbergbriefes fördert, den er auch noch in Händen hat. Übrigens entfaltet dieser Goldbergkreis eine regelmäßige Diensttagsaktivität am Nollendorfplatz. Vortragsabende: für mich, der sie nur auf den Plakaten genießt, Photomontagen ernster Zores auf miesen Ponems.⁴

Die Eile der jüdischen Gemeinde in Berlin ist für mich in der Tat bedauerlich.⁵ Que faire? Der Start ist nun abgesteckt. Man muß die Bahn im Auge behalten. Du bekommst laufend weitere Nachricht.

Herzlichst Dein Walter

Was Du über das Parlament und die Araberfrage schreibst⁶, schien mir einleuchtend und war wahrscheinlich sehr nötig. Mache Dich weiter durch solche Sendungen bemerkbar, zunächst erbitte ich sehr die Notiz über die Herkunft von Kraus' Sprache aus dem Musivstil – Halachastreit.

1 Robert Weltsch, Chefredakteur der „Jüdischen Rundschau“.

2 Erschienen in der „Literarischen Welt“ vom 21. Juni – 5. Juli 1929. Jetzt Schriften II, S. 132–147.

3 NSR, Nov. 1929. Jetzt Schriften II, S. 13–22.

4 Jüdisch: Ernster Sorgen auf häßlichen Gesichtern. Gemeint ist: echte Probleme werden hier von falschen Leuten behandelt.

5 Nicht mehr verständlich.

6 In einem Aufsatz in der „Jüdischen Rundschau“ vom 8. Febr. 1929.

[6. Juni 1929]

Lieber Gerhard,

Deinen Brief beantworte ich postwendend.

Der Brief an Magnes, von dem ich Dir zu informatorischen Zwecken eine Copie beilege, geht morgen, nachdem er in Schreibmaschinenausfertigung vorliegt, an ihn ab.

Ich vermag Deinen Vorwürfen leider nicht das mindeste entgegenzusetzen; sie sind absolut begründet und ich stoße in dieser Sache auf ein schon pathologisches Zögern, das mir leider auch sonst bei mir hin und wieder bekannt ist. Die Kürze des letzten Briefes an Dich hast Du allerdings doch eher mißverstanden. Sie entsprang aus der Eile, Dir anzu-melden, daß die Sache¹ *endlich* in Gang ist. Und das besagt nun allerdings um so mehr, je komplizierter die vorliegenden Hemmungen waren. (Deren Gestalt und Ausmaß Du übr-igens doch nur zumteil kennst und die soweit sie rein persön-licher Natur sind, mündlicher Mitteilung vorbehalten werden müssen.)

Mein Kommen im Herbst ist nur abhängig von meiner materiellen Lage. Von sonst nichts, Gesundheit vorausgesetzt. Dagegen kann ich Dich nur versichern, daß nun da ich begon-nen habe, mein Hebräisch unabhängig von dem Termin mei-ner Palästina-reise, hier oder dort, unbedingt durchgeführt wird.

Ich muß übrigens, mit den Vorbehalten, die eine sehr kurze Erfahrung erfordert, feststellen, daß ich in Lernstimmung bin und wenn schon nicht leicht, so doch nicht so phantastisch schwer lerne wie ich gefürchtet hatte und daß es mir in ge-wissen Grenzen sogar Freude macht. Ich glaube daß Mayers² Methode sehr gut ist: viel Schriftliches, *ins* Hebräische über-setzen.

Ich nehme wie gesagt täglich Stunde und habe wo ich gehe und stehe die Grammatik bei mir. Vorläufig sind wir noch in ihr beheimatet, Mayer hat aber vor, bald zur Lektüre über-zugehen. [. . .] Du wirst anerkennen, daß die längst geschul-

dete Nachricht über diese Verhältnisse nun so vollständig vorliegt, als das zur Zeit möglich ist. Ich wende mich zu einigem andern. [. . .] Ich bereite vor: „Die singende Blume oder die Geheimnisse des Jugendstils“ für die Frankfurter Zeitung.

Ich habe einige nennenswerte Bekanntschaften gemacht. Ad 1 die nähere mit Brecht (über den und über die viel zu sagen ist) ad 2 die mit Polgar, der jetzt zu Hessels nächstem Kreise gehört. Von Hessel ist erschienen: „Spazieren in Berlin“³. Ich werde veranlassen, daß ers Dir zuschickt. – Schoen ist künstlerischer Leiter des frankfurter Rundfunks und ein wichtiger Mann geworden.

Ich bleibe mindestens bis zum ersten August in Berlin, eventuell etwas länger. Mein ursprünglicher Plan ist, dann ein paar Wochen nach Paris zu gehen, von dort via Marseille nach Palästina.

Bitte halte mich von Deinen Entscheidungen auf dem Laufenden. Sage Agnon alles Herzliche; ich werde ihm schreiben. Über seine Zeilen habe ich mich sehr gefreut.

Über den Baader reden wir also im Herbst noch einmal, ich werde versuchen ihn solange zu halten.⁴

Ich arbeite sehr viel. Soweit es Druckgestalt in der Literarischen Welt annimmt, wirst Du es von nun ab regelmäßig bekommen. Hiermit, vor allem aber mit den vorstehenden Mitteilungen, hoffe ich unsern Korrespondentenhimmel etwas gereinigt zu haben und verspreche weitem beständigen Ostwind.

beracha gam le⁵-Escha

Dein Walter

1 Die hebräischen Stunden.

2 Sein Lehrer Dr. Max Mayer (geb. 1887), jetzt in Haifa.

3 Von W. B. besprochen in der „Literarischen Welt“ vom 4. Okt. 1929.

4 Bezieht sich auf W. B.'s Exemplar der Schriften Franz von Baaders, das Scholem für die Universitätsbibliothek in Jerusalem erwerben wollte.

5 In hebräischen Schriftzeichen. („Gruß auch an . . .“). Diese Studien wurden im Juli unterbrochen und kaum wieder aufgenommen.

Berlin, 7. Juni 1929

Sehr verehrter Herr Rychner,

auf Ihre freundlichen Zeilen vom April hätte ich Ihnen wohl mit einem kurzen „einverstanden“ antworten müssen. Wenigstens entnehme ich es daraus, daß ich bisher noch keine Korrekturen erhielt. Aber das bin ich gewiß – einverstanden. Und gerade im Zusammenhange dieser Noten lege ich keinen entscheidenden Wert auf das „Schöne Entsetzen“¹ – so lieb es mir wegen des Erlebten ist, aus dem es hervorgeht. Damit wir aber nicht unbescheidenerweise die musische Neunzahl für diese Schatten anrufen, sende ich Ihnen für die nun freigewordene Stelle hier eine neue und wir bleiben bei zehn.

Gewiß hätte ich früher von mir hören lassen, wäre ich nicht durch das Studium des Hebräischen in einen neuen mich bis aufs letzte beanspruchenden Arbeitskreis getreten. Meine übrigen Arbeiten müssen sich die Zeit nehmen, wo sie sie finden. Ich bin mindestens bis Anfang August in Berlin. Aber da Sie mir keine Hoffnung machen können, auf diesem Boden zu erscheinen, sollen Sie wissen, daß ich sodann für kurze Zeit in Paris sein werde.

Mit freundlichen Grüßen – und einem besonderen Dank für den C. F. Meyer, den Sie mir zugehen ließen und der mir wert geworden ist

Ihr Walter Benjamin

¹ Ein Stück in „Kurze Schatten“.

Berlin-Grunewald, 26. 6. 1929

Lieber und hochverehrter Herr von Hofmannsthal,

vielleicht erreicht dieser Brief Sie gleichzeitig mit den herzlichen Grüßen, die ich Frau Wiesenthal bat, Ihnen zu überbringen. Die Kluft meines Schweigens wäre so besser überbrückt als mit den verschiedenen Dingen, die hier beiliegen.

Ich habe diese kleinen Arbeiten für Sie gesammelt und war immer froh, wenn ich etwas zurücklegen konnte, wovon ich mir sagte, in einem günstigen Augenblick könne es Sie als Leser finden. Der Proust-Aufsatz, von dem ich hoffentlich nicht ohne Grund annehme, daß er Ihnen einen gewissen Begriff von dem gibt, was mich vor Jahren in Paris beschäftigte und dem Sie Ihren Anteil schenkten, sollte das ganze Übrige Ihnen empfehlen; darum habe ich bis zu seinem Erscheinen gewartet. Der „Sürrealismus“ ist ein Gegenstück zu ihm, das einige Prolegomena der Passagen-Arbeit enthält, von der wir einmal bei mir gesprochen haben. „Weimar“ ist ein Nebenprodukt meines „Goethe“ für die Russische Enzyklopädie. Ob der je erscheinen wird, weiß ich nicht. Fest steht nur, daß er in die Enzyklopädie höchstens bis zur Unkenntlichkeit entstellt gelangen kann. Vor einem Jahr bin ich in Weimar gewesen. Der Eindruck ist an einigen Stellen der Arbeit zugute gekommen, um derentwillen der Aufenthalt gedacht war. Die Essenz aber suchte ich, unbeschwert vom Zusammenhang einer Darstellung, auf diesen beiden Seiten festzuhalten. Zu ihnen ist „Marseille“¹ ein Gegenstück. Schwach wahrscheinlich, mir aber aus dem höchst unmaßgeblichen Grunde lieb, weil ich mit keiner Stadt so gekämpft habe. Ihr einen Satz abzurufen, könnte man sagen, ist schwerer als aus Rom ein Buch herauszuholen.

Seit zwei Monaten habe ich endlich mit meinem Vorsatz ernst gemacht: ich lerne hebräisch. Diesen Einschnitt in meine Arbeit auch äußerlich und so markant zum Lebensabschnitt zu machen wie Sie es mir in unserm ersten Gespräch so überzeugend anrieten, ließ sich nicht durchführen. Ich konnte

nicht von Berlin fortgehen. Doch habe ich hier einen ganz ausgezeichneten Lehrer gefunden, einen älteren Mann mit bewunderungswürdigem Verständnis für meine Lage und doch mit der nötigen Autorität, um den Vokabeln und Sprachformen Einlaß bei mir zu erzwingen. Im ganzen ist am gegenwärtigen Zustand für mich nur schwierig der Wechsel zwischen Lernen und literarischer Aktivität. Ich könnte mir eine Reihe der schönsten Tage mit nichts als Grammatik denken. Umsomehr als ich an die erwähnte Passagenarbeit im Augenblick doch nicht gehen kann. Sie ist aber nach Material und Fundierung in den Monaten seit ich Sie sah sehr gewachsen und ich darf sie ein paar Monate ruhen lassen ohne sie zu gefährden.

Vermutlich gehe ich im Laufe des September für einige Monate nach Palästina. Am ersten August liquidiere ich meine berliner Situation und leider auch das schöne Zimmer, in dem ich Sie bei mir sehen durfte und gehe zunächst nach Paris.

Sehen Sie bitte, lieber Herr von Hofmannsthal, in diesem Briefe nicht nur den Rechenschaftsbericht sondern den Wunsch, in Ihrer Erinnerung lebendig zu bleiben.

Ich bin mit herzlichen Grüßen Ihr aufrichtig Ihnen ergebener

Walter Benjamin

PS „Weimar“ und „Marseille“ liegen der Sendung nicht bei. Ich bat Rychner schon vor mehreren Monaten, sie Ihnen direkt zu senden.

Das Erscheinen von Proust III hat sich lange verzögert und darum auch die Absendung dieser Zeilen. Nun kann ich ihnen Gewisseres hinzufügen. Am 17. September fahre ich von Marseille über Konstantinopel und Beyrouth nach Jaffa. Anfang Oktober will ich in Jerusalem sein und dort drei Wintermonate ausschließlich dem weiteren Studium widmen. Schon jetzt beansprucht es mich soweit, daß ich an keine große Arbeit denken kann und die kleinen noch länger brauchen als sonst. Immerhin hoffe ich Ihnen nach einigen weiteren Wochen einen ganz kleinen Versuch über den Jugendstil senden zu können, der in der „Frankfurter Zeitung“ erschei-

nen soll. Danach beschäftigt mich „Warum es mit der Kunst Geschichten zu erzählen zu Ende geht“ – d. h. der Kunst der mündlichen Erzählung.

Ich erneuere Ihnen meine herzlichsten und ergebensten Grüße.

W. B.

¹ NSR, April 1929. Jetzt Schriften II, S. 67–71.

189 *An Gerhard Scholem*

Volterra, 27. Juli 1929

Lieber Gerhard,

Du magst sagen, was Du willst: meine Briefe sind alles in allem nicht so spärlich, selten kurz. Und was ich mir die Freiheit genommen habe über den Stand der europäischen Korrespondenz festzustellen, hätte Dir die Tugenden meiner internationalen nur in helleres Licht rücken sollen. Zu diesen gehört, wie ich unermüdlich bestrebt bin, Dir wechselnde und rare Datierungen darzubieten. In diesem Sinne, mindestens, kann auch vorliegendes Schreiben Deine Aufmerksamkeit erbitten. Es kommt nämlich aus einem Zentrum der etruskischen Kultur; sagen wir aus ihrer Vorhölle, sofern ich eben eine 37jährige Unwissenheit von diesen Dingen durch einen dreistündigen Museumsbesuch gebüßt habe. Aus Volterra. Nicht umsonst unbekannt; ohne Schaden selbst von D'Annunzio besungen; höchst großartig, inmitten einer Art schneelosen, afrikanischen Engadins gelegen – so klar sind die riesenhaften Öden und die kahlen Berge seiner Umgebung.

Ganz steil über mir bewegt sich die Wetterfahne des alten burgartigen Munizipio wie ein Dachdecker.

Folgendermaßen bin ich hergekommen. [Wilhelm] Speyer hat mich aufgefordert, ihn im Auto nach Italien zu begleiten. Er ist bei Freunden in Forte dei Marmi. Übermorgen wollen wir zusammen zurückfahren. Ich nahm seinen Vorschlag an.

Er kam drei Tage nachdem Dr. Mayer nach Bad Eibing zur Kur verreist war. Wir haben besprochen, daß ich ihm laufend meine schriftlichen Arbeiten schicke. Das habe ich auch begonnen, aber der Fernunterricht bleibt etwas prekär. Kurz, ich sitze nun eine Woche in San Gimignano und bin heute hier herübergefahren. Morgen gehe ich nach Siena. Dort wird die Zeit etwas kurz sein. Aber Speyers Dispositionen sind wandelbar. [...]

Über San Gimignano schreibe ich Dir nichts. Ich denke auch, Du hörst den Namen nicht zum ersten Male. Vielleicht gibt es später einmal etwas von mir darüber zu lesen¹. Im schlimmsten Fall müßtest Du mit Bildern von Derain vorlieb nehmen, im besten, die Situation selber zur Kenntnis nehmen, wo Du so gewiß der einzige Palästinenser wie ich der einzige Deutsche sein wirst.

Jetzt meine kommenden Dispositionen. Für Mitte August bis Anfang September hat man mir eine Einladung für Pontigny in Aussicht gestellt. Zur sogenannten zweiten Dekade; das ist die alljährliche Zusammenkunft der berühmtesten Dichter Frankreichs, von Gide begonnen die meisten großen Rom[an]ziers und Lyriker. Leider bestehen Schwierigkeiten rein technischer Art. [...] Weiter sind meine Dispositionen in Frage gestellt durch einen Prozeß² und durch den Gesundheitszustand meiner Mutter, der das schlimmste befürchten läßt. Sauf imprévu aber möchte ich mich im September in Marseille einschiffen und am 3^{ten} Oktober, mit dem Lamar-tine, in Jaffa eintreffen. Ich würde also sehr bald nach meiner bevorstehenden Rückkehr nach Frankreich gehen und dann nicht mehr, vor meiner Abreise, nach Berlin zurückkehren.

Hofmannsthal's Tod hat mich betrübt. Ich bin nicht sicher, daß er einen Brief mit einer größeren Sammlung meiner Arbeiten noch bekommen hat. Er ging zwei Wochen vor der Katastrophe ab, aber in Rodaun war es Sitte, Hofmannsthal die Post immer nur nach Maßgabe seines Ergehens vorzulegen. Die Frechheit der deutschen Nachrufe war widerwärtig.

Bitte schreibe doch einmal, woran Du sitzt. In San Gimignano habe ich mir die Hände an den Dornen eines allerdings stellenweise überraschend schön blühenden Rosenbuschs aus

Georges Garten zerschunden. Es ist das Buch „Der Dichter als Führer in der deutschen Klassik“. Sein Verfasser heißt Kommerell und meine Rezension: Wider ein Meisterwerk.³

Jetzt besteige ich den Autobus und wenn ich wieder in Berlin bin, dürftest Du bereits im Besitz der hier deponierten herzlichsten Grüße, an Dich und Escha, sein.

Dein Walter

¹ In der „Frankfurter Zeitung“ vom 23. August 1929. Jetzt Schriften II, S. 83 f.

² W. B.s Scheidung.

³ Schriften II, S. 307–314.

190 *An Gerhard Scholem*

Berlin-Grunewald, Delbrückstr. 23, 4. August 1929

Lieber Gerhard,

im Augenblick da ich in Wolken von Staub unter einem Gebirge von Kisten meine zehn- oder selbst zwanzigjährige Seßhaftigkeit aufgebe und diese Wohnung verlasse, fällt mir das Manuskript der Trauerspielarbeit in die Hände. Es ist nicht schön¹, vielleicht nicht einmal ganz vollständig. Aber auch das Buch hat seine Fehler, darin ist es ihm also zugehörig. Und indem es mit diesen Worten an Deiner Schwelle sich räuspert und den Staub der Jahre von sich abschüttelt nimmst Du es hoffentlich freundlich auf. Mehr sobald diese Tage überwunden sind und ich die Dispositionen der nächsten Monate, bzw. meiner Reise nach Palästina überblicke. Post erreicht mich via Grunewald.

Herzlichst Dein Walter

¹ Es ist mikroskopisch, mit vielen Durchstreichungen, geschrieben.

Berlin, Friedrich Wilhelmstr. 15
bei Hessel
18. September 1929

Lieber Gerhard,

gestern habe ich Dir als hundertpferdigen Vorspann dieser Zeilen ein Radiogramm geschickt, das meine Ankunft auf den vierten November festsetzt. Unumwunden stelle ich fest, daß die dortigen Ereignisse¹ an dieser einmonatlichen Verschiebung keinen Anteil haben, das hängt mit meinem tiefen Mißtrauen in Zeitungsinformationen zusammen. Aber Dein Brief läßt mich annehmen, daß, in anderer Hinsicht, dies Mißtrauen diesmal leider über das Ziel schoß. Nein, der wahre Grund war ein schon erwähnter Gerichtstermin und daneben eine Arbeit mit Speyer – Wilhelm Speyer, dem Romancier und Dramatiker – die finanziell von einigem Belang für mich sein kann. Von diesem neuen Termin werde ich nun freiwillig nicht abgehen. Der Zustand meiner Mutter ist nun auch etwas gebessert.

Ich weiß nicht, ob ich Dir einmal geschrieben habe, daß seit ungefähr einem Jahre eine Freundin, Frau Lacis, in Deutschland ist. Sie stand kurz vor ihrer Heimkehr nach Moskau, da ist sie vorgestern wieder, so scheint es wenigstens, von einem akuten Anfall von Enzephalitis befallen worden und gestern hab ich sie, da ihr Zustand es noch eben erlaubte, in den Zug nach Frankfurt gesetzt, wo [Kurt] Goldstein, der sie kennt und sie schon behandelt hat, sie erwartet. Ich werde ebenfalls bald, möglichst schon vor meiner Reise nach Marseille, wo ich mich einschiffe, herüberfahren. In den letzten Wochen habe ich dort dreimal oder sogar viermal im Rundfunk gesprochen. Erheblich ist von diesen Vorträgen allenfalls ein ausführlicher über Julien Green, den Du unter meinen mitgebrachten Papieren, falls nicht vorher gedruckt, zu sehen bekommen wirst.²

In der letzten Zeit habe ich außergewöhnlich viel gearbeitet, nur aber nicht Hebräisch, das ich ohne einen Lehrer

gegen meine hiesigen äußerlich und innerlich drängenden Beschäftigungen nicht durchsetzen kann. Nach Dr. Mayers Abreise nochmals einen neuen für vier Wochen heranzuziehen schien mir aber indiskutabel. Ich habe für Palästina zunächst einen Aufenthalt von drei Monaten angesetzt, in denen ich im wesentlichen nichts anderes als Grammatik zu lernen wünsche.

Bitte schreibe mir, ob der Ankauf des Baader weiterhin erwünscht ist. Ich sende ihn dann sofort. Die Auszahlung hat Zeit bis sie an Ort und Stelle erfolgen kann.

Von meinen Arbeiten gehen zwei kleine gleichzeitig oder in Kürze an Dich ab. Über Hofmannsthal habe ich nichts geschrieben und nichts schreiben können; mündlich warum. Einen neuen, meinen dritten „Hebel“ habe ich kürzlich für die Frankfurter Zeitung³ geschrieben, ein kleines Stück aus Passagenzusammenhängen bei Gelegenheit einer Rezension von Hessels Berlinbuch unter dem Titel „Die Wiederkehr des Flaneurs“ zum Vorschein gebracht, eine zutzige Abhandlung über Robert Walser⁴ und eine Novelle geschrieben. Jetzt bin ich an der endgültigen Redaktion der großen Rezension, die mich in San Gimignano beschäftigt hat. Es handelt sich um die erstaunlichste Publikation, die in den letzten Jahren aus dem Georgekreise hervorging: Kommerells Buch „Der Dichter als Führer in der deutschen Klassik“.

Inzwischen hat sich mit Heulen und Zähneklappern die Eröffnung der „season“ vollzogen. Es gab etwas Unbeschreibliches, Ostjüdisches von Mehring, von dem unglücklich beratenen Piscator mit viel Bravour inszeniert; und erst dieses Stück ist so ganz bodenlos schlecht wie ich, in einer Rezension aus der Frankfurter Zeitung⁵, die ich Dir vermutlich gesandt habe, seine Chansons machte. Mit dem neuen Stück von Brecht ist auch nicht viel Ehre einzulegen und was sonst etwas zu betrachten wäre hat noch keine Freibilletts abgeworfen.

Ich habe in den stürmischen Tagen zum ersten Male nach der „Jüdischen Rundschau“ gegriffen: Mir schien da ein sehr zages, offiziöses Lavieren sich abzuspielen, aber vielleicht war ich zu naiv um das Blatt mit Verstand zu lesen. Der letzte

und neueste Bericht in Berliner Blättern stand im Tageblatt und wirkte eher beunruhigend. Dein Brief ist mir natürlich äußerst instruktiv gewesen. Ich denke mir, daß man auf Seiten der Vernunft auch unter den Juden in der Minorität ist und Dein Stand entsprechend schwierig sein kann.

Ich schließe mit einem Verzeichnis meiner gegenwärtigen Lektüre, in der sich mein Tun und Treiben, marxistisch geredet, so halbwegs „spiegelt“: Krupskaja: Erinnerungen an Lenin; Cocteau: Les Enfants Terribles (sehr aus der Passagengegend); Gontscharow: Oblomow.

Bitte bedenke, daß ich diesmal in meiner Antwort sehr schnell war und lohne dies

Deinem Walter

1 Die schweren Unruhen in Palästina im August 1929.

2 Erschien in der NSR, April 1930. Jetzt Schriften II, S. 152–158.

3 Im Literaturblatt der FZ vom 6. Oktober 1929.

4 Erschien im „Tagebuch“, 1929, S. 1609 ff. Jetzt Schriften II, S. 148 bis 151.

5 Vom 23. Juni 1929.

192 *An Max Rychner*

Berlin, 21. November 1929

Verehrter Herr Rychner,

Nehmen Sie vorweg Dank für Ihre freundlichen Zeilen zu meinem Hebel. Ich verdanke meinen Schweizer Jahren so viel für das Verständnis dieses allemannischen Wesens, daß ich vielleicht einmal den Versuch wagen konnte, ihr's zu entgelten, indem ich daran ging, so trockene Nebelwesen wie diesen Ermatinger samt den Seinen auszuschwefeln. Das hat mich besonders gefreut, daß Sie den Ermatinger so deutlich visiert fanden. Mir ist die Natur dieses Mannes schon vor Jahren an einem unscheinbaren Studienerlebnis aufgegangen. Es war die Zeit wo ich an meinem „Keller“ – und zwar erst in Berlin dann in Paris – saß. Bestrebt dem neuesten Stande

der Wissenschaft mich anzugleichen, hatte ich in Berlin aus der Ermatingerschen Ausgabe von Kellers Leben und Briefen gearbeitet und lernte erst in Paris – wo es diese nicht gab – die Bechtholdsche kennen. Und nun wurde mir mit einem Schlag alles deutlich, was vorher – ich weiß selbst nicht durch welche Anordnung, welche Noten, welche Aura des Ermatingerschen Buches – mir unsichtig und verschwommen geblieben war.

Haben Sie im letzten Inselalmanach das zweite der Gedichte von Gertrud Kolmar¹ gelesen? Ich fand es dort zuerst und es machte mir einen großen Eindruck.

Nehmen Sie bitte, was hier beiliegt, in Augenschein. Sie haben in Gestalt dieses Manuskripts² den Urheber der Verzögerung, die mein Essay über „Roman und Erzählung“ erlitten hat und vielleicht für eine Weile noch ferner erleidet. Ich müßte mich sehr irren, wenn das Phänomen Julien Green Ihnen nicht längst nahe und bedeutend wäre und ich würde diesen Versuch, es in seiner Tiefe darzustellen mit großer Freude gerade bei Ihnen beherbergt sehen.

Cela dit, darf ich Ihnen vielleicht mitteilen, daß man sich an einer andern (mir sehr viel weniger lieben) Stelle für dieses Manuskript wieder interessiert und daraus – ungern genug – den Grund herleiten, Sie um einen möglichst frühen Bescheid zu bitten.

Mit großer Spannung sehe ich dem Schaederschen Hofmannsthalbuche entgegen.

Für heute bin ich mit dem Ausdruck herzlicher Verbundenheit

Ihr Walter Benjamin

¹ Sie war (mütterlicherseits) W. B.s Kusine.

² „Julien Green“.

Paris, 20. janvier 1930

Cher Gerhard,

tu vas me trouver fou sans doute; mais j'éprouve une difficulté tellement immense à abandonner mon silence et t'écrire sur mes projets que peut-être je n'y parviendrai jamais sans me trouver cette façon d'alibi qu'est pour moi le français.

Je ne puis plus me cacher que toute cette question — ajournée depuis si longtemps — menace de constituer un des graves échecs de ma vie. D'abord quant au voyage en Palestine je ne pourrai l'envisager qu'au plus tôt le moment où mon divorce aura été prononcé. Cela ne semble pas être si proche. [. . .] Tu comprends que le sujet m'est pénible à un point tel que j'y passe.

[. . .] Il me faut, je crois, abandonner définitivement l'espoir d'apprendre l'hébreu tant que je serais en Allemagne, les travaux et les sollicitations me venant de tout part étant trop pressantes et ma situation économique étant trop précaire pour pouvoir les écarter entièrement.

Je suis en train de porter mes regards vers les derniers deux ans, c'est-à-dire le temps de mon absence de Paris, et de me rendre compte de ce qui, pendant ces mois, a été fait. Deux choses principalement, à ce que je vois. D'abord je me suis fait — à vrai dire dans des proportions modestes — une situation en Allemagne. Le but que je m'avais [!] proposé n'est pas encore pleinement réalisé, mais, enfin, j'y touche d'assez près. C'est d'être considéré comme le premier critique de la littérature allemande. La difficulté c'est que, depuis plus de cinquante ans, la critique littéraire en Allemagne n'est plus considérée comme un genre sérieux. Se faire une situation dans la critique, cela, au fond, veut dire: la recréer comme genre. Mais sur cette voie des progrès sérieux ont été réalisés — par d'autres, mais surtout par moi. Voilà pour ma situation. Quant aux travaux j'espère en pouvoir rendre compte publiquement en quelque temps, Rowohlt étant disposé de publier sous forme d'un livre, un choix de mes essais, comme tu as

été assez gentil de me le proposer, dans une de tes dernières lettres. C'est pour ce livre que je prépare deux nouveaux essais surtout: l'un concernant le „modern style“ (Jugendstil), l'autre la situation et la théorie de la critique.

Mais puis, et surtout, ce dont il va s'agir, c'est mon livre „Pariser Passagen“. Je suis bien désolé que pour tout ce qui se rattache à lui – et à vrai dire c'est le théâtre de tous mes combats et de toutes mes idées – l'entretien soit la seule communication possible. Ça ne se prête pas du tout à être exprimé par des lettres. Je me borne donc à noter que je compte poursuivre ce travail sur un autre plan que jusqu'à présent je l'avais entrepris. Tandis que jusqu'ici c'était surtout la documentation d'une part, la métaphysique d'autre part, qui m'avaient retenu, je vois que pour aboutir, pour donner un échafaudage ferme à tout ce travail, il ne me faudra pas moins qu'une étude aussi bien de certains aspects de Hegel que de certaines parties du „Kapital“. Ce que pour moi aujourd'hui semble une chose acquise, c'est que pour ce livre aussi bien que pour le „Trauerspiel“ je ne pourrai pas me passer d'une introduction qui porte sur la théorie de la connaissance – et, cette fois surtout sur la théorie de la connaissance de l'histoire. C'est là que je trouverai sur mon chemin Heidegger et j'attends quelque scintillement de l'entre-choc de nos deux manières, très différentes, d'envisager l'histoire.

Quant à mon séjour actuel à Paris il est d'assez courte durée. C'est-à-dire que je retournerai à Berlin les premiers jours de février. Après-demain j'irai pour deux jours à Francfort. Ici j'ai repris contact avec plusieurs gens plus ou moins importants, de plus j'en ai vu beaucoup d'autres que jusqu'alors je ne connaissais pas encore. Ce qui me préoccupe c'est qu'il semble que cette fois je ne vais pas parvenir à voir Gide. Entre ceux que j'ai abordés les plus intéressants sont: Emmanuel Berl et Marcel Jouhandeau. Quant au dernier il me semble que j'ai déjà dû t'en parler. Ce sont des études de la vie journalière catholique en province française qu'il fait: toute imbuë d'un mysticisme formidable et comme l'autre jour quelqu'un me disait „un peu sentant le fagot“. En effet il y a dans ces tableaux où toujours les mêmes personnages re-

viennent, une sorte d'enchevêtrement entre la piété et le vice qui, des fois, frise le satanisme. Je te recommande surtout les livres suivants: Les Pincengrain, Prudence Hautechaume, Opales, Astaroth. Berl a débuté dans le mouvement surréaliste, dont à présent il s'est détaché complètement. Il a fait des romans que je ne connais pas et qui probablement sont sans grande importance. Ce qui le distingue c'est une intelligence critique tout à fait rare, dont il fait preuve surtout dans un livre „Mort de la pensée bourgeoise“. Ce livre est destiné à ouvrir une série de pamphlets, dont le deuxième volume „Mort de la morale bourgeoise“ a commencé à paraître dans la revue „Europe“. Ces écrits sont étonnamment près de mon propre point de vue. Mais comme il se contente rigoureusement d'une „critique“ les difficultés qui surviennent aussitôt qu'on s'efforce de bâtir sur ce fondement semblent être restées inconnues à l'auteur. Du reste il est juif.

D'autre part j'ai revu Green. Est-ce que tu as lu „Adrienne Mesurat“? Dans un des prochains numéros de la „Nouvelle Revue Suisse“ va paraître un essai sur Green que j'ai écrit. Puis je compte donner des extraits d'un journal de Paris que je tiens soigneusement à la „Literarische Welt“.

Je viens juste à temps pour pouvoir suivre de près une querelle acharnée qui a éclaté au milieu du groupe surréaliste et dont la victime semble devoir être un de leurs leaders principaux, André Breton. Sur quoi tu liras mes observations dans la „Literarische Welt“.

Je termine cette lettre avec un oppressement presque égal à celui qui pesait sur moi en le commençant. C'est avec d'autant plus d'instance que je te prie de me répondre, aussi de me donner une idée de ce qui sont les études qui t'occupent à présent.

Quand est-ce que tu viendras en Europe? Mes souvenirs les plus chers pour toi.

Walter

Paris, 25. Januar 1930

Lieber Gerhard,

eben komme ich von einer kurzen Reise hierher zurück, finde den letzten Brief von Dir, den man mir aus Berlin nachgeschickt hat. Er hat mir, wie Du siehst, den Gebrauch der Muttersprache zurückgegeben. Wenn ich das sage, so meine ich, daß ich die außerordentliche Rücksicht, die große Freundschaft, die Du mir in dieser ganzen Sache nun ein Jahr lang, länger, bestätigt hast, nie vorher so empfunden habe wie heute früh als ich Deinen Brief las. Und das soll nicht heißen, ich hätte sie vorher nicht gewußt.

Da ich höre, daß Du zum Tode von [Franz] Rosenzweig das Wort ergreifst, fühle ich mich doppelt geborgen in dem Bescheid, den ich gerade gestern, in Frankfurt, der Frankfurter Zeitung erteilte, die mich, sogar unter besonders günstigen äußern Bedingungen, einlud, über Rosenzweigs Gedankenwelt zu schreiben. Er war ablehnend. Gestern vergegenwärtigte ich mir die gewaltige Bemühung, die eine solche Arbeit mich gekostet hätte – die zudem meinem gegenwärtigen Beschäftigungskreis fern liegt – heute daneben das Ergebnis und wie dürftig es neben Deiner Rede sich hätte ausnehmen müssen, die aus dem Vollen kommt. Allerdings, sie zu hören hätte ich mir gewünscht – auch ohne sie zu verstehen. Und an eine deutsche Übertragung ist nicht zu denken?¹

Ich habe in Frankfurt zwei Radiovorträge gehalten und kann mich nun nach meiner Rückkehr mit etwas zweckdienlicheren Dingen befassen. Zunächst habe ich eine Anzeige der literaturkritischen Arbeiten von Franz Mehring vor Augen. Im übrigen hoffe ich, in absehbarer Zeit die Brotarbeit, wenigstens journalistische, so sehr wie nur möglich einzuschränken, Du weißt, zugunsten welcher Beschäftigungen. Ich bin nicht unzufrieden, daß mir im Organisatorischen, Technischen schon jetzt eine bestimmte Scheidung gelungen ist, indem ich fast nichts mehr von dem, was ich als Brotarbeit, sei es in Zeitschriften, sei es im Rundfunk, ansehen

muß, mehr niederschreibe sondern derartige Dinge einfach diktieren. Du begreifst, daß mir dies Verfahren sogar eine gewisse moralische Entlastung gibt, indem die Hand damit den edleren Körperteilen allmählich wieder zurückgewonnen wird.

Ich habe Dir von meinem denkwürdigsten pariser Abend noch garnicht berichtet. Es war der in Gesellschaft von Mon Albert verbrachte. Mon Albert ist Albertine, ist das Verhältnis von Marcel Proust.² Ich habe mit ihm zu Abend gegessen. Es gab manch bemerkenswerten Augenblick in unsern Diskursen, nichts aber, das mit dem ersten Anblick des Mannes sich messen kann, wie er mir in dem kleinen homosexuellen Badeetablissement wurde, das Mon Albert in der rue St. Lazare von einem Podium aus leitet, auf dem der Tisch mit Badeutensilien, pochettes-surprises und Eintrittsbilletts steht. Wenn ich vor drei Wochen mein pariser Tagebuch handschriftlich begonnen habe, so hat der Stoff sich mittlerweile sehr gedrängt, daß ich es wohl nur mit Hilfe meiner Sekretärin werde fortführen können. Von dem Abend mit Mon Albert werde ich, ausschließlich für Dich und als Geschenk, ohne das ich – ohne dessen Versprechen ich – diesen Brief an Dich nicht abgehen lassen möchte, einen Durchschlag herstellen lassen.³

Soviel. Interessiert es Dich zu hören, daß Ernst Bloch in Wien, bei Lukács, ist und mit ihm, wie es scheint ziemlich fruchtlöse, alte Debatten unter sehr veränderten Bedingungen wieder aufzunehmen sucht?

Alles Herzliche Dein Walter

¹ Sch.s Gedenkrede erschien nur auf hebräisch, ihre Gedanken sind aber in einem anderen Aufsatz („Judaica“, S. 226–234) zum Teil aufgenommen.

² Er dürfte eher Jupien in Prousts Roman zum Vorbild gedient haben.

³ Dieser Bericht „Abend mit Monsieur Albert“ ist erhalten. Eine gekürzte Fassung erschien in der „Literarischen Welt“ Nr. 16/17 von April 1930. Der Besuch fand am 21. Januar 1930 statt.

Jerusalem, 20. Februar 1930

[. . .] Es ist vielleicht gut, daß wir uns, nachdem Du in Deinen letzten Briefen, besonders in dem ersten, der ein sehr seltenes Gefühl der Beklommenheit in mir ausgelöst hat, die zwischen uns akute Angelegenheit in einer für mich ja durchaus unmißverständlichen Weise aufgerollt hast, daß wir uns also klarmachen, wo wir stehen. Vor drei Jahren meintest Du, und ich mit Dir, daß Du an einem Punkt angekommen seiest, wo eine fruchtbare Auseinandersetzung mit dem Judentum als der einzige Weg zu einem positiven Fortschritt in Deiner Arbeit erschien. Auf Grund dieser Einsicht, über die wir beide uns gewiß zu sein schienen, habe ich getan, was ich getan habe, in der Absicht, Dir die Möglichkeit einer Realisierung Deiner Intentionen zu verschaffen.¹ Nun ist die Frage, die sich doch, nachdem drei Jahre verstrichen sind, auf Grund Deiner Stellung und Beschäftigung von selbst zu beantworten scheint, die: ist nicht die damalige, von Dir auch vor Magnes dargelegte und vertretene Auffassung von Dir schon längst überwunden? Du beweist ja in actu, daß der Problemkreis, in den Du getreten bist, einerseits und die Stellung als hervorragendster Literatur-Kritiker, die Du Dir errungen hast, oder jedenfalls, ich bin dessen sicher, erringen kannst, andererseits, sich durchaus jenseits jener jüdischen Welt, an die wir damals dachten, als fortzeugend fruchtbar und Dich, selbst gegen Deine eigene Deutung durchaus positiv ausfüllend erweisen. Ich halte es für gut, wenn wir uns darüber klar würden, schon um mich hier in Jerusalem nicht in eine schiefe Situation zu bringen, da ich ja nicht gut Jahre hindurch behaupten kann, Du stündest vor etwas, wozu Du, wie mir immer wahrscheinlicher wird, in Wirklichkeit niemals kommen wirst. Da aber gerade bei Dir, wie wir beide nur allzu gut aus langer Erfahrung wissen, die inneren Hemmungen erst die äußeren hervorrufen, so ist für uns die Frage: sind nicht offensichtlich die Hemmungen, die nun seit zwölf Jahren etwa in Deiner Stellung zu diesen Dingen sich

geltend machen, wenn auch in jeder Epoche Deines Lebens in einer anderen geistigen oder leiblichen Gestalt, so grundlegend, daß es besser ist, anstatt falschen Illusionen über eine niemals aktuell erfolgen könnende Auseinandersetzung über das Judentum, die wir nun bald fünfzehn Jahre für unsere gemeinsame Sache gehalten haben, nachzuhängen, lieber doch der (für mich immerhin bedrückenden, aber doch wenigstens eindeutigen) Wirklichkeit Deiner Existenz jenseits jener Welt ins Auge zu sehen? Es ist ja evident, daß von der Dich jetzt absorbierenden Problemstellung aus Du wiederum zu anderen kommen wirst, daß Deine vor drei Jahren geäußerte Meinung, daß ohne den Weg zum Hebräischen Dir nur der aus der Literatur weg in die reine parteipolitische Arbeit als saubere Tätigkeit absehbar bleibe, sich als übertrieben und falsch herausgestellt hat, und daß speziell von der Warte Deiner präsumptiven Stellung als einziger echter Kritiker der deutschen Literatur aus keine *Notwendigkeit* eines Weges zum Hebräischen abzusehen ist. Ich möchte Dich mit diesen Erwägungen veranlassen, Dich hierüber nicht nur mit Dir selbst auseinanderzusetzen – ich habe den Eindruck, dem Du ja kaum widersprechen wirst, daß Du das in dieser Sache nicht gern, vor allem nicht mit Leidenschaft tust – sondern auch Dich darüber mit der Offenheit, die ich Dir entgegenbringe und in dieser Frage mehr als in jeder andern von Dir glaube, erwarten zu dürfen, mir gegenüber zu erklären, damit, sei dem wie ihm sei, wir uns nicht gegenseitig mit einer Privat-Apokalyptik um die Divergenzen unserer Lebensläufe betrügen. Ich bin ja gewiß der Mensch, der es mit Fassung und vielleicht auch leidlichem Begreifen ertragen wird, wenn sich herausstellt, daß Du in diesem Leben nicht mehr mit einer wirklichen Begegnung mit dem Judentum außer im Medium unserer Freundschaft rechnen kannst und rechnest. Ich glaube manchmal, daß Du mehr mit Rücksicht auf mich als mit Rücksicht auf Dich in diesen Dingen sprichst – so paradox sich das vielleicht anhört, ich halte es wirklich für eine richtige Umschreibung Deiner Stellung in manchen Momenten, und ich müßte nicht das für Dich fühlen, was ich fühle, wenn ich nicht unter dieser Situation litte. Ich sage

mitunter: aus Freundschaft mit mir wagt Walter sich keine klare Rechenschaft über seine Lage abzugeben, vermeidet er, „sich in ihr Zentrum erkennend zu versetzen“² – aber ich versichere Dich, daß dies weder moralisch noch symbolisch ein Grund für Dich sein darf und soll. Mir ist es weit wichtiger zu wissen, wo Du wirklich bist, als wo Du Dich vielleicht einmal hinzubegeben hoffst, da ja bei der Konstitution Deines Lebens sicher ist, daß Du immer, mehr als jeder andere, woanders hinkommen wirst als wo Du willst. Wenn ich mich aber in diesen Gedanken völlig irren sollte – ich glaube es freilich nicht – nun, um so besser, es einmal gesagt zu haben. Denn Deine Biographie jedenfalls gibt ja seit den letzten zehn Jahren reichlich Anlaß zu solchen Irrtümern, selbst bei Deinen Freunden. Und um wie viel mehr müssen wir wünschen, daß die Krisis Deines äußeren Lebens³, die ich aus den Andeutungen Deiner Briefe erschließen muß, ohne doch die Macht zu haben, in sie einzugreifen, wenigstens Dir auch Klarheit darüber verschaffen soll, sowohl wohin Du gehörst als wo Du stehst.¹

In Freundschaft gedacht und mit ganzem Herzen geschrieben.

Dein Gerhard

¹ Scholem hatte ihm ein Stipendium verschafft, das ihm ermöglichen sollte, ein Jahr ausschließlich dem Studium des Hebräischen sich zu widmen.

² Zitat aus einer Arbeit W. B.s

³ Seine Scheidung.

196 *An Gerhard Scholem*

Berlin, Meinekestr. 9, 25. April 1930

Lieber Gerhard,

noch einmal lese ich die letzte Seite Deines Briefes vom 20^{ten} Februar. Und noch einmal muß ich die abschließende Antwort auf die Frage, die sie enthält, hintanhalten. Freilich

nicht mehr auf lange. Und nicht ohne Dir zu sagen, daß sie zu einem Teile – nämlich dem der unser Verhältnis betrifft – in ihrer alternativen Form unlösbar ist. Lebendiges Judentum habe ich in durchaus keiner anderen Gestalt kennen gelernt als in Dir. Die Frage, wie ich zum Judentum stehe, ist immer die Frage wie ich – ich will nicht sagen zu Dir (denn meine Freundschaft wird hier von keiner Entscheidung mehr abhängen) – zu den Kräften, die Du in mir berührt hast, mich verhalte. Wovon auch immer diese Entscheidung abhängen mag – wie sehr sie auf der einen Seite eingebettet in scheinbar ihr ganz fremde Sachverhalte, auf der andern in jenes äußerst ausgespannte Zögern, das mir in allen wichtigsten Lagen meines Daseins Natur ist – sie fällt sehr bald. Nachdem ich das sehr verstrickte Knäuel meiner Existenz nun einmal an einer Stelle zu lösen – ich bin inzwischen von Dora geschieden – begonnen habe, wird auch dieser „Gordische Knoten“, wie Du mein Verhältnis zum Hebräischen einmal mit Recht genannt hast, sich entknoten müssen.

Da ich denn doch einmal auf den herrlichen Grundlagen, die ich in meinem zweiundzwanzigsten Jahr gelegt hatte, das ganze Leben nicht habe aufbauen können, habe ich, nach sieben Jahren des Zögerns, dafür zumindest sorgen müssen, den Beginn eines neuen nicht jenseits der vierzig vorzunehmen. In diesem Beginne stehe ich also nun, durch und durch, angefangen vom Wohnen bis in die Erwerbsarbeit, auf das Provisorium gestellt, seit bald einem Jahr ohne Bibliothek (die gespeichert ist) und bedenkliche Schwierigkeiten vor Augen, von denen prozessuale, vielleicht, noch die geringsten sein werden. Jedenfalls gedenke ich nach dieser Seite, was meinen Aufenthaltsort betrifft, keine weitere Rücksicht zu nehmen.

Im Sinne dieses großen Provisoriums bitte ich Dich, diesen Brief interimistisch zu nehmen. Es verengt sich alles zu einer Entscheidung, die nicht mehr lange auf sich wird warten lassen. Sie kann, im positiven Falle, nur darin bestehen, daß ich vor Ende dieses Jahres, und zwar zunächst auf unbeschränkte Zeit, herüberkäme.

Ich habe einige Drucksachen an Dich abgesandt. [...]

Mein Vertrag mit Rowohlt über den Essayband ist ab-

geschlossen. Ich habe für diesen noch eine ganze Anzahl Stücke fertigzustellen und arbeite zur Zeit an einem „Karl Kraus“¹, der etwa den Umfang des „Green“ haben soll. Das Studium der Literatur über Kraus in allen ihren Teilen ist höchst interessant. Meine letzte kleine Arbeit ist überschrieben „Aus dem Brecht-Kommentar“² und wird hoffentlich in der Frankfurter Zeitung erscheinen. Sie ist ein erster Niederschlag meines in letzter Zeit sehr interessanten Umgangs mit Brecht. Ich werde sie Dir sofort nach Erscheinen senden. Es bestand hier der Plan, in einer ganz engen kritischen Lesegemeinschaft unter Führung von Brecht und mir im Sommer, den Heidegger zu zertrümmern. Leider wird aber Brecht, dem es ziemlich schlecht geht, sehr bald verreisen und allein nehme ich es nicht auf mich.

An dieser Stelle erinnere ich mich mit Schrecken der neuen Wälzer, die meinen Schreibtisch drücken. Ich gebe Dir einen Begriff davon, wenn ich links Watsons „Behaviorismus“, rechts Klages „Geist und Leben“ nenne.

Was gibt es aus Deiner Arbeit?

Wie es auch immer sei, dürften die beiden vergangenen Monate von mir aus die letzte lange Pause in unserm Briefwechsel gewesen sein. Mit diesen Worten, die so sorgfältig verpackt eine Bitte enthalten, will ich schließen.

Alles Herzliche Dein Walter

¹ Erschien im Literaturblatt der FZ vom 10., 14., 17. und 18. März 1931. Jetzt Schriften II, S. 159–195.

² Erschien im Literaturblatt der FZ vom 6. Juli 1930.

197 *An Gerhard Scholem*

Zoppot, 15. August 1930

Lieber Gerhard,

ja, Dein Buch¹ hat mich in Berlin erreicht und ich danke Dir sehr dafür. Du hast nun mit Deinem Namen die eigentlichen

Forts der Philologie, die Anmerkungen, besetzt und kannst nun künftig Deine Gedanken mit aller Sicherheit in den Weinbergen und Äckern des Großgedruckten sich ergehen und nähren lassen.

Wird es wieder in absehbarer Zeit wieder einmal etwas deutsches von Dir geben? Damit der, sozusagen, kalten Beschämung, die ich beim Empfang Deiner hebräischen Sachen fühle, auch wieder einmal eine heiße beim Lesen folge.

Es ist frühmorgens, die See lärmt vor meinem Fenster. Ich habe die letzte oder vorletzte Station meiner Reise erreicht – das ist Zoppot. So schön die große Reise war, die ich hinter mir habe – bis über den Polarkreis und in das nördliche Finland hinein – so war sie doch zu einsam, um ganz zu einer Erholung zu werden; ich habe auch auf dem Schiff an viel gearbeitet. Hier aber bin ich mit einem Bekannten und dessen Frau² und beginne langsam mich zu erholen, es ist mir, als sei es nach Jahren das erste Mal. Die Redaktionen grollen weil ich nichts tue. Ich aber muß die wenigen Gelegenheiten, die ich im Leben zum Faulenzen habe, ausnutzen. Das hindert nicht, daß ich mich mit allerhand Nebensachen herumschlage. Ich habe einen Zyklus „Nordische See“³ gemacht, den Du ja wohl in absehbarer Zeit zu sehen bekommen wirst. Auf dem Schiff habe ich Jouhandeau übersetzt, Und dann mich während der ganzen Reise mit den neuesten mythologicis befaßt. Das eine, [Erich] Ungers „Wirklichkeit, Mythos, Erkenntnis“ wird Dir wohl bereits vorliegen. Dagegen weiß ich nicht, ob man in Jerusalem schon von dem großen Werk von Klages „Der Geist als Widersacher der Seele“ spricht. Was mich betrifft, so habe ich den ersten Band obenhin durchgesehen, es mit Exaktheit durchzustudieren, erfordert viele Wochen. Es ist nun, in welchen Zusammenhängen auch immer der Verfasser einem suspekt sein und bleiben mag⁴, ohne Zweifel ein großes philosophisches Werk. Es wäre völlig müßig, wenn ich Dir etwa hier andeuten wollte, worum es sich handelt. Ich habe auch noch keine eigene „Stellung“ zu dem, was darin steht, bezogen. In keinem Falle hätte ich mir vorstellen können, daß ein so hanebüchener metaphysischer Dualismus, wie er bei Klages zugrunde liegt, je sich mit

wirklich neuen und weittragenden Konzeptionen verbinden könne. Seit ich hier seßhaft geworden bin, habe ich mich mit Ungers Buch beschäftigt und nunmehr davon zwei Drittel heruntergewürgt. Ich bin ganz überaus enttäuscht: so viel Plumpheit verbunden mit soviel Trockenheit habe ich nicht oft in einer philosophischen Darstellung angetroffen. Eine systematische Auseinandersetzung mit dem Kritizismus zur Grundlage einer Konzeption der mythischen Welt zu machen, ist zwar vielleicht nicht unmöglich, aber ein so abstruses Verfahren, daß der philosophische Gedanke ans Ziel kommt wie ein Hungerkünstler, der mit unsäglichlicher Mühe die hesperischen Gärten aufsucht, um dort seine Kunst zu zeigen. Sprachlich ist das Buch unter jeder Kritik. Man übersieht keinen Augenblick, wie sehr der Verfasser darauf brennt, nach Erledigung der Formalien, die mit diesem Buch konzidiert wird, nun endlich mit der Zauberei zu beginnen, und dabei die verlorene Zeit, sogut es gehen mag, einzuholen. Gegenüber den vorhergehenden Schriften von Unger scheint es mir nichts neues zu enthalten, nur daß in jenen eine größere Konzision und Originalität herrschte, die die Rücksicht aufs Publikum hier scheinbar nicht aufkommen ließ. [. .:]

Ich möchte bald von Dir hören, besonders über die Bücher, von denen ich oben andeutend sprach, dann auch, ob Du seit der abstoßenden Faselei von [Friedr.] Wolters⁵ gut gefunden hast, Dich mit neueren deutschen Sachen zu befassen. Da ich den Wolters einmal erwähne – Deinen Heroismus ihn ganz zu lesen habe ich freilich nicht aufgebracht – so will ich sagen, daß das einzig Verwendbare mir, – aus freilich sehr besonderen Konstellationen – die Mitteilungen waren, die da über Schuler zu finden sind. Ich habe mir auch ein Bändchen nachgelassener Bruchstücke⁶ zum verborgenen Anstaunen kommen lassen. Die Hauptmasse des Nachlasses ist in den Händen von Klages.

Sei herzlich mit Escha begrüßt

Dein Walter

1 Eine Beschreibung der kabbalistischen Handschriften in Jerusalem.

2 Fritz und Julia Radt.

3 In der FZ vom 18. Sept. 1930. Jetzt „Städtebilder“, S. 47 bis 54.

⁴ Über seinen Antisemitismus war sich W. B. völlig klar; vgl. den Brief vom 14. Januar 1926.

⁵ „Stefan George und die Blätter für die Kunst“, Berlin 1930.

⁶ Aus dem Nachlaß von Alfred Schuler.

198 *An Gerhard Scholem*

Berlin [3. Oktober 1930], Prinzregentenstraße 66

Lieber Gerhard,

ein Situationsbericht aus der Stille, nur eben damit Du nicht denkst, es sei die der Vergeßlichkeit. Eher schon die der mancherlei Zurüstungen und Bekümmernisse. Freilich selbst diese letzteren spielen vorm Hintergrunde schöner besonnener Wände, wie sie meine neue – nur leider vermutlich sehr provisorische Wohnung einschließen. Aus ihr habe ich Dir, glaub ich, noch nicht geschrieben. Es ist das erste Mal, daß das Leben mich in ein Atelier verschlagen hat, das aber klimatisch und optisch ganz von der Kälte frei ist, die mir dergleichen Unterkunft früher suspekt machte. Neben allen erdenklichen Vorzügen, vor allem dem der tiefsten Stille hat es innen- wie außen-architektonisch bemerkenswerteste Nachbarschaft. Einerseits, auf der Straße, eine neue Synagoge, die ich bis Rosch ha Schanah¹ sie einweihte, für eine Ausgeburst protestantischen Theologengeistes im Kirchenbau hielt; andererseits, auf dem Flur, einen Vetter von mir – Arzt² – nebst seiner Frau, mit denen ich erfreuliche Beziehungen unterhalte.

[. . .] Du hast vor vielen Jahren so nahen Anteil an meinem projektierten Angelus novus genommen, daß ich Dir als einzigem außerhalb ein Wort darüber vertrauen möchte, das vorderhand den Weg zu Deinen Lippen nicht finden möge. Es handelt sich also um eine neue Zeitschrift und zwar die einzige, die meine eingewurzelte Überzeugung, daß ich mir mit dergleichen nicht nochmals könne zu schaffen machen, in der Gestalt zumindest, die sie im Projektenstadium annahm, bezwungen hat. Ich habe diesem Plan zum Verleger

Rowohlt den Weg gebahnt, indem ich mich zum Vertreter der organisatorischen und sachlichen Losungen machte, die ich gemeinsam mit Brecht in langen Gesprächen für diese Zeitschrift ausgearbeitet habe. Ihre Haltung soll, formal, eher wissenschaftlich, ja akademisch als journalistisch sein und sie soll „Krisis und Kritik“ heißen. Rowohlt also ist durchaus dafür gewonnen; jetzt wird sich die große Frage erheben, ob es noch möglich ist die Leute, die etwas zu sagen haben, zu einer organisierten, vor allem kontrollierten Arbeit zu vereinigen. Daneben besteht die immanente Schwierigkeit jeder Kollaboration mit Brecht, von der ich freilich annehme, daß wenn überhaupt einer, ich imstande sein werde, mit ihr fertig zu werden. Um diesen, etwas schalen Andeutungen einige Würze zu geben, füge ich Dir einen Bogen aus einem neuen noch nicht erschienenen Buche von Brecht³ bei, der zu Deiner (und Eschas) ausschließlicher Information dient, und den ich Dich bitte mir umgehend zurückzusenden.

„Karl Kraus“ wächst sich langsam zum Neun-Monats-Kind aus. Ich bin gewiß, daß das letzte Heft der Fackel, das den Briefwechsel mit der Literarischen Welt enthält, schon in Deinem Besitz ist. Haas gibt da das abschreckende Beispiel eines echt deutschen Preventivkrieges. Im übrigen beginnt, während ich dieses schreibe, eine Offenbachvorlesung von Kraus, die ich nah daran war zu besuchen. Ich vertröste mich aber auf eine Vorlesung des „Timon“, die im November, im Rundfunk, stattfindet. Die Erleuchtung, die ich mir gerade von ihr für Kraus wie für Shakespeare verspreche, ist beträchtlich. [...]

Merkwürdig war mir Dein Hinweis auf [Max] Picard. Sein Buch werde ich mir beschaffen. Im übrigen kann es sein, daß er identisch mit jemandem Namens Picard ist, von dem vor einigen Wochen in dem Literaturblatt der Frankfurter Zeitung sehr bemerkenswerte Lektorengutachten publiziert wurden. Dergleichen verfasse ich jetzt des öfteren für Rowohlt. Genau gesagt sind es Obergutachten über Manuskripte, die ihm von den ordentlich bestellten Lektoren empfohlen werden. Dieses streng unter uns zu halten; ich schreibe es Dir vor allem, weil ich dergestalt an eine deutsche Übersetzung

der Lebenserinnerungen von Schmarja Lewin⁴ kam. Mir standen von ihr aber nur Bruchstücke zur Verfügung. Ich bitte Dich mir wenn möglich ein Wort über Charakter und Wert dieses Buches zu sagen.

[. . .]

Das ist viel neues in kürze und verdient baldigst mit einem palästinensischen Situationsbericht erwiedert zu werden.

Alles herzliche Dir und Escha, und Neujahrsgrüße, die soviel Jahre vorhalten mögen als sie Tage zu spät kommen

Dein Walter

¹ Hebräisch: Neujahrsfest.

² Dr. Egon Wissing, jetzt in Boston und seine verstorbene Frau Gert, geb. Feis.

³ „Versuche“, Heft 2 (1930).

⁴ „Kindheit im Exil“.

199 *An Gerhard Scholem*

Berlin, 3. November, 1930

Lieber Gerhard,

ich war sehr froh, von Dir zu hören. Mit Deinem Briefe kam der Sonderdruck über die Prophetie als Selbstbegegnung.¹ Du kannst Dir schwer vorstellen, mit welchem Gefühl ich Deiner Arbeit bei diesem Goldbergwerk zusehe. Ich habe die paar Seiten mit wahrer Spannung gelesen. Dabei passionierte mich die Nüchternheit, mit der die Quellen, von denen Du sprichst, die mystischen Sachverhalte einordnen oder zur Debatte stellen. An das Zentraleuropäische Büro für Selbstbegegnung² habe ich die fraglichen Seiten noch nicht geleitet, gedenke das aber dieser Tage zu tun.

Mit meiner nächsten Sendung wirst Du Programm und Statut einer neuen Zeitschrift namens „Krise und Kritik“ erhalten, die von Ihering im Verlag Rowohlt als Zweimonatszeitschrift herausgegeben werden soll und mich neben Brecht und zwei, drei andern als Mitherausgeber auf dem Titel nennt. [. . .]

Nun wäre mitzuteilen, daß gestern nach langer schwerer Krankheit meine Mutter gestorben ist und damit meine Verhältnisse in die stretta eingetreten sind, in welcher die Entscheidung über die Zukunft fallen muß. [. . .]

Ich lese noch einmal von Deinem Leser in Tunis. Wie schön und wie wohlgetan von Verfasser und Leser. An mich schreiben immer nur Irrsinnige.

Nachdenklich habe ich Deine Feststellungen zum Ende der Balfourpolitik³ gelesen. Sie haben meine langjährige Vermutung, die schon durch Eschas Mitteilungen bekräftigt wurden, gesteigert: die Ahnung nämlich, daß Du Dich in der einzigen auf die Dauer wetterfesten Ecke des Zionismus angesiedelt habest. Für heute dieses Kurze aber Herzliche.

Dein Walter

¹ Aus der Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums, 1930.

² Ernst Bloch, in dessen „Geist der Utopie“ dieser Begriff eine Rolle spielte.

³ 1930 begann die offizielle Sabotage der englischen Regierung an der 1917 von ihr selbst inaugurierten zionistischen Palästinalpolitik.

200 *An Bertolt Brecht*

Berlin-Wilmersdorf, [Ende Februar 1931]

Lieber Herr Brecht,

Von Brentano werden Sie schon gehört haben, daß ich von der Mitherausgeberschaft der Zeitschrift zurückgetreten bin. Natürlich hätte ich sehr gern alles noch einmal mit Ihnen besprochen. Aber [Bernard von] Brentano, bei dem ich vorgestern mir die ersten Manuskripte – „Der Generalangriff“ von Brentano, „Der Kongreß von Charkow“ von Kurella, „Idealismus und Materialismus“ von Plechanow – geben ließ und dem ich die entscheidenden Bedenken sagte, die deren Lektüre in mir erweckt hatten, war der Ansicht, ich müsse

meinen Entschluß Rowohlt sofort mitteilen, um ihm nicht später eine Handhabe gegen das Unternehmen zu geben.

Sie erinnern sich gewiß unseres Gespräches kurz vor meiner Abreise im Dezember, in dem ich mit Ihnen meine Absicht erwog, meinen Namen als Mitherausgeber zurückzuziehen. Die Gründe, die ich Ihnen damals sagte, schienen Ihnen – von meinem Standpunkt aus – einleuchtend. Aber natürlich wollte ich vor weiteren Schritten die Entwicklung der Zeitschrift abwarten. Nun jedoch nach der Lektüre der bisher vorliegenden Manuskripte wäre ein weiteres Vertagen zur Zweideutigkeit geworden. Wenn ich die Haltung dieser Manuskripte mit derjenigen vergleiche, die sich aus der ursprünglichen Bestimmung der Zeitschrift ergab, so stellt sich heraus:

die Zeitschrift war geplant als ein Organ, in dem Fachmänner aus dem bürgerlichen Lager die Darstellung der Krise in Wissenschaft und Kunst unternehmen sollten. Das hatte zu geschehen in der Absicht, der bürgerlichen Intelligenz zu zeigen, daß die Methoden des dialektischen Materialismus ihnen durch ihre eigensten Notwendigkeiten – Notwendigkeiten der geistigen Produktion und der Forschung, im weiteren auch Notwendigkeiten der Existenz – diktiert seien. Die Zeitschrift sollte der Propaganda des dialektischen Materialismus durch dessen Anwendung auf Fragen dienen, die die bürgerliche Intelligenz als ihre eigensten anzuerkennen genötigt ist. Ich habe Ihnen auch gesagt, wie kenntlich mir diese Tendenz gerade in Ihren Arbeiten ist, wie sehr zugleich aber gerade sie mir beweisen, daß die Herstellung solcher Beiträge, die innerhalb der deutschen Literatur etwas grundlegend Neues darstellen, sich schwer mit den Erfordernissen journalistischer Aktualität verbinden läßt. Nun haben diese Erfordernisse sich immer spürbarer gemacht. Am 15. April soll die erste Nummer erscheinen und von den drei Aufsätzen, die vorliegen, kann – welchen Wert sie auch haben mögen – kein einziger fachmännische Autorität beanspruchen. Der von Plechanow konnte das einmal, das ist aber 25 Jahre her.

Meine Bereitschaft zur Mitarbeit bleibt vollkommen un-

verändert bestehen. Von Rowohlt hörte ich, daß er Wert darauf legt, mich in der ersten Nummer zu haben; ich werde also für die erste Nummer etwas schreiben. Um aber der Zeitschrift Arbeiten zuwenden zu können, wie sie mir vorschwebten, dazu bedürfte ich leider, bei meiner Arbeitsweise, viel größerer Fristen. Solange ich nicht in der Lage bin, solche grundlegenden Arbeiten beizusteuern und sie auch von anderer Seite nicht vorliegen, käme meine Mitherausgeberschaft auf die Unterzeichnung eines Aufrufs heraus. Dergleichen habe ich aber nie vorgehabt.

Mit freundlichen Grüßen Ihr Walter Benjamin

201 *An Max Rychner*

[Die Abschrift des folgenden Briefes sandte Benjamin Scholem mit folgender Vorbemerkung ein: „Dies habe ich dem Herausgeber der „Neuen Schweizer Rundschau“ auf seinen Artikel „Kapitalismus und schöne Literatur“ – eine Rezension der gleichnamigen Schrift von Brentano – geschrieben. Der Artikel wurde mir mit dem Motto: „Dic, cur hic?“ zugesandt. Walter“]

Berlin-Wilmersdorf, 7. März 31

Cur hic? – Dieses hic, lieber Herr Rychner, ist ein weites Feld; ich bin nicht sicher, daß Sie mich in dem Sektor auftauchen sehen, den Sie, durch Brentanos Arbeit veranlaßt, ins Auge fassen. Der meine liegt eher entgegengesetzt, aber freilich im gleichen Kreise. Es würde bei weitem die Möglichkeiten einer schriftlichen Darlegung überschreiten, wollte ich Ihnen auseinandersetzen, was mich zur Anwendung materialistischer Betrachtung geführt hat. Und wenn es mir gelänge, so wäre immer noch offen, welcher Art diese Anwendung eigentlich ist. Eines aber will ich doch gleich zur Sprache bringen: die denkbar stärkste Propaganda einer materialistischen Anschauungsweise hat mich nicht in Gestalt kommunistischer Broschüren, sondern in der der „repräsentativen“

Werke erreicht, die in meiner Wissenschaft – der Literaturgeschichte und der Kritik – auf bürgerlicher Seite in den letzten zwanzig Jahren ans Licht traten. Mit dem, was da die akademische Richtung geleistet hat, habe ich genau so wenig zu schaffen wie mit den Monumenten, die ein Gundolf oder Bertram aufgerichtet haben – und um mich früh und deutlich gegen die abscheuliche Öde dieses offiziellen und inoffiziellen Betriebs abzugrenzen, hat es nicht marxistischer Gedankengänge bedurft – die ich vielmehr erst sehr spät kennengelernt habe – sondern das danke ich der metaphysischen Grundrichtung meiner Forschung. Wie weit gerade eine strenge Beobachtung der echten akademischen Forschungsmethoden von der heutigen Haltung des bürgerlich-idealistischen Wissenschaftsbetriebs abführt, darauf hat mein Buch „Ursprung des deutschen Trauerspiels“ die Probe gemacht, indem es von keinem deutschen Akademiker irgendeiner Anzeige ist gewürdigt worden. Nun war dieses Buch gewiß nicht materialistisch, wenn auch bereits dialektisch. Was ich aber zur Zeit seiner Abfassung nicht wußte, das ist mir bald nachher klarer und klarer geworden: daß von meinem sehr besonderen sprachphilosophischen Standort aus es zur Betrachtungsweise des dialektischen Materialismus eine – wenn auch noch so gespannte und problematische – Vermittlung gibt. Zur Saturiertheit der bürgerlichen Wissenschaft aber gar keine.

Cur hic? – Nicht weil ich „Bekenner“ der materialistischen „Weltanschauung“ wäre; sondern weil ich bestrebt bin, die Richtung meines Denkens auf diejenigen Gegenstände zu lenken, in denen jeweils die Wahrheit am dichtesten vorkommt. Und das sind heute nicht die „ewigen Ideen“, nicht die „zeitlosen Werte“. Sie nehmen an einer Stelle Ihrer Arbeit auf meinen Keller-Aufsatz in schöner und ehrender Weise bezug. Aber Sie werden mir zugeben: auch in diesem Aufsatz war es mein exaktes Bemühen, die Einsicht in Keller an der in den wahren Stand unseres gegenwärtigen Daseins zu legitimieren. Daß die historische Größe einen Standindex hat, kraft deren jede echte Erkenntnis von ihr zur geschichtsphilosophischen – nicht psychologischen – Selbsterkenntnis

des Erkennenden wird, das mag eine recht unmaterialistische Formulierung sein, ist aber eine Erfahrung, die mich den hanebüchenen und rauhbeinigen Analysen eines Franz Mehring immer noch eher verbindet, als den tiefsinnigsten Umschreibungen des Ideenreiches, wie sie heute aus Heideggers Schule hervorgehen.

Sie verstehen, daß ich zu Ihrem kleinen Anruf nicht schweigen konnte, obwohl ich genau weiß, daß jeder Versuch schriftlicher Verständigung in der unmaßgeblichen Briefgestalt eben so viel Blößen freigeben muß als er Worte enthält. Da kann man nichts machen. Vielleicht darf ich auch annehmen, daß als Sie mir die Frage stellten, an die das hier Gesagte so locker anschließt, es nicht geschah, ohne daß Sie im Stillen zumindest einige Lösungsversuche bei sich erwogen hatten. Von solchen wäre mir der vertrauteste, in mir nicht einen Vertreter des dialektischen Materialismus als eines Dogmas, sondern einen Forscher zu sehen, dem die *Haltung* des Materialisten wissenschaftlich und menschlich in allen uns bewegenden Dingen fruchtbarer scheint als die idealistische. Und wenn ich es denn in einem Worte aussprechen soll: ich habe nie anders forschen und denken können als in einem, wenn ich so sagen darf, theologischen Sinn – nämlich in Gemäßheit der talmudischen Lehre von den neunundvierzig Sinnstufen jeder Thorastelle. Nun: *Hierarchien des Sinns* hat meiner Erfahrung nach die abgegriffenste kommunistische Plattitüde mehr als der heutige bürgerliche Tiefsinn, der immer nur den einen der Apologetik besitzt.

Indem ich Sie für diese Improvisation um Verzeihung bitte – vor einem Schweigen hat sie nur den Vorzug der Höflichkeit – darf ich Ihnen zugleich vielleicht sagen, daß Sie fundiertere Antworten auf die von Ihnen gestellte Frage als ich expressis verbis heute Ihnen zu geben vermag, zwischen den Zeilen eines Essays „Karl Kraus“ finden dürften, der demnächst wohl in der „Frankfurter Zeitung“ erscheinen wird.

Mit freundschaftlichem Gruß Ihr Walter Benjamin

Jericho, 30. März 1931

Lieber Walter,

ich halte mich eine Woche in Jericho auf, mit Nichtstun und dergleichen beschäftigt, als Präparation auf den nächste Woche fälligen Besuch meiner Mutter und meines Bruders in Jerusalem; morgen früh fahre ich zu einer kleinen Reise aufs Tote Meer, auf dem ich all diese Jahre noch nie gewesen bin. In meinen Müßiggang hinein trafen deine beiden Briefkopien, die der Briefe an Brecht und Rychner, die also für einen „Originalbrief“ zu stehen haben. Der Brief an Brecht erfüllt meine Erwartung, die ich schon die ganze Zeit über hegte, daß aus dieser Zeitschrift, von der du mir schriebst, nichts werden kann, ohne daß ich in Unkenntnis der Details viel dazu sagen könnte. Dagegen möchte ich dir einiges zu dem andern Brief sagen, den ich als gewissermaßen auch an mich als Mitadressaten gerichtet empfinde. Ich bedauere sehr, den Aufsatz Rychners nicht zu kennen, der vielleicht reelle Einsichten enthält. Das was sich aber zu deinem Brief sagen läßt, ist vermutlich unabhängig davon – die Frage *dic cur hic?* ist jedenfalls gut formuliert. Ich bitte dich, meine Bemerkungen im selben Geist des Wohlwollens als Abbréviatur zu würdigen, den du vom Leser jenes Briefes zu erwarten berechtigt warst.

Seitdem ich mehr oder weniger umfangreiche Proben jener Betrachtung von Angelegenheiten der Literatur im Geist des dialektischen Materialismus aus deiner Feder kenne, befestigt sich in mir auf eine klare und bestimmte Weise die Einsicht, daß du in dieser Produktion in einer selten intensiven Art Selbstbetrug begehst, was zumal dein bewunderungswürdiges Essay über Karl Kraus (das ich leider nicht hier unten habe) mir aufs bedeutsamste dokumentiert. Die von dir ausgesprochene Erwartung, daß ein offenbar so verständnisvoller Leser wie Herr Rychner in diesem Essay in auch nur irgendeinem Sinne eine Rechtfertigung deiner Sympathien für den dialektischen Materialismus „zwischen den Zeilen“ werde zu finden

wissen, scheint mir völlig trügerisch: vielmehr wird das genaue Gegenteil der Fall sein, worunter ich folgendes verstehe: Es ist jedem unbefangenen Leser deiner Arbeiten, scheint mir, klar, daß du in den letzten Jahren dich zwar, entschuldige wenn ich sage: krampfhaft, bemühst, deine zum Teil sehr weitreichenden Einsichten in einer der kommunistischen denkbar angenäherten Phraseologie vorzutragen, daß aber – und hierauf scheint es mir anzukommen – eine verblüffende Fremdheit und Beziehungslosigkeit besteht zwischen deinem *wirklichen* und deinem *vorgegebenen* Denkverfahren. Du gewinnst Deine Einsichten nicht etwa durch eine strenge Anwendung einer materialistischen Methode, sondern vollständig unabhängig davon (bestenfalls), oder (schlechtestenfalls, wie in manchen Arbeiten aus den letzten zwei Jahren) durch ein Spielen mit den Zweideutigkeiten und Interferenzerscheinungen dieser Methode. Wie du selbst völlig zutreffend Herrn Rychner schreibst, wachsen deine eigenen und soliden Erkenntnisse aus der, sagen wir kurz, Metaphysik der Sprache, welche recht eigentlich das ist, womit du, zu unverstellter Klarheit gelangt, eine hochbedeutende Figur in der Geschichte kritischen Denkens sein könntest, der legitime Fortsetzer der fruchtbarsten und echten Traditionen eines Hamann und Humboldt. Das ostensible Bemühen dagegen, diese Resultate nun in einen Rahmen einzuspannen, in dem sie sich plötzlich als Scheinresultate materialistischer Überlegungen darstellen, bringt ein ganz fremdes, mit Leichtigkeit von jedem intelligenten Leser loszulösendes Form-Element herein, das deiner Produktion in dieser Zeit den Stempel des Abenteuerlichen, Zweideutigen und Volteschlägerischen aufdrückt. Du wirst verstehen, daß ich einen so demonstrativen Ausdruck nicht ohne größtes Widerstreben gebrauche; aber wenn ich mir zum Beispiel die geradezu phantastische Diskrepanz vergegenwärtige, die in einer so großartigen und zentralen Arbeit wie der über Kraus zwischen der wahren und der durch die Terminologie vorgestellten Methode klafft, wie da plötzlich alles hinkt, *weil die Einsichten des Metaphysikers über die Sprache des Bürgers*, ja sagen wir selbst über die des Kapitalismus, auf künstliche und eben nur allzu leicht durchschau-

bare Weise *identifiziert werden mit denen des Materialisten über die ökonomische Dialektik der Gesellschaft* dergestalt, daß es scheinen möchte, als ob sie auseinander hervorgingen! — so bestürzt es mich, mir sagen zu müssen, daß diese Selbsttäuschung nur möglich ist, weil du sie willst, und mehr: daß sie nur dauern kann, solange sie nicht auf die materialistische Probe gestellt wird. Die völlige Gewißheit, die ich behaupte, darüber zu haben, was deinem Schrifttum geschehen würde, wenn es sich beifallen ließe, *innerhalb* der kommunistischen Partei zu erscheinen, ist recht trübselig. Ich glaube fast, du willst diesen Schwebezustand, und müßte doch jedes Mittel begrüßen, ihn zu beenden. Daß deine Dialektik nicht die des Materialisten ist, der du sie anzunähern strebst, würde sich in dem Moment eindeutig klar, explosiv, herausstellen, wo du als typischer Konterrevolutionär und Bourgeois, wie es nicht ausbleiben könnte, von deinen Mitdialektikern entlarvt werden würdest. Solange du für Bürger über Bürger schreibst, kann es dem *echten* Materialisten ganz gleich, ich möchte sagen: schnuppeegal sein, ob du dich der Illusion hinzugeben wünschst, mit ihm einig zu sein. Im Gegenteil: er müßte eigentlich jedes Interesse haben, dialektisch gesehen, dich in ihr zu bestärken, da dein Dynamit auf *jenem* Terrain vermutlich auch ihm erkennbar stärker sein könnte als seines. (Vergleichbar etwa, entschuldige die Parallele, wie er in Deutschland gewisse psychoanalytische Bolschewisten à la Erich Fromm ermutigt hat, die er in Moskau umgehendst nach Sibirien schicken würde.) In seinem eigenen Lager kann er dich nicht brauchen, da die rein abstrakte Identifikation eurer Sphären dort bei den ersten Schritten ins Zentrum hinein aufliegen muß. Da du nun selbst gewissermaßen von der anderen Ecke her an einem gewissen *in suspenso*-Zustand eures illegitimen Verhältnisses interessiert bist, so kommt ihr ganz gut miteinander aus; es fragt sich nur, um auch dies geziemend zu sagen, wie lange noch bei einem so zweideutigen Verhältnis die Moralität deiner Einsichten, eines deiner kostbarsten Güter, gesund bleiben kann. Denn es ist *nicht* so, wie du es vielleicht siehst, daß du dich fragst, wie weit man versuchsweise mit der Haltung des Materiali-

sten etwa kommt, da du evidentermaßen diese Haltung bei deinem schöpferischen Verfahren noch nie und in keinem Falle eingenommen hast, und wie ich glaube, als alter Theologe sagen zu dürfen, auch gänzlich unfähig bist, es mit Erfolg zu tun. Und da bei einer gewissen Robustheit des Entschlusses, die ich glaube in diesem speziellen Falle bei dir voraussetzen zu dürfen, die Projizierung deiner Erkenntnisse, die wie du so wahr sagst im theologischen Verfahren gewonnen sind, auf die materialistische Terminologie recht und schlecht, mit einigen unumgänglichen Verschiebungen, denen nichts im Abzubildenden entspricht, denkbar ist – *dialectica dialecticam amat* – so könnt ihr es schon noch lange miteinander halten, nämlich genau so lange, wie die Umstände es euch gestatten, in eurer Zweideutigkeit zu verharren, was bei den obwaltenden historischen Verhältnissen noch sehr lange sein kann. So sehr ich also bestreite, daß es etwas gegeben hat, was dich, wie du an Rychner behauptest, zur Anwendung materialistischer Betrachtung geführt hat, zu der deine Produktion vielmehr keinerlei echten Beitrag liefert, so sehr verstehe ich, daß du zu der Selbsttäuschung gekommen bist, die Einführung einer gewissen Tendenz und Terminologie, in der Klassen und Kapitalismus, wenn auch kaum deren Gegenteil vorkommen, in die Metaphysik, mache deine Betrachtungen zu materialistischen. Das sichere Mittel, die völlige Wahrheit meiner Ansicht nachzuweisen, nämlich den Eintritt in die K. P. D., kann ich dir freilich nur ironisch empfehlen. Denn wie weit eine strenge Beobachtung der echten materialistischen Forschungsmethoden von der idealen Haltung des metaphysisch-dialektischen Wissenschaftsbetriebes abführt (um deine Formulierung zu variieren) – diese Probe zu machen, die nur als *capitis diminutio* deiner Existenz enden kann, bin ich als Freund doch nicht imstande, Dir so ohne Weiteres anzuraten. Ich neige eher dazu anzunehmen, daß es mit dieser Verbindung eines Tages genau so unversehens aus sein wird, wie es angefangen hat. Wenn ich mich darin irre, so werden die hohen Unkosten dieses Irrtums, wie ich fürchte, von dir getragen werden, was zwar paradox, aber der dann entstandenen Situation nur angepaßt wäre: du

wärest zwar nicht das letzte, aber vielleicht das *unbegreiflichste* Opfer der Konfusion von Religion und Politik, deren Herausarbeitung in ihrer echten Beziehung von niemand deutlicher erwartet werden durfte als von dir. Aber, wie die alten spanischen Juden zu sagen pflegten: was die Zeit kann, kann auch der Verstand.

Über anderes ein anderes Mal. Ich warte immer auf Briefe von dir, vielleicht setzt dieser hier deine Füllfeder in polemische Rotation!

Sei aufs herzlichste begrüßt Dein Gerhard

203 *An Gerhard Scholem*

Berlin-Wilmersdorf, 17. April 1931

Lieber Gerhard,

es ist mir ebenso unmöglich, deinen großen Brief heute schon zu beantworten als dir den Empfang noch länger unbestätigt zu lassen. Ich bewundere die Generosität, die aus seiner handschriftlichen Abfassung spricht; sie sagt mir, daß du nicht einmal eine Abschrift dieses Dokuments dir gesichert hast. Desto sorgsamer wird es bei mir verwahrt werden. Darunter bitte ich dich nicht „verborgen“ zu verstehen oder „vergraben“. Nein, es steht vielmehr so, daß ich der Aufgabe, die dieser Brief mir stellt, gerecht zu werden, eine gewisse Chance nur habe, wenn ich die Antwort planmäßig vorbereite. Und dazu ist der erste Schritt, was du geschrieben hast, mit einigen mir Nahestehenden durchzugehen. Das ist in erster Linie der dir noch unbekannte Gustav Glück, kein Schriftsteller, sondern ein höherer Bankbeamter, daneben vielleicht noch Ernst Bloch. Im übrigen könnte es meine Basis, die von Haus aus schmal genug ist, verbreitern, wenn du Einblick in das ensemble der Brechtschen „Versuche“ nähmest. Kiepenheuer, der sie verlegt hat, ist nächster Tage bei mir und da werde ich versuchen, die Folge für dich herauszuschlagen. Im übrigen habe ich dir vor Wochen den hochbedeutenden Aufsatz über

die Oper aus den „Versuchen“ geschickt, aber du hast dazu nichts geäußert. Ich komme auf diese Dinge, weil dein Brief, ohne die Absicht zu haben, weiter als ad hominem zu argumentieren, meine eigene Position durchschlägt, um projektilhaft ins Zentrum der Stellung zu treffen, die eine kleine aber wichtigste avantgarde hier zurzeit besetzt hält. Vieles von dem, was mich dazu geführt hat, mich mehr und mehr mit Brechts Produktion solidarisch zu machen, ist gerade in deinem Briefe zur Sprache gebracht; das heißt aber, Vieles in jener, dir noch unbekannten Produktion selbst.

Du wirst am Klange dieser Zeilen bemerken, daß deine naheliegende Erwartung, mit deinem Briefe eine polemische Äußerung von meiner Seite zu provozieren, nicht in Erfüllung gehen kann. Wie er denn überhaupt keine expansive oder affekthafte Reaktion bei mir zur Folge haben kann, aus dem Grunde, weil meine Situation viel zu prekär ist, um mir dergleichen leisten zu können. Es fällt mir doch im Traume nicht ein, Unfehlbarkeit, ja auch nur Richtigkeit in anderm Sinne, als dem des notwendig, des symptomatisch, des produktiv Falschen von ihr zu behaupten. (Mit solchen Sätzen ist wenig getan, aber ich muß versuchen, — da du im Großen von so weit her so genau erkannt hast, was hier gespielt wird — dir nun auch vom Geringeren, den reflexiven Obertönen sozusagen, eine Vorstellung zu geben.) Insbesondere sollst du nicht meinen, daß ich das Schicksal meiner Sachen in der Partei, bezw. die Dauer einer möglichen Parteizugehörigkeit betreffend, die mindesten Illusionen habe. Aber kurzfristig wäre es, diesen Umstand nicht für abänderungsfähig zu halten, wenn schon unter keiner kleineren Bedingung als der einer deutschen bolschewistischen Revolution. Nicht als ob eine siegreiche Partei im geringsten zu meinen heutigen Sachen ihre Stellung revidieren würde, wohl aber in dem anderen, das sie mir anders zu schreiben möglich machen würde. Das heißt: ich bin entschlossen, unter allen Umständen meine Sache zu tun, aber nicht unter jedem Umstand ist diese Sache die gleiche. Sie ist vielmehr eine Entsprechende. Und falschen Umständen richtig — d. i. mit „Richtigem“ — zu entsprechen, das ist mir nicht gegeben. Das ist auch, so-

lange man als Einzelner besteht und zu bestehen gesonnen ist, gar nicht wünschenswert.

Ein anderes ebenso provisorisch zu Formulierendes: es gibt die Frage der Nachbarschaft. Wo liegt meine Produktionsanstalt? Sie liegt – auch darüber hege ich nicht die mindesten Illusionen – in Berlin W. W. W., wenn du willst. Die ausgebildetste Zivilisation und die „modernste“ Kultur gehören nicht nur zu meinem privaten Komfort, sondern sie sind zum Teil geradezu Mittel meiner Produktion. Das heißt: es liegt nicht in meiner Macht, meine Produktionsanstalt nach Berlin O. oder N. zu verlegen. (In meiner Macht stünde, nach Berlin O. oder N. zu übersiedeln, aber dort anderes zu tun, als ich hier tue. Ich gebe zu, daß sich das aus moralischen Gründen vielleicht fordern ließe. Ich werde vorderhand solcher Forderung aber nicht nachkommen; ich werde sagen, daß es mir, gerade mir und sehr vielen, deren Position der meinen gleich ist, ganz unverhältnismäßig schwer gemacht wird). Aber willst du mir wirklich verwehren, mit meiner kleinen Schreibfabrik, die da mitten im Westen liegt, ganz einfach aus dem gebieterischen Bedürfnis, von einer Nachbarschaft, die ich, aus Gründen, hinzunehmen habe, mich zu unterscheiden – willst du mir mit dem Hinweis, das sei ja nichts als ein Fetzen Tuch, verwehren, die rote Fahne zum Fenster herauszuhängen? Wenn man schon „gegenrevolutionäre“ Schriften verfaßt – wie du die meinen vom Parteistandpunkt aus ganz richtig qualifizierst – soll man sie der Gegenrevolution auch noch ausdrücklich zur Verfügung stellen? Soll man sie nicht vielmehr denaturieren, wie Spiritus, sie – auf die Gefahr hin, daß sie ungenießbar für jeden werden – bestimmt und zuverlässig ungenießbar für jene machen? Kann die Deutlichkeit, mit der man sich von den Verlautbarungen, der Sprache von Leuten unterscheidet, die im Leben zu vermeiden man immer besser lernt, jemals zu groß sein? Ist sie in meinen Schriften nicht eher zu klein und ist sie in anderer Richtung zu vergrößern als der kommunistischen?

Wenn ich in Palästina wäre – sehr möglich, daß die Dinge dann ganz anders lägen. Deine Stellung in der Araberfrage

beweist, daß es dort noch ganz andere Methoden eindeutiger Differenzierung von der Bourgeoisie gibt als hier. Hier gibt es sie nicht. Hier gibt es nicht einmal die. Denn mit einem gewissen Recht könntest du, was ich eindeutig nenne, den Höhepunkt der Zweideutigkeit nennen. Gut, ich erreiche ein Extrem. Ein Schiffbrüchiger, der auf einem Wrack treibt, indem er auf die Spitze des Mastbaums klettert, der schon zermürbt ist. Aber er hat die Chance, von dort zu seiner Rettung ein Signal zu geben.

Durchdenke dies alles doch bitte genau. Mache mir, wenn du kannst, einen Gegenvorschlag.

Für heute, und um dich nicht warten zu lassen, nur noch die herzlichsten Grüße

Dein Walter

204 [*Gerhard Scholem an Walter Benjamin*]

Jerusalem, 6. Mai 1931

Lieber Walter,

dein kurzer Brief macht mich etwas verlegen, da er am Schluß eine Stellungnahme von mir verlangt, die ich zu dem, was du dort vorbringst, gar nicht haben kann. Du schilderst deine Situation noch einmal. Nun — es ist ja nicht das eben, was ich zur Sprache bringen wollte. Ich habe weder die Eigenart deiner Situation in einer bürgerlichen Welt bestritten, noch die (selbstverständliche) Berechtigung, sich in historischen Entscheidungen auf die Seite der Revolution zu schlagen, noch die Existenz des traurigen Phänomens Nachbarschaft oder Schwäche oder wie man es sonst nennen will. Und mit Recht sagst du ja, daß dein Brief noch keine Antwort auf das bildet, was ich vorbringe: nämlich nicht, daß du kämpfst, sondern daß du unter einer Verkleidung kämpfst, daß du in deinem Schrifttum in immer steigendem Maße einen materialistischen Wechsel ausstellst, den einzulösen du schlechterdings unfähig bist, und zwar unfähig gerade aus dem Ech-

testen und Substantiellsten heraus, was du hast oder bist. Ich bestreite ja nicht, daß man eventuell schreiben kann wie Lenin, ich greife nur die Fiktion an, als ob man dies täte, während man gerade etwas ganz Anderes tut. Ich behaupte, daß man in dieser Spannung der Zweideutigkeit zwar leben kann (ja es ist sogar das, was ich befürchte), aber eben, um es einmal sehr scharf auszudrücken, daß man dabei zugrunde geht, weil – und dies ist ein Punkt, auf den ich am meisten bei dir gebe – die Moralität der Einsichten in dieser Existenz verlumpen muß, und dieses Gut ist nun einmal lebenswichtig und kann nicht und in keinem Fall neutralisiert werden. Du schreibst, mein Brief ginge nicht nur dich, sondern auch manche Andern an, mit denen du ihn durchzusprechen geneigt seiest. Nun, ich kann das nur begrüßen, und daß er Ernst Bloch angeht, ist auch mir evident, wie du vielleicht schon aus dem erkennen kannst, was ich dir über sein Buch [„Spuren“] geschrieben habe. [...] Du schreibst: mache einen Gegenvorschlag. Der könnte nur lauten, dich zu deinem Genius zu bekennen, den zu verleugnen du zu Zeiten so aussichtslos versuchst. Zu leicht schlägt Selbstbetrug in Selbstmord um, und der deine wäre, weiß Gott, mit der Ehre der revolutionären Rechtgläubigkeit zu teuer bezahlt. Dich gefährdet das Verlangen nach Gemeinschaft, und sei es selbst der apokalyptischen der Revolution, mehr als das Grauen der Einsamkeit, das aus so manchen deiner Schriften spricht, und auf das ich freilich einen höheren Einsatz zu machen bereit bin als auf die Metaphorik, mit der du dich um deine Berufung betrügst.

Herzlichst Dein Gerhard

205 *An Gerhard Scholem*

Berlin, 20. Juli 1931

Lieber Gerhard,

Eine stille Sonntagnacht und eine noch stillere Gemütsverfassung will ich nutzen um wieder einmal von mir hören zu

lassen. Ein wenig bekümmert mich freilich die Perspektive, daß Du auch diesmal wieder über elliptische und lakonische Wendungen, mangelhafte Informationen und fadenscheinige Argumente Klage führen wirst. Ohne Deinen letzten Brief gerade vor mir zu haben – ich werde ihn aber noch einmal lesen, ehe ich diesen absende – steht mir in Erinnerung, daß er von mißvergnügten Hinweisen auf solche Stil- und Denkmängel durchzogen ist. Nun mögen diese Dinge liegen wie sie wollen – ich will für einen Augenblick sogar voraussetzen, sie lägen genau so wie sie Dir erscheinen – so mußst Du Dir einsichtigerweise doch sagen, daß dies Verhältnisse und Entwicklungen – das Werk von Lebensumständen und Jahren – sind, die sich aus der Ferne nur unendlich schwer lenken, in die Ferne nur unendlich schwer darstellen lassen. Wenn ich das ausspreche, so ist es weiß Gott nicht, um mich hinter einer spanischen Wand der Kontrolle und noch viel weniger Deiner Freundschaft zu entziehen. Ich bleibe bis zuletzt zur Rechenschaft bereit, aber die läßt sich schriftlich um so viel weniger geben als es sich ja – wie jedes Kind erkennen kann – auf meiner Seite keineswegs um blanke Standpunkte, sondern um eine Entwicklung handelt, und zwar um eine, welche sich unter den schwersten Spannungen vollzieht. Dabei meine [ich] jetzt viel weniger innere Spannungen privater Natur (nein, was das betrifft, so ist mir selten soviel innere Ruhe zuteil geworden wie in diesen letzten Monaten), ich meine die Spannungen des politischen, gesellschaftlichen Lebensraumes, von denen kein Mensch und am wenigsten ein Schriftsteller bei seinen Arbeiten absehen und von denen er noch viel weniger auf drei oder vier Briefseiten einen ausreichenden Begriff geben kann. Gerade heute habe ich mich vergewissert, daß die „Versuche“ von Brecht an Dich abgegangen sind. Deine Frage, was denn die mit den Gegenständen unserer Korrespondenz zu tun hätten, beantworte ich mit dem Hinweis, daß wir uns von einer brieflichen Thesendebatte gar nichts versprechen können, daß hier soviel wie möglich die aufrichtige sachliche Mitteilung einzutreten und die der Brechtschen „Versuche“ darum ganz besondere Bedeutung hat, weil diese Schriften die ersten – wohl verstanden: dichte-

rischen oder literarischen – sind, für die ich als Kritiker ohne (öffentlichen) Vorbehalt eintrete, weil ein Teil meiner Entwicklung in den letzten Jahren sich in der Auseinandersetzung mit ihnen abgespielt hat und weil sie schärfer als alle andern Einblick in die geistigen Verhältnisse geben, unter denen die Arbeit von Leuten wie mir sich hierzulande vollzieht. Denn das kommt dazu, daß Du nur eine unvollkommene Vorstellung von den gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen haben kannst, unter denen hier gearbeitet wird. Gar nicht zu reden von den materiellen, die meine Existenz – ohne irgend ein Vermögen, ohne irgend ein festes Einkommen – mit der Zeit zu einem Paradoxon gemacht haben, vor dessen Anblick ich manchmal selber in einen stupor des Stauens versinke. Kurz: es wäre ganz gewiß an der Zeit, daß wir uns wiedersähen, und ich hoffe, die Aussichten dafür sind bei Deiner Europareise im nächsten Jahr besser als Du sie augenblicklich darstellst. Inzwischen wäre es sehr wünschenswert, wenn Du mir Abzüge mindestens von Deinen Arbeiten in deutscher Sprache zugehen ließest; ich habe seit endloser Zeit nichts mehr bekommen.

[...]

Zur Zeit versuche ich mich an einer Anzeige des Kafka'schen Nachlaßbandes die ungemein schwierig ist. Ich habe fast sein ganzes Werk letzthin – teils zum zweiten, teils zum ersten Male – gelesen. Da beneide ich Dich um Deine jersusalemischen Zauberer; das wäre ein Punkt über den sie zu befragen mir lohnend scheint. Vielleicht winkst Du mir mit einer Andeutung herüber. Auch wirst Du Dir ja schon gelegentlich Separatgedanken über Kafka gemacht haben.

[...]

Es ist ein rechter Jammer, daß die Universität kein Geld hat. Hätte ich welches – ich habe meine bisherigen Verhältnisse nun in solchem Grade bereinigt, daß der Entschluß nach Palästina überzusiedeln mir nicht schwerer fiele als vor die Tür zu gehen. Es wäre der richtige Augenblick. Aber meine „richtigen Augenblicke“ teilen meinen Schicksalsweg leider fast immer, nach dem Gesetze des apollonischen Schnitts, von außen. Könnte ich Deutschland verlassen, so wäre es,

meiner Meinung nach, höchste Zeit. Ich halte es nach allem was ich erfahre – und meine Informationen sind gewöhnlich sehr gut – für überaus fraglich, ob der Beginn des Bürgerkrieges länger als bis zum Herbst auf sich warten läßt. Hast Du in Deutschland zu disponieren, so wäre es wohl richtig, diese Erwägung in Rechnung zu stellen. Ob Deutschland jetzt eine Anleihe von zwei Milliarden bekommt oder nicht, dürfte deswegen an der Sache nur wenig ändern, weil die Summe viel zu gering ist.

Wie ist der letzte Zionistenkongreß zu beurteilen? Ich habe nur die Informationen der Frankfurter Zeitung zu sehen bekommen, weil sie mir ein Ehrenabonnement ausgesetzt hat.

Indem ich nun also bei den lächerlichsten Details meines Daseins bereits angelangt bin, will ich für heute schließen. Ich hoffe, sehr bald von Dir zu hören

Herzlichst Dein Walter

206 *An Gerhard Scholem*

[3. Oktober 1931]

Lieber Gerhard,

ich sehe es gänzlich ein: ich muß nun endlich von mir hören lassen, um nicht berechtigte Verstimmung bei Dir heraufzurufen. Die Zeitverhältnisse machen einem das Äußere allerdings schwerer und schwerer. Andererseits bieten ja Deine letzten Mitteilungen für sich allein Stoff genug. Deine Auskunft auf meine Frage nach den Umständen des Zionismus hat mich sehr bewegt: es war ein Schreiben *media in vita*, aus der Mitte des Lebens, in der im Fernen des Geplanten schon das Nahbild des Wirklichgewordenen, im Nahbild des Verwirklichten das Fernbild des Entworfenen noch sichtbar ist. Ich werde ihn, bevor ich diese Zeilen schließe, noch einmal lesen. Eine mündliche Kunde dieser Dinge, die sich nicht mit der Klarheit Deiner schriftlichen vergleichen kann, kam mir im Lauf der letzten Wochen – oder schon Monate? – durch

[Heinz] Pflaum, dem ich einmal auf der Bibliothek begegnet bin. [...]

Dann kam vor einigen Tagen, nach einer hebräischen Sendung, für die ich Dir sehr danke, Dein Blatt über Rosenzweig¹, den ich mit stärkstem Anteil und, wenn ich als Am Hoorez diesen Ausdruck gebrauchen darf, völliger Beistimmung las. Irre ich nicht, so ist es doch vielleicht angezeigt, derartige zusammenfassende Betrachtungen, in denen doch wohl immer entscheidende Fermente auch aus Deinen deutschen Lehrjahren sich vorfinden werden; selbst dann deutschen Lesern zugänglich zu machen, wenn sie sich nicht auf deutsche Bücher beziehen. Eine frühere Sendung, in der Du eine mystische Kabbalabetrachtung von einem neueren – ich glaube englischen – Gelehrten besprichst, habe ich auch dem Leo Strauss zugänglich gemacht. Hans Kohn, der jetzt im Auftrage der Frankfurter Zeitung über Rußland berichtet, ist Dir – zum Unterschied von mir – ja wahrscheinlich persönlich bekannt². Sein letztes Referat über die Lage der Religionen in Rußland ermangelte, wie mir schien, markanter Gedanken.

Kämst Du in absehbarer Zeit auf zehn bis zwölf Tage nach Berlin, so würdest Du vielleicht auf nicht weniger Merkwürdigkeiten stoßen als andere Leute in Moskau. Aber sie sind trüber, sowohl im Gesamtaspekt als von mir her gesehen. Die Wirtschaftsordnung Deutschlands hat soviel festen Grund wie die hohe See und die Notverordnungen überschneiden sich wie die Wellenkämme. Die Arbeitslosigkeit ist im Begriff, die revolutionären Programme genau so antiquiert zu machen wie es mit den wirtschaftspolitischen bereits geschehen ist. Denn allem Anschein nach sind die faktisch von den Massen der Arbeitslosen delegierten bei uns die Nationalsozialisten; die Kommunisten haben bisher den notwendigen Kontakt mit diesen Massen und damit die Möglichkeiten einer revolutionären Aktion nicht gefunden, indem die Vertretung der Arbeiterinteressen in jedem konkreten Sinne durch das phantastische Heer der Reservearmee immer mehr eine reformistische Aufgabe wird und vermutlich auch von den Kommunisten kaum anders besorgt werden könnte als die

Sozialdemokraten es tun. Jeder, der noch im Betrieb steht, ist heute durch diese bloße Tatsache schon einer Arbeiteraristokratie zugehörig, indessen bei den Arbeitslosen offenbar ein riesiger Rentnerstand, natürlich mikroskopischen Formats, im Entstehen ist; ein untätiges Kleinbürgertum, dessen Lebenselement Hasard und Nichtstun ist und dessen Tag mit der philiströsen Genauigkeit abläuft mit der bescheiden[e] Spieler in den Badeorten den ihren verleben.

[...]

Der Verlag Piper, der zuletzt die Rechte auf den Proust an sich gebracht hatte, ist zu meiner großen Satisfaktion pleite gegangen. Es war unmöglich, mit diesen Leuten zu arbeiten und nunmehr hat mein dilatorisches Verhalten sich ihnen gegenüber bewährt. So neige ich zu kleinem Bastelkram, wie Besprechungen, und lese gerade den „Vergil“ von Theodor Haecker, den der vom Wallace-Verleger Goldmann sanierte Hegner herausgebracht hat³. Es ist soviel Heilsgeschichte wie irgend möglich in das schmale Bändchen gepreßt; desto erfreulicher sind einige profane Stellen, wo der Verfasser es weniger frommen und begabten Leuten deutsch gibt. Dann liegen da neben mir die Fahnen von Schmarja Levins „Childhood in Exile“, natürlich die deutsche Übersetzung. Willst Du sie geschenkt haben? Nur bitte schreibe mir gleichzeitig, was ich en attendant mit ihnen anfangen soll? Besprechen? Lesen? (letztere beiden Fragen bitte ich Dich nicht als Alternative verstehen zu wollen.) Unergründliche bibliographische Studien haben mich auf folgende Angabe geführt: A. Scholem: Allerlei für Deutschlands Turner, Berlin 1885. Da wüßte ich denn doch gerne, ob es sich um eine posthume Begegnung mit Deinem Vater handelt?⁴

Und, da wir beim Bibliographischen sind, zum Schluß noch eine erfreuliche, aber mit äußerster Diskretion zu behandelnde Tatsache: der größte deutsche Lichtenberg-Sammler hat mich, gegen ein monatliches Entgelt, mit der Durchführung einer von ihm begonnenen aber nicht abgeschlossenen Lichtenberg-Bibliographie betraut. Den von mir angelegten Zettelkatalog müßtest Du sehen. Da ist denn wenigstens eine meiner jüdischen Passionen – leider die belangloseste – zu

ihrem Recht gekommen und, wie Du zugeben wirst, am würdigsten Gegenstände. Ich glaube, der Katalog wird ein Wunderwerk, das man unter den Juden öffentlich zeigen kann, etwa wie eine Synagoge aus Strohhalmen. Mehr brauche ich wohl nicht zu sagen, um die Bibliothek zu einer Subscription zu veranlassen, auf ein Exemplar, für das ich ihr eine lohnende Widmung versprechen könnte.

Es ist noch viel Raum auf dem Blatt, aber das Post Script will auch leben.

Sehr herzlich Dein Walter

PS Der Mensch denkt – aber immer zu kurz. Da ich nun im Begriff bin, über der nochmaligen Lektüre Deines letzten Briefes zum post-script zu kommen, liegt der angefangene Bogen zu hause und ich habe nur dies zur Hand. So bekommst Du, wenn schon von sonst nichts, einen Begriff von den beiden Extremen, zwischen denen sich meine Papiersorten bewegen.⁵ – Es geht mir ein, was Du von Kafka schreibst. Eng mit Deinen korrespondierende Gedanken sind mir in den Wochen, in denen ich der Sache näher trat, ebenfalls gekommen. Eine provisorische Zusammenfassung habe ich ihnen in einer kurzen Notiz zu geben gesucht, dann aber die Sache, weil ihr meine Kräfte im Augenblick nicht entsprechen, beiseite gelegt. Inzwischen bin ich mir klar darüber geworden, daß ich den entscheidenden Anstoß vermutlich von dem ersten und schlechten Buch über Kafka, das ein gewisser Johannes [Jochim] Schoeps⁶ aus dem Kreise Brods vorbereiten soll, erhalten werde. Ein Buch würde mir gewiß meine Klarstellungen erleichtern; je schlechter es ist, desto besser. Überrascht hat mich in einigen Gesprächen, die in besagte Wochen fallen, Brechts überaus positive Stellung zu Kafkas Werk. Er schien den Nachlaßband sogar zu verschlingen, während Einzelnes aus ihm mir bis heute Widerstand geleistet hat, so groß war mir die physische Qual beim Lesen. Im übrigen fehlt es mir an erfreulicher Lektüre und – wenn ich von einigen Begegnungen mit Stefan absehe – an allem Erfreulichen sonst.

[. . .] Im übrigen wird die Verengerung des Lebens- und Schreibraumes (und vom Denkraum nicht zu sprechen) immer schwerer erträglich. Ausgreifende Planungen sind gänz-

lich unmöglich. Jeder größere Essay ist Produkt einer Konzentration, die mit seinem Wert kaum mehr im Verhältnis zu stehen scheint und es gibt Tage, und Wochen, wo ich nicht ein noch aus weiß.

Ich unterbrach mich, um Deine Kennzeichnung der Lage im Zionismus noch einmal zu lesen. Das ist mit der stärksten Teilnahme und, ich glaube, mit soviel Verständnis geschehen als Du nur wünschen kannst. Ich jedenfalls betrachte diese Zeilen von Dir⁷ als eine Art historischen Dokuments. Es sollte mich wundern, wenn nicht jede eingehendere Information, die ich von Dir erhielte, mein Einverständnis mit Deiner Haltung⁸ präzisieren würde, ja, vorstellbar wäre mir, daß auf dem Wege über diese Fragen wir zu einer überraschenden Verständigung in jenem andern, nur sehr scheinbar ihnen fremden, gelangen würden, die seit einiger Zeit zwischen uns offen sind. So oft es Dir möglich ist, von Deinen Erfahrungen in dieser Ordnung der Dinge mir etwas mitzuteilen, sei es brieflich, sei es auch nur durch Übermittlung von Dokumenten, bitte ich Dich sehr dringend, es zu tun.

Und nun noch einmal alles Gute und Herzliche.

1 Eine Kritik des „Sterns der Erlösung“, die in Scholems „Judaica“ wieder abgedruckt ist.

2 Er lebte bis 1933 in Jerusalem.

3 Von W. B. in der „Literarischen Welt“ vom 5. Febr. 1932 besprochen. Jetzt Schriften II, Seite 315–323.

4 In der Tat. Scholems Vater war jahrelang in der Berliner Turnerschaft sehr aktiv, bis der Antisemitismus in ihr überhandnahm.

5 Ein sehr schönes Bütten und hauchdünnes durchsichtiges Papier.

6 Hans Joachim Schoeps, jetzt Professor an der Universität Erlangen.

7 Es war ein sehr langer Brief, fast der einzige, von dem – außer den drei oben mitgeteilten Nr. 195, 202, 204 – eine Abschrift erhalten ist.

8 Scholem war ein aktives Mitglied einer Gruppe in Palästina, die aus alten Zionisten bestand, sich aber für eine Umorientierung der zionistischen Politik den Arabern gegenüber einsetzte und deswegen heftigen Angriffen ausgesetzt war.

[28. Oktober 1931]

Lieber Gerhard,

Dein letzter, vom 20^{ten} datierter Brief, hat mich so stark und freudig betroffen, daß die – in unserer Korrespondenz in der Tat sensationelle – Folge diese postwendende Antwort ist. Du bist ja Kenner meiner Arbeit und vor allem: Bibliograph genug, um, auch ohne daß ich Dir je Andeutungen darüber gemacht hätte, mein Verhältnis zu meinen Sachen und insbesondere zu der Art meiner Publizität vorstellen zu können. Der mir selbst manchmal störenden Bedenklichkeit, mit der ich dem Plan irgendwelcher „Gesammelten Schriften“ von mir gegenüber stehe, entspricht die archivalische Exaktheit, mit der ich alles von mir Gedruckte verwahre und katalogisiere und wenn ich von der ökonomischen Seite der Schriftstellerei absehe, darf ich sagen, daß für mich die paar Blätter und Blättchen, in denen sie auftreten, mir das anarchische Gebilde einer Privatdruckerei darstellen. Daher ist auch das Hauptobjektiv meiner publizistischen Strategie, alles, was ich verfasse – von einigen Tagebuchnotizen abgesehen – um jeden Preis zum Druck zu befördern und ich darf sagen, daß mir das – ungerufen – seit etwa vier oder fünf Jahren gelungen ist. Das Ensemble meiner Schriften dürfte – mit Ausnahme von Ernst Bloch [...] – wohl überhaupt nur Dir bekannt sein. Und darum hat die innige Billigung, die Du da in Deinem letzten Briefe für das Unscheinbarste darin – diese paar Briefnotizen – gefunden hast, für mich einen unvergleichlichen Wert der Bestätigung.¹ Wäre es einer Steigerung fähig, so würden die Bemerkungen über das Didaktische und die Krisis, die es in meinen Darstellungsmitteln herbeiführt, sie eintreten lassen. Schmerzhaft freilich ist die Andeutung über die Passagenarbeit – Du hast erkannt, daß die Studie über Photographie² aus Prolegomena zu ihr hervorging; aber was wird es da je mehr geben als Prolegomena und Paralipomena; das Werk zustande zu bringen daran könnte ich nur denken, wenn meine Arbeit auf zwei

Jahre sichergestellt wäre, die es seit Monaten nie mehr auf eben so viel Wochen ist. Trotzdem freilich – und trotzdem ich nicht die mindeste Vorstellung von dem habe, „was werden soll“ – geht mirs gut. Ich könnte sagen – und gewiß haben die materiellen Schwierigkeiten ihren Anteil daran – ich komme mir zum ersten Mal in meinem Leben erwachsen vor. Nicht nur: nicht jung mehr, sondern erwachsen, indem ich eine der vielen in mir angelegten Daseinsformen nahezu realisiert habe; die eigene Wohnung, die ich seit kurzem habe, gehört auch mit dazu. Ich habe einen der – wahrscheinlich kurzen, vorübergehenden – Augenblicke erreicht, wo ich mich niemandem mehr abzufragen und die Bereitschaft habe, den verschiedensten Mobilisierungsbefehlen zu folgen. Der gegenwärtige Ausdruck davon ist nichts anderes als die lächerliche Vielgestaltigkeit meiner simultan unternommenen Arbeiten. Da ist die Briefreihe, die fortgeht; da ist ein etwas eingehenderer physiognomischer Versuch, die Zusammenhänge des Kantischen Schwachsinn (im Alter) mit seiner Philosophie darzustellen³, daneben eine vernichtende Rezension des Haeckerschen Vergil, ein Lektorat bei einem Tonfilmpreisausschreiben, bei dem ich ungefähr 120 Entwürfe in der Woche lese und beurteile, eine kurze Studie über Paul Valéry⁴, die Du in der nächsten Sendung vorfinden wirst, und ich weiß nicht ob die Reihe vollständig ist. Nimmst Du hinzu, daß die Einsamkeit das Privileg reicher oder mindestens ökonomisch gesicherter Existenzen ist, so begreifst Du, daß meine freien Abende selten und die vergebenen nicht immer angenehm sind. (Mein nächster Umgang ist seit ungefähr einem Jahr Gustav Glück⁵, Direktor der Auslandsabteilung der Reichskreditgesellschaft, von dem Du eine Art Porträtabriß – cum grano salis zu verstehen – in dem „Destruktiven Charakter“ findest, den ich Dir übersandte. Du erwähntest ihn nicht?)

Da wir einmal bei der Physiognomik sind: ich möchte wohl sehen was ein Kenner aus der Bildausstattung meiner Wohnung machen würde. Noch hängt nicht alles, aber schon gebe ich mir mit Schrecken Rechenschaft, daß in meiner Kommunistenzelle – wenn ich von einem kleinen Geburtstagsgemälde

von Stefan absehe – nur Heiligenbilder hängen: der alte dreiköpfige Christus, den Du kennst, eine Nachbildung eines byzantinischen Elfenbeinreliefs, ein Trickbild – drei verschiedene Heiligendarstellungen, je nachdem wie man draufblickt – aus dem bayerischen Wald, ein Sebastian und als einziger Botschafter der Kabbala der Angelus Novus, zu schweigen von der „Vorführung des Wunders“ die auch von Klee ist. Vielleicht tust Du gut den Herren [Chanoch] Reinhold⁶ darauf vorzubereiten. Im übrigen wird er sehr gut empfangen werden, es ist schon lange niemand mit einer so guten Empfehlung zu mir gekommen. Vielleicht wird er mir auch einiges Wissenswerte über die Situation des Zionismus mitteilen können; aber vor allem sind hier all Deine Mitteilungen meiner gespanntesten Aufmerksamkeit sicher. Im übrigen ist Dir vielleicht Deines entsprechenden Berichts im vorletzten Briefe nicht mehr erinnerlich [sic]; er ging sehr tief in die Sache ein. Ich wäre bereit, Dir eine Kopie davon zu senden: ich könnte mir denken, daß sie Dir wichtig wäre. Eine Kopie meiner Antwort an Rychner – mit der Bitte um Rückgabe – anbei; die Haecker-Rezension wird entsprechende Gedanken wie ich hoffe konziser enthalten.

Mittlerweile ist es Mitternacht und ich will hier Schluß machen. Du wirst diesen Brief wieder sehr kurz finden, aber Du sollst einmal sehen, wie schwächling in der Hand eines 100 Jahre späteren Mitarbeiters der Frankfurter Zeitung, wenn er die No 999 der Briefserie unseres Briefwechsels wälzt, der Band mit Deinen und wie dick der mit meinen erscheinen wird.

Sehr herzlich Dein Walter

¹ Es handelte sich um die ersten, später in dem Band „Deutsche Menschen“ zusammengefaßten „Briefe“ in der Frankfurter Zeitung.

² Veröffentlicht in der „Literarischen Welt“ vom 18. Sept., 25. Sept. und 2. Okt. 1931. Jetzt in „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“, Ffm. 1963.

³ Allerhand Menschliches vom großen Kant. „Literarische Welt“, 11. Dezember 1931.

⁴ In der „Literarischen Welt“ vom 30. Okt. 1931.

⁵ Jetzt Vorstandsmitglied der Dresdner Bank in Frankfurt a. M.

⁶ Jetzt Generaldirektor des Unterrichtsministeriums von Israel. Er hatte Scholem in Jerusalem besucht.

[20. Dezember 1931]

Lieber Gerhard,

es ist nun wieder Weihnacht geworden, oder wie wir die Zeit nach jüdischem Kalender bezeichnen mögen, und wider meine besten Vorsätze hat sich eine lange Pause in unserem Briefwechsel eingeschoben. Um immerhin auch solche Intermundien [!] zwischen meinen Nachrichten informatorisch urbar zu machen kannst Du ruhig annehmen, daß sie Schauplätze eines gesteigerten Existenzkampfes sind. In der Tat hat mich ja die Besiedlung einer eigenen Wohnung ökonomisch vor schwierige Aufgaben gestellt. Während mein Schlafzimmer noch nicht aussieht, wie ichs mir wünsche – es war vorher als die [Eva] Boy¹, von der ich die Wohnung übernahm, noch ihre lichten Möbel drin hatte, schöner als mit den antiken, finsternen zum Teil erborgten, mit denen ich es jetzt ausstatten mußte – also um auf das Arbeitszimmer zu kommen, so ist seine Einrichtung zwar auch nicht abgeschlossen, aber schön und bewohnbar ist es. Auch stehen nun meine ganzen Bücher und selbst in diesen Zeiten sind sie mit den Jahren von 1200 – die ich doch längst nicht alle behalten habe – auf 2000 angewachsen. Merkwürdigkeiten hat dies Arbeitszimmer: einmal besitzt es keinen Schreibtisch; im Lauf der Jahre bin ich durch eine Reihe von Umständen, nicht nur durch die Gewohnheit viel im Café zu arbeiten sondern auch durch manche Vorstellungen, die sich an die Erinnerung meines alten Schreibtisch-Schreibens anschließen, dazu gekommen, nur noch liegend zu schreiben. Von meiner Vorgängerin habe ich ein Sofa von wundervollster Beschaffenheit zum arbeiten – zum schlafen ist es ziemlich unbrauchbar – übernommen, das, wie ich einmal von ihr hörte, früher für eine alte gelähmte Dame gezimmert worden ist. Dieses also ist die erste Merkwürdigkeit und die zweite ein sehr weiter Blick über das alte zugeschüttete Wilmersdorfer Luch, oder wie es auch hieß, den Schrammschen See – beinahe l'atelier qui chante et qui bavarde – noch dazu jetzt bei der Kälte zwei Eisbahnen und

ferner zu allen Jahrzeiten eine Uhr im Blickfeld; besonders diese Uhr wird mit der Zeit ein schwer entbehrlicher Luxus. Leider ist der Wohnungspreis von der Art, als seien all diese optischen Ausstattungsgegenstände in ihn eingerechnet.

Eine geradezu infernalische Ironie will es, daß kaum daß ich diese Zeilen geschrieben hatte, ein bis dato nie vernommenes – und vielleicht erst seit kurzem dort befindliches – Klavier unmittelbar unter dem Arbeitszimmer sich vernehmbar macht. Das ist einfach ein Schrecken. Aber so fassungslos ich bin, bleibt mir nichts übrig als weiterzuschreiben. Da ist denn mein erstes, Dich auf ein Buch hinzuweisen, über das ich Dein Votum baldigst und dringend erbitte. Ich habe in den letzten zwei, drei Tagen alles beiseite gestellt, um mir dafür Zeit zu schaffen und stehe nun auf den letzten Seiten. Es liegt ja wohl auch bei euch schon auf, wenn diese Zeilen eintreffen, und heißt „der Untergang des Judentums“. Der Verfasser Otto Heller arbeitet hier in der Redaktion der kommunistischen Zeitung „Berlin am Morgen“. Sonst weiß ich nichts von ihm und vielleicht ist er Dir besser bekannt. Obwohl das Buch untadelhaft orthodox im Parteisinn ist, sollen die offiziellen Instanzen dem Autor alle erdenklichen Schwierigkeiten machen. Wie immer Du zu dem Buch stehen magst, wirst Du es gerechtfertigt finden, daß ich meine Enthaltung von judaistischer Lektüre in diesem Falle durchbrach. Die Ungereimtheit und Abstrusität der materialistischen Analyse der jüdischen Religion, die man mit in Kauf nehmen muß, ist ja auch mir schließlich evident, dafür entschädigen mich aber Aufklärungen über die neueste Entwicklung der Judenpolitik in Sowjetrußland, indem sie mir nicht nur ganz neue Einblicke in das jüdische Geschehen sondern auch in die russischen Dinge, ja anhand des Kartenmaterials bis ins Geographische hinein geben. Daß der Verfasser alle Fragen, die die Kulturpolitik, geschweige denn die geistige Entscheidung der Juden betreffen, völlig beiseite gelassen hat, ist klar; auf der andern Seite aber ist in seinen Prognosen und bevölkerungsstatistischen Angaben – die gewiß nicht neu sind – doch viel enthalten was sehr nachdenklich machen muß. Ich denke diese meine Fragen und Zweifel werden ausrei-

chend sein, das Buch bei Dir einzuführen, wenn es nicht schon in Deinen Händen ist.

Um noch weiter von kleinen Schrift-und-Leseepisoden zu reden, so bin ich durch den Herausgeber, der es mir sandte, auf eines der großartigsten und erschütterndsten Documents humains geraten: das Leben von Pestalozzi in den Zeugnissen derer die ihn gekannt haben. Man kann über bürgerliche Erziehung wohl schwerlich mitreden, ohne sich diese Physiognomie zu vergegenwärtigen, von der, wie ich mir habe erzählen lassen, in seinen berühmten pädagogischen Romanen fast nichts in Erscheinung tritt; in seinem persönlichen Wirken und seinem Mißgeschick – er hat sich am Ende seines Lebens mit Hiob verglichen – dagegen alles.

Nun muß ich aber einen andern Ton anschlagend, feststellen, daß Du – im Gegensatze zu jüdischen und zu christlichen Duldern – unersättlich bist und kaum daß Du nach zahllosen Interventionen meinerseits Deine Brecht-Bände erhalten hast (die ich hierdurch, rückwirkend, feierlich zu Geburtstagsgeschenken ernenne) schon wieder nach einem Kommentar schreist. Auf die Gefahr hin, Deinem anstößigen Snobismus zu höchster Befriedigung zu verhelfen, werde ich Dir in der Tat in der nächsten Sendung (freilich mit der Bitte um postwendende Rücksendung) das seit Dreiviertel-jahren bei der Frankfurter Zeitung befindliche „Epische Theater“ von mir im Manuscript zusenden. Jedes weitere Ansinnen in dieser Richtung jedoch ablehnend verweise ich Dich auf den ersten Band der Versuche, wie er, mit einem langen handschriftlichen Glossar von mir jederzeit in meiner Bibliothek zu Deiner Verfügung steht. Auch Deinen Brief über Zionismus will ich Dir in Abschrift zurücksenden und damit um weitere Mitteilungen zur Sache gebeten haben.

Dagegen möchte ich auf Deine überaus eingreifende Fragestellung betreffend das Verhältnis der kommunistischen Dogmatik zu den Forschungsergebnissen der mathematischen Physik heute nur mit dem Hinweis eingehen, daß die Frage mir seit der niederschmetternden Erfahrung, die ich in Riga mit dem Versuch, Bucharins A B C des Kommunismus mir anzueignen machte, geläufig ist. Eine Antwort weiß ich nicht,

indem ja der Nutzen den der Vulgärmaterialismus für gewisse Teile der Volksaufklärung hat, keine ausreichende ist. Und wie nun der dialektische jenen vulgären Materialismus zu so feinem Garn ausspinnen mag, daß auch so seltene Vögel wie Du und ich darin gefangen werden – das weiß ich nicht. Nur denke ich manchmal, daß die „Vier grauen Weiber“ aus dem zweiten Teil des Faust Spinnerinnen sind, die auch den größten Flachs fein kriegen.

Und somit alles Herzliche in die zwölf heidnischen Nächte hinein!

Dein Walter

1 Eva van Hoboken, geb. Hommel, die sich als Künstlerin Eva Boy nannte.

209 *An Gerhard Scholem*

[Ibiza], 22. April 1932

Lieber Gerhard,

kein Zweifel, daß das Kuvert Deine Verwunderung erregen wird, zumal wenn Du den Stempel entziffern kannst. Im Augenblick, da Du Dich den europäischen Metropolen zuwendest¹, habe ich mich auf den entlegensten Winkel zurückgezogen. Das kam überraschend wie – nach einer alten und zutreffenden Erkenntnis von Dir – das meiste was mich betrifft und ist in erster Linie das Ergebnis meiner aus unerwarteten Einkünften und längeren Perioden der Dürre so merkwürdig genährten Wirtschaftslage. Kurz, die merkantile Konjunktur des Goethejahrs gab mir unvorhergesehene etliche Hunderte zu verdienen und gleichzeitig kam die Nachricht von dieser Insel mir durch Noeggerath zu, der samt Familie einen Exodus dahin plante. Ich habe mich also am 7. April wieder – wie schon einmal vor sechs Jahren auf den Frachtdampfer „Catania“ begeben und bin in elftägiger anfangs sehr stürmischer Fahrt bis Barcelona, von dort hierher gekommen, wo ich Noeggerath bereits vorfand. Wie abenteuer-

lich die Ankunft hier verlief, wie den letzten Anstoß zur Reise für ihn und mich ein Mann gab, der alsbald – nicht ohne ihn empfindlich, mich ebenfalls unangenehm geschädigt zu haben – sich als polizeilich gesuchter Hochstapler darstellte, welcher ihm ein Haus auf der Insel vermietet hat, das er garnicht besaß – das sind Dinge, die sich vor einem Kaminfeuer besser erzählen als brieflich. Wie dem nun sei – ich bin heute den dritten Tag hier und bitte Dich, so bald wie nur möglich mir hierher an die untenstehende Adresse Nachricht zu geben.

Wie sich mein Sommer ferner gestaltet, hängt wohl im wesentlichen von ökonomischen Dingen ab. Aus der zuletzt über alle Begriffe anspannenden berliner Erwerbs- und Verhandlungsschmach zu entinnen, war dies jedenfalls die einzige Gelegenheit. Auch durfte sie keinen Tag verschoben werden, um die spärlichen Mittel nicht zu vermindern, von behördlichen Schwierigkeiten zu schweigen. Du wirst dies verstehen, wenn ich Dir sage, daß ich hier in einem Hause für mich allein lebe, drei Mahlzeiten zwar sehr provinzieller Art und mit jedwedem goût du terroir – im ganzen aber delikate – einnehme und für all dies täglich 1,80 Mark zahle. Danach begreift es sich von selbst, daß die Insel wirklich seitab des Weltverkehrs und auch der Zivilisation liegt, so daß man auf jede Art von Komfort verzichten muß. Man kann es mit Leichtigkeit, nicht nur der inneren Ruhe wegen, die die ökonomische Unabhängigkeit sondern auch der Verfassung wegen, die diese Landschaft einem mit gibt; die unberührteste, die ich jemals gefunden habe. Wie Ackerbau und Viehzucht hier noch archaisch betrieben werden, nicht mehr als vier Kühe auf der Insel sich finden, weil die Bauern an der überkommenen Wirtschaft mit Ziegen festhalten, keinerlei landwirtschaftliche Maschinen zu sehen sind und die Bewässerung der Felder wie vor Jahrhunderten durch Schöpfräder geschieht, die von Maultieren in Betrieb gesetzt werden, so sind auch die Interieurs archaisch: drei Stühle an der Zimmerwand gegenüber dem Eingang treten dem Fremden sicher und gewichtig entgegen als seien es drei Cranachs oder Gauguins an der Wand; ein sombrero über einer Stuhl-

lehne macht sich großartiger als eine Draperie kostbarer Gobelins. Endlich die Gelassenheit und Schönheit der Menschen – nicht nur der Kinder – und dazu das fast gänzliche Freisein von Fremden, das man durch sparsamste Informationen über die Insel zu wahren hat. Leider ist das Ende all dieser Dinge von einem Hotel zu befürchten, das am Hafen in Ibiza errichtet wird. Immerhin ist es noch nicht nahe an der Vollendung und wir nicht in der Hauptstadt der Insel sondern einem kleinen und entlegnen Ort. Noeggerath ist mit seiner Frau und Schwiegertochter, sowie seinem Sohn hier, der eine Dissertation bei Gamillscheg [?] über den Dialekt der Insel verfaßt. Nach Aufdeckung des Hochstaplerschwinds, die nicht viel Zeit in Anspruch nahm, hat er die Erlaubnis zum mietfreien Wohnen auf ein Jahr in einem gänzlich im argen liegenden steinernen Bauernhause bekommen, das er auf seine Kosten herrichten muß. Seine Begleitung ist sehr nett und nicht im mindesten störend. Er selbst hat mit den Jahren etwas verloren.

Morgen werde ich vermutlich beginnen zu arbeiten. Durch besagtes verbrecherisches Subjekt bin ich insofern betroffen als ich ihm meine Wohnung vermietet hatte; nun steht sie leer – denn die Kriminalpolizei ist hinter ihm her – und ich muß die Miete selbst aufbringen. Die Dauer meines Aufenthalts hängt in etwas von den Arbeitsmöglichkeiten ab, die ich vielleicht nicht überschätzen darf, jedenfalls so lange ich, wie im Augenblick in der Nachbarschaft einer Schmiede einquartiert bin. Was in der letzten Zeit gedruckt erschien, geht gleichzeitig an Dich ab; dazu mußt Du Dir zwei große Rundfunkstücke denken: „Was die Deutschen lasen während ihre Klassiker schrieben“ und „Radau um Kasperl“; beide sind mit großem Erfolg aufgeführt worden. Jetzt bin ich vom Berliner Rundfunk mit einem „Lichtenberg“ beauftragt worden, den ich auf jenem Mondkrater, der nach Lichtenberg benannt ist, beginnen lassen will (denn so einen gibt es doch wohl). Es ist mir sonderbar, nun wieder alles mit der Hand schreiben zu müssen, aber wie Du siehst absolviere ich mein Training durch unbegrenzte Briefe.

Noch ist es hier nicht heiß; große Glut soll erst der August

bringen. Dann wirst Du, wie ich meine, in Berlin sein und vielleicht sehen wir uns dort. Sonst könnte ich mir wohl vorstellen, daß wir uns irgendwo zwischen Turin und Nizza oder auch in Turin selbst etwa im Juni Rendez-vous geben. Warum hat Barcelona gar keine kabbalistischen Handschriften? Schreibe in jedem Falle Deine Dispositionen gleich.

Nun bin ich ganz matt vor Hammergeklirr und Hähnekrähen und schließe, vorbehaltlich eines PS mit den herzlichsten Grüßen

Dein' Walter

PS Nun erst konnte ich Deinen letzten Brief nochmals lesen, lieber Gerhard, und es fällt mir aufs Herz, daß Du auch in Rom wieder so lange auf ihn warten mußt. Aber könntest Du Dir eine Vorstellung von der Schwierigkeit dieser meiner letzten Ablösung von Berlin machen und wie noch die letzte Stunde vor der Abfahrt meiner Redaktionsarbeit für die Literarische Welt zur Verfügung gestellt werden mußte, um das Nötige zu beschaffen. Immer hoffe ich doch, daß der herzliche Wunsch für eine *gute* Reise, den ich Dir sage, nicht zu spät kommt. Möchte sie gut für uns beide werden. Mit welcher Erwartung würde ich dem merkwürdigen Herren Oko² und dem wundertätigen Schocken³ entgegenschreiten. Ich lese zum zweiten Mal die Chartreuse de Parme. Hoffentlich kannst Du Dir dies zweite Mal auch einmal gönnen. Es gibt kaum Schöneres. — Aber es dämmt. Ich will schließen ehe die Kerzen kommen, wenn welche da sind.

1 Scholem war vom April bis November 1932 auf einer Reise durch italienische und westeuropäische Bibliotheken mit kabbalistischen Handschriftensammlungen.

2 Adolph Oko (1883–1944), Bibliothekar in Cincinnati, der damals einen Besuch in Palästina gemacht hatte und sich in Europa aufhielt.

3 Salman Schocken (1877–1959), damals Inhaber eines großen Warenhauskonzerns und bedeutender jüdischer Sammler, der gerade begonnen hatte, den Schocken Verlag aufzubauen, welcher später im jüdischen Buchwesen eine hervorragende Rolle gespielt hat.

[Ibiza 1932] Frühjahr

Liebe Gretel Karplus,

wie es so geht – 12 Stunden, nachdem ich meinen letzten Brief an Sie hatte abgehen lassen, erhielt ich den Ihrigen, durch den ich mich unendlich erleichtert fühle. Vielleicht ist es nur das Unvermögen, eine Reihe von wolkenlosen Tagen in sich aufzunehmen wie sie kommen was zu so beklemmenden Fragen führt, wie sie in meinem letzten Briefe umgehen. Es dauert ja lange bis man sich an eine klimatisch so fremde Situation anpaßt, wenn nicht ein gewisser Hotelkomfort sich vermittelnd zwischen das Land und uns stellt. Und wie weit wir davon hier entfernt sind, entnehmen Sie aus dem beiliegenden Bildchen. Nach wochenlanger Arbeit ist es nun den Bekannten, die dieses Häuschen nach jahrelangem Verfall wieder zum Leben erweckten, gelungen, etwas ganz Wohnliches daraus zu machen. Das Schönste ist der Blick aus dem Fenster auf das Meer und eine Felseninsel, die nachts ihren Leuchtturm mir hereinscheinen läßt und die Abgeschiedenheit der Bewohner gegeneinander durch eine kluge Raumordnung und beinahe meterdicke Wände, die keinen Ton (und keine Hitze) durchlassen. Ich führe ein Leben wie die Hundertjährigen es als Geheimnis den Reportern anvertrauen: aufstehn um sieben Uhr und im Meer baden, wo weit und breit kein Mensch am Ufer zu sehen ist und allenfalls nur in der Höhe meiner Stirn ein Segler am Horizont, darauf, gegen einen gefügigen Stamm im Walde gelehnt, ein Sonnenbad, dessen heilsame Kräfte durch das Prisma einer gideschen Satire (Paludes) auf den Kopf übergreifen und dann ein langer Tag der Enthaltung von all den zahllosen Dingen – weniger weil sie das Leben verkürzen als weil es sie garnicht gibt oder so schlecht, daß man sie gerne beiseite läßt – elektrisches Licht und Butter, Schnäpse und fließendes Wasser, Flirt und Zeitungslektüre. Denn die Einsichtnahme in die mit einer Woche Verspätung erscheinenden Exemplare der Frankfurter Zeitung hat einen schon mehr epischen Charak-

ter. Wenn Sie dazunehmen, daß auch meine ganze Post an Wissing geht – der mir bisher noch kein einziges Schriftstück gesandt hat – so sehen Sie, daß ich nicht übertrieben habe. Sehr lange bin ich bei Büchern und Schreibereien seßhaft gewesen; erst in den letzten Tagen habe ich mich von meinem Uferstreifen emanzipiert und einige große einsame Märsche in die noch größere, noch einsamere Gegend gemacht. Auf ihnen erst bin ich zum deutlichen Bewußtsein gekommen in Spanien zu sein. Diese Landschaften sind, von allen bewohnbaren, bestimmt die sprödesten, unberührtesten, die ich gesehen habe. Einen deutlichen Begriff von ihnen zu geben ist schwer, sollte es mir am Ende gelingen, so wird es Ihnen nicht verborgen bleiben. Vorläufig habe ich wenig in dieser Absicht notiert, dagegen mich dabei überrascht, die Darstellungsform der Einbahnstraße für eine Anzahl von Gegenständen wieder aufzunehmen, die mit den wichtigsten dieses Buches zusammenhängen. Vielleicht kann ich Ihnen davon in Berlin etwas zeigen. Dann werden wir auch über Korsika sprechen. Ich finde es sehr schön, daß Sie das gesehen haben; es gibt dort wirklich sehr Spanisches in der Landschaft; aber so harte und gewaltige Züge gräbt, glaube ich, der Sommer dort doch nicht ins Land. Hoffentlich haben Sie auch ein paar Tage in dem wunderbar stillen und altmodischen Grandhotel in Ajaccio gewohnt. Wie Wiesengrund es in Marseille gemacht hat, müssen Sie mir auch eingehend erzählen. Ich glaube, im Laufe der nächsten Wochen werde ich wieder hindurchkommen; aber über die genauen Termine kann ich mir niemals recht schlüssig werden. Sie werden das begreifen, wenn Sie bedenken, daß ich hier für einen kleinen Bruchteil dessen lebe, was ich in Berlin brauche; ich ziehe daher den Aufenthalt so lange hin wie nur möglich [hin] und werde nicht vor Anfang August zurücksein. Bis dahin hoffe ich aber noch sehr von Ihnen zu hören.

Ja, wenn ich mir, durch Ihren Brief, der mich sehr erfreut hat, ermutigt, um ein kleines Geschenk bitten darf, so wäre es, mir eine kleine Tüte (Kuvert) rauchbaren Tabaks als „Muster ohne Wert“ herzuschicken – [...] Es gibt auf der Insel überhaupt keinen rauchbaren.

Auch ich (habe) von Daga einen Brief bekommen und von ihrer Mutter [Asja Lacis], kurz vor meiner Abreise, auch einen. Im übrigen war ich vierzehn Tage ganz im Russischen versunken: ich habe erst die Geschichte der Februarrevolution von Trotzki gelesen und bin jetzt im Begriff, seine Autobiographie zu beenden. Seit Jahren glaube nichts mit so atemloser Spannung in mich aufgenommen zu haben. Ohne jede Frage müssen Sie beide Bücher lesen. Wissen Sie ob der zweite Band der Geschichte der Revolution – Oktober – bereits erschienen ist¹? Demnächst nehme ich wieder Gracian vor und werde wohl etwas darüber schreiben.

Nun noch alles Gute und Freundliche

Ihr Walter Benjamin

¹ Erst 1933 erschienen.

211 *An Gerhard Scholem*

San Antonio, Ibiza, 1. Juni 1932

Lieber Gerhard,

mit Besorgnis nehme ich zur Kenntnis, daß Du eine Abteilung für katholische Theologie in Deiner Bibliothek eröffnet hast. Das läßt mich für die Restbestände meiner Bücherei, die mir nach der berühmten „Vermietung“ meiner Wohnung geblieben sind, wenig Gutes ahnen. Irre ich nicht, so steht da Einiges, was ich Deinen beredten Lüsten nur ungern ausgesetzt weiß. Da es aber – im Zeichen des mahnenden 15. Juli (von dem Notiz zu nehmen, Dich in die ehrenvolle und vielleicht auch ausschließliche Gesellschaft von Stefan bringt) – unklug sein mag, ein sprödes Verhalten an den Tag zu legen, will ich lieber der besorgten und aufrichtiger Ungewißheit Ausdruck geben, wann und wie wir etwa die fraglichen Büchereien gemeinsam werden mustern, ja wie überhaupt mündliche Verhandlungen zwischen uns diesen Sommer in die Wege könnten geleitet werden. Scharf-

sichtig hast Du ergriffen, daß dies eine ökonomische Frage ist, eine wie kritische, davon könnte Dir nur ein Einblick in mein Budget einen Begriff geben.

[...]

Zwischendurch zu den „kleinen Anfragen“, die Du mit einer Beharrlichkeit vorbringst, die dieser parlamentarischen Gattung würdig ist: der Brief von Collenbusch¹ ist gedruckt und unter den Dir fehlenden, die ich Dir, wie gesagt, leider nicht, oder noch nicht, zur Verfügung stellen kann. Schade, weil Du darin kuriose Mitteilungen über Collenbusch fändest.

[...]

Die Nietzsche-Erfahrung, die Du in Jerusalem machtest, ist mir durchaus nicht erstaunlich. Ich habe noch keine Zeit gehabt, mich mit der Frage zu befassen, welche Bedeutung seinen Schriften im Ernstfall abzugewinnen ist. Sollte ich geneigt sein, mich darum zu kümmern, so würde ich einmal nachlesen, was Klages „die psychologischen Errungenschaften Nietzsches“ nennt. En attendant habe ich mich, in der von Dir erwähnten Rezension², was meine Meinung über Nietzsche selbst betrifft, nicht festgelegt.

Das vom Häuschen nenne ich nun doch eine andere Sensation als die vom Auftauchen Noeggeraths. Dazu sage ich wirklich sehr herzliche Glückwünsche. Hätte ich eine Broche³ darüber zu sprechen, so würde sie den Wunsch enthalten, es möge mit seinen Büchern und ihren Freunden den nächsten Weltkrieg überdauern. Dem Weltuntergange in Gestalt von Steuern, Pleiten, usw. wird es ja wohl aus eigener Kraft Widerstand leisten können. – Ich denke Deinem mißtrauischen Querulieren betreffend Ausbleiben von Handschreiben nunmehr wirksam begegnet zu sein und schließe mit sehr herzlichen Grüßen

Dein Walter

1 Samuel Collenbuschs Brief an Kant wurde von W. B. als eine seiner größten Entdeckungen auf dem Gebiet der Briefkultur betrachtet; er las ihn schon 1918 Scholem mit unnachahmbarem Gesichtsausdruck und teilweise erhobener Stimme vor. Siehe „Deutsche Menschen“ (1962), S. 26.

2 In der „Literarischen Welt“ vom 18. März 1932.

3 Jüdisch: Segensspruch.

Nizza, 26. Juli 1932

Lieber Gerhard,

als Du in Mailand den schönen Brief schriebst, der mich nun hier erreichte, war ich noch auf Ibiza. Mein Aufenthalt dort hat sich um eine Woche über die von mir vorgesehene Frist verlängert. Es kam sogar noch eine ziemlich improvisierte Feier zustande, zu der den Elan weniger die Dir bekannten Figuren des Repertoires als zwei neu aufgetauchte Franzosen – ein Ehepaar¹ – aufbrachten, denen ich viel Sympathie entgegenbringen konnte. Da sie erwidert wurde, so waren wir bis zu meiner Abreise mit kurzen Unterbrechungen zusammen und dies Zusammensein war bis zur Mitternacht des 17ten Juli – dem Abfahrtstermin meines Schiffs nach Mallorca – so fesselnd, daß die Schiffstreppe schon zurückgezogen worden und das Schiff in Bewegung gesetzt worden war, als wir uns am Quai präsentierten. Meine Sachen hatte ich freilich schon vorher darauf verstaut. Nach einem kaltblütigen Händedruck an meine Begleiter machte ich mich, von neugierigen Ibizenkern unterstützt, daran, den bewegten Schiffsrumpf zu erklettern, und kam auch glücklich über die Reeling. [...]

Damit bin ich bei den wichtigen Einsichten Deines Geburtstagsbriefs² angelangt. Sie bedürften für mich keines Kommentars – es sei denn bezüglich des Begriffs des „konterrevolutionären“, dessen genauere Bedeutung als Qualifikation meiner tieferen Einsichten Du hoffentlich gelegentlich beleuchten wirst. Ich kann mir unter diesem Begriff gewiß etwas vorstellen; dennoch scheint er mir mißverständlich. Dies aber sei vorausgeschickt, nur um der Bekundung meines vollen Einverständnisses mit dem Rest Deiner Aussagen ihr ganzes Gewicht zu geben. Damit hat aber dann auch ihr ganzes Gewicht die Feststellung, daß die Chancen für die Erfüllung dessen, was Du mir wünschst, die denkbar geringsten sind. Es ziemt uns beiden, diesem Tatbestand – in dessen Licht das Scheitern Deiner palästinensischen Intervention in der Tat ein Verhängnis ist – ins Auge zu sehen.

Und wenn ich meinerseits mit einem Ernst, der nah an Hoffnungslosigkeit ist, dieses tue, so ganz gewiß nicht darum weil ich nicht immer noch Vertrauen zu meiner Findigkeit besäße, die mir Auskunftsmittel und Subsidien verschaffte. Es ist vielmehr die Ausbildung dieser Findigkeit und einer ihr entsprechenden Produktion, die jede menschenwürdige Arbeit aufs schwerste gefährdet. Die literarischen Ausdrucksformen, die mein Denken in den letzten zehn Jahren sich geschaffen hat, sind restlos bestimmt durch die Präventivmaßnahmen und Gegengifte, mit welchen ich der Zersetzung, die mich, infolge jener Kontingenzen, in meinem Denken fortgesetzt bedroht, entgegentreten mußte. So sind zwar viele, oder manche, meiner Arbeiten Siege im Kleinen gewesen, aber ihnen entsprechen die Niederlagen im Großen. Ich will nicht von den Plänen reden, die unausgeführt, unangerührt bleiben mußten, aber doch an dieser Stelle jedenfalls die vier Bücher aufzählen, die die eigentliche Trümmer- oder Katastrophenstätte bezeichnen, von der ich keine Grenze absehen kann, wenn ich das Auge über meine nächsten Jahre schweifen lasse. Es sind die „Pariser Passagen“, die „Gesammelten Essays zur Literatur“, die „Briefe“ und ein höchst bedeutungsvolles Buch über das Haschisch. Von diesem letztern Thema weiß niemand und es soll vorläufig unter uns bleiben.³

So viel von mir. Neues sagt es Dir nicht. Indem Du aber siehst wie wenig Schwierigkeit es mir macht, diese Situation bei Gelegenheit auch meinerseits mit Deutlichkeit auszusprechen, fällt vielleicht doch ein neues Licht auf sie, das Dir Stoff zum Nachdenken geben könnte. Nun setze ich hierher die Adresse von Ernst Schoen, dem Du natürlich viele Grüße sagen sollst. Auch sonst werden Dir ja in Frankfurt allerlei merkwürdige Leute über den Weg laufen; vielleicht sogar Theodor Wiesengrund, Privatdozent, der im vergangenen Semester Seminar über das Trauerspielbuch abgehalten hat.

Das Geschenk werde ich pünktlichst einmahnen.

Alles Herzliche Dein Walter

¹ Jean Selz.

² Es war W. B.'s 40. Geburtstag.

³ Aus dem Bereich dieser Studien ist ein größerer Aufsatz in der „Frankfurter Zeitung“ erschienen (4. Dez. 1932): „Haschisch in Marseille“. Jetzt „Illuminationen“, Ffm. 1961, S. 344–350.

213 *An Theodor W. Adorno*

Poveromo (Marina di Massa), 3. 9. 1932

Lieber Herr Wiesengrund,

Ihr Brief, der so lange auf sich warten ließ, ist nun als er ankam eine große Freude für mich gewesen. Darin am meisten, wie eng gewisse seiner Textteile mit der Anlage zusammenhängen, dem wirklich krönenden und bestätigenden Schlußstück der „Naturgeschichte des Theaters“¹, für dessen Widmung ich Ihnen sehr herzlich danke. Diese ganze Folge geht ja von einem höchst originären und wahrhaft barocken Blick auf die Bühne und ihre Welt aus. Ja ich möchte sagen, daß sie etwas wie „Prolegomena zu einer jeden künftigen Geschichte des barocken Bühnenhauses“ enthält und daß Sie diese unterirdische Beziehung im Thematischen durch Ihre Widmung so ins Licht heben, freut mich ganz besonders. Daß im übrigen gerade dieses Stück völlig gelungen ist, brauche ich Ihnen wohl kaum zu bestätigen. Aber auch in der Foyer-Folge stehen sehr schöne Dinge wie das Bild von den beiden Zifferblättern und die sehr weisen Gedanken über das Fasten während dieses Zwischenspiels. Ich hoffe, daß ich nun auch sehr bald Ihren Aufsatz im Horkheimerschen Archiv² zu Gesicht bekomme – und, wenn ich noch eine Variante dieses Wunsches aussprechen darf, mit dem Aufsatz auch die erste Nummer dieses Archives selbst, das mich natürlich lebhaft interessiert. Zum Lesen hat man hier viel Zeit. Die kleine Bibliothek, die ich vor fünf Monaten bei meiner Abreise mit mir genommen habe, ist nun natürlich auch schon bald durchlaufen. Es wird Sie interessieren, daß erstmal auch wieder vier Bände Proust³ dabei

sind, in denen ich oft lese. Um aber von einem neuen Buch zu sprechen, das mir hier zukam und auf das ich Sie aufmerksam (machen) möchte – Rowohlt hat eine „Geschichte des Bolschewismus“ von Arthur Rosenberg⁴ herausgegeben, die ich soeben beendet habe und die man unter keinen Umständen, so scheint mir, wird übergehen können. Von mir wenigstens muß ich sagen, daß sie mir über viele Dinge, einschließlich jener Bezirke, in denen das politische in das private Schicksal hineinwirkt, ein Licht aufgesteckt hat. Über letzteres nachzudenken geben mir mancherlei Verhältnisse und Ihre neuerlichen Hindeutungen auf Cysarz⁵ Anlaß. Ich wäre gar nicht abgeneigt, mit ihm in Verbindung zu treten, kann es aber doch nicht recht verstehen, warum er, wenn ein solcher Wunsch doch auch bei ihm besteht, nicht – sei es direkt, sei es durch einen Brief von Grab⁶ an mich den Anfang macht. Mir ist nicht zweifelhaft, daß ich für meinen Teil in einer analogen Situation, auf seinem Posten, so verfahren würde. Im übrigen sind es natürlich nicht Prestigegründe, die mein Zögern veranlassen sondern die Erfahrung, daß Fehler im Beginn einer Beziehung die Neigung haben, im Folgenden proportional sich zu vergrößern. Ich denke mir, daß Cysarz Einfluß, beispielsweise, groß genug wäre, mir von irgend einem angemessenen Vereine oder Institut von Prag eine Vortragseinladung zu verschaffen. Vielleicht können Sie Grab gelegentlich in diesem Sinn informieren. Inzwischen aber danke ich Ihnen sehr herzlich für die Ihrige, die Sie an den Bericht der Sitzungen Ihres Seminars anschließen.⁷ Weder brauche ich Ihnen zu versichern wie gern ich kommen würde noch wie großen Wert ich auf die Einsicht in die Akten des bisherigen Verlaufes lege. Natürlich wäre es sehr wünschenswert, daß das mit Ihnen gemeinsam geschähe. Aber – und dies betrifft auch die Chancen meiner Anwesenheit in Frankfurt – ich bin im Augenblick weniger als je Herr meiner Entschließungen. Weder weiß ich, wann ich nach Berlin zurückkehre, noch wie sich die Dinge von da aus gestalten werden. Einige Wochen werde ich wohl bestimmt noch hierbleiben. Danach werde ich nach Berlin wohl zurückmüssen: einerseits um Wohnungsfragen zu regulieren, andererseits

weil Rowohlt nun doch darauf zu bestehen scheint, meine Essays herauszubringen.⁸ An sich ist die Verführung zu einem längern Aufenthalt in Deutschland gewiß nicht groß. Man wird überall Schwierigkeiten antreffen und die vom Rundfunk ausgehenden werden vermutlich mein Erscheinen in Frankfurt auch seltener machen. Sollten Sie wissen, wie die Dinge für Schoen sich entwickeln, so schreiben Sie mir doch bitte. Von ihm erfahre ich garnichts. Soviel für heute. Sonst wüßte ich nur noch zu sagen, daß ich an einer Folge von Aufzeichnungen arbeite, die frühe Erinnerungen betreffen.⁹ Hoffentlich kann ich Ihnen in absehbarer Zeit etwas davon zeigen.

Mit den herzlichsten Grüßen Ihr Walter Benjamin

PS Ihr „Zerrbild“ fand ich mit großem Vergnügen. – Das Wort von Wolfskehl in meiner Rezension heißt: „Sollte man von den Spiritisten nicht sagen, daß sie im *Drüben* fischen?“¹⁰

¹ Vgl. Theodor Wiesengrund-Adorno: Das Foyer. Zur Naturgeschichte des Theaters, in: Blätter des Hessischen Landestheaters, Darmstadt, 1932/33, Nr. 8, S. 98 ff.; ders.: Zur Naturgeschichte des Theaters. Fragmente, a. a. O., 1932/33, Nr. 9, S. 101 ff. und Nr. 13, S. 153 ff. – Das damals unpubliziert gebliebene Schlußstück war im Manuskript Benjamin gewidmet. Jetzt vgl. den gesamten Text Theodor W. Adorno: Quasi una fantasia. Musikalische Schriften II. Frankfurt a. M. 1963. S. 94–112.

² Zur gesellschaftlichen Lage der Musik, in: Zeitschrift für Sozialforschung, Jg. 1 (1932), S. 103 ff. und S. 356 ff.

³ Benjamin sagte zu Adorno, „er wolle nicht ein Wort mehr von Proust lesen, als er jeweils zu übersetzen habe, weil er sonst in eine süchtige Abhängigkeit gerate, die ihn an der eigenen Produktion . . . hindere.“ (Theodor W. Adorno: „Im Schatten junger Mädchenblüte“, in: Dichten und Trachten. Jahresschau des Suhrkamp-Verlages IV. Frankfurt a. M. 1954. S. 74.)

⁴ Berlin 1932.

⁵ Cysarz exponierte sich später als einer der entschiedensten Parteigänger der Nazi unter den deutschen Hochschullehrern, auch heute noch begegnet sein Name häufig im Zusammenhang mit rechtsradikalen Organisationen und Publikationen.

⁶ Hermann Edler Grab von Hermannswörth, Dr. phil. et jur.; Soziologe und Musiker; eng mit Adorno befreundet, der ihn mit B. bekannt machte.

7 Adorno hielt als Privatdozent im Sommersemester ein Seminar über neuere Schriften zur Ästhetik, darunter B.'s Trauerspielbuch, an der Frankfurter Universität ab.

8 Die Ausgabe kam nicht zustande.

9 Gemeint sind die Texte der „Berliner Kindheit um 1900“.

10 Vgl. W. B.'s Besprechung von Hans Liebstoekl, die Geheimwissenschaften im Lichte unserer Zeit. Wien 1932, im Literaturblatt der Frankfurter Zeitung vom 21. 8. 1932. – Dieser Abdruck bringt das Wort – das auch Friedrich Gundolf zugeschrieben wird – durch einen Setzfehler um seine Pointe: statt „im Drüben“ heißt es hier „im Trüben“.

214 *An Gerhard Scholem*

[Berlin, 15. Januar 1933]

Lieber Gerhard,

gern bestätige ich, daß Dein letzter Brief viel Wissenswertes enthält. Dennoch bleibt manches zu beanstanden: sei es, daß ich das Wissenswerte viel zu spät erfahre, wie Deine Kunde von der Tom Seidmann-Freud¹, die Du mit frecher Stirn für Dich behieltest, indessen ich in meiner Ahnungslosigkeit Dir meine Rezensionen ihrer Bücher² schickte; sei es, daß manches Wissenswerte abbricht, ehe mein Hunger danach ganz gestillt ist, wie Deine Andeutungen über Magnes, von dessen Gegnern – wer sie sind, was sie wollen und wo sie sitzen – ich mir gern eine genauere Vorstellung machen würde.

Was Deinem Schreiben bei so schweren Mängeln dennoch Gnade vor meinen Augen verliehen hat, sind die wirklich ebenso erbaulichen wie zutreffenden Sätze, die Du über meine „Berliner Kindheit“ schreibst.³ Mit „zutreffend“ will ich natürlich nicht das Lob bezeichnen, das Du ihnen zuerkennst; vielmehr zunächst einmal den Ort, an den Du, in meiner Arbeit, diese Folge stellst; zum andern aber auch die ganz besondern Erwägungen, die Du dem Stück „Erwachen des Sexus“ widmest.⁴ Diese Erwägungen überzeugen mich und ich werde dementsprechend verfahren. Im übrigen aber kannst Du mir kaum etwas sagen, was mir eine triftigere

Bestätigung wäre, als daß in der Tat Dir hin und wieder einige Stellen die eigene Kindheit zu betreffen vermocht haben. Damit hat Dein Brief nicht wenig Anteil daran, daß ich jetzt von neuem diese Arbeit vorgenommen habe, um sie um einige Stücke zu vermehren. Nur muß [ich] hier, wo ich nicht die Ruhe eines weiten Strandes und eines abgeschiedenen Aufenthalts habe, mit doppelter Behutsamkeit verfahren.

Einige Chance besteht dafür, daß nächstens mit dem Abdruck der ganzen Reihe in der Frankfurter-Zeitung begonnen wird. Im übrigen stehen an dieser Stelle Veränderungen bevor, von denen ich nicht weiß, in welcher Richtung sie sich bewegen werden. Ich habe daher in letzter Zeit versucht, mir neue Verbindungen zu schaffen und bin dabei einerseits auf die Vossische Zeitung, andererseits auf die frankfurter Zeitschrift für Sozialforschung gestoßen. Diese hat mir Aufträge teils gegeben, teils in Aussicht gestellt. So werde ich wohl in absehbarer Zeit ein großes Werk über gesellschaftliche Verhältnisse und Ideologie des Barockzeitalters zur Besprechung bekommen, das von einem gewissen [Franz] Borkenau stammt, von dem man sich die bedeutsamsten Dinge zuraunt.

[...]

Ich meinerseits wünsche dagegen dringend, Deinen offenen Brief an Schoeps über „Jüdischen Glauben in dieser Zeit“ zu erhalten. Gleichzeitig sage ich Dir den schönsten Dank für Übersendung der „Kabbala“.⁵ Wenn aus dem Abgrunde des Nichtwissens, den ich auf jenem Erdstrich besiedelt habe, auch kein Urteil erscheinen kann, so sollst Du doch wissen, daß die Strahlen dieser Darlegungen selbst in ihn hinabdringen konnten. Sonst aber muß ich mich mit spinnendünnem Geheimwissenschaft begnügen; und zwar bin ich im Augenblick im Begriff zum Zwecke eines Rundfunkspiels über Spiritismus einen Blick in die entsprechende Literatur zu tun. Freilich, nicht ohne mir ganz im Hinterhalte und zum Privatvergnügen zu diesen Dingen eine Theorie gezimmert zu haben, die ich Dir eines fernen Abends bei einer Flasche Burgunder zu entwickeln gedenke. Einzelne meiner neueren Produkte – wie das „Taschentuch“⁶ oder die, gekürzte, „Kaktushecke“⁷ bitte ich Dich aus genau so hand-

greiflichen Motiven entstanden zu denken wie dergleichen Geisterrevue [?]. Ich sende sie Dir nur, um Dein Archiv zu ehren, und sei es auf meine Kosten.

Laß mich alles wissen, was sich im Kampfe um Deine Professur weiter ereignet, und nimm, nicht für ihn, meine herzlichsten Wünsche

Dein Walter

¹ Bedeutende Illustratorin von Kinderbüchern, die in München bei derselben Wirtin wie Sch. gewohnt hatte.

² In der FZ vom 13. Dez. 1930 und vom 20. Dez. 1931.

³ W. B. hatte ihm das Manuskript eingeschickt.

⁴ Sch. hatte dessen Sekretierung verlangt.

⁵ Aus der Encyclopaedia Judaica, Band IX, S. 630–732.

⁶ Frankfurter Zeitung vom 24. November 1932.

⁷ Vossische Zeitung vom 8. Januar 1933.

215 *An Gerhard Scholem*

Berlin, [28. Februar 1933]

Lieber Gerhard,

ich benutze eine ruhige Stunde tiefer Verstimmung, um Dir wieder einmal ein Blatt zu schicken. Unmittelbarer Anlaß ist der Empfang Deines überaus bemerkenswerten Aufsatzes im [Bayrischen] Israelitischen Gemeindeblatt¹, den ich heute früh erst von Fräulein Marx aus Königsberg nebst Deinem Empfehlungsbriefe und der Ankündigung ihres Kommens empfang. Der Tag verging weiterhin unter Arbeiten und Diktat an einem Hörspiel „Lichtenberg“, das ich auf Grund eines Vertrages, dessen besserer Teil längst erfüllt ist, und mir die Flucht auf die Balearen erleichtert hat, nun abliefern muß.

Das bißchen Fassung, das man in meinen Kreisen dem neuen Regime entgegengebracht hat, ist rasch verbraucht und man gibt sich Rechenschaft, daß die Luft kaum mehr zu atmen ist; ein Umstand, der freilich dadurch an Tragweite verliert, daß einem die Kehle zugeschnürt wird. Dies vor allem einmal wirtschaftlich. Die Chancen, die von Zeit zu

Zeit durch den Rundfunk geboten wurden und die überhaupt meine einzig ernsthaften waren, dürften so gründlich fort-fallen, daß selbst dem „Lichtenberg“, wiewohl er in Auftrag gegeben war, eine Aufführung nicht mehr sicher ist. Die Desorganisation der Frankfurter Zeitung schreitet fort. Ihr Feuilleton-Redakteur ist von seinem Posten entfernt worden, obwohl er grade kurz vorher durch Erwerb meiner „Berliner Kindheit“ zu einem lächerlichen Spottpreis eine zumindest kaufmännische Eignung erwiesen hatte. Jetzt scheint dort Heinrich Simon zu walten. Die Publikation meiner Arbeit ruht nun seit mehr als vierzehn Tagen.

Die Aussichten sie als Buch erscheinen zu sehen, sind verschwindend. Jedermann sieht, daß sie so vortrefflich ist, daß die Unsterblichkeit sie auch als Manuscript zu sich berufen wird. Man druckt Bücher, die es nötiger haben. Im übrigen kann ich seit einigen Wochen den Text, wenn ich es will, als abgeschlossen ansehen, da mit der Abfassung des letzten Stücks – der Reihenfolge nach das erste, denn es ist als Anfangsstück ein Pendant zum letzten, dem „buckligen Männlein“ geworden – die Zahl von dreißig erreicht ist. Dabei ist das auf Deinen Rat sekretierte nicht gerechnet.

Soweit mich nicht die faszinierende Gedankenwelt Lichtenbergs fesselt, befängt mich das Problem, das mir die nächsten Monate stellen, von denen ich weder weiß, wie ich sie in noch außerhalb Deutschlands überstehen kann. Es gibt Orte, an denen ich ein Minimum verdienen und solche, an denen ich von einem Minimum leben kann, aber nicht einen einzigen, auf den diese beiden Bedingungen zusammen zutreffen. Wenn ich Dir nun noch mitteile, daß unter so bewandten Umständen dennoch eine neue – vier kleine Handschriftseiten umfassende – Sprachtheorie² entstanden ist, so wirst Du mir eine Ehrenbezeugung nicht versagen. Drucken lasse ich besagte Blätter nicht, ja ob sie auch nur einer Maschinenübertragung fähig sind, erscheint mir noch nicht ganz sicher. Bemerken will ich nur, daß sie bei Studien zum ersten Stücke der „Berliner Kindheit“ fixiert wurde.

Ohne die Arbeit von Schoeps zu kennen, glaube ich doch den Horizont Deiner Betrachtungen etwa absehen zu kön-

nen und kann aus tiefster Überzeugung bestätigen, daß nichts notwendiger ist als den gräßlichen Schrittmachern protestantischer theologumena innerhalb des Judentums den Gar aus zu machen. Aber das heißt noch wenig verglichen mit den Bestimmungen der Offenbarung, die da bei Dir gegeben und bei mir in hohen Ehren werden gehalten werden. „Ist doch das Absolut-Konkrete das Unvollziehbare schlechthin“ – diese Worte sagen (von der theologischen Perspektive abgesehen) über Kafka natürlich mehr als dieser Schoeps bis an das Ende seiner Tage zu verstehen imstande sein wird. Genau so wenig kann das Max Brod verstehen und ich habe hier einen der Sätze gefunden, die am frühesten und tiefsten in Deinen Überlegungen angelegt gewesen sein mögen.

Es wäre recht schön, wenn ich bald von Dir hörte. Den kurzen Brief sende ich mit der beruhigenden Gewißheit ab, ihn im Anekdotischen durch Erzählungen von Fräulein Marx ergänzt zu wissen.

Mit allem Herzlichsten Dein Walter

Bei Durchsicht Deines letzten Briefes ergibt sich, daß ich noch mit einem kleinen Post-Script aufwarten muß. Ich tue es auf jenem edelsten Papier, das ich vor nun fünfzehn Jahren in einer kleinen Papierhandlung in Sarnen, das ich auf einer Fußwanderung passierte, bei Herrn Narziß von Ach kaufte, dessen Gedächtnis mir weit höher steht als das eines gleichnamigen Psychologen. Dieses sonst tiefsten Meditationen vorbehaltene Papier möge als Ehrenbezeugung von Dir verstanden werden.

Also mein Kafkaaufsatz ist noch ungeschrieben und zwar aus zwei Gründen. Erstens lag – und liegt – mir durchaus daran, ehe ich an diese Arbeit gehe, den angekündigten Versuch von Schoeps zu lesen. Ich verspreche mir von ihm eine Kodifikation aller Irrmeinungen, die aus der eigentlich prager Interpretation von Kafka zu entnehmen sind und Du weißt, daß solche Bücher von jeher inspirierend auf mich gewirkt haben. Aber auch aus dem zweiten Grunde ist das Erscheinen dieses Buches mir nicht unwichtig. Denn es versteht sich von selbst, daß ich die Arbeit an einem solchen Essay nur auf Grund eines Auftrages würde unternehmen können.

Und woher sollte der aus heiterem Himmel kommen. Es sei denn, Du verschaffst mir einen palästinensischen. In Deutschland wird sich so etwas noch am ehesten in der Gestalt einer Rezension von Schoeps hervorbringen lassen. Nur weiß ich nicht, ob mit dem Erscheinen des Buches zu rechnen ist.³

Was die weiteren Desiderata Deines Archivs betrifft, nämlich meine Rundfunkarbeiten, so ist es nicht einmal mir selbst gelungen, diese vollständig zu versammeln.⁴ Außerdem sind die meisten dieser Hörspiele in Kollaboration mit andern gemacht. Bemerkenswert ist vom technischen Gesichtspunkt vielleicht ein Stück für Kinder, das in Frankfurt und Köln im letzten Jahre gegeben wurde und von dem ich Dir vielleicht einmal ein Exemplar frei machen kann. Es heißt „Radau um Kasperl“.

Solltest Du den „Kierkegaard“⁵ in absehbarer Zeit nicht von Wiesengrund erhalten haben, so werde ich mir die Ehre geben, Dir ein Exemplar der Umbruchkorrektur, das in meinem Besitz ist, zu dedizieren.

¹ „Offener Brief“ gegen H. J. Schoeps' „Jüdischer Glaube in dieser Zeit“, Berlin 1932.

² „Über das mimetische Vermögen“, Schriften I, S. 507–510.

³ Es ist nicht erschienen. 1936 erschien in seinem Büchlein „Gestalten an der Zeitenwende“ ein Aufsatz über Kafka.

⁴ Eine kleine Sammlung ist in W. B.s Nachlaß erhalten.

⁵ Adornos Habilitationsschrift, die Anfang 1933 erschienen war.

216 *An Gerhard Scholem*

Paris, 20. März 1933, Hotel Istria

Lieber Gerhard,

so stünden wir wieder einmal im Begriff einen neuen Abschnitt in unserer Korrespondenz einzuweihen, die, was Stempel und was Adresse angeht, von meiner Seite gewiß nicht einförmig ist. Was Du von Kitty Marx dieser Tage über mich hörst, wird Dir gewiß ein getreues Bild von den inneren

und äußeren Umständen geben, in die die Ereignisse einschlugen, die sie wieder einmal gründlich veränderten. Ehe ich darauf aber eingehe, will ich nicht versäumen, zu bemerken wie beklagenswert ich es fand, daß ein Abschiedsbesuch – wenn ich es so nennen darf – den Beginn einer Bekanntschaft bildete, von der ich mir viel Anziehendes hätte versprechen können. Da nun die Ankunft des Briefes in Jerusalem nicht allzu lange nach der ihren erfolgt, lege ich auf die schwere Fracht von Mitteilungen die er enthalten wird, für sie ein kleines Willkommenboukett obenauf.

Ob Du schon Leute gesprochen hast, die Deutschland nach dem 15ten März etwa verlassen haben, bezweifle ich. Brieflich könntest Du nur durch besonders tollkühne Individuen informiert sein. Denn es kann sehr gefährlich werden, von dort ohne sorgfältige Tarnung zu schreiben. Ich darf mich, im Besitz der Freiheit, deutlich und umso kürzer fassen. Einen Begriff von der Lage gibt weniger der individuelle Terror, als die kulturelle Gesamtsituation. Über den ersteren ist schwer, absolut zuverlässiges in Erfahrung zu bringen. Unbezweifelt sind die zahlreichen Fälle, in denen Leute nachts aus ihren Betten geholt und mißhandelt oder ermordet werden. Wichtiger vielleicht noch, aber schwerer zu durchleuchten ist das Schicksal der Gefangenen. Von diesen laufen die furchtbarsten Gerüchte um. [. .]

Was mich betrifft, so sind es nicht diese – seit langem mehr oder minder absehbaren – Verhältnisse gewesen, die in mir, und zwar erst vor einer Woche, in unbestimmten Formen, die Entschließung, Deutschland zu verlassen zur schleunigsten Entfaltung gebracht haben. Es war vielmehr die fast mathematische Gleichzeitigkeit, mit der von allen überhaupt in Frage kommenden Stellen Manuskripte zurückgereicht, schwebende, beziehungsweise abschlußreife Verhandlungen abgebrochen, Anfragen unbeantwortet gelassen wurden. Der Terror gegen jede Haltung oder Ausdrucksweise, die sich der offiziellen nicht restlos angleicht, hat ein kaum zu überbietendes Maß angenommen. Unter diesen Umständen kann die äußerste politische Zurückhaltung, die ich seit jeher und mit gutem Grunde geübt hatte, den Betreffenden zwar vor plan-

mäßiger Verfolgung, nicht aber vor dem Verhungern schützen. In alledem habe ich das Glück gehabt, meine Wohnung auf ein Jahr an einen zuverlässigen Mann vermieten zu können. [...] Zumindest kann ich gewiß sein – so unerträglich die deutsche Atmosphäre, in der man den Leuten eher auf die Revers und danach meist am liebsten schon gar nicht mehr in die Gesichter sieht, ist – keinem Impuls der Panik gefolgt zu sein. Es war vielmehr die reine Vernunft, die hier alle Eile gebot und es gibt unter den mir näher stehenden niemand, der das anders beurteilt.

Allerdings waren nicht mehr allzuviele von ihnen im Augenblick meiner Abreise noch in Deutschland. Brecht, Kracauer, Ernst Bloch sind rechtzeitig weggefahren [. . .] Ernst Schoen ist verhaftet gewesen, aber wieder freigelassen worden. [. . .]

Mit diesen Zeilen kommt es mir nur darauf an, Dich im Großen über meine Lage und die Maßnahmen, die ich in ihr getroffen habe, zu unterrichten. [. . .]

Schrieb ich Dir, daß ich in Berlin eine ganz kleine und vielleicht sonderbare Arbeit über die Sprache verfaßt habe – ganz danach angetan, Dein Archiv zu zieren?

Antworte geschwindest und nimm, mit Escha, die herzlichsten Grüße.

Dein Walter

217 *An Gretel Adorno*

Ibiza, San Antonio, 15. April 1933

Liebe Felizitas¹,

ich hätte Dir schon längst Nachricht von mir und den Umständen geben mögen, wenn ich seit zehn Tagen nur irgendwie – den Schlaf abgerechnet – zur Ruhe gekommen wäre. Und auch jetzt noch wäre es nicht soweit, hätte ich nicht Kurage, es mit der elendesten Beleuchtung von der Welt aufzu-

nehmen – nämlich nicht Kerzen, sondern einer elektrischen Funzel an einer unerreichbar hohen Decke. Acht Tage bin ich von Paris hierher gereist – Aufenthalte in Barcelona, in Ibiza – um dann hier geradezu in einen Umzug zu fallen. Das Haus vom vorigen Jahre nämlich, das noch diesen Winter in meiner Phantasie keine geringe Rolle gespielt hatte, war einige Stunden vor meiner Ankunft von Noeggeraths weitervermietet worden. Und wenn sie es behalten hätten, so hätte ich darin nach mancherlei Veränderungen, die im Raum indessen getroffen waren, kein Quartier gefunden.

Die Decke mit der Funzel also ist in einem andern Haus, das dem alten gegenüber die Vorteile eines Viertel- oder Achtel-Komforts, dagegen die Nachteile ungelegnern Platzes und architektonischer Banalität hat. Es ist nämlich am Rande von San Antonio vom dortigen Arzt, der fortziehen mußte, erbaut und eine dreiviertel Stunde von der schönen Waldecke entfernt, in der ich den vorigen Sommer zugebracht habe. Dies ist aber nur die verkleinerte Wiedergabe großer öffentlicher Veränderungen im Maßstabe meines Privatlebens. Es ist nämlich, unerachtet einer wenig anmutigen Bautätigkeit in San Antonio augenblicklich kaum Unterkommen zu finden. Im Zusammenhang damit sind wieder die Preise gestiegen. Und so halten sich die ökonomischen und die landschaftlichen Veränderungen seit dem vorigen Sommer die Wage. Beide sind allerdings im Verhältnis zu dem phantastisch günstigen Gesamtniveau nicht allzu empfindlich. Etwas anders steht es schon mit dem figürlichen Zuwachs der Gegend. Denn die Isolierung des vorigen Sommers ist nicht nur durch die topographischen Umstände sondern auch durch das Auftreten von „Sommergästen“ erschwert, bei denen sich nicht immer genau zwischen Sommersaison und Lebensabend unterscheiden läßt.

Man hat sie aber auch nicht nötig, weil man von Herkunft und Natur der Leute hier in Tagen manchmal mehr erfährt als in Berlin in Jahren. Und so kann ich Dir, wenn Du in einigen Monaten herkommst, eine ziemlich instruktive Führung durch den hiesigen Schicksalspark versprechen. Im übrigen ist ein neuer Knotenpunkt für mancherlei Ver-

strickungen im Entstehen, indem ein Franzose – der Bruder jenes Ehepaares, von dem ich Dir erzählte – in Ibiza, unmittelbar am Hafen eine Bar eröffnet, deren jetzt allmählich hervortretende Raumfigur ein ganz angenehmes Quartier verspricht.

Von Max [Horkheimer] bekam ich einen recht ausführlichen Brief aus Genf, dem ich immerhin soviel entnehmen kann, daß die Zeitschrift fortgeführt wird und weiter mit meiner Mitarbeit rechnet. Daß gerade eine Soziologie der französischen Literatur, die man zunächst von mir erwartet, von hier aus nicht ganz leicht zu verfassen ist, versteht sich von selbst. Immerhin habe ich sie in Paris vorbereitet so gut ich konnte.² Später darf ich scheinbar wieder mit Rezensionen rechnen. Diese verfasse ich zur Zeit auch für andere Stellen, ohne mir Illusionen über das ungewisse redaktionelle Schicksal der Manuskripte zu machen. Darf ich in diesem Zusammenhang Dir eine Bitte sagen? Mein Mädchen hat von Paris aus von mir den Auftrag erhalten ein Rezensionsexemplar einer Sammlung von Briefen von Dauthendey, das die Frankfurter Zeitung mir sandte, hierher an mich nachzuschicken.³ Es ist bisher noch nicht eingetroffen und mir liegt daran, es recht bald zu erhalten. Könntest Du da telephonisch einmal nachfragen. Im übrigen schreibt man mir, daß meine Rezension von Wiesengrunds Buch am 2^{ten} oder am 9^{ten} April in der Literaturbeilage der Vossischen Zeitung erschienen ist.⁴ Ich habe die Belegexemplare nicht bekommen und wäre Dir ganz besonders dankbar, wenn Du mir zwei hierher-schicken beziehungsweise die Nachsendung der wahrscheinlich in meiner Wohnung liegenden veranlassen könntest.

Selbstverständlich hoffe ich sehr bald von Dir Genaues über den Gang Deiner Unternehmungen seit dem 1. April zu hören. Nicht nur darüber sondern auch über Deine Gesundheit. Und endlich, wie Wiesengrunds Projekte sich weiter entwickelt haben. Ich bin fast sicher, daß er inzwischen geneigt sein wird, meine letzten mündlichen Vorschläge anzunehmen. Du mußt ihm sagen, daß Max in dem oben erwähnten Brief sich mit einiger Besorgnis nach ihm erkundigt. Der Angelpunkt Deiner Angelegenheiten ist für mich

die Frage Deiner Sommerreise und ihres Zieles. Ich wäre sehr niedergeschlagen, wenn Du die Perspektiven unseres langen Gesprächs in Westend aus den Augen verlieren könntest. Aber ich bin gewiß, daß Du alles so klug und genau bewerkstelligen wirst, wie ich es immer an Dir erfahren habe. Schreibe mir Genaues darüber.

Ich habe ernsthaft begonnen, Spanisch zu lernen und bin von drei verschiedenen Systemen dabei begleitet: einer altmodischen Grammatik, den Tausend Worten und endlich einer neuen und ganz raffinierten Suggestivmethode. Ich denke, daß das in absehbarer Zeit schon zu etwas führen wird. Morgen ist Ostern – da habe ich vor, meinen ersten größern Spaziergang ins Land zu machen. Aber schon kleinere haben mich überzeugt, daß eine halbe Stunde entfernt von den Häusern ganz die alte Schönheit und Einsamkeit der Gegend zu finden ist und ich hoffe, daß ich diesmal nicht alle meine Entdeckungsreisen allein werde machen müssen. Im übrigen ist es am Tage manchmal sehr heiß, in den Nächten aber, genau wie vor einem Jahr, noch kühl.

Seit ich diesen Brief anfang, hat sich die Ansicht des neuen Hauses schon etwas geklärt. Ich bin ganz manierlich in einem Zimmer untergebracht, das sogar eine Art Ankleideraum besitzt, in dem man nach langem Heizen des Waschkessels sogar in einer Badewanne ein heißes Bad nehmen kann: für Ibiza ist das etwas ganz Märchenhaftes. Außerdem aber ist es auch nützlich, denn an Baden im Meer wird vor Ablauf von vier bis sechs Wochen für mich kaum zu denken sein. Im Inventar ist ferner ein Bücherregal und ein Schrank, so daß ich meine paar Sachen und die Papierchen ganz sauber um mich aufbauen kann.

Vielen Dank für die Adresse von Ernst [Bloch]. Dieser Tage werde ich ihm eine Karte schicken. Aus der großen Welt habe ich, seit ich hier bin, noch nicht viel gehört. Auch dafür erwarte ich mit Deinem nächsten Briefe mich zu entschädigen.

Für heute alles sehr Herzliche

Detlef

¹ Anrede, die B. während der Emigration für Gretel Adorno brauchte.

² Vgl. Zum gegenwärtigen gesellschaftlichen Standort des französischen Schriftstellers, in: Zeitschrift für Sozialforschung 3 (1934), S. 54-77.

³ Max Dauthendey: Ein Herz im Lärm der Welt. Briefe an Freunde. München 1933. – Eine Rezension des Buches von B. erschien pseudonym im Literaturblatt der Frankfurter Zeitung vom 30. 4. 1933.

⁴ Sie erschien am 2. April.

218 *An Gerhard Scholem*

Ibiza, 19. April 1933

Lieber Gerhard,

wenn ich nicht irre, hast Du bereits aus Paris die Bestätigung erhalten, daß mich dort Dein Brief nach Berlin erreicht hat. Nun habe ich vor wenigen Tagen den ersten bekommen, den Du wieder nach Ibiza gerichtet hast. Um nun aber zunächst bei dem ersteren nochmals kurz zu verweilen, will ich Deine Mitteilung über den Logierbesuch [Gustav] Steinschneiders zum Gegenstand einer kleinen Anfrage machen. Wie Du gelesen haben wirst, ist unter den Sandkörnern, die das erwachende Deutschland sich aus den Augen gerieben hat, auch der Hellseher Hanussen. Dieser soll nun, einer Pressenotiz zufolge, mit seinem wahren Namen Steinschneider geheißen haben. Sollte nun auch er ein Mitglied der schon ohnehin bemerkenswerten Familie des Gustav sein, so lasse mich das unbedingt wissen.¹ Sollte ferner derselbe mit seinem präsumptiven Verwandten dessen Talent teilen, so sehe ich einen bedeutenden Aufschwung Deiner kabbalistischen Studien voraus, indem das kostspielige Photographieren von Manuscripten damit ja wohl wegfallen würde.

Überaus wertvoll war mir, wie ich Dir vielleicht schon gesagt habe, Deine Mitteilung über Schoeps und Blüher. Nun erwarte ich dessen Buch über Kafka unter diesen Umständen mit verdoppelter Ungeduld. Denn was sähe dem Engel, der den vernichteten Teil von Kafkas Werken betreut, ähnlicher, als ihren Schlüssel unter einem [...]haufen zu verstecken?

Ob man sich ähnliche Aufklärungen von dem neuesten Essay über Kafka versprechen darf, weiß ich nicht. Er steht im Aprilheft der Nouvelle Revue Française und stammt von Bernhard Groethuysen. Nach Kenntnisnahme durch mich könntest Du ihn auf Wunsch als Austauschgabe gegen andere Lektüre erhalten.

Denn wenn sich auch eine kleine Hausbücherei von 30 bis 40 Bänden, teils aus Noeggerathschen Beständen, teils aus meiner Hinterlassenschaft vom Vorjahre hier versammelt hat, so ist die denn doch eine schmale Grundlage. Die Ironie will es, daß ich grade jetzt im Auftrage jener „Zeitschrift für Sozialforschung“, die ihren Apparat und Geld nach Genf gerettet hat, einen Aufsatz über die Soziologie der gegenwärtigen französischen Literatur zu schreiben habe – und schreiben muß, da ich von dieser Seite zumindest auf Bezahlung rechnen kann. [...] Besonders lobe ich die Eingebung, welche mich in Berlin veranlaßte, Kitty Marx das Buch von Brecht² (und wenn ich nicht irre, noch irgend eine andere Leihgabe) mit auf den Weg zu geben, indem ich so in hoffentlich kurzer Zeit hier in deren Besitz sein werde. Es wird Dir im übrigen Spaß machen zu hören, daß, nachdem ich mein eigenes Archiv aufs sorgfältigste gesiebt hatte und so hier nur über einen Bruchteil desselben – politisch ganz unverfängliche Dinge – verfüge, im letzten Augenblick der Einfall mich packte, ein enorm provokatorisches und gleichzeitig äußerst geglücktes Werk von Brecht, das nicht erschienen ist und nur in Fahnen existiert, in meinen Koffer zu stecken. Es heißt „Die drei Soldaten“ und wird ja auch den Weg nach Palästina gefunden haben oder eines Tages finden.

Deine Prognosen, das Schicksal der deutschen Juden betreffend, wurden grade eingelöst, als sie hier ankamen. Unnötig zu sagen daß sie sich mit den meinigen decken. Schon vor drei Wochen bat ich Dora, Stefan wenn irgend möglich zu ihrem Bruder³ nach Palästina zu schicken. Im Augenblick aber scheint sie diesen Weg noch nicht ins Auge zu fassen.

[...]

Die Spracharbeit werde ich Dir abschreiben. So kurz sie aber auch ausgefallen ist, so werden mannichfache Beden-

ken und Gedanken unterm Schreiben meiner Hand Zügel und Zaum verspüren und Dich nicht vor manchen Wochen in Besitz der zwei, drei Blättchen kommen lassen.

Dein Walter

PS Dein Brief vom 13^{ten} kommt diesen Augenblick. Ich kann ihn und die Nachschrift von K. M. nun eben noch bestätigen. Gedanken über die Rückwirkung der deutschen Vorfälle auf die kommende Geschichte der Juden suchte ich mir auch zu machen. Mit sehr geringem Erfolg. Auf alle Fälle steht die Judenemanzipation in einem neuen Licht da.

¹ Er war es in der Tat.

² „Die Mutter.“

³ Victor Kellner.

219 *An Kitty Marx-Steinschneider*

Ibiza, 1. Mai 1933

Liebes Fräulein Marx,

da Sie Bedingungen gestellt haben – ehe Sie geneigt wären, mir zu schreiben – und da jedwede Diskussion derselben auf ihre Erfüllung hinausläuft, indem ja jene nur brieflich geschehen kann, mögen Sie in den ersten Zeilen dieses Schreibens das Zeugnis meiner Unterwerfung sehen. Je weiter aber Ihre Blicke dringen, mag Unmut Ihre Stirn umwölken, wenn Sie bemerken, wo auch meine Großmut Grenzen hat. Zunächst einmal am untern Rande dieses Blatts. Weiterhin gegen mein untadliges Gedächtnis, in dem ein Obelisk mit alten Hieroglyphen Ihres Schreib-Versprechens, jedoch auf keinerlei Bedingungs-Postament gegründet, steht. Zum Dritten in dem Argwohn, hinter Ihrem Verhalten könnte sich die harte Faust von G. S. verbergen, welcher es begrüßt, bei den Gewaltakten, mit denen er seine Brief-Tribute bei mir einreibt, eine Bundesgenossin erworben zu haben.

Indem ich hoffe, mit den vorstehenden Ausführungen Ihre Genugtuung über mein Schreiben auf ein Minimum herab-

gesetzt zu haben, darf ich wohl um so mehr Beachtung für das schöne Briefpapier erbitten, das ich seit Jahren, bei Gelegenheit aus Paris beziehe, ohne damit noch jemals Anerkennung bei G. S. gefunden zu haben. Was Ihre, mir nunmehr postwendend zuzustellende Mitteilungen betrifft, so wäre ich bereit, von einer besonderen Prüfung und Begutachtung Ihres Briefpapiers, meinerseits unter der Bedingung Abstand zu nehmen, daß dieselben enthalten

Vollständige Angaben über Ihre Ankunft und Unterkunft im heiligen Lande – Eindruck von den Juden im Allgemeinen und von G. S. im besonderen – Versprechen, mir recht bald die „Mutter“ zurückzusenden – Mitteilung über deren Aufnahme bei Ihnen – ebenso anmutige wie aufrichtige Schilderung Ihres Tagewerks – Wetterbericht.

Letzteres zum Trost, da hier eisige Kälte herrscht (also hoffentlich auch bei Ihnen). Im übrigen wünsche ich Ihnen doch glücklichere Lebens- und zumal Arbeitsbedingungen, als sie hier, in einem lauten und von Windstößen erschütterten Hause vorliegen. Ich habe an größere Sachen noch nicht herangehen können, plane aber im stillen einen Gracian-kommentar¹, zu dem ich einige Ausgaben von und Schriften über Gracian hier versammelt habe. Dieser war ein Jesuit, auf den Ihnen, auf Verlangen, G. S. bei einer Tasse Tee eine kleine Rede halten wird. Halten Sie sich vorerst an diese, denn was aus dem Kommentar wird, ist noch ungewiß. Zur Zeit bin ich mit einer recht kuriosen Schreibung über den Roman beschäftigt, die vielleicht noch gedruckt – vermutlich eines der letzten Schiffchen – in den Hafen des Scholemschen Archivs einlaufen wird.

Ich lese jetzt den zweiten Band von Trotzki; das ist außer Spaziergehen meine einzige Unterhaltung. Denn ein vernünftiges Wort kann man hier selten vernehmen und anbringen noch viel weniger. Schachpartien sind seltene Höhepunkte der Geselligkeit. Erheitern Sie mich also schleunigst, liebe K. M.

Ihr Walter Benjamin

¹ Über das „Handorakel“.

23. Mai 1933

Lieber Gerhard,

Dein Brief vom 4. Mai ist angekommen. Zeit ihn zu beantworten habe ich umso mehr, als der Briefwechsel mit deutschen Korrespondenten immer spärlicher ausfällt. Daß die Leute keine Lust haben eines Meinungs austauschs wegen sich in Gefahr zu begeben, ist einleuchtend. Meine letzte Anfrage lag Dir am 4. Mai noch nicht vor. Dafür hattest Du die traurige Nachricht über Deinen Bruder¹. Du schreibst, daß Du Dir von seinem Verhalten kein Bild machen kannst. Von dem des meinigen kann ich das ebensowenig. Vor meiner Abreise sprach ich ihn telefonisch. Da war am Wedding, wo er wohnt, schon zweimal das Gerücht aufgekommen, daß er tot sei. Inzwischen haben sich diejenigen, derentwegen ich Dich anfragte, in ihren Grundlagen bestätigt. Er ist den S. A. vor fünf Wochen in die Hände gefallen und liegt seitdem als Gefangener im Staatskrankenhaus [...]

Ich erwarte recht sehr „Die Mutter“. Magst Du den Musil lesen, so behalte ihn nur vorläufig. Mir gibt das keinen Geschmack mehr ab und ich habe diesen Autor bei mir mit der Erkenntnis verabschiedet, daß er klüger ist als ers nötig hat.

Nun ein Wort, das Falten in Deine Stirn graben wird. Aber gesagt muß es doch sein. Bei näherem Bedenken des Unternehmens, Dir meine neuen Notizen über die Sprache zu schicken, erkannte ich, daß dieses, ohnehin höchst gewagte Vorhaben, für mich ausführbar allein werden würde, wenn ich vorher einen Vergleich dieser Notizen mit jenen frühen „über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen“ vornehmen könnte. Nun sind mir diese unter meinen berliner Papieren natürlich jetzt nicht erreichbar. Auf der andern Seite weiß ich, daß Du eine Abschrift von ihnen besitzt. Ich bitte Dich darum dringend, diese, sobald als möglich, eingeschrieben an meine hiesige Adresse zu senden. Verliere keine Zeit; umso schneller erhältst Du dann meine neuen Notizen.

Kitty Marx hat von hier aus einen langen Brief von mir

bekommen. Ich ehre und begrüße einen Anlaß², der dies strahlende Ereignis in ihren Augen verdunkeln mußte; kann ihr dies aber erst selbst sagen, wenn sie das letztere in noch schwachem Maße gewürdigt hat. Die „Einbahnstraße“ bestelle ihr nur schnellstens, ehe die deutschen Buchhändler sie gelesen haben.

Was für ein Amt hat denn Kraft in Hannover gehabt? Und zählt er noch zu Deinen Korrespondenten? Und was ist aus ihm geworden? Und was wird aus ihm werden?

Schreibe baldigst! Ziere Dein Schreiben wieder durch Beilagen, wie die vielmals verdankte „Jüdische Rundschau“.

Dein Walter

1 Werner Scholem wurde damals verhaftet und verbrachte sieben Jahre in Untersuchungshaft und Konzentrationslagern, bis er 1940 in Buchenwald ermordet wurde.

2 Ihre Heirat mit Karl Steinschneider, dem Bruder von Gustav Steinschneider.

221 *An Gerhard Scholem*

16. Juni 1933

Lieber Gerhard,

es ist ein paar Tage her, daß Dein Brief vom 23^{ten} kam – lange ist auch er unterwegs gewesen. Als er dann eintraf, bin ich gerade auf ein paar Tage fortgegangen; ich ergreife jetzt jede Möglichkeit, San Antonio den Rücken zu kehren. Bei Licht besehen gibt es in seinem Umkreis, der mit allen Schrecken der Siedler-und-Spekulantentätigkeit geschlagen ist, keinen ruhigen Winkel und keine ruhige Minute mehr. Auch der billigste Aufenthalt kommt zu teuer zu stehen, wenn man ihn mit dem Inbegriff seiner Arbeitsmöglichkeiten erkaufte und – so schwers auch ist, in Ibiza zu erschwinglichen Preisen und auf erträgliche Art unterzukommen, so ist meine Übersiedlung in die Stadt nur noch eine Frage von Tagen.

Inzwischen entnehme [ich] dieser Situation den Anstoß zu

großen Erkundungswanderungen ins Innere der Insel. Die eine unternahm ich vor kurzem in der sehr angenehmen Gesellschaft eines Enkels von Paul Gauguin, der den Namen seines Großvaters trägt. Wir ließen uns von einem Langustenfischer – nicht ohne vorher Einblick in sein Handwerk getan zu haben – an einem einsamen Küstenfleck absetzen, und marschierten von dort in die Berge. Gestern bin ich mit meinen französischen Freunden vierzehn Stunden unterwegs gewesen. Sowie man aus dem Bereich der Sprengungen und Hammerschläge, der Klatschereien und Debatten, die die Atmosphäre von San Antonio bilden, heraus ist, hat man wieder Boden unter den Füßen. Mein alteingesessenes Mißtrauen gegen das Siedlerwesen, das ich zum ersten Male in Grünau als Gast im Hause Gutkind kennen lernte, hat hier, im Haus der Noeggerath, eine, mir nunmehr allzudrastische, Bestätigung erfahren. Hinzu kommt die recht unerfreuliche Natur der Dorfbewohner. Kurz, ich sehne mich jetzt schon nach den gesättigten Schatten, mit denen die Flügel der Pleite diese ganze Krämer- und Sommerfrischlerherrlichkeit in wenigen Jahren unter sich werden begraben haben.

Auch Ibiza hat seine Nachteile, aber nicht den einer solchen Atmosphäre. Nun greife ich noch einmal auf mein letztes Schreiben zurück, um Dir zu sagen, wie sehr bestimmt ich hoffe, recht bald in den Besitz Deines Exemplars der Spracharbeit zu kommen, um nach deren Durchsicht meinen neuen Versuch abschreiben und an Dich abgehen lassen zu können. Von dieser bevorstehenden Bereicherung Deiner Bestände abgesehen, wird eine mindere schon eingetreten sein; wenigstens habe ich vor einer Woche ein Kuvert mit Neuem an Dich abgesandt, worunter sich auch die ersten Stücke von Detlef Holz¹ befinden. Auch dessen Hilfsbereitschaft ist aber begrenzt; so muß ich für einen Aufsatz, der mich gerade jetzt beschäftigt, auf seinen Beistand Verzicht leisten, um seinen Namen nicht augenblicklich so zu kompromittieren, wie der seines [Vorgängers?] kompromittiert ist. Zwei Rezensionsexemplare versetzen mich in die sehr leidige Zwangslage, jetzt, und vor einem deutschen Publikum, über Stefan George sprechen zu müssen². Soviel glaube ich gemerkt zu haben:

wenn jemals Gott einen Propheten durch Erfüllung seiner Prophetie geschlagen hat, so ist es bei George der Fall gewesen.

Wahrscheinlich schrieb ich Dir, daß ich eine große Arbeit über „die gegenwärtige gesellschaftliche Stellung des französischen Schriftstellers“ abgeschlossen und mit großen Ehren in jenem frankfurter Archiv angebracht habe, das sich nach Genf geflüchtet hat. Sie haben mir jetzt wieder einen neuen Auftrag gegeben, der vielleicht noch schwieriger und sicher weniger erfreulich ist. Recht sonderbar ist aber, daß aus Deutschland noch Gesuche um meine Mitarbeit von Stellen einlaufen, die bisher wenig nach mir gefragt haben. So hat die „Europäische Revue“ mich um Vorschläge für meine Mitarbeit gebeten.

Ich setze Dir aber diese kurzen Informationen umso eher her als sie Dir ungefähr ein Bild meiner budgetären Situation vermitteln, und sei es auch nur in dem Sinn, die völlige Unmöglichkeit, einen Etat zu etablieren, Dir vorzustellen. Seit ich Berlin verlassen habe werde ich im Durchschnitt pro Monat etwa 100 Mark verdient haben, und das unter den ungünstigsten Verhältnissen. Trotzdem will ich nicht sagen, daß nicht auch diese winzige Summe gelegentlich noch würde unterschritten werden können. Jedoch vermutlich nicht auf lange. Im Gegenteil: ich nehme an, daß sie sich auf die Dauer, vorausgesetzt, daß ich nicht gänzlich – wie hier – von jeder Produktionsbasis abgedrängt bin, erhöhen würde. Mehr ließe sich – und auch nur tastend – sagen, wenn man die künftigen deutschen Pressegesetze kennen würde.

Und somit habe ich mich an der Diskussion, von welcher ich durch Deinen Brief erfuhr, beteiligt. Ich will aber nicht leugnen, daß ich mehr dazu zu sagen habe. Zunächst, um auszusprechen daß mich die Tatsache einer solchen Diskussion keineswegs gleichgültig läßt. Sie ist mir sogar ungemein wichtig. Ich müßte aber nicht vierzig Jahre sein, wenn ich an den Gedanken der bloßen Möglichkeit der in ihr beschlossenen Veränderung nicht mit äußerster Behutsamkeit herantreten würde. Ich sage mir, daß die Beleuchtung, unter der ich an diesem neuen Ufer in Erscheinung träte, zweideutig

ausfallen könnte. Es sind jetzt tausende von Intellektuellen bei euch angekommen. Eins unterscheidet sie von mir; und dies nur auf den ersten Blick zu meinen Gunsten. Dann aber – wie Du sehr gut weißt – durchaus zu ihren, dies nämlich: unbeschriebene Blätter darzustellen. Nichts würde sich verhängnisvoller auswirken als eine Haltung von mir, die dahin sich verstehen ließe: hinter einer öffentlichen Kalamität Deckung für eine private zu suchen. Das will bedacht werden, denn ich habe nichts, und ich hänge an wenigem. Unter solchen Umständen ist es geboten, jeder schiefen Situation auszuweichen, weil sie unverhältnismäßig folgens schwer werden kann. Ich werde gern und mit vollkommener Bereitschaft nach Palästina kommen, wenn Du oder die, die neben Dir dafür in Frage kommen, annehmen, dies sei möglich, ohne eine solche Situation heraufzuführen. Und wie mir scheint, ist es die gleiche Bedingung, welche sich in die Frage kleiden läßt: Ist dort für mich – das was ich kann und weiß – mehr Raum als in Europa? Denn ist es nicht mehr, dann ist es weniger. Dieser Satz bedarf keiner Erklärung. Und auch nicht dieser letzte: daß, wenn ich mein Wissen und mein Können dort vermehren könnte, ohne das Erworbene preiszugeben, es an meiner Entschlossenheit dazu nicht fehlen wird.

Mein Bruder ist in einem Konzentrationslager. Gott mag wissen was er da durchzumachen hat. Aber die Gerüchte über seine Verwundungen sind jedenfalls in einem Punkt übertrieben gewesen. Er hat kein Auge verloren. Ich habe das kürzlich von meiner Schwester erfahren. Den Tod von Erich Baron³ habe ich erst durch Dich erfahren.

Den Gruß von K. M. habe ich auf mich einwirken lassen. Die Geschichte ihres ersten Briefes an mich scheint mir durchaus im Stile Tristram Shandys zu verlaufen. Mit dieser Feststellung werden wir zugleich am besten der gänzlichen Ungewißheit über sein Zustandekommen gerecht.

Für heute alles Herzliche Dein Walter

¹ Das Pseudonym, unter dem W. B. nach 1933 noch zeitweise in Deutschland schrieb.

2 Unter dem Pseudonym K. A. Stempflinger in der FZ vom 12. Juli 1933. Jetzt Schriften II, S. 323–330.

3 Der Bruder von Frau Lucie Gutkind wurde von den Nazis ermordet.

222 *An Max Rychner*

[Feuilletonredaktion der Kölnischen Zeitung]

San Antonio, 25. Juni 1933

Lieber Herr Rychner,

bis heute schuldete ich Ihnen den Dank für Ihre sehr freundlichen Zeilen vom 9ten Mai. Ich wollte ihn aber mit einer, wenn auch noch so kleinen Beilage versehen. Wenige Tage nachdem ich Ihnen geschrieben hatte, mußte ich aber auf eine Weile nach Genf. Daher ist es zu dem geplanten Essay über „Romancier und Erzähler“ noch nicht gekommen.

Das inliegende Stückchen¹ wird, hoffe ich, durch seine Kürze Ihre Gunst erwerben.

Und nun lassen Sie mich mit diesen Zeilen noch eine Frage verbinden: Ist es redaktionell für Sie tunlich, hin und wieder den Anstoß zu meiner Mitarbeit durch Zusendung von Neuerscheinungen an mich zu geben? Oder dürfte ich selbst gelegentlich in solchem Sinne die Initiative ergreifen? So ging mir dieser Tage ein größeres Heft „Die Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur“ von Leo Weisgerber Heidelberg 1933 Verlag der Winterschen Universitätsbuchhandlung zu, das sich vielleicht zur Besprechung eignen würde, ohne gerade in die Domäne eines Ihrer ständigen Referenten zu fallen.

Meine Beiträge würde ich mit dem Namen zeichnen, den Sie am Kopf des inliegenden Manuscripts finden und der schon hin und wieder mit Ehren bestanden hat.

Durch meine Abreise sind seinerzeit die Belege der Nummer vom 25. Februar, in der Sie die „Kurzen Schatten“ gebracht haben, nicht an mich gelangt. Denn abgesandt haben Sie sie gewiß. Sie würden mich aufs Freundlichste verpflichten.

ten, wenn Sie mir von der Nummer ein, zwei Exemplare für mein Archiv hierher senden wollten.

In der Hoffnung, bald Gutes von Ihnen zu hören und mit recht herzlichem Gruß

Ihr Walter Benjamin

¹ Vermutlich „Chinoiserie“.

223 *An Gretel Adorno*

[Juni 1933]

Liebe Felizitas,

ich lasse eine kleine Windmusik den Gipfel der Pinie schaukeln, unter der ich sitze, und male einen vierblättrigen Dank zu ihren Füßen. Diesen pflücken Sie sich für Ihren letzten Brief. Lieber hätte ich Ihnen ein paar dürre, stachelige Halme von Ostseedünen zu Pfingsten gewünscht. Ja, ich bin traurig, daß Sie den Kopf, statt ihn in die Wellen zu tauchen, unter die Barentatze¹ ducken sollen. Lassen Sie mich bald wissen, wann Sie ihn wieder hervorwagen dürfen.

Daß aber die procura für das Bären- der für das Sorgenkind zur Seite tritt, ist tröstlich. Wenn dabei nur nicht gänzlich die abhanden kommt, die Sie für sich selber tragen sollen. [...] Was Sie eigentlich von Zeit zu Zeit zu Ihrer Aufhellung tun können, und wen Sie jetzt, nachdem das Sorgenkind verschwunden ist, sehen. Bei diesem letzten Stichwort will ich Ihnen für die Belegexemplare des Kierkegaard herzlich danken; auch anmerken, daß die Redaktion einen wichtigen Absatz der Anzeige – gegen Ende – gestrichen hatte². Von der „Europäischen Revue“ habe ich noch nichts vernommen.

Ich bin fleißig gewesen und habe über „den gegenwärtigen gesellschaftlichen Standort des französischen Schriftstellers“ eine Arbeit im Umfang von vierzig Maschinenseiten geschrieben. Dabei habe ich mich auf Gastfreundschaft stützen müssen, die mir in der Stadt Ibiza gewährt wurde. Denn hier

in San Antonio sind indessen alle topographischen Mißhelligkeiten, die sich schon lange angekündigt hatten, dergestalt in Funktion getreten, daß meine Übersiedlung in die Stadt beschlossene Sache ist. Es wird dort unvermeidlich Kosten geben, die etwas über meine hiesigen hinausgehen. Nachdem ich aber, nicht ohne Erfindergeist, alle technischen Möglichkeiten, die für halbwegs ungestörte Arbeit hier bestanden hätten, ausprobiert habe, ohne daß auch nur eine sich bewährt hätte, muß ich meinen Entschluß fassen. Ich freue mich schon darauf, Ihnen einmal mündlich die Physiologie dieses Hauses und die Geheimnisse der Siedleratmosphäre auseinanderzusetzen, die sich allmählich in San Antonio gebildet hat.

Mir ist sie die verhaßteste und darum ergreife ich seit einiger Zeit jeden Vorwand um loszukommen. Das hat mir neulich einen der schönsten und entlegensten Teile der Insel erschlossen. Ich war nämlich gerade fertig zu einer einsamen Mondscheinwanderung auf den Gipfel der Insel, die Atalaya von San Jose, gerüstet, als ein flüchtiger Bekannter des Hauses auftauchte, ein skandinavischer Bursche, der sich in den Gegenden, wo es Fremde gibt, nur selten sehen läßt und in einem vergrabnen Gebirgsdorf wohnt. Er ist im übrigen ein Enkel des Malers Paul Gauguin und heißt genau wie sein Großvater. Am andern Tage machte ich die genauere Bekanntschaft dieser Figur und sie war bestimmt ebenso faszinierend wie die seines Gebirgsdorfes, in dem er der einzige Fremde ist. Früh um fünf fuhren wir mit einem Langustenfischer hinaus und trieben uns erst drei Stunden auf dem Meere herum, wo wir den Langustenfang gründlich kennen lernten. Es war freilich ein vorwiegend melancholisches Schauspiel, indem mit sechzig Reusen alles in allem drei Tiere eingebracht wurden. Freilich riesige und freilich an anderen Tagen oft viel mehr. Dann setzte man uns in einer versteckten Bucht ab. Und dort bot sich ein Bild von derart unverrückbarer Vollkommenheit, daß etwas Seltsames, aber nicht unbegreifliches in mir sich ereignete: ich sah es nämlich eigentlich garnicht; es fiel mir nicht auf; es war vor Vollkommenheit am Rande des Unsichtbaren.

Der Strand ist unbebaut; eine steinerne Hütte steht abseits

im Hintergrunde. Vier oder fünf Fischerboote waren hoch ans Ufer hinaufgezogen. Neben diesen Booten aber standen, über und über schwarz verhangen, nur die ernsten, starren Gesichter unverkleidet, ein paar Frauen. Es war als ob das Wunderbare ihrer Anwesenheit und das Ungewöhnliche ihres Aufzugs einander die Wage gehalten hätten, so daß gleichsam der Zeiger einstand und mir garnichts auffiel. Ich glaube, daß Gauguin im Bilde war; es gehört aber zu seinen Eigenheiten fast nicht zu sprechen. Und so machten wir beinahe schweigend unsern Anstieg schon über eine Stunde, als uns, kurz vor dem Dorfe, auf das wir es abgesehen hatten, ein Mann mit einem winzigen weißen Kindersarge unterm Arm entgegentrat. Da unten in der steinernen Hütte war ein Kind gestorben. Die Schwarzverhüllten waren Klageweiber gewesen, die unter ihren Obliegenheiten doch ein so ungewöhnliches Schauspiel wie die Ankunft eines Kahns mit Motor an diesem Strand es war, nicht hatten versäumen wollen. Kurz: um dieses Schauspiel auffallend zu finden, mußte man es erst verstehen. Andernfalls sah man darauf so träge und gedankenlos wie auf ein Feuerbachsches Bild, angesichts dessen man auch nur so von ferne denkt, es werde mit tragischen Gestalten am Felsenufer schon seine Richtigkeit haben.

Im Innern des Gebirges trifft man auf eine der kultiviertesten, fruchtbarsten Landschaften der Insel. Der Boden ist von ganz tief eingeschnittenen Kanälen durchzogen, so schmalen aber, daß sie oft auf weite Strecken unsichtbar unterm hohen Gras fließen, das vom tiefsten Grün ist. Das Rauschen dieser Wasserläufe gibt ein beinahe saugendes Geräusch. Johannisbrotbäume, Mandeln, Ölbäume und Nadelholz stehen an den Abhängen und der Talgrund ist von Mais und Bohnenpflanzen bedeckt. Gegen die Felsen stehen überall blühende Oleanderbüsche. Es ist eine Landschaft, wie ich sie früher einmal im „Jahr der Seele“ geliebt habe, heute drang sie vertrauter mit dem reinen flüchtigen Geschmack der grünen Mandeln in mich ein, die ich am andern Morgen um sechs Uhr von den Bäumen stahl. Auf Frühstück konnte man nicht rechnen; es war ein Ort abseits von aller Zivilisation. Mein Begleiter war der Vollkommenste, den man für so eine Gegend

sich denken kann. Ebenso unzivilisiert, ebenso hoch kultiviert. Er erinnerte mich an einen der Brüder Heinle, die so jung gestorben sind und er hat einen Gang, der oft nach augenblicklichem Verschwinden aussieht. Ich hätte es einem andern nicht so leicht geglaubt, wenn er erklärt hätte, er kämpfe gegen einen Einfluß, den die Bilder Gauguins auf ihn hätten. Bei diesem Jungen konnte ich genau begreifen, wovon er sprach.

Etwas ganz anderes: in der Züricher Illustrierten erscheint seit etwa drei Wochen der Abdruck des Buches, in dem ein gewisser Trax Harding sich mit dem 1925 im brasilianischen Urwald verschwundenen Obersten Fawcett befaßt. Ich las den Beginn des Abdrucks und glaube, daß man es in dem Tramp und Cowboy, der dieses Buch verfaßt haben will – wahrscheinlich in der Tat verfaßt hat – mit einem sehr wichtigen und beispiellos begabten Autor zu tun hat. Wenn Sie das erste Kapitel, das in einer der ersten Mai- oder letzten Aprilnummern stehen muß, gelesen haben, werden Sie im Bilde sein. Sie werden sich die betreffenden Nummern der Züricher Illustrierten verschaffen, diese Serie mit atemloser Spannung lesen und mir dann schicken. Ja?

Dafür bekommen Sie einen Abdruck der Bennett-Rezension³ sowie ich im Besitz von Dublikaten bin.

Immer wieder habe ich Ihnen für eine der Anweisungen zu danken, die pünktlich und zu dem verhältnismäßig günstigen Kurse von 2,7 ausgezahlt werden. Jede von ihnen ist für mich ein kleines Modell von einem geborgenen Dasein und vielleicht steht es mit ihnen wie mit den kleinen Modellhäusern der Architekten, die oft viel reizender aussehen als nachher das Leben in den wirklichen sich gestaltet. Und nun wollen Sie schon an meinen Geburtstag denken. Ich habe lange nachgedacht und möchte Sie nur mit meinem liebsten Wunsch verbinden. Nun sagt Mac Orlan, für einen Mann von vierzig Jahren könne es eigentlich kein größeres Fest geben, als einen neuen Anzug anzuziehen. Soweit gut – aber nun werde ich einundvierzig und da braucht man Trost nötiger als Feste. Ja, gern möchte ich an diesem Tage blauen Rauch zu meinem Schornstein heraussteigen lassen. Aber seit

langem hat er sich nicht mehr über meinem Dache gekräuselt und die Bilder, die ich in meinem letzten Briefe Ihnen einschloß, waren die letzten, welche er geformt hat. Wenn Sie einige edle Scheiter auf meinen Herd legten, so wären Sie meinen schönsten Stunden verbunden und meine Rauchfahne überm Haus würde am fünfzehnten bis zu Ihnen hinüberwehn.

Liebe Felizitas, für heute schließe ich ab. Natürlich sollen meine Bücher bei Ihnen bleiben. Nur die Skripten liefern Sie bitte aus; diese, der Einfachheit halber, bitte vollzählig. Es sei denn, daß Sie zufällig auf irgendein Stück besondern Wert legten. Aber das würde die andern Stücke vor den Kopf stoßen, und deshalb nehme ich es kaum an. – Mein Briefpapier ist zu ende und ich kann das mir – und hoffentlich Ihnen auch – liebgewordene Kuvert nicht auftreiben. Nehmen Sie diese Zeilen, die sich plumper in Ihre Hände spielen, doch freundlich auf.

Wie immer Ihr Detlef

PS Ein freundlicher Brief der Europäischen Revue ist soeben gekommen.

1 Firmenzeichen der Handschuhfabrik in der G. A. damals tätig war.

2 Dieser Absatz ist wieder eingefügt worden im Nachdruck der Rezension in: Dichten und Trachten. Jahresschau des Suhrkamp Verlages. 20. Folge. Frankfurt an Main 1962, S. 47.

3 B.'s pseudonym in der Frankfurter Zeitung vom 23. 5. 1933 (Jg. 77, Nr. 378/79) erschienene Rezension von Arnold Bennett: Konstanze und Sophie oder Die alten Damen. München 1932.

224 *An Julia Radt*

[Poststempel 24. 7. 1933]

Liebe Julia,

es war eine große Freude Deinen Brief zu bekommen. Er erschien nämlich gerade an meinem Geburtstag, und das war auf diese Weise natürlich noch schöner als wenn Du an ihn

gedacht hättest. Denn es ergab sich, daß Dein Unbewußtes dem Weltpostverein zu meinen Ehren in die Hände gearbeitet hatte.

Aber auch Deine Nachrichten sind erfreulich gewesen. Denn so wie Ihr es tut um diese Zeit im märkischen Sandboden sich zu verwurzeln ist rühmlich, wie wenig es sich auch zur Nachahmung für jeden eignet. Solltest oder könntest Du mir aber über die Schultern sehen, während ich dies schreibe, so fändest Du über diesem seit langen Jahren in Gunst bei mir befindlichen pariser Papier Schatten von Kiefernadeln spielen, die Du von den märkischen nicht unterscheiden könntest und wenn Du geradeaus blicktest, würdest Du das Meer nicht sehen, wenn es auch nur drei Minuten von meinem Sommerversteck entfernt ist.

Ein solches habe ich nämlich wieder mit meinem Liegestuhl bezogen seitdem es mir, nach einem weniger glücklichen Debut am gegenüberliegenden bebauten Ufer der Bucht gelungen ist, das beinah unbebaute vom vorigen Jahre wiederzugewinnen. Bis dahin war meine Lebensweise eine unstetere, zwischen den ungenügenden Arbeitsmöglichkeiten von San Antonio und den zum Teil durchaus bemerkenswerten Zerstreuungen von Ibiza geteilte. Dann aber legte eine geschäftlich notwendige Reise nach Palma in meinen Aufenthalt eine Zäsur. Ich habe Mallorca dieses Jahr ausgiebiger kennen gelernt, auf Wanderungen und Autofahrten. So schön die Insel aber ist, so hat mich das, was ich dort zu sehen bekam, doch sehr in meiner Anhänglichkeit an Ibiza bestärkt, das eine ungleich verschlossener und geheimnisvollere Landschaft hat. Aus dieser Landschaft schneiden die scheibenlosen Fensteröffnungen meines Zimmers die schönsten Bilder. Es ist das einzig notdürftig bewohnbare eines Rohbaus, an dem noch eine ganze Weile gearbeitet werden wird und den ich bis zur Fertigstellung als einziger Bewohner für mich habe. Die Einschränkung meiner Lebensbedürfnisse und Lebenskosten habe ich durch dieses Quartier auf ein kaum mehr unterbietbares Minimum gesenkt. Das Fesselnde daran ist aber, daß alles menschenwürdig bleibt und daß, wenn etwas mir hier fehlt, es vielmehr auf der Seite der

menschlichen Beziehungen empfindlich ist als auf der des Komforts.

Diese die Inselchronik ausmachenden Beziehungen sind für mich meist sehr fesselnd, aber manchmal auch enttäuschend und unbefriedigend. In diesem schlimmsten Falle lassen sie mir freilich zu meinen Arbeiten und Studien desto reichlicher Zeit.

Die „Berliner Kindheit um neunzehnhundert“ von der Du leider so wenig verstanden hast und an der es so viel zu verstehen gibt, wächst, um wenige aber wichtige, Stücke. Ein Aufsatz über Stefan George – vielleicht der einzige, der zu seinem 65^{ten} Geburtstag erschienen ist – sagt, was ich im Namen meiner nächsten Freunde zu diesem Anlaß zu sagen hatte. Ich denke es wird Dir vor Augen gekommen sein. Ich wage aber kaum zu hoffen, daß Gedanken, in denen wir uns einmal begegnet sind, bei uns von einer gleichen Erfahrung gereift wurden; zu dieser Ungewißheit wäre mir freilich eine genauere Äußerung von Dir so wertvoll, daß ich sie erbitte.

Ich lese weiterhin [Arnold] Bennett, in dem ich immer mehr einen Mann erkenne, dessen Haltung meiner gegenwärtigen sehr verwandt ist und durch den ich in dieser meinen mich bestärke: einen Mann nämlich, bei dem eine weitgehende Illusionslosigkeit und ein gründliches Mißtrauen in den Weltlauf weder zu moralischem Fanatismus noch zu Verbitterung führen sondern zu einer höchst durchtriebenen, klugen und raffinierten Lebenskunst, die dahin führt dem eigenen Malheur die Chancen, der eigenen Schlechtigkeit die paar anständigen Verhaltensweisen, die aufs Menschenleben kommen, abzugewinnen. Der Roman „Clayhanger“, der in zwei Bänden im Rheinverlage erschienen ist, sollte Dir auch einmal in die Hände kommen.

Daß meine Post mir wenig Erfreuliches zuträgt, wirst Du Dir denken können. Gottseidank betrifft das relativ Beste bisher den Stefan, der zur Zeit mit meiner Frau auf einer Autoreise ist, die ihn durch Österreich und Ungarn bis nach Siebenbürgen und Rumänien führt. Die Nachrichten von Freunden aus Paris sind niederdrückend und dem und jenem geht es so hoffnungslos, daß er die Korrespondenz schon ein-

gestellt hat. Was etwa ich selbst von Paris zu erwarten hätte, ist überaus problematisch. Ein nicht ungünstiger Auftakt läge allenfalls in einer meisterhaften Übersetzung der „Berliner Kindheit“, die ein pariser Freund mit meiner Hilfe hier vornimmt. Aber sie schreitet sehr langsam vor.

Zwischen den Zeilen Deines Briefes ist zu lesen, daß Alfred sich immer noch auf die alte, mannhafte Art behauptet. Ihn hätte ich gerne hier; er ist einer der wenigen, die ich mir unter diesen schwierigen aber nicht unfruchtbaren Verhältnissen der Insel vorstellen könnte. Aber besser, Du sagst ihm nichts davon und grüßt ihn nur herzlich, wie auch Fritz.

Was uns betrifft, so sind Briefe vielleicht unsere größte Chance miteinander. Daher dieser sehr herzliche und die Bitte um Deinen nächsten.

Walter

Meine Kritik von „Konstanze und Sophie“ steht unterm Titel „am Kamin“ in der Frankfurter Zeitung vom 23. Mai 1933.

225 *An Gerhard Scholem*

San Antonio, 31. Juli 1933

Lieber Gerhard,

Dir, als der unbestrittenen Autorität auf dem Gebiete meiner Briefschreiberei, sollte der Anblick dieses Briefpapiers genügen, um zu erkennen, etwas sei nicht ganz in Ordnung. Und dieser Umstand deckt mich jedenfalls für einen Teil der drei Wochen, die ich verstreichen ließ, ohne für Deinen schönen Brief zum Geburtstag Dir zu danken. Vor allem aber für das anhaltende Ausbleiben der Dir zustehenden Notizen über die Sprache.

Ich bin nämlich seit ungefähr vierzehn Tagen krank. Und da der Ausbruch des (an sich nicht bedeutsamen) Schadens mit dem der Julihitze, vielleicht nicht zufällig zusammen fiel, so hatte ich alle Hände voll zu tun, um mich unter so

schwierigen Umständen halbwegs auf dem Posten zu halten. Das geschah auf der einen Seite, indem ich alle verfügbaren Reserven an Kriminalromanen heranzog, auf der andern durch intensive Wiederaufnahme der Arbeit an der „Berliner Kindheit um neunzehnhundert“. Ein neues Stück, das ich den früheren hinzufügte, hat mich für eine Weile von jeder andern Arbeit abgeschnitten. Entstanden sind unter dem Titel „Loggien“ einige Seiten von denen ich nichts als sehr Gutes ankündigen kann und dazu, daß sie das genaueste Porträt enthalten das mir von mir selbst zu machen gegeben ist. Ich hoffe, Du wirst in einiger Zeit dieses Stück gedruckt sehen.

Mit diesem wird dann freilich das Detlefsche Holz, das ich in meine Lebensflamme geworfen habe, zum – mehr oder minder – letzten Mal aufflackern, denn schon zeichnen die neuen Pressegesetze sich ab, nach deren Inkrafttreten mein Erscheinen in der deutschen Presse noch um vieles undurchdringlicher werden wird als bisher.

[...]

Von allen Büchern und Papieren, die ja in San Antonio liegen, bin ich getrennt. Wenn ich die geeigneten Bücher hätte, so könnte ich mich wenigstens mit einem Auftrag der „Frankfurter Zeitung“, zum 200^{sten} Todestage Wielands – den ich so gut wie garnicht kenne – etwas zu schreiben beschäftigen.¹ Aber da hat man mir nur kümmerliche Gelegenheitsliteratur zur Verfügung gestellt. Die französische Übersetzung der „Berliner Kindheit“ dagegen macht Fortschritte. Wir arbeiten täglich daran. Der Übersetzer² kann kein Wort deutsch. Die Technik, mit der wir vorgehen, ist, wie Du Dir denken kannst, nicht von Pappe. Und so entsteht aber fast durchweg Hervorragendes.

Wie gesagt – die große Hitze hat hier begonnen. Die Spanier, welche ihre Wirkungen kennen, sprechen von „August-Irrsinn“ als einer ganz geläufigen Sache. Mir macht es viel Spaß, seinem Auftreten unter den Fremden nachzugehen. Es sind jetzt nicht weniger, und – wie Du Dir leicht vorstellst – recht bemerkenswerte Exemplare darunter.

[...]

Wenn Du nun auch auf die Sprachnotizen noch eine Weile wirst warten müssen, so hoffe ich meinerseits sehr bald auf ein Exemplar Deines Manuscripts für Schocken, umsomehr als ich, wie Du inzwischen gesehen haben wirst, mich um die Ersatzbeschaffung aller Stücke, die Du so freundlich warst, aus dem Archiv meiner Sachen mir zu überlassen, verdient gemacht habe. Daneben ist nun wohl auch mein Aufsatz über Stefan George in Deinen Händen. Es scheint, nach dem, was man mir berichtet, ein paar helle Köpfe gegeben zu haben, die wußten, was sie von „Stempflinger“ zu halten hatten. Gern würde ich wissen, was Du von diesem Aufsatze denkst.

Soviel für heute. Sei herzlichst begrüßt

Dein Walter

¹ Unter dem Pseudonym C. Conrad in der FZ vom 5. Sep. 1933. Jetzt Schriften II, S. 330–342.

² Jean Selz.

226 *An Gretel Adorno*

[ohne Datum]

Liebe Felizitas,

gestern ist ein Kuvert mit einigen Drucksachen nach Rügen abgegangen. Vor allem solltest Du den „Rückblick auf Stefan George“ kennen lernen; es tut mir so leid, daß ich selbst diese schütterere Sendung noch mit der einschränkenden Bitte versehen muß, den „Rückblick“ mir wiederzusenden; ich habe von ihm noch kein Dublikat.

Du weißt, daß ich für so Vieles zu danken habe, daß dieser Brief an Dich schwer seinen Anfang gefunden hätte, wenn ich ihn mit Dank begonnen hätte. Die eingangs erwähnte Sendung stellt ihn gewiß nicht dar. Eher habe ich die Hoffnung, irgendwo in einem entlegenen pariser Bistro, wenn Du ihn am wenigsten erwartest, aus dem Hinterhalt mit ihm

Dich zu erreichen. Ich werde dann dafür sorgen, daß ich nicht gerade in dem Anzug stecke, den Du mir schenkst und welcher mir zu vielem andern eher die Freiheit geben mag als zu diesem Dank. Vorläufig aber nimm ihn bitte in der wetterfesten Verpackung dieser wenigen Worte hier.

Ich bin froh, daß Du Ferien hast und hoffe nur, daß es sehr schöne werden. Den Paulus [Paul Tillich] betreffend wartest Du jedenfalls ganz umsonst auf mein Mitgefühl; wenn ich das früher in dem gleichen Falle unerschöpflich aufbrachte, finde ich in diesem – der durch seinen Hintergrund ein so ganz anderer ist – viel eher Neid am Platze. Das Vergnügen, ihn jetzt in ein Verhör zu nehmen, scheint mir nicht der schlechteste Punkt eines Ferienprogramms. Immerhin – hoffentlich gibt es bessere und hat zu diesen die Vorlesung des „Tom“¹ gehört. Es würde mich natürlich sehr freuen, wenn ich das Manuscript hier zu sehen bekommen könnte. Nicht als ob es mir hier an Lektüre fehlte: aber ich habe großes Interesse daran.

Was aber die genannte „Lektüre“ betrifft, so steht die Lust zu ihr manchmal im umgekehrten Verhältnis zur Dringlichkeit. Da hat mich beispielsweise Frankfurt mit dem Gedenkartikel zum 200^{sten} Geburtstage von Wieland bedacht und ich habe ein gut Teil seiner Werke in Reklam mir hersenden lassen müssen. Bisher sind sie mir alle unbekannt gewesen und es wird noch mehr Glück als Verstand dazugehören, in der Kürze der Zeit – und natürlich auch auf kürzestem Raume – irgend etwas Manierliches zur Sache zu sagen. Bevor ich ganz in dieser Lektüre verschwinde, hoffe ich aber noch ein weiteres Stück der „Berliner Kindheit“ abzuschließen, das „Der Mond“ heißt. Die Ähnlichkeit, welche Du zwischen den „Loggien“ und dem „Fieber“ bemerkt hast, besteht natürlich. Mir selber aber stehen die beiden Stücke sehr unterschiedlich nah; weit näher als das frühere das erstgenannte, in dem ich eine Art von Selbstporträt erblicke. Wahrscheinlich werde ich es anstelle jenes photographischen, das in den „Mummerehlen“ enthalten ist, an die erste Stelle des Buches setzen. Mit der französischen Übersetzung geht es langsam, doch auf sehr zuverlässige Art voran.

Sehr herzlichen Dank für die Mühe, mit der es Dir gelang, mir Dublikate für einige der „Briefe“ zu verschaffen. Ich bin froh, wenigstens diese zu haben. [...]

Um zum Schluß noch auf die kleine Sendung, die diesen Zeilen vorausging, zurückzukommen, so handelt es sich bei der „Chinoiserie“² um eben die kleine Geschichte, von der Dir Elisabeth³ gesprochen hat. Wohl wissend, daß sie einen andern Titel verdienen würde, gab ich ihr doch den, der gedruckt steht. Verwickelter und weniger erfreulich steht es mit den „Schränken“, deren Verfassernamen arbiträr gewählt worden ist und die mir selber erst sehr spät vor Augen kamen.⁴ Wüßte ich nicht je länger je genauer, welche Verborgenheit gerade jetzt Versuchen wie denen der „Berliner Kindheit“ zukommt, so würde mich das publizistische Geschick der Folge bisweilen zur Verzweiflung bringen. Nun aber ist es an dem, daß dies Geschick mich lediglich in meiner Überzeugung von der notwendigen Verhüllung, in der allein Derartiges entwickelt werden kann, bestärkt und diese Überzeugung hilft mir wieder, vorläufig der Versuchung abzuschließen zu widerstehen. Dabei ist das Bemerkenswerte, daß es weniger von langer Hand geplante Stücke sind, die sich hinzufinden, vielmehr meist solche, zu denen der Gedanke mir erst kurz bevor ich an sie gehe, gekommen ist. Nach einem Brief, den ich gestern in der Sache meines pariser Quartiers erhalten habe, werde ich kaum vor dem 15^{ten} September von hier abfahren. Daß ich ohne Illusionen dorthin aufbrechen werde, wirst Du Dir denken können. Bisher enthält die intellektuelle Lage noch nicht viele Elemente, die einem Verständnis meiner Arbeiten zugute kommen könnten. [...]

Ich wünsche mir recht bald wieder von Dir zu hören. Und hoffentlich bringen Dir die Ferien so ausgeglichene Tage wie ich sie manchmal auf meinem Arbeitsversteck im Busch bringe.

Sehr herzlich Dein Detlef

¹ Ein Singspieltext „Tom Sawyer“ von Theodor W. Adorno, dessen Komposition unvollendet blieb.

² In der Kölnischen Zeitung vom 22. Juli 1933.

³ Elisabeth Wiener, eine Freundin von Gretel Adorno.

⁴ Der Text, zur „Berliner Kindheit“ gehörend, erschien unter dem Pseudonym C. Conrad in der Frankfurter Zeitung vom 14. 7. 1933.

227 *An Gerhard Scholem*

Paris, 16. Oktober 1933

Lieber Gerhard,

wenn diese Glückwünsche viel zu spät zu Rosch ha Schanah kommen, so doch immer noch rechtzeitig zu der von Dir erstrebten und erreichten Anordnung Deiner akademischen Obliegenheiten, der Professur nicht zu vergessen. Ehe ich dies oder jenes aus unserm letzten Schriftwechsel berühre, ein kurzes Situationsbild. Ich bin schwer krank in Paris angekommen. Das will sagen, daß ich auf Ibiza überhaupt nicht mehr gesund gewesen bin, und der Tag meiner endlichen Abreise fiel mit dem ersten einer Folge schwerster Fieberanfälle zusammen. Die Reise habe ich unter unvorstellbaren Umständen gemacht. Und hier wurde dann gleich nach meiner Ankunft Malaria festgestellt. Eine energische Chininkur hat mir inzwischen einen freien Kopf, wenn auch durchaus noch nicht meine Kräfte wiedergegeben. Diese sind überhaupt durch die vielfachen Unbilden – nicht zum wenigsten die trostlose Ernährung – meines ibizenkischen Aufenthalts sehr geschwächt.

[...]

Mein Archiv ist, wenigstens was den handschriftlichen Teil betrifft, zum überwiegenden Teil durch Freunde hierher gebracht worden. Von den handschriftlichen Dingen fehlt im wesentlichen nur der Nachlaß der Heinles. Was die Sicherung meiner Bibliothek angeht, so ist das vor allem eine Geldfrage.

[...]

Mit einigem Unbehagen erwarte ich noch immer die Bestätigung des Empfangs der Notizen über die Sprache, die ich Dir von Ibiza aus in Schreibmaschinen-Ausfertigung gesandt habe. Du mußt sie ja wohl kurz nach dem 19^{ten} September,

dem Datum Deines letzten Briefes, erhalten haben. Meinerseits erwarte ich Deinen Beitrag im Schocken-Almanach.¹ Dein Gedicht zum Angelus Novus habe ich wieder mit unverminderter Bewunderung gelesen. Ich versetze es unter die Besten die ich kenne. Die Widmung der „Einbahnstraße“² las ich mit Anteil, der belebt wurde durch eine neue briefliche Nachricht von K.M.-St. Bitte sage ihr bei der nächsten Gelegenheit sehr herzliche Grüße.

[...]

¹ „Nach der Vertreibung aus Spanien.“

² Ein Widmungsgedicht an Karl und Kitty Steinschneider.

228 *An Kitty Marx-Steinschneider*

Paris, 20. Oktober 1933

Ließe ich es mir mit der Anrede so schwer machen, wie Sie es vielleicht glauben, liebe Adressatin, so würde sich dieses Schreiben noch auf lange hinaus verzögern. Dahin soll es aber nicht kommen, und sei es auch nur, weil Sie in Ihrem letzten mir so beherzte Auskunft über Dinge gegeben haben, derentwegen ich bei Gerhard nicht einmal anzufragen wage. Natürlich werde ich nicht verschweigen – wenn es denn noch gesagt zu werden braucht – daß mein Einverständnis mit der Produktion von Brecht einen der wichtigsten, und bewehrtesten, Punkte meiner gesamten Position darstellt. Ich habe ihn literarisch, wenn auch niemals umfassend so doch öfter annähernd umschreiben können. Und weiter möchte ich annehmen, daß diese unvollkommenen Umschreibungen in Palästina noch eher geneigte Augen finden könnten als die erheblichen „Versuche“, auf welche sie sich beziehen. Erstere sind Ihnen zugänglich. Ich nehme leider nicht an, daß sie mehr über Sie vermögen werden als über Gerhard, welchen sie nur zu einem sehr bedeutungsvollen Schweigen und, wenn ich mich nicht irre, nicht einmal zu dem Erwerb der Schriften bewegen konnten, über die unsere Auseinandersetzung

wohl nur vertagt ist, freilich, unbedingt, mit meinem Willen, auch vertagt sein soll.

Daß aber wir, auf eigene Faust, sie nicht aufnehmen, das wird sicher in Ihrem wie in meinem Sinne sein. Und somit würde ich mich getrost einigen Bemerkungen über Paris zuwenden, wenn sie nur halbwegs erfreulich ausfallen könnten. Das ist bisher nicht zu behaupten. Ich bin vielmehr geneigt, Ihren Affekten meine Anerkennung über die magischen Gewalten anzusprechen, die ihrer Befriedigung offenbar zu Gebote stehen. Denn sollte meine äußerst klägliche Ankunft in dieser Stadt nicht das Werk des „leichten Neids“ sein, dessen mich Ihr letzter Brief versichert? Ich kam mit einer schweren Malaria an. Das Fieber ist inzwischen überwunden und die Ermattung, welche sie zurückließ, läßt mir genau die Kraft, der trostlosen Lage inne zu werden, doch keineswegs die, sie zu überwinden, indem ich nicht einmal die Treppenstufen der billigen Hotels ersteigen kann in denen ich mein Unterkommen wählen muß. Was von Juden und für Juden hier geschieht, kann man vielleicht am besten als fahrlässige Wohltätigkeit bezeichnen. Es verbindet mit der Perspektive auf Almosen – die selten eingelöst werden – das Höchstmaß an Demütigungen und es bleibt für ehemalige Angehörige der Bürgerklasse ewig denkwürdig, deren mit Juden befaßten Außenforts zu studieren. Das ist denn auch die zur Zeit handgreiflichste Beschäftigung Ihres ergebenen Dieners, der im übrigen – trotz vielversprechender Korrespondenz mit der jüdischen Hochfinanz – weder einen Pfennig, noch eine Matratze, noch einen Scheit Holz von dieser bis dato bezogen hat.

Deutsche zu sehen, vermeide ich. Lieber spreche ich noch mit Franzosen, die zwar kaum etwas tun können oder mögen, aber die große Annehmlichkeit haben, einem nicht ihre Schicksale zu erzählen. Das gleiche Verhalten ist aber noch unverzeihlicher, wenn es die Überwindung von Entfernungen für sich in Anspruch nimmt und darum gedenke ich es nicht fortzusetzen.

Wir müssen uns also schon gedulden, bis die Anekdote wieder ihren Platz in meiner Existenz eingenommen hat. Und

bis dahin wird – wie ich annehme – für Sie noch mancherlei Zeit und Gelegenheit sein, mich mit einem Gruß zu bedenken.

Mit den freundlichsten Gedanken Ihr Walter Benjamin

229 *An Gretel Adorno*

Paris, 30. Dezember 1933

Liebe Felizitas,

diese Grüße werden Dich – wenn schon nicht zu Neujahr so doch sicher – im Augenblicke Deiner Rückkehr nach Berlin erreichen. Denn ich denke, Du bist zu Neujahr noch in Frankfurt. Ich habe wieder Dank für Vieles zu sagen – auch für die frankfurter Ermahnung, von anderen, Wichtigeren nicht zu sprechen. Diese betreffend hatte ich gewisse Schritte vorher schon unternommen. Ich bin noch ohne Bescheid und habe allen Grund anzunehmen, daß sie vergeblich gewesen sind, wie das von Anfang an zu erwarten war. Natürlich macht es die damit verbundnen Folgen nicht leichter, sie vorhergesehen zu haben.

Und so läßt es sich nicht leugnen, daß ich nicht nur am Ende des alten Jahres sondern auch meines Lateins bin. Gewiß: ich habe – wie ich Dir wohl schrieb – vor kurzem meinen ersten Auftrag hier eingebracht – einen Aufsatz über den Seinepräfekten Haussmann¹, der Paris unter Napoleon III umgebaut hat. Auch sonst ist dies und jenes zu tun. Gegen die graue Perspektive und die noch grauere Einsamkeit, die jetzt um mich ist, kommt das alles nicht auf. Der Entschluß, zu dem ich vor allem die Kraft finden müßte, wäre von hier fortzugehen. Noch muß ich Einiges hier abwarten, noch hoffe ich – an erster Stelle – auf Dein Kommen, noch graut mir vor dem dänischen Winter, dem dortigen Angewiesensein auf einen Menschen, das sehr leicht eine andere Form der Einsamkeit werden kann, einer ganz unbekannten Sprache, die niederdrückend ist, wenn man für alle alltäglichen Verrichtungen selbst aufzukommen hat.

Das neue Schulgesetz gibt mir Bedenken für Stefan ein.

Die Arbeit hat augenblicklich fast keine bestätigende Kraft für mich, denn die, zu der es mich am meisten zieht – Fortsetzung der „Berliner Kindheit“ kann ich mir nicht leisten.

Über den „Tom“ das nächste Mal. „Vierhändig“² habe ich mit Freude gelesen. So sonderbar es klingt, so müßte ja auch ich mich irgendwann an ähnliche Erinnerungen wagen. Ich habe auch Studien dazu gemacht, aber noch ist es nicht soweit.

[. . .]

Schreibe mir möglichst bald. Und einen sehr herzlichen Gedanken ins neue Jahr hinüber.

Dein Detlef

¹ Ein Auftrag von Le Monde, aus dem dann nichts wurde. Vgl. aber „Zeitschrift für Sozialforschung“ 3 (1934), S. 442 f. und Schriften I, S. 419–422.

² Ein Aufsatz von Theodor W. Adorno: Vierhändig, noch einmal, in: Vossische Zeitung vom 19. 12. 1933.

230 *An Gerhard Scholem*

Paris, 18. Januar 1934

Lieber Gerhard,

zu einem längeren Briefe ausholend, mache ich mir Mut durch das querköpfige Format. Vor allem danke ich Dir für den Brief vom 24^{ten} Dezember und für das Buch. Du weißt mit welchem außerordentlichen Anteil ich alles lese, was mir von Agnon zugänglich ist. Auf diesen Band, den ich eben beendet habe, werde ich noch öfters zurückgreifen.¹ Zunächst weise ich darauf hin, wo es mir im Gespräch möglich ist. Schöneres habe ich nicht in ihm gefunden als „die große Synagoge“, die ich als ein gewaltiges Musterstück ansehe. Dann scheint mir noch die Geschichte vom Bücherwart ganz besonders bedeutsam. Musterhaft ist Agnon in jedem Stück und wenn ich „ein Lehrer in Israel“ geworden wäre – aber ebenso leicht hätte ich wohl ein Ameisenlöwe werden kön-

nen – so hätte ich mir eine Rede über Agnon und Kafka nicht nehmen lassen. (Ich bemerke hier, daß, sollte ich je wieder in den Besitz meiner Bibliothek kommen, der „Prozeß“ darin fehlen wird. Man hat ihn mir schon vor Zeiten gestohlen. Wenn Du ihn auftreiben könntest, so wären die schlimmsten Verwüstungen gutgemacht, die der Hochstapler seinerzeit bei mir angerichtet hat. Das andere unverschmerzbares Stück – Brechts „Hauspostille“ im ersten Druck, von dem es nur 25 Stück gibt, habe ich hier dem Autor im Wege schwieriger Verhandlungen abgewonnen.)

Kafkas Name veranlaßt mich, Dir zu schreiben, daß ich hier einen Umgang mit Werner Kraft aufgenommen habe. Er sah mich auf der Bibliothèque Nationale und wandte sich daraufhin schriftlich an mich. Ich war überrascht, von ihm einige Arbeiten zu lesen, denen ich weder Zustimmung noch Respekt versagen kann. Zwei von ihnen sind Kommentar-Versuche zu kurzen Kafkaschen Stücken, zurückhaltende und keineswegs einsichtslose. Kein Zweifel, daß er sehr viel mehr als Max Brod von der Sache verstanden hat. – Es gibt unter den Maximen und Reflexionen, die sich in Goethes Nachlaß gefunden haben und von deren wichtigsten man wohl raten [kann], warum er sie nicht veröffentlicht hat, diese bemerkenswerte: „Gebranntes Kind scheut das Feuer; ein oft versengter Greis scheut, sich zu wärmen.“ Auf sie spiele ich an, um ohne viel Worte sagen zu können, welche die Stimmungen sind, gegen die ich oft wochenlang zu kämpfen habe, um zu einer Initiative zu kommen, die auf die Plazierung meiner Schriften gerichtet ist. Selten hat deren Überwindung in letzter Zeit zu etwas anderem geführt als meinen Hemmungen recht zu geben.

[. . .]

Schrieb ich Dir, daß mein Bruder zu Weihnachten aus dem Konzentrationslager Sonnenburg entlassen worden ist? Soweit ich weiß, schwebt aber noch ein Hochverratsverfahren gegen ihn. Wirtschaftlich ist er mit seinem einjährigen Sohn zur Not durch seine Schwiegereltern gesichert. Im übrigen muß ich es für fast sicher halten, daß er auf die eine oder die andere Weise die illegale Arbeit wieder aufnimmt. Dies

natürlich in strengstem Vertrauen. Im übrigen magst Du aus dieser Stelle entnehmen, daß es in keiner Weise Angst vor einer Zensur – vor welcher? – ist, die mich gelegentlich von meinen eigenen Dingen mit einigem Lakonismus sprechen läßt. Was mich dazu veranlaßt sind die überaus bedrückenden Umstände. Und ich rede da nicht allein von den äußern. Ich bin kaum je so vereinsamt gewesen wie hier. Wenn ich Gelegenheiten suchen würde, mit Emigranten im Café zu sitzen – die wären leicht beschaffbar. Aber ich meide sie. Vergegenwärtige Dir, wie außerordentlich bedeutsam – aber auch wie außerordentlich klein – der Kreis war, der mein Dasein in den letzten berliner Jahren bestimmte. Von den Menschen, die sein Zentrum bildeten, ist – jetzt, nachdem die Hauptmann, Brechts Sekretärin, nach Amerika gefahren ist, nicht einer – von denen die seine Peripherie bildeten, sind zwei hier. Die Reise nach Dänemark schiebe ich nicht nur der Jahreszeit wegen auf. So nah ich Brecht befreundet bin, so hat doch das ausschließliche auf-ihn-angewiesen-sein, welches mir dort in Aussicht steht, seine Bedenken. Dazu kommt, daß man bei völliger Mittellosigkeit, doch gut tut jene Anonymität zu suchen, die einem eine große Stadt gibt.
[. . .]

¹ „In der Gemeinschaft der Frommen; sechs Erzählungen aus dem Hebräischen“, Berlin 1933. Drei der Erzählungen sind von Scholem übersetzt.

231 *An Gretel Adorno*

Paris, 3. März 1934

Liebe Felizitas,

endlich liegen wieder ein paar leichtere Tage und Wochen vor mir.

Und das danke ich Dir. Aber der Dank – vor allem aus so großer Ferne – ist ein schwacher Ausdruck. Wie lange werden wir noch auf ihn angewiesen bleiben? – Es war eine

schreckliche Lage, aus der Du mir geholfen hast. Aus Deiner Hilfe sehe ich, daß Du sie verstanden hast und mir eine nähere Schilderung hast sparen wollen.

Die neue Initiative, die ich durch Dich und Teddie gewonnen habe, wende ich nun nach zweifacher Richtung auf. Über die eine – die der Passagenarbeit, die mich jetzt wieder viel beschäftigt, Näheres ein andermal. Die andere beruht darauf, daß man mir einen – ganz kleinen – Kunstsalon für einige Vorträge zur Verfügung stellen will. Ich würde dort, vor einem französischen Publikum und in französischer Sprache, einen Zyklus von Vorträgen aus meinem Arbeitskreis halten: so über Kafka, Ernst Bloch und einige andere im Rahmen einer geschlossenen Reihe sprechen. Natürlich steht es noch dahin, ob die Sache zustandekommt. Ich kann nur sagen, daß ich es sehr hoffe und alle Verbindungen, die ich hier habe, dafür zu mobilisieren suche.

So wenig mich der Durchschnitt der Erfahrungen, die ich mit alten französischen Bekannten bisher gemacht habe, zur Wiederaufnahme der ehemaligen Beziehungen ermutigt, so muß ich doch, eben im Interesse jenes Plans, Bedenken zurückstellen. Und in den nächsten Tagen werde ich auf die älteste, die ich hier habe, zurückgreifen. Ich weiß nicht, ob Dir der ehemalige Verleger François Bernouard¹ ein Begriff ist. Nach wechselvollen Schicksalen ist er jetzt wieder in den Besitz einer Druckerei gelangt. Auch eine – freilich problematischere – literarische Situation hat er sich wieder geschaffen, indem er sich zum animateur eines Literaturklubs – der amis de 1914 – machte. Da werde ich denn wohl eines dienstags erscheinen müssen; vorher aber bei einem Privatbesuch feststellen, wie der Wind weht.

Sylvia Beach, die schon gelegentlich erwähnte Verlegerin von Joyce habe ich neulich in ähnlicher Erwägung aufgesucht. Sie hat eine englische Leihbibliothek hier im Quartier. Nur gibt es – so sagt sie mir wenigstens – keine Engländer mehr in Paris. In der Tat war ihre boutique recht still und ich hatte alle Ruhe, mir schöne Porträts und Handschriften von Walt Whitmann, Oskar Wilde, George Moore, James Joyce und anderen zu besehen, die bei ihr an den Wänden

hängen. Das englische Milieu bringt mich darauf, Dir viel Spaß bei der Lektüre der Maughamschen Kriminalgeschichten zu wünschen, die ich morgen an Dich abschicke. Neulich las ich, zufällig, in der Lu einen autobiographischen Rückblick dieses alten Mannes, der nun in Nizza auf seine vielen Erfolge zurücksieht. Und dieses Resumee klingt sehr melancholisch. Man entnimmt ihm immerhin, daß er für das intelligence service gearbeitet hat und seinen Mr Ashendon demgemäß nach dem Leben gezeichnet hat.

Vielen Dank für das Verzeichnis der Bücher, die Du zu schicken gedenkst. Nur nebenbei: befinden sich nicht vielleicht auch die „Trugbilder“ sowie noch ein oder zwei andere Bücher der gleichen Kategorie bei Dir? Nein – ich sehe noch einmal in die Liste – da fehlen mir nur die Trugbilder (ein Buch mit komischen optischen Spielereien auf bunten Tafeln.) Im übrigen ist es nicht so sehr wichtig.

Ich bin froh, daß Dir der Agnon so nahe steht. Ja – meine beiden liebsten Geschichten sind der Bücherwart und die große Synagoge. Die letzere sollte vor ungefähr 15 Jahren unter den Beiträgen des ersten Heftes meines Angelus Novus (der geplanten Zeitschrift) sich befinden.

[...]

So fallen selbst alte Bekannte weg und der Wert der ganz wenigen, die bleiben, wird immer fühlbarer. Damit aber bin ich zum Ausgangspunkt dieses Briefes zurückgekehrt und mir bleibt nur, zum Schluß Dich zu erinnern, dem Zian recht brav zu folgen und mir sehr bald zu schreiben.

Alles Alte und Liebe Dein Detlef

¹ W. B. hatte am 21. Juni 1929 einen Artikel über ihn in der „Literarischen Welt“ veröffentlicht.

Paris, 5. 3. 1934

Lieber Brecht,

die Hauptmann¹ hat mir einen Brief geschrieben, in dem außer Grüßen für Sie auch einige Sie betreffende Zeilen stehen. Vor allem was den Gedichtband angeht:

„Ist der Band² schon heraus? Ich brauchte ihn so sehr. Aus lauter Verzweiflung macht man hier immer noch Kuhle Wampe³. Brecht könnte eine große Sache hier sein, aber ich habe nichts von ihm dabei. Wenn er herüberkäme, würde er keinerlei Schwierigkeiten haben, sich schnell und ziemlich breit durchzusetzen.“

Wissing ist aus Berlin zurück. [. . .] Immerhin steht soviel fest, daß meine Bücher expediert worden sind – es handelt sich ungefähr um die Hälfte – aber die wichtigere Hälfte – der Bibliothek. Hoffentlich sind sie um diese Zeit schon auf See. Bitte lassen Sie mich doch die Ankunft des Transports in Svendborg gleich wissen. Der ganze Transport ist bezahlt; es könnten wohl höchstens Abrollgebühren in Svendborg noch zu erlegen sein. Wenn Sie die gegebenenfalls auslegen wollten, wäre ich Ihnen sehr dankbar. Daß die Bücher so gleich zu Ihrer Verfügung stehen, brauche ich wohl kaum zu bemerken.

Mit der Arbeit über Haußmann steht es so, daß ich mich nicht entschließen konnte, für Monde sie zu schreiben. Die Leute machten mir bei der zweiten Besprechung einen allzu unzuverlässigen Eindruck. Dagegen ist mein Material zu dieser Arbeit völlig komplett, so daß ich sie an jedem beliebigen Ort schreiben kann, ohne irgendein Buch einzusehen. Um mir aber einige Mittel zu beschaffen, bin ich auf einen andern Gedanken gekommen.

Ich kündige in den mir zugänglichen, und einigen andern französischen Kreisen eine Vortragsfolge „L'avantgarde allemande“ an. Ein Zyklus von fünf Vorträgen – die Karten müssen für die ganze Folge subscribiert werden. Aus den verschiednen Arbeitsgebieten greife ich nur je eine Figur her-

aus, in der sich die gegenwärtige Situation maßgebend ausprägt.

- 1) le roman (Kafka)
- 2) l'essay (Bloch)
- 3) théâtre (Brecht)
- 4) journalisme (Kraus)

Vorangeht ein einleitender Vortrag „Le public allemand“
Soviel zu meinen derzeitigen Projekten.

Haben Sie das Weill-Interview, das ich Ihnen schickte, bekommen?

Alles Gute für Ihre Arbeit mit Eisler und herzliche Grüße
Ihr Walter Benjamin

¹ Elisabeth Hauptmann, Mitarbeiterin Brechts.

² Vermutlich „Lieder, Gedichte, Chöre“, 1924 in Paris erschienen.

³ Film von Brecht.

233 *An Gerhard Scholem*

6. Mai 1934

Lieber Gerhard,

Dies, lieber Gerhard, stellt nicht den ersten Versuch dar, auf Deinen letzten Brief Dir zu antworten. Wenn aber der wiederholte Ansatz auf eine Schwierigkeit deutet, so liegt sie nicht im inhaltlichen Bescheid, den Du forderst, sondern in der Gestalt Deiner Forderung. Du kleidest sie in eine – vielleicht theoretische – Frage: „Soll das ein kommunistisches Credo sein?“

Solche Fragen ziehen – so scheint mir – auf dem Wege über den Ozean Salz an und schmecken dann dem Gefragten leicht bitter. Daß es mir so ergeht, leugne ich nicht. Ich kann es mir nicht vorstellen, was der fragliche Aufsatz Dich eigentlich Neues über mich hätte lehren können. Daß Du nun gar in ihm eine summa – oder ein credo, wie Du es nennst – finden willst, setzt mich in großes Erstaunen.

Aus Erfahrung wissen wir beide, welche Behutsamkeit der bedeutsame Briefwechsel fordert, den wir einer jahrelangen Trennung abringen. Diese Behutsamkeit schließt keineswegs aus, daß schwierige Fragen berührt werden. Aber das können sie doch nur als persönlichste. Soweit das geschehen ist, sind die betreffenden Stücke – das kannst Du sicher sein – in meiner „inneren Registratur“ wohl aufbewahrt. Deiner letzten Frage kann ich das nicht versprechen: sie scheint mehr einer Kontroverse zu entstammen als unserm Briefwechsel.

Daß wir den kontrovers nicht führen können liegt auf der Hand. Und wenn in seinem Verlaufe Bestandstücke auftauchen, die so eine Behandlung nahe legen, so gibt es – scheint mir – hier für den Partner kein anderes Verfahren, als sich an das lebendige Bild zu wenden, das einer von dem andern in sich trägt. Ich denke, daß das meinige in Dir nicht das von einem Manne ist, der leicht und ohne Not sich auf ein „Credo“ festlegt. Du weißt, daß ich wohl immer meiner Überzeugung gemäß geschrieben, selten aber, und nie anders als im Gespräch, den Versuch unternommen habe, den ganzen widerspruchsvollen Fundus, dem sie in ihren einzelnen Manifestationen entspringt, zum Ausdruck zu bringen.

Und da sollte mir eine Übersicht über französische Literaturprodukte das Stichwort bieten ?! – Das Stichwort ist mir, soweit ich zurückdenken kann, freilich einmal gegeben worden. Es konnte als ein solches gelten, weil es im Raum einer Kontroverse fiel. Ich fand es in Gestalt eines Briefes, den Max Rychner vor einigen Jahren an mich gerichtet hatte.¹ Es sollte mich nicht wundern, wenn Du die Kopie meiner Antwort seinerzeit von mir geschickt bekommen hättest. Wenn nicht, so kann ich das jetzt nicht nachholen. Dieser Brief liegt bei anderen Papieren in Berlin. Was sollte aber auch dieser Dir Neues sagen?! Daß mein Kommunismus von allen möglichen Formen und Ausdrucksweisen am wenigsten die eines Credo sich zu eigen macht, daß er – um den Preis seiner Orthodoxie – nichts, aber gar nichts ist, als der Ausdruck gewisser Erfahrungen, die ich in meinem Denken und in meiner Existenz gemacht habe. Daß er ein drastischer, nicht unfruchtbarer Ausdruck der Unmöglichkeit des

gegenwärtigen Wissenschaftsbetriebes ist, meinem Denken, der gegenwärtigen Wirtschaftsform, meiner Existenz einen Raum zu bieten, daß er für den der Produktionsmittel ganz oder fast beraubten den naheliegenden, vernünftigen Versuch darstellt, in seinem Denken wie in seinem Leben das Recht auf diese zu proklamieren – daß er dies alles und vieles mehr, in jedem aber nichts anderes als das kleinere Übel ist (siehe den Brief von Kraus an jene Gutsbesitzerin, die sich über Rosa Luxemburg äußerte) – habe ich nötig Dir das zu sagen?

Nun wäre ich freilich bestürzt, wenn Du in diesen Worten etwas fändest, was einem Widerruf auch nur ähnlich sieht. Das Übel ist – im Vergleich zu denen, die uns umgeben – ein soviel kleineres, daß es in jeder praktischen, fruchtbaren Gestalt zu bejahen ist – nur in der unpraktischen, unfruchtbaren des Credo nicht. Und diese Praxis – im Falle des von Dir bezichtigten Aufsatzes eine wissenschaftliche – läßt der Theorie – dem Credo, wenn Du willst – eine ungleich größere Freiheit als die Marxisten ahnen. Leider scheinst Du in diesem Falle ihre Ahnungslosigkeit gut zu heißen.

Du zwingst mich, es auszusprechen, daß jene Alternativen, die offenkundig Deiner Besorgnis zu Grunde liegen, für mich nicht einen Schatten von Lebenskraft besitzen. Diese Alternativen mögen im Schwange gehen – ich leugne nicht das Recht einer Partei, sie kundzugeben – es kann mich aber nichts bewegen, sie anzuerkennen.

Wenn vielmehr etwas die Bedeutung kennzeichnet, die das Werk von Brecht – auf das Du anspielst, zu dem Du aber, soviel ich weiß, Dich zu mir nie geäußert hast, für mich besitzt, so ist es eben dies: daß es nicht *eine* jener Alternativen aufstellt, die mich nicht kümmern. Und wenn die nicht geringere Bedeutung des Werks von Kafka für mich feststeht, so ist es nicht zum wenigsten, weil nicht *eine* der Positionen, die der Kommunismus mit Recht bekämpft, von ihm eingenommen wird.

Soviel zu Deiner Frage. Und hier liegt nun der Übergang zu jenen Erwägungen Deines Briefes nahe, für die ich Dir vielen Dank sage. Wie viel mir an einem Auftrag, Kafka zu behandeln, gelegen wäre, brauche ich nicht zu sagen. Müßte

ich seine Position im Judentum explizit behandeln, so wären mir dafür Fingerzeige von anderer Seite freilich unentbehrlich. Ich kann meine Unwissenheit da nicht zu Improvisationen ermutigen. Bisher hat Weltsch freilich noch nichts von sich hören lassen.

Daß Deine Bemühung bei Schocken vergeblich war, das beklage ich für uns beide, ohne es überraschend zu finden.

[...]

Für die kleine Bücherei², die Spitzer ediert, würde ich mich gewiß gern tätig erweisen; mir ist nur bisher kein brauchbarer Gedanken gekommen. Auf der anderen Seite erspare ich es uns, Dir eine Aufzählung der vielen – zum Teil gewiß geringwertigen – Versuche zu geben, mir hier eine Existenzgrundlage zu schaffen. Sie haben mich nicht gehindert, einen längern Essay – der Autor als Produzent³ – zu schreiben, der zu aktuellen Fragen der Literaturpolitik Stellung nimmt. Ob er gedruckt erscheinen wird, weiß ich noch nicht.

Mit dem „Visionaire“ von Green habe ich eine große Enttäuschung erlebt. Zur Zeit beschäftigt mich eine *elende* Studie über Flauberts Ästhetik, die, in recht pretentiöser Gestalt, bei Klostermann in Frankfurt erschienen ist und von einem gewissen Paul Binswanger stammt⁴. Auf der andern Seite habe ich Freude an Brechts neuem politischen Drama „Die Rundköpfe und die Spitzköpfe“, das ich im endgültigen Manuscript vor einigen Tagen erhalten habe.

Welche Vorstellungen Du mit Deinem Vorschlag an mich, Leon Schestow hier aufzusuchen, verbindest, bitte ich Dich, mir wenigstens anzudeuten. Aus dem, was ich etwa in der „Kreatur“ von ihm gelesen habe, sind mir nicht genügend Anhaltspunkte für solchen Schritt geblieben. Ich kann keine konkreten Daten, die ihn betreffen, in meinem Gedächtnis vorfinden.

[...]

Und die herzlichsten Grüße! Dein Walter

¹ Vgl. den Brief vom 7. März 1931 und die anschließenden Briefe.

² Die Schocken-Bücherei, eine der wichtigsten Erscheinungen des Lebens der Juden in Deutschland von 1933–1938. Sie wurde von Dr. Moritz Spitzer (jetzt in Jerusalem) herausgegeben.

3 Ungedruckt. Im Nachlaß erhalten.

4 Von W. B. im Literaturblatt der FZ vom 12. Aug. 1934 besprochen.

234 An Robert Weltsch

Paris, 9. Mai 1934

Sehr geehrter Herr Dr. Weltsch,

mit bestem Dank und postwendend bestätige ich Ihnen Ihr Schreiben vom 4. Mai, das ich, auf dem Umweg über meine alte Adresse, erst gestern erhielt.

Für Ihre Aufforderung bin ich Ihnen sehr dankbar, insbesondere aber verpflichtet für die Anregung, mich über Kafka zu äußern¹. Ich kann mir ein erwünschteres Thema nicht vorstellen; allerdings erkenne ich auch nicht die besonderen Schwierigkeiten, die in diesem Falle zu berücksichtigen sind. Ich halte es für loyal und zweckmäßig, auf diese kurz hinzuweisen.

Die erste und gewichtigste ist sachlicher Natur. Als Max Brod vor Jahren von Ehm Welk wegen Nichtbeachtung gewisser Kafka'scher Testamentvorschriften angegriffen wurde, habe ich Max Brod in der „Literarischen Welt“ verteidigt.² Das hindert mich aber nicht, zu der Frage der *Interpretation* Kafkas ganz anders zu stehen als Max Brod. Insbesondere vermag ich methodisch mir in keiner Weise die gradlinige theologische Auslegung Kafkas (die, wie ich wohl weiß, nahe genug liegt) mir zueigen zu machen. Gewiß denke ich nicht im entferntesten daran, den von Ihnen vorgeschlagenen Artikel mit polemischen Ausführungen zu belasten. Auf der anderen Seite aber glaube ich, Sie darauf hinweisen zu müssen, daß mein Versuch, mich Kafka zu nähern – ein Versuch, der nicht von heute und gestern ist – mich Wege geführt hat, die von seiner gewissermaßen „offiziellen“ Reception verschieden sind.

Die zweite und die dritte Schwierigkeit betreffen technische Fragen. Es hängt sehr viel vom Redaktionsschluß ab.

Ich würde Sie bitten – für den Fall, daß Sie in den vorstehenden Ausführungen kein Hindernis finden, mich mit der Arbeit zu betrauen, mir den Ablieferungstermin soweit wie irgend möglich hinauszurücken. Ein Aufsatz wie dieser stößt für mich, der ich leider meine Bibliothek hier nicht zur Verfügung habe, auf nicht geringe bibliographische Schwierigkeiten. Die Frage würde sich allerdings außerordentlich vereinfachen, wenn Sie, sehr geehrter Herr Weltsch, es für möglich hielten, mir gewisse hier kaum aufzutreibende Werke – Prozeß, Landarzt, Verwandlung, Amerika – durch die Redaktion der „Jüdischen Rundschau“ auf kurze Zeit leihweise zur Verfügung zu stellen.

Mitglied der Reichsschrifttumskammer bin ich nicht. Eben-
sowenig bin ich aus den betreffenden Listen gestrichen worden: Ich bin nämlich überhaupt niemals Mitglied irgendeiner Schriftstellervereinigung gewesen.

In der Hoffnung, baldigst in den Besitz Ihrer Antwort zu gelangen

mit vorzüglicher Hochachtung Ihr sehr ergebener

Dr. Walter Benjamin

¹ W. B.s Aufsatz erschien in der „Jüdischen Rundschau“ vom 21. und 28. Dez. 1934. Die vollständige Fassung in Schriften II, S. 196–228.

² „Kavaliersmoral“ in der L. W. vom 22. Nov. 1929.

235 *An Bertolt Brecht*

Paris, 21. 5. 1934

Lieber Brecht,

es hat sehr lange gedauert, bis die Dinge hier übersehbar geworden sind. Ich wollte Ihnen etwas Endgültiges mitteilen und habe die Mitteilung darum immer wieder hinausgeschoben, Ihnen nicht einmal über die „Rundköpfe“ geschrieben, die ich ungemein wichtig und vollkommen geglückt finde.

[. . .]

Vor ein paar Tagen sah ich Hanns [Eisler]. Er meinte, daß ich Ihnen ausdrücklich schreiben müsse, von welcher Wichtigkeit mir eine Aufführung des Stücks in London schiene. Ich denke, diese Wichtigkeit versteht sich angesichts des Umstands von selbst, daß man dem Publikum keine einleuchtendere, interessantere und faßlichere Darstellung des Gegenstands geben kann als Sie es tun. Damit übergehe ich alle andern Qualitäten des Stücks, die allerdings in diesem Tatbestand eingeschlossen sind.

Kennen Sie Go? ein sehr altes chinesisches Brettspiel. Es ist mindestens so interessant wie Schach – wir müßten es in Svendborg einführen. Beim Go werden Steine nie bewegt, nur auf das, anfänglich leere, Brett gesetzt. Diese Bewandtnis scheint es mir mit Ihrem Stück zu haben. Sie *setzen* jede Ihrer Figuren und Formulierungen an die richtige Stelle, von der aus sie von selber und ohne sich geberden zu müssen die richtige strategische Funktion ausüben. Ich glaube, daß die äußerst leichte und sichere Hand, die Sie bei diesem Verfahren beweisen, auf das Publikum – und besonders ein englisches – viel größeren Eindruck machen wird als die Prozeduren, mit denen das Theater sonst ähnliche Zwecke verfolgt.

Einige von den neuen Liedern bekam ich zu hören, die mir sehr gut gefallen haben.

Unter dem Titel „Der Autor als Produzent“ habe ich versucht, nach Gegenstand und Umfang ein Pendant zu meiner alten Arbeit über das epische Theater zu machen. Ich bringe es Ihnen mit.

Auf sehr bald und mit herzlichen Grüßen

Ihr Walter Benjamin

Svendborg, 9. Juli 1934

Lieber Gerhard,

Ich habe nun Deine nach Paris gerichteten Zeilen vom 20^{ten} Juni bekommen. Aus ihnen entnehme ich zunächst, daß mein Gedächtnis sich eine Blöße gegeben hat. In der Tat war ihm der fragende Brief¹ entschwunden, auf welchen Du Dich beziehst. [...]

Du wirst meine Ansicht teilen: es wäre unklug, die Aussichten einer – wenn auch vielleicht noch entfernten mündlichen Aussprache durch unzulängliche Versuche schriftlicher Auseinandersetzung zu vermindern.

Es stehen uns neben dem unmittelbaren so viele mittelbare Wege zur Verfügung. Und so scheue ich mich – einen dieser Wege beschreitend – nicht Dir die Bitte, einiges über Deine Reflexionen zu Kafka mir mitzuteilen, zu wiederholen.² Sie ist umso fundierter, als meine eigenen Überlegungen zu diesem Gegenstande Dir ja nun vorliegen. Wenn sie in ihren Hauptzügen auch dargelegt sind, so haben sie, seit meiner Ankunft in Dänemark, mich weiter beschäftigt und wenn ich mich nicht irre wird die Arbeit an ihnen mir noch für eine Weile aktuell bleiben. Mittelbar ist diese Arbeit durch Dich veranlaßt; ich sehe keinen Gegenstand in dem unsere Kommunikation näherliegend wäre. Und mir scheint nicht, daß Du meine Bitte abschlagen kannst.

[...]

Schreibe bitte baldigst. Mit herzlichen Grüßen und allen guten Wünschen für Eschas weitere Genesung

Dein Walter

¹ Scholems oben abgedruckter Brief vom 30. März 1931.

² In einem ungedruckten Brief vom 15. Mai 1934.

237 [Aus einem Brief Scholems an Walter Benjamin, etwa
10. Juli 1934]

Mit einem Exemplar von Kafkas „Prozeß“

Sind wir ganz von dir geschieden?
Ist uns, Gott, in solcher Nacht
nicht ein Hauch von deinem Frieden,
deiner Botschaft zgedacht?

Kann dein Wort denn so verklungen
in der Leere Zions sein –
oder gar nicht eingedrungen
in dies Zauberreich aus Schein?

Schier vollendet bis zum Dache
ist der große Weltbetrug.
Gib denn, Gott, daß der erwache,
den dein Nichts durchschlug.

So allein strahlt Offenbarung
in die Zeit, die dich verwarf.
Nur dein Nichts ist die Erfahrung,
die sie von dir haben darf.

So allein tritt ins Gedächtnis
Lehre, die den Schein durchbricht:
das gewisseste Vermächtnis
vom verborgenen Gericht.

Haargenau auf Hiobs Wage
ward gemessen unser Stand,
trostlos wie am jüngsten Tage
sind wir durch und durch erkannt.

In unendlichen Instanzen
reflektiert sich, was wir sind.
Niemand kennt den Weg im ganzen,
Jedes Stück schon macht uns blind.

Keinem kann Erlösung frommen,
dieser Stern steht viel zu hoch,
wärest du auch dort angekommen,
stündst du selbst im Weg dir noch.

Preisgegeben an Gewalten,
die Beschwörung nicht mehr zwingt,
kann kein Leben sich entfalten,
das nicht in sich selbst versinkt.

Aus dem Zentrum der Vernichtung
bricht zu Zeiten wohl ein Strahl,
aber keiner weist die Richtung,
die uns das Gesetz befahl.

Seit dies trauervolle Wissen
unantastbar vor uns steht,
ist ein Schleier jäh zerrissen,
Gott, vor deiner Majestät.

Dein Prozeß begann auf Erden;
endet er vor deinem Thron?
Du kannst nicht verteidigt werden,
hier gilt keine Illusion.

Wer ist hier der Angeklagte?
Du oder die Kreatur?
Wenn dich einer drum befragte,
Du versänkst in Schweigen nur.

Kann solch Frage sich erheben?
Ist die Antwort unbestimmt?
Ach, wir müssen dennoch leben,
bis uns dein Gericht vernimmt.

Skovbostrand per Svendborg, 20. Juli 1934

Lieber Gerhard,

gestern kam nun die lange erwartete Bestätigung meines „Kafka“ von Dir. Sie war mir vor allem durch das sie begleitende Gedicht höchst wertvoll. Seit Jahren habe ich die Grenzen, die uns zur Zeit durch die aufs Schriftliche beschränkte Kommunikation auferlegt sind, nicht mit so großem Ungenügen empfunden wie hier. Ich bin sicher, daß Du dieses Ungenügen verstehst und nicht annimmst, ich könnte Dir unter Verzicht auf die mannichfachen Experimente der Formulierung, die nur das Gespräch ermöglicht, etwas Entscheidendes über das Gedicht sagen. Verhältnismäßig einfach liegt nur die Frage nach der „theologischen Interpretation“. Ich erkenne nicht nur an diesem Gedicht die theologische Möglichkeit als solche unumwunden an sondern behaupte, daß auch meine Arbeit ihre breite – freilich beschattete – theologische Seite hat. Gewandt habe ich mich gegen den unerträglichen Gestus des theologischen professional, der – wie Du nicht bestreiten wirst – die bisherige Kafka-Interpretation auf der ganzen Linie beherrscht und uns seine suffizantesten Manifestationen noch zugebracht hat.

Um meine Stellung zu Deinem Gedicht – das sprachlich dem von mir so hoch gestellten auf den Angelus Novus nichts nachgibt – wenigstens noch etwas eingehender anzudeuten, will ich Dir nur die Strophen nennen, die ich mir ohne Vorbehalt zueigen mache. Das sind 7 bis 13. Vorher einige. Die letzte wirft das Problem auf, wie man im Sinne Kafkas die Projektion des jüngsten Gerichts in den Weltlauf sich zu denken habe. Macht diese Projektion aus dem Richter den Angeklagten? aus dem Verfahren die Strafe? ist es der Hebung oder dem Verscharren des Gesetzes gewidmet? Auf diese Fragen hat Kafka, so meine ich, keine Antwort gehabt. Die Form aber, in der sie sich ihm stellten und die ich durch meine Ausführungen über die Rolle des Szenischen und Gestischen in

seinen Büchern zu bestimmen suchte, enthält Hinweise auf einen Weltzustand, in dem diese Fragen keine Stellen mehr haben, weil ihre Antworten, weit entfernt, Bescheid auf sie zu geben, sie wegheben. Die Struktur dieser, die Frage weghebenden Antwort ist es, die Kafka gesucht und manchmal sie im Fluge oder im Traum erhascht hat. Jedenfalls kann man nicht sagen, er hat sie gefunden. Und darum scheint mir die Einsicht in seine Produktion unter anderem an die schlichte Erkenntnis gebunden, daß er gescheitert ist. „Niemand kennt den Weg im Ganzen, jedes Stück schon macht uns blind.“ Wenn Du aber schreibst: „Nur dein Nichts ist die Erfahrung, die sie von dir haben darf“, so darf ich meinen Interpretationsversuch gerade an dieser Stelle mit den Worten anschließen: ich habe versucht zu zeigen, wie Kafka auf der Kehrseite dieses „Nichts“, in seinem Futter, wenn ich so sagen darf, die Erlösung zu ertasten gesucht hat. Dazu gehört, daß jede Art von Überwindung dieses Nichts wie die theologischen Ausleger um Brod sie verstehen, ihm ein Gräuel gewesen wäre.

Ich glaube, Dir geschrieben zu haben, daß diese Arbeit noch eine Weile mir aktuell zu bleiben verspricht; darin besteht denn auch der Hauptgrund meiner Bitte um Rücksendung meines Manuscripts. Das in Deinen Händen befindliche ist schon jetzt an wichtigen Stellen überholt; denn, wie ich Dir bereits geschrieben habe, hat mich die Arbeit hier weiter beschäftigt. Ich bin aber bereit, Dir ein Manuscript der endgültigen Fassung für das Archiv zuzusagen.

[...]

Ich denke Dir geschrieben zu haben, daß ich begonnen habe, für die Nouvelle Revue Française einen Aufsatz über Bachofen¹ vorzubereiten. So komme ich zum ersten Male dazu ihn selbst zu lesen; bisher war ich vorwiegend auf Bernoulli und Klages angewiesen gewesen.

Zu den großen Annehmlichkeiten Svendborgs gehört ein Radio, das man jetzt besser brauchen kann als je vorher. So habe ich die Reichtagsrede von Hitler vernehmen können, und da es das erstemal überhaupt war, daß ich ihn hörte, so kannst Du Dir ein Bild von der Wirkung machen.

Dies für heute. Denn die Herkunft der Geschichte aus dem „Kafka“² bleibt mein Geheimnis, das zu lüften Dir nur bei persönlicher Anwesenheit gelingen würde, wo ich Dir dann allerdings noch eine Anzahl gleich schöner versprechen könnte. Grüße Kitty Marx und mache sie darauf aufmerksam, daß ich den Pfeil, den sie durch Nichtbeantwortung meines letzten Briefes gegen mich gezielt hat, immer noch in der Brust trage.

Herzlichst Dein Walter

¹ Erst 1954, überarbeitet von Maurice Saillet, in „Les Lettres Nouvelles“, S. 28–42 veröffentlicht. Das einzige französisch abgefaßte Essay W. B.s.

² „Über Potemkin“ (Schriften II, S. 196 f.). Die Geschichte stammt aus Puschkins „Anekdoten“; bei ihm heißt der Kanzlist Petuschkow, nicht Schuwalkin.

239 *An Werner Kraft*

Svendborg, [Ende Juli 1934?]

Lieber Herr Kraft,

Herzlichen Dank für Ihre beiden Briefe und die Beilage.

Es ist mir sehr wertvoll hier, wo die Weltpolitik im Vordergrund der Interessen steht, durch Sie über Literarisches aus Paris informiert zu werden. So hat mich das, was Sie über Jouhandeau schreiben, veranlaßt, nach den Images de Paris mich umzutun. Übrigens weise ich Sie, was diesen Dichter angeht, nochmals auf die Novelle Leda hin, die in dem Band Prudence Hautechaume stehen dürfte.

[...] Es wird Sie nicht überraschen zu hören, daß ich – unbeschadet einer anderen Hauptbeschäftigung – noch immer mit Kafka befaßt bin. Den äußeren Anlaß dazu bietet die Korrespondenz mit Scholem, der begonnen hat, sich mit mir über diese Arbeit auseinanderzusetzen. Diese Überlegungen sind allerdings noch zu sehr im Fluß, um ein abschließendes Urteil zu ermöglichen. Immerhin wird es Sie interessieren,

daß er seine Ansicht der Sache in einer Art von theologischem Lehrgedicht niedergelegt hat, das ich Ihnen bestimmt mitteilen werde, falls wir uns in Paris wiedersehen. Auf eine – wie Sie sich denken können – sehr unterschiedene Weise habe ich über den gleichen Gegenstand mich mit Brecht beraten können, und auch von diesen Besprechungen weist mein Text Niederschläge auf.

Im übrigen sind solche oder ähnliche Beratungen im Augenblick nicht allzu häufig, da die gemeinsamen Abende durchaus von der Aufmerksamkeit auf den Empfänger beansprucht werden. Noch stehe ich unter dem Eindruck der gestern um Mitternacht verlesenen Regierungserklärung von Starhemberg, die einen grandiosen Hohn auf die gesamte satirische Literatur von Juvenal bis Kraus darstellt. Übrigens gehen über die Stellung von Kraus recht verbürgte aber doch fast unglaubliche Nachrichten in dem Sinne um, daß er die Politik von Dollfuß als das kleinere Übel akzeptiert habe. (Immerhin sind die Bürgschaften keine lückenlosen, so daß ich Sie bitte, das streng für sich zu behalten!)

Gerade hier scheint mir die Stelle, mit einem Wort auf eine Formulierung Ihres letzten Briefes einzugehen. Sie gestehen, den Kommunismus „als Menschheitslösung“ vor der Hand nicht annehmen zu wollen. Aber es handelt sich ja eben darum, durch die praktikablen Erkenntnisse desselben die unfruchtbare Prätension auf Menschheitslösungen abzustellen, ja überhaupt die unbescheidene Perspektive auf „totale“ Systeme aufzugeben, und den Versuch zumindest zu unternehmen, den Lebenstag der Menschheit ebenso locker aufzubauen, wie ein gutausgeschlafener, vernünftiger Mensch seinen Tag antritt.

Soviel hiervon. Daß Ihnen die „Käuferin“¹ gefällt, freut mich sehr. Äußerst gespannt bin ich auf Ihr Urteil über den nun eben abgeschlossenen Drei-Groschen-Roman. Um zum Schluß über meine Beschäftigung ein Wort zu sagen, so wird sie augenblicklich vor allem durch das Studium von Bachofen bestimmt, zu dem mich der Teil meiner Bücher, die ich hier vorgefunden habe, vorzüglich ausrüstet. Die Erscheinung dieses Mannes ist faszinierend; ich wäre recht froh,

Gelegenheit zu haben, ihn in der *Nouvelle Revue Française* zu porträtieren.

[...]

¹ Gedicht von Brecht.

240 *An Gerhard Scholem*

11. August 34

Lieber Gerhard,

den Augenblick, da ich die – nun wohl endgültig letzte – Hand an den „Kafka“ lege benutze ich um explizit auf einige Deiner Einwendungen zurückzukommen, auch Fragen, Deinen Standort betreffend, anzuschließen.

Ich sage „explizit“ – denn implizit geschieht dies in einigen Hinsichten durch die neue Fassung. Ihre Veränderungen sind erheblich, das in Deinem Besitz befindliche Manuscript ist, wie schon gesagt, überholt. Ich erwarte es täglich. Das revidierte kann ich Dir aus technischen Gründen unmöglich schicken, ohne [daß] das ursprüngliche in meiner Hand ist.

Einige dringende Bitten voraus: 1) wenn irgend möglich mir „Hagadah und Halacha“ von Bialik¹ baldigst zugänglich zu machen; ich benötige die Lektüre. 2) den Brief an Schoeps, an den Du mich erinnerst², als Unterlage der zurzeit zwischen uns anhängigen Aussprache mir zu senden.

Nun die paar Hauptpunkte:

1) Das Verhältnis meiner Arbeit zu Deinem Gedicht möchte ich versuchsweise so fassen: Du gehst vom „Nichts der Offenbarung“ aus (vgl. unten 7), von der heilsgeschichtlichen Perspektive des anberaumten Prozeßverfahrens. Ich gehe von der kleinen widersinnigen Hoffnung, sowie den Kreaturen denen einerseits diese Hoffnung gilt, in welchen andererseits dieser Widersinn sich spiegelt, aus.

2) Wenn ich als stärkste Reaktion Kafkas die Scham be-

zeichne, so widerspricht das meiner sonstigen Interpretation in keiner Weise. Vielmehr ist die Vorwelt – Kafkas geheime Gegenwart – der geschichtsphilosophische Index, der diese Reaktion aus dem Bereich der Privatverfassung heraushebt. Das Werk der Thora nämlich ist – wenn wir uns an Kafkas Darstellung halten – vereitelt worden.

3) Hiermit hängt die Frage der Schrift zusammen. Ob sie den Schülern abhanden gekommen ist oder ob sie sie nicht enträtseln können, kommt darum auf das gleiche hinaus, weil die Schrift ohne den zu ihr gehörigen Schlüssel eben nicht Schrift ist sondern Leben. Leben wie es im Dorf am Schloßberg geführt wird. In dem Versuch der Verwandlung des Lebens in Schrift sehe ich den Sinn der „Umkehr“, auf welche zahlreiche Gleichnisse Kafkas – von denen ich „das nächste Dorf“ und den „Kübelreiter“ herausgegriffen habe, hindrängen. Sancho Pansas Dasein ist musterhaft, weil es eigentlich im Nachlesen des eignen wenn auch närrischen und donquichotesken besteht.

4) Daß die Schüler – „denen die Schrift abhanden gekommen ist“ – nicht der hetärischen Welt angehören, ist von mir anfangs betont worden, indem ich sie gleich den Gehilfen zu denjenigen Kreaturen stellte, für die, nach Kafkas Wort, „unendlich viel Hoffnung“ vorhanden ist.

5) Daß ich den Aspekt der Offenbarung für Kafkas Werk nicht leugne geht schon daraus hervor, daß ich – indem ich sie für „entstellt“ erkläre – den messianischen für sie anerkenne. Kafkas messianische Kategorie ist die „Umkehr“ oder das „Studium“. Richtig vermutest Du, daß ich der theologischen Interpretation an sich nicht den Weg verlegen will – praktiziere ich sie doch selbst – sondern nur der frechen und leichtfertigen aus Prag. Die auf das Benehmen der Richter gestützte Argumentation habe ich als unhaltbar zurück gezogen (sogar noch ehe Deine Vorstellungen eintrafen).

6) Kafkas stetes Drängen auf das Gesetz halte ich für den toten Punkt seines Werkes, womit ich nur sagen will, daß es grade von ihm aus interpretativ mir nicht zu bewegen scheint. Mit diesem Begriff will ich mich in der Tat explizit nicht einlassen.

7) Ich bitte Dich um Erläuterung Deiner Umschreibung, Kafka stelle „die Welt der Offenbarung in jener Perspektive dar, in der sie auf ihr Nichts zurückgeführt wird.“

Soviel für heute. Gute Besserung für Escha, alles Herzliche für Dich

Dein Walter

¹ Diesen bedeutenden Aufsatz des großen Dichters Chajim Nachman Bialik (gest. 1934) hatte Scholem im „Juden“ IV (1919), S. 61–77, aus dem Hebräischen übersetzt.

² Vgl. den Brief vom 28. Februar 1933 (Nr. 215, S. 562).

241 *An Gerhard Scholem*

15. September 1934

Lieber Gerhard,

ich gestehe eigentlich vorgehabt zu haben, mit Schreiben auf die Bestätigung der letzten, numerisch eingeteilten Bemerkungen zu Kafka durch Dich zu warten. Aber nun verbietet mir schon die fällige dankende Bestätigung des Cheks für den Baader, diese Zeilen länger hinaus zu schieben. Auch bin ich Dir Dank für den Sonderdruck der Kritik an [Isaak] Breuer¹ und die Abschrift des an Schoeps gerichteten Briefes schuldig.
[...]

Damit soll nicht gesagt sein, daß [solchen Abschluß] der Kafka selber gefunden hat. Vielmehr gedenke ich ihn weiter aus einer Reihe von Betrachtungen zu speisen, die ich inzwischen fortgesponnen habe – und in denen mir eine bemerkenswerte Formulierung in Deinem Brief an Schoeps weiteres Licht zu geben verspricht. Sie heißt: „Nichts . . . ist, auf historische Zeit bezogen, mehr einer Konkretisation bedürftig als . . . die . . . „absolute Konkretheit“ des Offenbarungswortes. Ist doch das absolut Konkrete das Unvollziehbare schlechthin.“ Damit ist gewiß eine Kafka unbedingt betreffende Wahrheit ausgesprochen; gerade damit auch wohl eine Perspektive eröffnet, in der der geschichtliche Aspekt seines

Scheiterns am ersten sinnfällig wird. Bis aber diese und anschließende Überlegungen eine Gestalt finden, die sie definitiv mitteilbar macht, wird wohl noch einige Zeit hingehen. Und Dir wird das umso verständlicher sein, als die wiederholte Lektüre meiner Arbeit wie auch meine brieflichen Glossen zu ihr, Dir greifbar gemacht haben werden, daß gerade dieser Gegenstand alle Eignung hat, sich als Kreuzweg der Wege meines Denkens herauszustellen. Bei seiner gründlicheren Markierung werde ich übrigens auf den Aufsatz von Bialik bestimmt nicht verzichten können. Wäre es nicht möglich, das betreffende Heft des „Juden“ leihweise für mich ausfindig zu machen?

[...]

Ja, die letzte „Fackel“ ist auch in meine Hände gekommen². Aber nach dieser Berührung könnten wohl auch die eines Galizianers ihre Beredtsamkeit einbüßen – von meinen Lippen garnicht zu reden. Hier ist wirklich ein neuer Timon aufgestanden, der den Erwerb seines Lebens hohnlachend unter die falschen Freunde verteilt!

Zum Schluß: Du bist so gut, Dich der französischen Übersetzung der „Berliner Kindheit“ zu entsinnen. Davon bestehen 5 Stücke; an ihre Verwertung ist aber darum nicht zu denken, weil ich mit dem Mitarbeiter mich überworfen habe, aus Umständen die höchst pittoresk aber brieflicher Darstellung nicht zugänglich sind – im übrigen nichts mit dieser Arbeit zu tun haben³. Aber vielleicht wird es uns doch noch einmal so gut [gehen], daß ich Dir Glanz und Elend des letzten ibizenkischen Sommers in abendlicher Ruhe vormalen kann.

Soviel für heute [...]

Dein Walter

¹ „Politik der Mystik“, aus der „Jüdischen Rundschau“ 1934, no. 57.

² Das große Heft 890–905 der „Fackel“ vom Juli 1934, mit dem Titel „Warum die Fackel nicht erscheint“.

³ Vgl. die „Erinnerungen an W. B.“, die der Übersetzer, Jean Selz, in der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 8. Oktober 1961 veröffentlicht hat.

Skovbostrand per Svendborg, 16. Sept. 1934

Lieber Herr Horkheimer,

ohne eine Vorstellung davon zu haben, wo diese Zeilen Sie erreichen werden, will ich Ihnen – auf gut Glück – kurz Nachricht von meinem Sommer geben.

Durch Herrn [Friedrich] Pollock werden Sie gewiß erfahren haben, daß wir uns – nach einem abweichenden Projekt – auf eine Arbeit geeinigt haben, die die kulturwissenschaftliche und kulturpolitische Inventur der „Neuen Zeit“ vornimmt. Es war natürlich nicht allein der glückliche Umstand, daß mir die Zeitschrift an Ort und Stelle vollständig zur Verfügung steht, der mich zu diesem Vorschlag bestimmte. Vielmehr traten zu diesem Umstand zwei Überlegungen.

Erstens scheint es mir naheliegend, einmal an einem praktischen Beispiel zu zeigen, wie kollektive Erzeugnisse des Schrifttums einer materialistischen Bearbeitung und Analyse besonders entgegenkommen, ja erst in solcher Bearbeitung einer vernünftigen Abschätzung zugänglich werden. Dafür ist eine Zeitschrift vom Format der „Neuen Zeit“ ein Muster. Zweitens aber hatte ich die Absicht, durch eine Arbeit, deren dokumentarisches Interesse – ganz abgesehen vom Standpunkt des Verfassers – ein gesichertes ist, auch von der technischen Seite her den Zwecken des „Instituts für Sozialforschung“ zu dienen.

Obwohl ich die Studie mit dem ersten Halbjahrsband von 1914 abschließe – während des Krieges tritt die Kulturpolitik in der Zeitschrift natürlich ganz zurück – ist das zu prüfende Material, das sich auf 32 Bände verteilt (und fast alle sind ja gedoppelt) recht umfangreich. Ich habe daher auch die Materialbeschaffung noch lange nicht abgeschlossen und werde aus diesem Grunde meinen Aufenthalt hier noch ausdehnen.

Immerhin ist das nur in gewissen Grenzen möglich und daher wüßte ich gern, ob die Zeitschrift, sei es komplett, sei es in größeren Teilen, etwa in Ihrer oder in einer sonstigen genfer Bibliothek vorhanden ist. Daß ich späterhin durch

Ihre freundliche Vermittlung Mehrings „Geschichte der Sozialdemokratie“ und einige andere Werke, die ich zur Ergänzung meiner Materialien heranziehen muß, bekommen kann, halte ich für sicher.

Wenn Sie Europa in absehbarer Zeit überhaupt wieder betreten, so werden wir uns – wie ich bestimmt hoffe – sehen und können dann an Hand meines Materials die Arbeit besprechen. Wahrscheinlich wäre es günstig, wenn das in Genf geschehen könnte, und von mir aus ist das vielleicht nicht ganz unmöglich, da ich unter Umständen meinen Sohn in der Schweiz treffen werde. In diesem Falle würde ich von hier direkt in die Schweiz gehen. Aber diese Dispositionen sind noch nicht übersichtlich; immerhin würde es mich sehr freuen, baldigst die Ihrigen zu erfahren.

Wollen Sie mir auch schreiben, ob Sie etwa durch Paris kommen, und wann?

Ihnen, und dem Institut, ist es, hoffe ich, in Amerika ganz nach Wunsch gegangen. Ich für mein Teil darf mit dem Sommer zufrieden sein. Zwar ist diese Südspitze von Fünen eine der abgelegensten Gegenden, die man sich denken kann und ihre Unerschlossenheit hat nicht nur Vorteile, aber durch vielfältige Besuche und einen guten Radioapparat ist der Kontakt mit der großen Welt hergestellt. Freilich hätte man gerade in diesem Sommer ja keinesfalls auf ihn verzichten können. Den österreichischen Putsch von Anfang an – er begann ja auf dem wiener Sender – mitzerleben, wie es mir durch Zufall geschah, ist eine wirklich denkwürdige Erfahrung gewesen.

[...]

Ihnen und Ihrer Frau sende ich einen herzlichen Gruß und die besten Wünsche

Ihr Walter Benjamin

Svendborg, 27. September 1934

[...] Zu den Einzelheiten der großen Darlegung der Fackel¹ kann ich mich noch nicht äußern, ja, ich muß dahingestellt sein lassen, ob ich es je werde tun können. Die Kapitulation vor dem Austrofascismus, die Beschönigung des gegen die Wiener Arbeiter eingesetzten weißen Terrors, die Bewunderung für die – Lassalle ebenbürtige – Rhetorik von Starhemberg (dessen Worte ich zufällig selber im Rundfunk hörte) – all die hier einschlägigen Stellen – die ich las – machen die Befassung mit fernerem für mich zu einer unverbundlichen Sache, die – ob ich ihr nun nähertrete oder nicht – für mich sich in der Frage schon liquidiert hat: Wer kann nun eigentlich noch umfallen? Ein bitterer Trost – aber auf dieser Front werden wir keinen Verlust mehr haben, der neben diesem auch nur der Erwähnung wert wäre. Der Dämon ist stärker als der Mensch bzw. der Unmensch gewesen: er konnte nicht schweigen und so hat er – im Selbstverrat – den Untergang des Dämons gefunden. – Sehr dankbar wäre ich Ihnen für Bemerkungen zu meinem Kafka wie auch für sonstige sprachliche Glossen an meine Adresse, welche Sie mir in Aussicht stellten.

¹ Es handelte sich um die von Karl Kraus eingenommene politische Stellung.

Svendborg, 17. Oktober 1934

Lieber Gerhard,

mit Kafka geht es immer weiter, und ich bin Dir darum dankbar für Deine neuen Bemerkungen. Ob ich den Bogen jemals so werde spannen können, daß der Pfeil abschnellt, ist

natürlich dahingestellt. Während aber meine sonstigen Arbeiten recht bald den Terminus gefunden hatten, an dem ich von ihnen schied, werde ich es mit dieser länger zu tun haben. Warum, deutet das Bild vom Bogen an: hier habe ich es mit zwei Enden zugleich zu tun, nämlich dem politischen und dem mystischen. Das soll übrigens nicht heißen, daß ich mich in den letzten Wochen mit der Sache befaßt hätte. Vielmehr wird die in Deinem Besitz befindliche Fassung für eine Weile unverändert ihre Geltung behalten. Ich habe mich darauf beschränkt zur späteren Reflexion einiges bereitzustellen.

[...]

Bedrohlich ist die Tatsache, daß das Institut für Sozialforschung nach Amerika übersiedelt. Eine Lösung, ja nur Lockerung meiner Beziehung zu seinen Leitern könnte leicht davon die Folge sein. Was das bedeutet, will ich nicht ausführen. – Wenn Du das Buch von Borkenau¹ gelesen hast, so bist Du übrigens mit der Aktivität des Instituts wohl besser vertraut als ich. Denn die Kreise, mit denen ich diesen dicken Band bisher von weitem umstrichen habe, enger zu ziehen, kommt nach Deinem Bericht nun für mich wohl kaum mehr in Frage.

Ich bin 14 Tage von hier fort, in Kopenhagen und in einer kleinen Provinzstadt gewesen, wo ich eine Bekannte aus Deutschland getroffen habe. Leider war ich die meiste Zeit meiner Abwesenheit bettlägerig. Immerhin habe ich in Kopenhagen das Etablissement eines Tätowierkünstlers entdeckt und die kleine Sammlung von Bilderbogen, die ich nach der Trennung von den Kinderbüchern mir angelegt habe, um einige herrliche Original-Tätowier-Vorlagen, von der Künstlerhand des Meisters, vermehrt. [...]

Ich hoffe Bloch demnächst zu begegnen. Von hier nämlich fahre ich in drei Tagen ab. Und zwar gehe ich zu Dora, die in San Remo ein Etablissement übernommen hat. Stefan ist noch in Deutschland, soll aber im nächsten Frühjahr ebenfalls herunterkommen. Ich schreibe mit klammen Fingern in einem eiskalten Zimmer und kann nicht mehr viel hinzufügen. Solltest Du Kraft sehen, so sage ihm bitte Dank für seinen Brief. Deine Neujahrsglückwünsche erwidere ich spät

aber herzlich und habe umso triftigeren Grund, Dir die denkbar beste Gesundheit zu wünschen als Du – Deiner Äußerung nach – den Jakobsroman² lesen willst, wenn Du krank wirst.

Dein Walter

¹ „Der Übergang vom feudalen zum bürgerlichen Weltbild“, Paris 1934. Scholem hatte sich sehr kritisch dazu geäußert.

² Von Thomas Mann.

245 *An Max Horkheimer*

San Remo [1934]

Lieber Herr Horkheimer,

Ihr Brief erreicht mich eben im Augenblick meiner Abreise von Paris. Herzlichen Dank für Ihre Anfrage! Die Möglichkeit, in Amerika, sei es an Ihren Forschungen, sei es an denen Ihnen befreundeter Institute tätig zu sein, würde ich auf das Dankbarste begrüßen. Ja ich darf sagen: Sie verfügen für jedes Arrangement, das Ihnen zweckmäßig erscheint, im voraus über meine Zustimmung.

So dankbar ich Ihrem Brief für die – wenn auch ungewisse – Aussicht bin, die er mir mit Ihrer Anfrage eröffnete, so schwer finde ich mich damit ab, unsere persönliche Begegnung auf lange hinausgeschoben zu sehen. Aus meinem letzten Briefe werden Sie entnommen haben, daß ich sie mit dem Winter in greifbare Nähe gerückt hoffte. – Das wäre zunächst für meine Arbeit sehr erwünscht gewesen. Es würde ihr gewiß zu statten kommen, wenn wir gemeinsam das umfangliche Material vornehmen könnten, das ich in den ungefähr vierzig Doppelbänden der „Neuen Zeit“ gesammelt habe. Ich habe darauf Wert gelegt, es so zu wählen, daß es mehrfache Formen der Verarbeitung zuläßt. In der Tat würde ich mich nicht gern auf einen definitiven Text festlegen, ohne die Sache mit Ihnen durchgesprochen zu haben. Da auf der andern Seite die Zeitschrift noch mein großes Sammelreferat

zur Sprachsoziologie im Manuscript besitzt¹, so könnte der Artikel über die „Neue Zeit“ vielleicht zu einem Termin angesetzt werden, der uns für eine mündliche Aussprache Zeit läßt.

So sehr mir diese Arbeit am Herzen liegt, so wenig stellt sie freilich den einzigen oder auch nur nächstliegenden Gegenstand einer Aussprache mit Ihnen dar. Wir hatten, als Sie im Frühjahr das letzte Mal durch Paris kamen, beide mit einem früheren Wiedersehen gerechnet. Sie ließen damals das Gespräch auch auf meine wirtschaftliche Lage kommen und waren so freundlich, mich Ihrer Hilfsbereitschaft auch für die Zeit Ihrer Abwesenheit zu versichern. Ich meinerseits versprach Ihnen, von ihr nicht ohne äußerste Notwendigkeit Gebrauch zu machen und so habe ich es auch gehalten. Einmal in dieser Zeit habe ich mich an Herrn Pollock gewandt und er hat mir auf meine Bitte den Betrag für meine Übersiedlung nach Dänemark und den inzwischen erfolgten Transport eines Teils meiner Bibliothek zur Verfügung gestellt. Inzwischen ist es mir den Sommer über gelungen, mit meiner kleinen Rate Haus zu halten, ja, durch Verkäufe aus meiner Bibliothek habe ich auch noch die große, kostspielige Reise bestreiten können, auf der ich mich eben befinde und von der Paris eine Etappe ist.

Ich kann nämlich, so leid es mir tut, hier nicht bleiben. Nichts wäre mir von Hause aus mehr erwünscht. Nachdem im Laufe dieses Sommers die letzten Möglichkeiten journalistischer Arbeit für mich weggefallen sind – aus Deutschland bekommt man ja keine Überweisungen mehr – würde nichts mehr im Wege stehen, jenes große, auf jahrelangen Studien über Paris beruhende Buch in Angriff zu nehmen, von dessen Plan ich Ihnen gelegentlich sprach. Ich habe mich im Sommer mit diesem Material weiter beschäftigt, und heute steht der klare Bau des Buches vor meinen Augen. Es wäre – nach dem Urteil eines pariser Freundes – sehr denkbar, hiesige Verleger für die Sache zu interessieren. Aber – ich bin im Augenblick nicht in der Lage, selbst meinen Aufenthaltsort zu bestimmen.

Ja, so dringend diese Arbeit Paris verlangt, so glücklich

muß ich auf der andern Seite darüber sein, daß sich durch ein kleines Pensionsunternehmen, das meine frühere Frau an der Côte d'azur sich eröffnet hat, mir die Möglichkeit bietet, ein oder zwei Monate dort ein Unterkommen zu finden. Eben diesem Umstand verdanke ich es, diese Zeilen nicht mit einer Bitte abschließen zu müssen. Aber es sind nur ein bis zwei Monate, die dergestalt als Ruhepause noch vor mir liegen und wenn dieser Brief Sie erreicht, wird ein Viertel dieser Frist schon verstrichen sein.

Ich habe Ihnen, lieber Herr Horkheimer, diese Darstellung gegeben, um Ihnen den vollen Sinn meines Einverständnisses mit Ihrer Anfrage zum Ausdruck zu bringen. Sollte freilich die amerikanische Möglichkeit sich vorläufig nicht realisieren, so würde ich – abgeschnitten von allen, auch den bescheidensten deutschen Hilfsquellen – in Kürze noch einmal über meine Existenzmöglichkeiten mit Ihnen zu Rate gehen müssen.

Mit herzlichen Wünschen für Sie und Ihre Frau sowie vielen Grüßen im Umkreis

Ihr Walter Benjamin

¹ Erschien in der „Zeitschrift für Sozialforschung“ 4 (1935), S. 248 bis 268.

246 *An Werner Kraft*

San Remo, 12. November 1934

Lieber Herr Kraft,

Unsere Korrespondenz hat mich im Laufe der letzten Monate gewaltig in Ihre Schuld versetzt und wenn ich eingehendere Nachrichten immer bis auf einen ruhigeren Zeitpunkt verschob, so kann ich doch selbst nun, da ich ihn für gekommen erachte, nicht alle aufnehmen, wie ich es gern täte. Für das Wesentlichste handelt es sich allerdings nur um Aufschub, wenn auch wohl einen geraumen. Denn Ihre letzten Briefe

habe ich bei denjenigen Papieren aufbewahrt, die ich im Augenblick, da ich wieder an meinen Kafka gehen werde, wieder vornehme.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schrieb, daß eine eingehende neue Befassung mit dieser Arbeit eigentlich schon im Moment ihres „letzten“ Abschlusses bei mir feststand. Es kamen in solcher Überzeugung mehrere Umstände zusammen. An erster Stelle die Erfahrung, daß diese Studie mich an einen carrefour meiner Gedanken und Überlegungen gebracht hat und gerade die ihr gewidmeten weiteren Betrachtungen für mich den Wert zu haben versprechen, den auf weglosem Gelände eine Ausrichtung im Kompaß hat. Im übrigen – falls die Meinung einer Bestätigung bedurft hätte, so wäre sie mir in den lebhaften und verschiedenartigen Reaktionen geworden, die diese Arbeit bei Freunden hervorgerufen hat. Die Anschauungen, die Scholem über sie hegt, sind Ihnen bekannt; bemerkenswert war mir, wie treffsicher Sie die Opposition erraten haben, die von Brechts Seite gegen diese Studie zu erwarten war, wenn Sie auch von deren zeitweiliger Heftigkeit kaum eine Vorstellung haben. Die wichtigsten Auseinandersetzungen über diesen Gegenstand, die der Sommer gebracht hat, habe ich seinerzeit schriftlich festgehalten¹, und Sie werden ihrem Niederschlag wohl früher oder später im Text selbst begegnen. Im übrigen haben Sie sich ja diese Einwände bis zu einem gewissen Grade zu eigen gemacht. In der Tat kann man die Form meiner Arbeit als problematisch empfinden. Aber eine andere gab es für mich in dem Falle nicht; denn ich wollte mir freie Hand lassen; ich wollte nicht abschließen. Es dürfte auch, geschichtlich gesprochen, noch nicht an der Zeit sein, abzuschließen – am wenigsten dann, wenn man, wie Brecht, Kafka als einen prophetischen Schriftsteller ansieht. Wie Sie wissen, habe ich das Wort nicht gebraucht, aber es läßt sich viel dafür sagen, und das wird von meiner Seite vielleicht noch geschehen.

Je mehr freilich meine Arbeit sich dem lehrenden Vortrag nähern würde – ich glaube übrigens, daß das auch in der spätern Fassung nur in bescheidenen Grenzen der Fall sein könnte. Desto deutlicher werden in ihr Motive zutage treten,

mit denen Sie sich wahrscheinlich weit schwerer befreunden werden als mit ihrer derzeitigen Form. Ich denke vor allem an das Motiv des Gescheitertseins von Kafka. Dieses hängt aufs engste mit meiner entschlossen pragmatischen Interpretation Kafkas zusammen. (Besser gesagt: es war diese Betrachtungsweise ein vorwiegend instinktiver Versuch, die falsche Tiefe des unkritischen Kommentars zu vermeiden, Beginn einer Deutung, die bei Kafka das Geschichtliche mit dem Ungeschichtlichen verbindet. Ersteres kommt in meiner Fassung noch zu kurz.) In der Tat glaube ich, daß jede Interpretation, die – im Gegensatz zu Kafkas eigenem, in diesem Falle unbestechlichen und lauterem, Gefühl – von der Annahme eines durch ihn realisierten mystischen Schrifttums ausginge statt von eben jenem Gefühl des Autors selbst, seiner Richtigkeit und den Gründen des notwendigen Scheiterns – den geschichtlichen Knotenpunkt des ganzen Werkes verfehlen würde. Erst an diesem Punkte ist eine Betrachtung möglich, die der legitimen mystischen Auslegung – die nicht als Auslegung seiner Weisheit sondern seiner Torheit zu denken ist – ihr Recht gibt. Das habe ich ihr in der Tat nicht gegeben; aber nicht, weil ich Kafka zu wenig, sondern weil ich ihm zu weit entgegengekommen bin. Immerhin hat Scholem die Grenzen, über die schon die gegenwärtige Niederschrift sich nicht zu bewegen gewillt ist, sehr deutlich empfunden, wenn er mir zum Vorwurf macht, an Kafkas Begriff der „Gesetze“ vorüberzugehen. Ich werde – in einem späteren Zeitpunkt – den Versuch machen, aufzuzeigen, wieso – im Gegensatz zum Begriff der „Lehre“ – der Begriff der „Gesetze“ bei Kafka einen überwiegend scheinhaften Charakter hat und eigentlich eine Attrappe ist.

Für den Augenblick mag das genügen. Leid tut mir, daß ich Ihnen ein Exemplar der gegenwärtigen Fassung nicht zur Verfügung stellen kann und dies um so mehr als ja wohl nicht die geringste Aussicht besteht, die Arbeit in dieser oder sonst einer Form gedruckt zu sehen. Sie steht auch in äußerer Hinsicht somit an einem extremen Ort und ist wohl geeignet, mich hin und wieder zur Betrachtungsweise des „Essays“ zurückzuführen, die ich im übrigen mit ihr abgeschlossen

haben möchte. Dank für den Hinweis auf den Aufsatz von Margarete Susman.² Noch mehr Dank würde ich Ihnen schulden, wenn Sie mir Ihren Kommentar zum „Alten Blatt“ senden.³

Daß wir unsere Betrachtungen über Kraus schriftlich nicht fortsetzen, schlagen Sie mit Recht vor. Ich möchte Sie aber auf einen kleinen Sonderdruck⁴ aufmerksam machen, in dem, zu Kraus' sechzigstem Geburtstag, Freunde ihrem Dank und ihrer Anhänglichkeit Ausdruck gegeben haben, weil ich nicht weiß, ob er Ihnen zu Gesicht gekommen ist. (Vielleicht können Sie diesen Privatdruck durch Jaray in Wien bekommen.) Eine recht schöne Betrachtung von Viertel steht darin; übrigens auch ein Gedicht von Brecht.

Ja, schreiben Sie mir, was Sie sich zu Montaigne zurecht gelegt haben. Ich kenne ihn wenig, etwas näher allerdings den Lukrez, der nun in der Tat eine ganz wunderbare Figur ist. Ihm verdanke ich die schönsten Lesestunden, die mir nach meiner Knabenzeit noch gegeben waren. Das war im Sommer vor zwei Jahren, als ich jeden Morgen von meinem Zimmer am einsamen Strand von Ibiza um $\frac{1}{2}$ 7 ins Meer stieg, um zu baden und dann an einer unzugänglichen Waldstelle, in einem Polster von Moos und vor der schon heißen Sonne geschützt, eine Stunde lang, ehe ich zum Frühstück ging, Lukrez zu lesen. Und Lukrez ist vor mancherlei Sonnenpfeilen ein Schutz. Sein Kapitel über die Liebe gehört sicher zu den bemerkenswerten Dingen, die in der Weltliteratur darüber zu finden sind.

Ich würde mich freuen, bald Gutes von Ihnen zu hören. Natürlich ist mir auch an allem gelegen, was Sie mir über Ihre Wahrnehmungen und Betrachtungen über Palästina mitteilen können. – Leider muß ich fürchten, daß Ihre privaten Verhältnisse sich durch die neuen Devisenvorschriften von Deutschland nicht vereinfacht haben. Werden Sie vor der Hand drüben bleiben? Meine Adresse finden Sie untenstehend. Ich werde wohl einige Monate an der côte bleiben, sei es hier, sei es in Frankreich.

Ehe ich schließe, will ich Sie noch auf ein wenig bekanntes Buch hinweisen, das ich vor kurzem las und das ich an Be-

deutung für mich über fast alle großen Romane, ja unmittelbar hinter die Chartreuse de Parme stelle. Es ist „der Junker von Ballantrae“ von Stevenson. Verschaffen Sie sich das, wenn Sie können.

1 Das Heft mit der Aufzeichnung dieser Gespräche ist in W. B.s Nachlaß erhalten. Brecht erklärte, der Aufsatz leiste dem „jüdischen Faschismus“ Vorschub.

2 Das Hiob-Problem bei Franz Kafka. In: „Der Morgen“ V, 1, 1929.

3 In Kafkas „Landarzt“.

4 Stimmen über Karl Kraus zum 60. Geburtstag, Wien 1934. Darin von Brecht „Über die Bedeutung des zehnzeiligen Gedichts in der 888. Nummer der Fackel (Oktober 1933)“.

247 *An Alfred Cohn*

San Remo, 19. Dezember 1934

Lieber Alfred,

ich hatte die Freude, Deinen Brief an der angegebenen Stelle zu finden. Mit Ruhe und aller Aufmerksamkeit habe ich ihn gelesen und daraus entnommen, mit wie kluger Hand Du die zarte Flamme der Hoffnung vor dem Windstoß der Zeitgeschichte beschützt. Ich wünsche Dir einen häuslichen, wohlbestellten Kamin, in dem sie eines guten Tages zündet.

Und wie sieht es mit mir aus? So daß man wirklich Bedenken haben muß, einem lebensklugen Manne wie Dir im Langen und Breiten davon zu erzählen. Wenn mir einer erklärte, ich könne von Glück sagen, in der herrlichsten Gegend – und San Remo ist wirklich besonders schön – ohne tägliche Lebens- und Existenzsorgen meinen Gedanken promenierend oder schreibend nachgehen zu dürfen – was sollte ich dem Mann erwidern. Und wenn ein anderer sich vor mir aufbaute, um mir ins Gesicht zu sagen, es sei ein Elend und eine Schande, so gleichsam in den Trümmern seiner eignen Vergangenheit sich einzunisten¹, fern von allen Aufgaben, Freunden und Produktionsmitteln – vor dem Mann würde ich erst recht betreten schweigen.

Natürlich bin ich um das tägliche Pensum nicht in Verlegenheit. Aber es wäre an der Zeit, es wieder einmal von weitem und aus dem Ganzen her zu bestimmen; wie sehr, das erkenne ich, seitdem ich begonnen habe, meine Studien zu den „Passagen“ genau und systematisch durchzugehen. Leider besteht nicht die geringste Aussicht, meinen Aufenthaltsort in absehbarer Zeit frei wählen zu können; ich werde froh sein müssen, wenn ich ihn wechseln kann. Ob es im übrigen wieder in nördlichem Sinne geschehen wird, ist zweifelhaft – seit Brecht in London ist – wo er sich offenbar immer noch aufhält – ist keinerlei Nachricht von ihm zu erhalten.

Kurz, um die Möglichkeit eines bürgerlich-geselligen Umgangs, der mir hier vollkommen abgeht, beneide ich Dich nicht wenig. Entschädigt werde ich in den nächsten Tagen durch Stefans Kommen werden, der die Weihnachtsferien hier zubringen wird, um Ostern, wenn irgend möglich, auf eine hiesige Schule überzugehen.

Daß Du von Deiner alten Gewohnheit, mich zu beschenken, noch immer nicht lassen kannst, habe ich mit seltner Freude vernommen. Ich hätte Lust, mich wieder einmal von Hand zu Hand bei Dir zu bedanken – beziehungsweise den Bilderbogen an Ort und Stelle in Empfang zu nehmen – aber es ist doch sehr zweifelhaft, ob die Küste mich bis zu Dir geleiten wird². Dazu kommt, daß die so tief in mich eingegrabnen Linien Ibizas in der letzten Zeit in schmerzhaften Konfigurationen sich zusammengezogen haben. Damit meine ich nicht nur und nicht an erster Stelle den Tod von Jean Jacques Noeggerath³ – weil aber dessen Lebensfaden zufällig durch einen Knoten des meinigen lief, hat mich dieser Tod doch viel mehr betroffen als es nach der Art unseres Umgangs vermutbar gewesen wäre.

Zur Literatur wüßte ich Dir heute nicht viel zu melden. Erst vom Hörensagen ist mir bekannt, daß im Verlag Oprecht und Helbling – dessen Lektor Bernhard von Brentano ist – das neue Buch von Bloch herausgekommen ist. Es soll – wie mir von einer freilich nicht unbedingt unfehlbaren Stelle mitgeteilt wurde – peinliche und bösertige Auseinandersetzungen mit mir enthalten⁴. Warten wir ab! Brechts Roman⁵ ist bei

Allert de Lange in Amsterdam erschienen. Ein neues Buch von Simenon habe ich gelesen „Les suicidés“, das mir gefallen hat. Daß ich seit drei Monaten nicht müde werde, von Stevensons Roman „Der Junker von Ballantrae“ zu sprechen, wirst Du wohl schon gemerkt haben und ich werde Dich kaum auf ihn hinzuweisen brauchen. – Vielleicht interessiert Dich, daß Hessel, wie ich aus der Frankfurter Zeitung ersah, Greens „Visionnaire“ übersetzt hat.

Soviel für diesmal. Es wäre schön, wenn ich nicht allzu lange auf neue Nachrichten von Dir warten muß. Dir und Grete die herzlichsten Grüße

Dein Walter

1 W. B. wohnte in der von seiner geschiedenen Frau geführten Pension Villa Verde.

2 Alfred Cohn lebte damals als Kaufmann in Barcelona.

3 Sohn von Felix Noeggerath.

4 „Erbschaft dieser Zeit“, 1935. Über Benjamin vor allem S. 275 ff.

5 „Der Dreigroschenroman“, 1934.

248 *An Karl Thieme*

San Remo, 25. Dezember 1934

Lieber Herr Thieme,

längst habe ich vorgehabt, für die mehrfachen und gewichtigen Beweise Ihres Gedenkens Ihnen den aufrichtigsten Dank zu sagen. Nun gibt das Eintreffen Ihrer letzten Sendung und die Nähe des neuen Jahres, zu dem Sie meiner besonders herzlichen Wünsche versichert sein sollen, dazu den doppelten Anlaß.

Weil ich diesem Dank keine gemäßigere Form geben könnte als die der eingehenden Auseinandersetzung mit Ihrer bedeutsamen abendländischen Bildungsgeschichte¹, muß er freilich als ein schriftlicher und den Bedingungen solcher Äußerung unterworfenen, sehr unvollständig ausfallen. Mag das Wenige, daß ich einer mündlichen Aussprache mit Ihnen, die ich mir sehr erhoffe, voranschicke, Ihnen trotzdem willkommen sein!

Mit etwas mir dem Anschein nach Abliegendem zu beginnen: je weiter ich in Ihrem Brief vorankam und zumal als ich der seinen ganzen letzten Teil erleuchtenden Kritik der *devotio moderna* begegnete, desto öfter mußte ich an meinen lange verstorbenen Freund Florens Christian Rang denken, der mich in langen Gesprächen, die kaum je den Gegenständen der Theologie galten, mit einer theologischen Gedankenwelt vertraut gemacht hat, die tiefe Kommunikationen mit der Ihrigen aufwies. Ich kann es nicht anders denken, als daß sein Name Ihnen durchaus vertraut und seine „Deutsche Bauhütte“² längst bekannt ist. Daß Sie diesem Manne nicht mehr begegnen konnten, scheint mir dennoch beklagenswert. Ihm lebte, so wie Ihr Buch es für Sie bekräftigt, die gesamte abendländische Kultur aus den Gehalten der jüdisch-christlichen Offenbarung und ihrer Geschichte. In einem umfangreichen Kommentar, der bestimmt zu den merkwürdigsten Hervorbringungen der Exegese gehört, hat er ihre Herrschaft noch auf der Höhe der Renaissancedichtung – in Shakespeares Sonetten – erweisen wollen.

Es liegt auf der Hand, daß mich bei einer ersten Lektüre Ihres Werks die theologische Analyse der seit dem Humanismus herrschenden Bildungsidee besonders gefesselt hat. Ihr Begriff der Gemein-Wahrheit eröffnet Ihnen, wie mir scheint, hier außerordentlich weittragende Erkenntnisse. Ihre Analyse des Neuhumanismus sowie der Klassik erscheint mir vollkommen durchgreifend; ich habe diese Seiten mit außerordentlicher Spannung gelesen. Und wenn ich Ihnen dies sage, so brauche ich Sie kaum daran zu erinnern, daß mein Begriff der Gemein-Wahrheit – einen solchen erkenne ich an! – nicht der Ihrige ist; merke ich es an, so geschieht es nur um anzudeuten, wie breit der Weg durch die Bresche gebahnt ist, die Sie in die hieratische Mauer der humanistischen Bildung gehauen haben.

Unmöglich kann ich auf die vielen, vielen Stellen verweisen, an denen Sie im Vorübergehen kleine Wegsteine aufrichten, von denen aus einem Verweilenden sich klare und wohlgebaute intellektuelle Landschaften oder auch von einem Strahl der Einsicht erhellte Klüfte auftun: Ihre wunderbare

Charakteristik des Jesuitenstils als eines unbeteiligt aufgestellten Prospektes erlaubter Weltlust, Ihre Erhellung der lutherischen Sündenlehre aus dem Begriff der „verdammten“ Pflicht und Schuldigkeit, Ihre theologische Kennzeichnung des Weltrihs als innercalvinistischer Auseinandersetzung, die Konfrontierung des Calvinismus, der nicht „gefragt“ war mit den ersten Christen, an welche die Frage erging oder Ihr schöner Ursprungsnachweis des Jüngerschen „Arbeiterkriegers“.

Daß die Behutsamkeit und die Kraft, die Sie dem, was Sie zu sagen hatten, zugewandt haben, nirgends verloren waren, fühlt jeder halbwegs geweckte Leser Ihrer Sprache an. Nicht jeder aber – nur darum erlaube ich mir diesen Hinweis – wird merken – wie es zufällig mir geschah –, daß Sie an manchen Stellen so tief in die Sache eingehen, daß vergangene Sprachgebärden mit ihr zum Vorschein kommen. So die des Pietismus, die in Samuel Collenbusch unvergleichlich Gestalt annahm³ und mit der dieser Mann selber auf Ihrer p 136 von neuem vernehmbar wird: „An die Stelle von Luthers aus Dankbarkeit für seine gnadenreiche Erlösung Gott das Gute zu Liebe tuendem Gläubigen . . .“

Ich habe genug gesagt, um Ihnen meinen Dank, im Zusammenhang Ihres eigenen meines Buches gedacht zu haben, ganz fühlbar zu machen; nicht genug – das weiß ich sehr gut – um die künftige Aussprache, zu der ich kraft eben dieses Danks mich gedrungen fühle, überflüssig oder auch nur weniger dringlich zu machen. Im Sinn einer solchen darf ich Sie vielleicht – gewiß nur behelfsweise – auf Fragmente einer größeren Arbeit „Franz Kafka“ hinweisen, die eben in der „Jüdischen Rundschau“ erscheinen. Mir sind Exemplare erst angekündigt, so daß ich Ihnen leider keines mitsenden kann.

Es erübrigt nur noch, Ihnen zu sagen, mit wie großem Interesse ich die vier ersten Berichte über die gegenwärtige Lyrik⁴ gelesen habe, die Sie an mich gehen ließen. Ich habe ihnen viel Interessantes entnommen, freilich auch manche Einrede gegen sie anzumelden. Worin ich Ihnen mit besonderem Nachdruck zustimme, das ist die Verwahrung, die Sie

gegen die Doktrin der Natur *tel quel* – vor allem in dem Abschnitt über Elisabeth Langgässer – einlegen und die so eingreifend in Ihrem Aufsatz über Franziskus⁵ wieder zu Worte kommt.

Ich werde vermutlich noch eine ganze Weile in San Remo bleiben, wo die Arbeitsbedingungen gewiß absolut gesehen ungünstig, relativ gesehen aber ganz annehmbar liegen. Daß Sie in absehbarer Zeit in meine Nähe kommen, ist wohl wenig wahrscheinlich, desto mehr würde es mich freuen, von Ihnen Nachricht zu erhalten.

Mit herzlichem Gruß

Ihr Walter Benjamin

¹ „Das alte Wahre. Eine Bildungsgeschichte des Abendlandes“, 1934.

² Erschien 1924.

³ Über Collenbusch hat W. B. in dem Vorwort zu dessen Brief an Kant in „Deutsche Menschen“ gehandelt.

⁴ Sammelrezensionen in der FZ, vom 21. Sept., 11. Okt., 27. Nov. und 5. Dez. 1934.

⁵ „Der Patron der katholischen Aktion“. In „Franziskanisches Leben“, Jg. 12. 1936.

249 *An Gerhard Scholem*

San Remo, 26. Dezember 1934

Lieber Gerhard,

Dein nach Dänemark an mich gerichteter Brief hat vor zwei Wochen endlich den Weg zu mir gefunden. Nicht so eine in ihm angekündigte deutsche Arbeit, die sich verloren haben muß. Ich hoffe sehr, daß es Dir möglich ist, mir ein anderes Exemplar von ihr sehr bald hierher zu senden. Ich müßte sonst auf den Gedanken kommen, daß eine obere Kraft beflissen sei, von den Quellen des mystischen Schrifttums mich abzuschneiden – und nicht nur den lautereren, sondern auch den getrübteren. Da ist zum Beispiel seit Wochen Blochs „Erbschaft dieser Zeit“ erschienen. Aber glaubst Du, ich

hätte das Buch zu Gesicht bekommen? Nur soviel weiß ich, daß Unruhe und Gezänk im Schoße der Getreuen darüber sich vorbereitet, indem ich teils zu den im Text mir erwiesenen Ehren beglückwünscht, teils gegen die – angeblich in denselben Stellen enthaltenen – Schmähungen in Schutz genommen werde. Auch vom Verfasser selbst ist schon ein Brief eingetroffen. Nur eben fehlen die Unterlagen, die mir erlauben würden, aus dem allem mir einen Vers zu machen.

Am wenigsten aber wirst Du zögern dürfen, mich mit authentischen Dokumenten zu versehen wenn ich Dir anvertraue, daß ich ins Hauptquartier der wirklichen Zauberjuden gefallen bin. Es hat nämlich [Oskar] Goldberg sich hier ansässig gemacht und seinen Schüler Caspary in die Cafés, die „Wirklichkeit der Hebräer“ in den hiesigen Zeitungskiosk delegiert, während er selbst – wer weiß – im Casino die Probe auf seine Zahlenmystik¹ anstellt. Überflüssig zu sagen, daß ich nach dieser Seite keine Kommunikationen aufgenommen habe. Weniger selbstverständlich – aber leider nicht weniger wahr – daß solche auch nach sonst keiner Richtung hier für mich bestehen oder absehbar sind.

[...]

Den Worten, mit denen Dein letzter Brief meine Lage streift, läßt sich ein Irrtum nicht nachsagen. Das Schlimmste ist, daß ich müde werde. Und dies ist weniger eine unmittelbare Einwirkung meiner ungesicherten Existenz als der Isolierung in die deren Zufälle mich versetzen. Sie war kaum je vollendeter als hier, in einem Bade- und Fremdenpublikum, von dem für mich schwerlich etwas Ersprießliches zu erwarten ist, zu dem ich aber die Distanz, unter den obwaltenden Umständen, täglich von neuem herzustellen habe.

Es bedürfte nicht soviel, um mir eine Reise nach Palästina als erwünscht erscheinen zu lassen; in der Tat wäre ja nichts angezeigt, als wenn wir die Fundamente unseres Briefwechsels der mit den Jahren zu einem Wolkenkratzer herangewachsen ist, einmal gemeinsam inspizieren würden. Auch würde ich das Fahrgeld wohl am Ende zusammen bringen, wenn die – Hin- und Rückreise bestreitende – Summe sich auf einen genügenden Zeitraum verteilen ließe. Schreibe mir

bitte näher, wie Du die Gestaltung der Sache Dir denken würdest, ob ich sie mit Vorträgen kombinieren könnte, usw.

In diesen Tagen ist wie Du gewiß gesehen hast der erste Teil des „Kafka“ erschienen und was lange gewährt hat ist nun leidlich geworden. Mir wird diese Publikation ein Anstoß sein, demnächst das Dossier von fremden Einreden und eigenen Reflexionen zu öffnen, das ich mir – ein in meiner Praxis durchaus neuer Fall – zu dieser Arbeit angelegt habe. In absehbarer Zeit wird nun auch wohl, in der „Zeitschrift für Sozialforschung“ mein großes Sammelreferat zur Sprachtheorie erscheinen, das ich – wie Du vielleicht schneller merken wirst als mir lieb ist – als ein Lernender geschrieben habe. Immerhin habe ich aus diesem coram publico erfolgreichen Lehrvorgang Nutzen gezogen, und zwar noch ganz neuerdings durch die Bekanntschaft mit Karl Bühlers „Sprachtheorie“.

[...]

Dein Walter

¹ Eine Anspielung auf Goldbergs Jugendschrift „Die fünf Bücher Mosis, ein Zahlengebäude“, Berlin 1908.

250 *An Theodor W. Adorno*

San Remo, 7. 1. 1935

Lieber Herr Wiesengrund,

ich vermute Sie zurück und gehe daran, Ihren großen Brief vom 17^{ten} Dezember zu beantworten. Nicht ohne Zögern – er ist so gewichtig und greift derart in die Mitte der Sache ein, daß ich keine Aussicht habe, ihm auf brieflichem Wege gerecht zu werden. Umso wichtiger ist, daß ich Sie vor allem andern noch einmal der großen Freude versichere, die Ihr lebendiger Anteil in mir erweckt hat. Ich habe Ihren Brief nicht nur gelesen sondern studiert; er verlangt es, Satz für Satz überdacht zu werden. Da Sie meine Intentionen¹ aufs

genaueste erfaßt haben, so sind Ihre Fehlanzeigen von größtem Belang. Das gilt in erster Linie von den Bemerkungen, die Sie über die mangelnde Bewältigung des Archaischen machen; es gilt also in ausgezeichneter Weise von Ihren Bedenken zur Frage der Weltalter und des Vergessens. Im übrigen räume ich ohne weiteres Ihren Einwendungen gegen den Terminus „Versuchsanordnung“ das Feld und werde mit den sehr bedeutsamen Bemerkungen zu Rate gehen, die Sie über den stummen Film machen. Einen Fingerzeig gab mir der Umstand, daß Sie so besonders nachdrücklich auf die „Aufzeichnungen eines Hundes“ hinweisen. Gerade dieses Stück ist mir – wohl als das einzige – noch im Verlauf meiner Arbeit am „Kafka“ fortdauernd fremd geblieben und ich wußte – habe es auch wohl Felizitas gegenüber ausgesprochen – daß es mir sein eigentliches Wort noch zu sagen hätte. Ihre Bemerkungen lösen diese Erwartung ein.

Nachdem nun zwei Teile – der erste und dritte – erschienen sind, ist der Weg für die Neufassung frei; ob er freilich auf ein Publikationsziel hinauslaufen und Schocken die erweiterte Fassung in Buchform herausbringen wird, ist noch fraglich. Die Umarbeitung wird, soviel ich jetzt sehe, besonders den vierten Teil zu betreffen haben, der trotz des großen – oder vielleicht wegen des allzugroßen – Akzents der auf ihm liegt, selbst Leser wie Sie und Scholem nicht zur Stellungnahme vermocht hat. Im übrigen fehlt unter den Stimmen, die bisher laut geworden sind, auch Brechts nicht; und so hat sich alles in allem eine Klangfigur um ihn gebildet, der ich noch manches abzulauschen habe. Vorläufig habe ich eine Sammlung von Reflexionen angelegt, um deren Projektion auf den Urtext ich mich noch nicht kümmere. Sie gruppieren sich um das Verhältnis „Gleichnis = Symbol“, in dem ich die Kafkas Werke bestimmende Antinomie denkgerechter gefaßt zu haben glaube als mit dem Gegensatz „Parabel = Roman“. Die nähere Bestimmung der Romanform bei Kafka, über deren Notwendigkeit ich mit Ihnen einig bin und die bisher fehlt, kann nur auf einem Umweg erreicht werden.

Ich würde wünschen – und es ist garnicht so unwahrscheinlich – daß manche dieser Fragen noch offen stehen, wenn wir

uns das nächstemal sehen werden. Falls ich mir nämlich wirklich Hoffnung im Sinn einer Andeutung von Felizitas machen kann, nach der Sie eine Osterreise nach San Remo erwogen haben. Ich wäre darüber sehr froh – ja mehr als Sie es, ohne meine gegenwärtige Isolierung ermessen zu können, wohl mutmaßen. Im Augenblick steht hier allerdings eine kurze Unterbrechung bevor; ich erwarte Wissing und so werde ich vielleicht noch mittelbar Zeuge seiner letzten berliner Monate, deren Ausklang Sie unmittelbar erlebten. Und auch das läßt mich eine Begegnung mit Ihnen erhoffen.

Über den Ostertermin hinaus sehe ich nicht. Brecht hat mich wieder nach Dänemark gebeten, und zwar schon jetzt. Nun werde ich San Remo wohl keinesfalls vor dem Mai verlassen, auf der andern Seite aber mein Hiersein, so wertvoll es mir als refugium ist, nicht ununterbrochen andauern lassen, denn die Isolierung von Freunden und Arbeitsmitteln macht es auf die Dauer zu einer gefährlichen Belastungsprobe. Dazu tritt natürlich eine jeden Augenblick lähmend empfundene Bindung an das striktest Lebensnotwendige. Da mir nun – dies zur Antwort Ihrer freundschaftlichen Anfrage vom Dezember, für die ich Ihnen herzlich danke – unter den hiesigen Umständen dieses Lebensnotwendigste dank der 100 sfr des Instituts nicht abgeht, so ist es in der Tat wohl kaum angezeigt, meine Angelegenheiten an Fernerstehende heranzutragen. Wiewohl mir ein Mindestmaß von Bewegungsfreiheit, und damit ein großes von Initiative, gerade jetzt mit den kleinsten Mitteln zu verschaffen wäre. Wie aber?

Und auf der andern Seite wissen Sie aus Erfahrung, daß ein Höchstmaß von Initiative für die ersten Texte in fremder Sprache aufgebracht werden muß. Ich spüre es an dem „Bachofen“, den ich zur Zeit für die Nouvelle Revue Française schreibe. Es ließe sich bei dieser Gelegenheit viel zu unsern eigensten Dingen sagen. Für Frankreich, wo niemand Bachofen kennt – keine seiner Schriften ist übersetzt – muß ich Informatorisches in den Vordergrund stellen. Ich will aber, gerade bei diesem Stichwort, nicht vergessen, Ihnen, was die Bemerkungen zu Klages und Jung betrifft, meine

restlose Zustimmung zu Ihrem Brief vom 5^{ten} Dezember zu sagen. Genau in dem Sinne, in den Sie deuteten, halte ich es für nötig, mir eine größere Kenntnis von Jung zu verschaffen. Haben Sie seine Studie über Joyce zufällig verfügbar?

Sagen Sie mir doch bitte, woher das stammt: „So gut wie nichts hat alles gut gemacht“?² Und wollen Sie mir nicht das Stück über die Fahrscheine Londons senden, auf das Sie anspielen? In jedem Fall erwarte ich sobald als nur möglich Ihr Stück über die Schallplatte zu lesen, das in so wichtige Zusammenhänge eingreift.

Das erste Exemplar von Blochs Buch, das an mich ging, muß mich verfehlt haben; der Verlag hat mir ein zweites angekündigt. Was ich sehr beklage ist, daß Bloch, der die Ausrichtung an sachkundigen Freunden gewiß nicht weniger nötig hat als irgend einer von uns, seine geräumigen Reisezirkel scheinbar ohne Rücksicht auf sie schlägt und sich an der Gesellschaft seiner Papiere genug sein läßt.

Haben Sie den „Dreigroschenroman“ gelesen? Mir erscheint er im höchsten Grade geglückt. Schreiben Sie mir, was Sie darüber denken. Geben Sie mir überhaupt recht ausführliche Nachricht und vergessen Sie nicht den Stand Ihrer eigenen Arbeiten.

Ich grüße Sie für heute aufs herzlichste.

Ihr Walter Benjamin

¹ In dem Aufsatz über Kafka.

² Aus Adornos „Tom Sawyer“.

251 *An Bertolt Brecht*

San Remo, 9. 1. 1935

Lieber Brecht,

wie es mit Dänemark steht, ist noch nicht ganz klar. Horkheimer hat mir geschrieben, daß er in Amerika ein Stipendium für mich auftreiben will, mit dem ich auf ein Jahr

hinüber kommen kann. Die Sache ist ganz unbestimmt. Aber ich habe natürlich geschrieben, daß ich annehmen würde.

Es ist sehr gut möglich, daß garnichts daraus wird, und dann käme ich sehr gerne. — Hier ist es im übrigen recht passabel was die äußeren Umstände angeht. Dagegen übersteigt die Isolierung — von Menschen, von Informationen, von Arbeitsmitteln — oft das Erträgliche.

Da haben Sie es in England anders gehabt. Gern wüßte ich näher, wie? Auch was über die Stücke und den Roman dort entschieden wurde?

Den [Dreigroschen-]Roman habe ich nun im Druck gelesen, und zwar mit immer wieder erneutem Vergnügen an vielen Stellen. Diesmal habe ich Walley besonders ins Herz geschlossen. — Das Buch scheint mir sehr dauerhaft. Ich hörte auch von G., daß es ihm vollkommen gelungen erscheint.

Klaus Mann hatte ich gebeten, mir für die Anzeige¹ die bisherigen Pressestimmen zu schicken. Es kann nützlich sein zu wissen, welchen Vers die Leute sich auf das Buch gemacht haben. Er schrieb, Landauer habe alles an Sie geschickt. Könnten Sie mir vielleicht die Ausschnitte auf acht Tage überlassen? Sie würden sie eingeschrieben zurückerhalten.

Das Buch über die Photographie² ist noch Manuscript. Ob ein Abzug verfügbar ist, weiß ich nicht. Es geht von den Anfängen bis an das Jahrhundertende. Wenn Sie wollen könnte ich der Verfasserin schreiben.

Bis Ostern werde ich sicher hierbleiben; dann wird Stefan auf die hiesige Schule kommen.

Haben Sie „Erbschaft dieser Zeit“ von Bloch gesehen? Sie sind darin behandelt.

Das nächste Heft der Zeitschrift für Sozialforschung wird ein sprachwissenschaftliches Referat von mir enthalten. Im übrigen bin ich dabei, meinen ersten größeren französischen Aufsatz — „Bachofen“ — abzuschließen. Eine Besprechung mit dem Redakteur der Nouvelle Revue Française war das einzige Ergebnis meiner pariser Tage. Die Emigranten sind niedergeschlagen; Kracauer war es besonders. Einige, wie Heinrich Mann und Kesten, haben eine Binnenemigration nach Nizza veranstaltet.

Wie geht es dem Auto? Gegebenenfalls legen Sie wohl in meinem Namen eine Blumenspende auf seinem erkalteten Motor nieder.

Die herzlichsten Grüße, bitte auch an Heli und die Kinder
Ihr Walter Benjamin

¹ B. schrieb eine Rezension von Brechts Dreigroschenroman für die von Klaus Mann herausgegebene Zeitschrift „Die Sammlung“; obwohl der Aufsatz bereits gesetzt war, erschien er dort nicht, vgl. dazu die Briefe Nr. 257 und 258 an Scholem und Brecht. Er findet sich in: Bertolt Brechts Dreigroschenbuch. Frankfurt 1960. S. 187–193.

² Wahrscheinlich Gisèle Freund: *La photographie française au XIX^e siècle*. Paris 1936. Von W. B. in der „Zeitschrift für Sozialforschung“ 7 (1938), Seite 296 besprochen.

252 *An Werner Kraft*

San Remo, 9. Januar 1935

[. . .] Warum schreiben Sie mir nicht mehr über den „Dreigroschenroman“? In meinem, modisch vielleicht zentralen, literarisch jedenfalls abgelegenen Winkel habe ich keinerlei Vorstellung von der Aufnahme, die das Buch ringsum gefunden hat. Da ich augenblicklich selbst an seiner Rezension arbeite, habe ich Brecht gebeten, mir Einblick in die Pressestimmen zu geben. Was übrigens dessen Gedicht in der Festschrift für Kraus betrifft, so weiß ich zufällig, daß dieses sich nicht ohne offenkundige Schroffheit hätte zurückziehen lassen. Daß aber Brecht eine solche nicht an den Tag legen wollte, erlaubt – bei seiner ungemeinen Höflichkeit – kaum weittragende Schlüsse.¹

Noch weniger berechtigt aber ist die Mutmaßung Ihrer letzten Karte, Ihre brieflichen Bedenken gegen den „Kafka“ könnten meine Empfindlichkeit verletzt haben. Darf ich Sie, ohne das Entsprechende nun Ihnen gegenüber zu riskieren, versichern, daß neben anderen Einwendungen, die erhoben worden sind, die Ihnen wie gefiederte Pfeile unter Granatenwagen erscheinen (womit ich keineswegs insinuiieren will, daß

sie giftig seien). Eben die Kontroversen aber, die über diese Arbeit sich, wie über keine andere erhoben haben, bestätigten nur, daß auf ihrem Gelände eine Anzahl der strategischen Punkte heutigen Denkens liegen und meine Mühe, es weiter zu befestigen, keine unnütze ist.

Sie haben mir schon seit langem Reflexionen über Palästina angekündigt, die ich mit großem Interesse, hoffentlich bald, lesen werde. – Seume ist eine der bewundernswertesten Gestalten des Bürgertums und unter seinen Briefen gibt es unvergleichliche. – So feine Sachen wie die „Corona“ kommen mir längst nicht mehr zu, es sei denn, Sie wären in der Lage, das Heft leihweise der von mir eingangs erbetenen Sendung beizuschließen. Auf alle Fälle sind Sie vielleicht so freundlich, mir die Adresse der Redaktion mitzuteilen.

Haben Sie Ernst Blochs „Erbschaft dieser Zeit“ gesehen? Sie finden da auch ein Kapitelchen über mich, dessen Aspekte freilich, wie mir der Autor rechtzeitig brieflich versicherte, auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben.

PS Ein gewisser Julius Kraft hat ein Buch mit dem Titel „Die Unmöglichkeit der Geisteswissenschaften“ erscheinen lassen. Ist das ein Verwandter von Ihnen?²

¹ Die Unstimmigkeiten zwischen Brecht und Kraus gingen auf dessen Pamphlet „Warum die Fackel nicht erscheint“ (Fackel 890–905) zurück. Brecht reagierte mit dem Gedicht „Über den schnellen Fall des guten Unwissenden“.

² Nein.

253 *An Helene Weigel*

San Remo, 3. Februar 1935

Liebe Heli,

ich habe mich über Ihren Brief sehr gefreut. Natürlich hätte ich gern erfahren, wie es Ihnen und Brecht in London ergangen ist. Aber da bleibe ich wohl auf die spärlichen Nachrichten meiner dortigen Korrespondenten angewiesen. Haben Sie Schoen gesehen?

Um das Wichtigste voranzuschicken: zum 66 habe ich niemanden. Die Leute sind hier viel zu gebildet zum Kartenspielen. Es ist mir eine Lehre: man soll nicht über seine Kreise hinausstreben! Nun bin ich freilich von unserm Stammtisch weit abgetrieben und es wird bestimmt einige Zeit dauern bis ich wieder an seinem Rande auftauche. Wenn mich das Genfer Institut nicht nach Amerika holt, so komme ich wohl im Laufe des Sommers. Leider hat Brecht mir keinerlei Ausschnitte über den Roman geschickt. Ich hätte sehr gern bei meiner Anzeige, an der ich eben bin, gewußt, was die Leute sich für einen Vers auf das Buch gemacht haben. Mir ist keine einzige Kritik zu Gesicht gekommen, weil ich nur französische und italienische Blätter lese. Vielleicht könnten Sie mir noch ein, zwei wichtige Stücke senden.

Das Buch, nach dem Sie fragen, heißt

Henri Damaye: Psychiatrie et Civilisation

Paris 1934 (Alcan)

Es handelt sich aber da nicht um *Massenpsychosen* sondern um Bakterien als Erreger von Individualpsychosen. Insbesondere behauptet der Verfasser, daß bestimmte Formen des Kochschen Bazillus nicht Tuberkulose sondern Psychosen hervorrufen.

Lesen Sie Ilf und Petrow: Ein Millionär bei den Sowjets – wenn es deutsch zu haben ist. Ich lese es eben in der französischen Ausgabe und finde sehr lustige Sachen darin.

Recht herzliche Grüße!

Ihr Walter Benjamin

254 *An Alfred Cohn*

San Remo, 6. Februar 1935

Lieber Alfred,

ich ermanne mich aus einem fiebrigen Schnupfenabend, um Dir für Deine letzte Nachricht zu danken. Wenn das Februarwetter bei Euch dem hiesigen ähnlich sieht, so werdet Ihr

alle Mühe haben, die Kinder wohlbehalten hindurchzusteuern. Die Vormittage, an denen die Sonne scheint, sind sehr warm; am nachmittag, wenn die Sonne verschwunden ist, setzt unvermittelt eine feuchte Kälte ein, mit deren unangenehmen Folgen ich mich seit einer Woche trage.

Dein letzter Brief sprach von einigermaßen erträglichen Verhältnissen und vor allem von Aussichten auf verbesserte. Es wäre sehr schön, wenn diese sich inzwischen eingestellt hätten. Hier hat sich indessen nichts für mich verändert, es sei denn, daß sich allmählich der Frühjahrstermin abzeichnet, über den hinaus ich meinen Aufenthalt wohl nicht ausdehnen werde. Solange werde ich mich indessen in die hermetische Isolierung ergeben müssen, mit der ich die relativ angenehmen Umstände äußern Lebens zur Zeit erkaufe. Diese geht weit über das Maß hinaus, in dem sie etwa meinen Arbeiten förderlich sein könnte und ich beschränke mich darauf halb handwerksmäßig und ohne mich sehr zu beeilen, ein Stück nach dem andern zurechtzuzimmern. Dazu kommt, daß einigermaßen konzentrierte Arbeit teils der Raumverhältnisse, teils der Temperatur wegen überhaupt nur im Bett möglich ist, auf das ich mich gelegentlich in der Tat völlig zurückziehe. Nur so habe ich schließlich den Bachofen-essay, meine erste größere Arbeit in französischer Sprache, abschließen können, und ähnlich habe ich es mit der Rezension des „Dreigroschenromans“ vor, die ich eben für die „Sammlung“ unternehme.

Indessen hat, wie es scheint, die Stabilisierung in Deutschland ungeheure Fortschritte gemacht; und ich würde mich nicht wundern, wenn es dort bald zu einer Art – von den Quengeleien der Sozialdemokratie unbehelligten und der Reichswehr hörigen – Brüningregimes kommen würde. Das düsterste, und doch wohl das angemessenste Zukunftsbild. Was an persönlichen Bindungen zu Deutschland noch vorhanden war, lockert sich unter diesen Umständen völlig. Zu den Ausnahmen gehört die an Glück, mit dem ich zwar nicht im Briefwechsel stehe, den ich aber dies Jahr bestimmt wiederzusehen hoffe. Julia und Fritz dagegen lassen durchaus nichts hören. Auf der andern Seite werde ich auch über Ernst nur

ganz gelegentlich durch eine gemeinsame Freundin verständigt. Merkwürdigerweise scheint sich etwas wie ein Zentrum für uns noch am ehesten in England gebildet zu haben. Wie schwer der französische Boden bestellbar ist, haben wir ja noch in gemeinsamer Erinnerung. Und doch wird mir nichts übrig bleiben als da immer wieder anzusetzen und manchmal frage ich mich, ob ich nicht à tout prix diesen Winter hätte in Paris sitzen müssen und glaube mir versäumte Gelegenheiten vorwerfen zu müssen. Auf der andern Seite – und um die Tragweite der eignen Ausfallserscheinungen nicht zu überschätzen – habe ich mich in letzter Zeit damit unterhalten, was mich betrifft eine ‚Liste der Fehler und Fehlschläge der beiden letzten Jahre‘ zu verfassen und es hat sich der schwache Trost ergeben, daß die erstern durchaus nicht immer die Bedingung der letztern waren.

Immerhin taucht die erste Emigrationszeit in Ibiza je weiter sie zurücktritt in umso farbigern Schimmer. Und ich sage das, um die folgenden Ibiza angehenden Fragen Dir besonders anzuempfehlen. Vielleicht ist es Dir möglich, sie mir wenigstens teilweise auf Grund eigener Erkundigungen zu beantworten. Ich möchte nämlich sehr gern wissen 1) ob Noeggeraths noch auf der Insel sind 2) wo etwa und 3) ob sie ihr Grundstück noch besitzen oder es gar bebaut haben. 4) Wie es dem Bildhauer Jokisch in Ibiza geht und 5) ob der Guy Selz noch seine Bar am Hafen hat?

Um nun auf Deine eigne Anfrage¹ zu kommen, so glaube ich nicht, daß der geeignete Weg, Deine Erkundigungen einzuziehen, über Scholem führt. Einen direkten weiß ich allerdings auch nicht. Aber ein naher – dem Namen nach Dir vertrauter – Bekannter, dessen Adresse ich Dir gebe, wird wenn Du ihm ausführlich und unter nachdrücklicher Bezugnahme auf mich schreibst, vielleicht durch Verwandte oder Freunde, die er dort hat, etwas für Dich in Erfahrung bringen können. Er selbst ist, wie Du weißt, nicht Kaufmann sondern Bibliothekar, so daß Du außer Zweifel stellen mußt, daß Du Dich nicht an seine persönliche Kompetenz (die hier fehlen würde) sondern durch ihn an etwaige Fachleute wendest. Werner Kraft Jerusalem Rechavja Ben Maimon Street 37

bei Rosenberg. Dies war noch nicht trocken, da kam die neue Adresse: Rechavja Alphasi Street 31.

Ich entwische, so oft ich kann, von hier nach Nizza. Nicht als ob es da viel Leute für mich gäbe, aber doch immerhin ein oder zwei. Und dann vernünftige Cafés, Buchhandlungen, gut versehene Zeitungskioske – kurz alles was hier in keiner Weise zu finden ist. Dort versehe ich mich auch mit Kriminalromanen, von denen ich nicht wenige brauche, da meine Nächte hier um 1/2 9 zu beginnen pflegen. Neben Simenon ist da neuerdings Pierre Véry ein sehr guter Mann. Sonst las ich (aus dem Russischen) Ilf et Petrow: *Un millionnaire au pays des Sovjets* – im ersten Teil äußerst komisch, späterhin schwächer; Drieu la Rochelle: *La Comédie de Charlesroi* – mit der Novelle „*Le Déserteur*“, in der ich mit Erstaunen die genaue Darstellung meiner eignen politischen Haltung fand; Montherlant: *Les célibataires* – die ich Dir wohl schon früher sehr anempfohlen habe; Guéhenno: *Journal d'un homme de quarante ans*, in dem einige Erfahrungen unserer Generation gut formuliert sind. Freilich nie so gut wie Wieland Herzfelde es tat als er mich im Sommer unvermutet in einem kleinen Vorort von Kopenhagen auftauchen sah: „Na ja – Benjamin. Sie sind doch auch 92er? Wir werden uns noch öfter sehen. Denn, wissen Sie, mit dieser Generation steht es doch so: die, die von zarterer Beschaffenheit waren, die sind schon vor 1914, die die von törichter waren zwischen 1914 und 18 verschwunden. Die da übrig geblieben sind, die bleiben noch eine Weile.“

Das neue Buch von Bloch, das ich Dir geschickt habe, wirst Du bekommen haben. Ich wäre Dir dankbar, wenn Du mich etwas darüber hören ließest. Die undankbare, äußerst schwierige Aufgabe, ihm darüber zu schreiben, habe ich mit vielen Kunstgriffen immer wieder hinausgeschoben, werde sie nun aber nicht mehr lange umgehen können. Der schwere Vorwurf, den ich dem Buch mache (wenn auch nicht dem Verfasser machen werde) ist daß es den Umständen, unter denen es erscheint, in garkeiner Weise entspricht sondern so deplaziert auftritt wie ein großer Herr, der, zur Inspektion einer vom Erdbeben verwüsteten Gegend eingetroffen, zunächst nichts

eiligeres zu tun hätte als von seinen Dienern die mitgebrachten – übrigens teils schon etwas vermotteten – Perserteppiche ausbreiten, die – teils schon etwas angelaufenen – Gold- und Silbergefäße aufstellen, die – teils schon etwas verschossenen – Brokat- und Damastgewänder sich umlegen zu lassen. Selbstverständlich hat Bloch ausgezeichnete Intentionen und erhebliche Einsichten. Aber er versteht es nicht, sie denkend ins Werk zu setzen. Seine übertriebenen Ansprüche hindern ihn daran. In solcher Lage – in einem Elendsgebiet – bleibt einem großen Herrn nichts übrig als seine Perserteppiche als Bettdecken wegzugeben und seine Brokatstoffe zu Mänteln zu verschneiden und seine Prachtgefäße einschmelzen zu lassen.

Die Liste der Zeitungsnummern, in denen die „Briefe“ erschienen sind, lege ich Dir bei. Ich selbst habe mir leider durch die Stürme der Jahre nur zwei komplette Folgen erhalten können, deren eine ich jedenfalls solange in Reserve halten muß, als noch die leiseste Hoffnung einer Buchausgabe fortbesteht. Viele der Nummern sind leider vergriffen. So kann ich Dir leider in dieser Sache nicht weiter von Nutzen sein, obwohl ich der nächste dazu wäre.

Erläuterndes zum Kafka vielleicht ein andermal. Aber bestimmt nicht, bevor ich von Dir einen längeren Bericht über Dein Ergehen bekommen habe, auf den mir ein kräftiges Recht zu verschaffen in meinen Augen den Wert des vorstehenden bildet.

Mit den herzlichsten Grüßen

Dein Walter

¹ Über kaufmännische Möglichkeiten in Palästina.

San Remo, 19. Febr. 1935

Lieber Herr Horkheimer,

ich danke Ihnen herzlich für Ihren Brief vom 28^{ten} Januar.

Vor allem bin ich sehr froh über die Aussicht, daß wir nun in absehbarer Zeit zu einer mündlichen Aussprache gelangen werden.

Aber schon heute möchte ich Ihnen sagen, wie wichtig mir Ihr dringlicher Wunsch die Arbeit über Fuchs¹ angehend ist. Es ist mir nach Ihrem Brief selbstverständlich, sie allen anderen Projekten vorangehen zu lassen. Wenn sich das im Moment noch nicht auswirkt, so deshalb, weil ich Bedenken habe, Fuchs zur Sendung neuer Bücher – mehrere habe ich im vergangenen Sommer studiert – in einem Augenblick zu veranlassen, wo meine ferneren Dispositionen nicht übersehbar sind. Es ist leider, wie ich Ihnen schon schrieb, sehr fraglich, ob ich mich hier über Ostern hinaus halten kann, und was dann wird, darüber wage ich noch nicht einmal, mir Gedanken zu machen.

Es wäre für diese Arbeit unendlich viel wert, wenn ich sie in Paris machen könnte. Nicht nur um während ihrer Dauer mich in Fühlung mit Fuchs zu halten – obwohl auch das seinen großen Wert hätte – sondern auch um der Sache das breite Fundament des Vergleichs, das Sie selbst in Ihrem Briefe skizzieren, geben und ferner, um den Quellen von Fuchs nachgehen zu können, die ja erst den vollen Einblick in seine Methode erschließen.

Ich habe hier einige wichtige Arbeiten durchführen können – so vor allem einen größeren französischen Aufsatz über Bachofen geschrieben – aber jetzt fängt die Isolierung, in der ich mich hier befinde, an, auch in bibliographischer Hinsicht mir fühlbar zu werden. Immerhin gehen auch die folgenden Wochen nicht verloren, da ich das belletristische Referat zur französischen Literatur vorbereite.

Hin und wieder gelingt es mir sogar noch, aus Deutschland – von der Frankfurter Zeitung – einen Auftrag zu bekom-

men. Ich erwähne das nicht nur à titre de curiosité, sondern auch um Ihnen zu sagen, daß ich alles Erdenkliche unternehme, um die Lage zu meistern.

[...]

Der „Kafka“, nach dem Sie fragen, ist in der Jüdischen Rundschau erschienen, aber so fragmentarisch, daß ich, falls er Sie interessiert, Ihnen lieber bei einer Begegnung mein Manuscript als jetzt einen Abdruck aushändige.

Werde ich die Korrekturen des sprachsoziologischen Referats selbst lesen können?

Bitte, lieber Herr Horkheimer, lassen Sie mich jede nähere Gestaltung Ihrer europäischen Projekte umgehend wissen, da ich meine eignen Dispositionen so sehr wie möglich ihnen anpassen will.

In herzlicher Verbundenheit Ihr Walter Benjamin

¹ „Eduard Fuchs, der Sammler und der Historiker“, „Zeitschrift für Sozialforschung“, 6 (1937), Seite 346–380. Jetzt in „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“. Frankfurt 1963, S. 95–156.

256 *An Max Horkheimer*

Nice, 8. April 1935

Lieber Herr Horkheimer,

vielen Dank für Ihren freundlichen Brief vom 19ten März.

Ich habe ihn mit einer Verspätung bekommen, deren Geschichte zugleich die letzte Phase der meinen in nuce darstellt. Viel früher als ich irgend vorhersehen konnte, habe ich nämlich mein Asyl in San Remo verlassen müssen. Ich wollte dann nach Paris gehen (wohin ich bereits meine Post dirigiert hatte). Aber als es dann so weit war, wurde meine Schwester, bei der ich dort allenfalls ein Unterkommen hätte finden können, schwer krank.

Wenn ich es unterließ, Ihnen von all dem Nachricht zu

geben, so war es, weil ich auch den Anschein, von neuem ausdrücklich mich an Ihre Hilfe zu wenden, vermeiden wollte. Ich tat das in dem Vertrauen, daß Sie ohnehin das irgend Mögliche tun, und Ihr letzter Brief bestätigt es mir. Ich sage Ihnen dafür meinen herzlichsten Dank. Es ist mir nichts dringlicher als meine Arbeit so eng und so produktiv wie möglich mit der des Instituts zu verbinden.

Es ist schade, daß Sie nicht nach Europa kommen. Andererseits nehme ich an, daß Ihre Unabkömmlichkeit ein gutes Zeichen für die Bedeutung ist, die das Institut drüben gewonnen hat. Ich werde nun in der Osterwoche meinen Arbeitsplan ausführlich mit Herrn Pollock besprechen und zu diesem Zweck ungefähr gleichzeitig mit ihm nach Paris kommen. Hoffentlich um da zu bleiben! Auch dafür werden die Möglichkeiten im Gespräch mit Herrn Pollock zu klären sein.

In diesen Tagen gehen Ihnen die Korrekturen meines Sammelreferats zu.

Ihre Arbeit über Autorität und Familie erscheint, wie ich annehme, in der Sammelschrift des Instituts¹. Wann wird sie herauskommen? Die meinige über Bachofen wird Ihnen kaum sehr viel Neues sagen. Sie ist bestimmt, Bachofen, der in Frankreich gänzlich unbekannt und von dem nichts übersetzt ist, den Franzosen zu präsentieren. Ich habe zu diesem Zweck mehr ihn selbst zu porträtieren als seine Theorien wiederzugeben gesucht.

Nehmen Sie, mit Ihrer Frau, meine herzlichsten Grüße!

Ihr Walter Benjamin

¹ Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung. Paris 1936.

20. Mai 1935

Lieber Gerhard,

du hast recht lange nichts von mir gehört. Die Ursache davon hast Du wohl erraten. Es trat mit der Übersiedlung nach Paris wieder eine höchst kritische Periode ein, akzentuiert durch äußere Mißerfolge. Ablehnung des Bachofen durch die NRF, die ihn an den *Mercure de France* weitergab, wo ich ihn jetzt liegen sehe; Auflösung meiner kurzen und doch zu langen literarischen Beziehung zu Klaus Mann, für den ich den Dreigroschenroman besprochen hatte, und der meine Rezension, die schon gesetzt war, zurücksandte, als ich ein unqualifizierbares Honorar ablehnte. Und noch dies und jenes derart: novissima meiner literarischen Laufbahn, nachdem sie in meiner bürgerlichen nun schon seit geraumer Zeit sich überbieten.

Dann trat, mit einer kleinen Atempause, ein weiterer Umstand ein, der meine gesamte Korrespondenz stilllegte. Das Genfer Institut forderte, ganz unverbindlich, aus Höflichkeit möchte ich sagen, ein Exposé der „Passagen“ ein, von denen ich dann und wann raunend etwas hatte vernehmen lassen ohne viel davon zu verraten. Da in die gleiche Zeit die *clôture annuelle* der *Bibliothèque Nationale* fiel, so war ich wirklich und seit vielen Jahren zum ersten Male, mit meinen Studien zu den *Passagen* allein. Und wie Dinge der Produktion oft um so unvorhergesehener eintreten je wichtiger sie sind, so ergab sich, daß mit diesem Exposé, das ich zugesagt hatte, ohne mir viel dabei zu denken, die Arbeit in ein neues Stadium eintrat, das erste, das sie – von fern – einem Buch annähert.

Ich weiß nicht, wieviel Jahre meine Entwürfe, die einem Aufsätze für den Querschnitt galten, der nie geschrieben wurde, zurückliegen. Ich würde mich nicht wundern, wenn es die klassischen neun Jahre wären, womit dann die Bogen-spannung in der Entstehung des Trauerspielbuches übertroffen würde, wenn dies pariser seinerseits zu Entstehung käme.

Das aber ist natürlich die große Frage, da ich über meine Arbeitsbedingungen nicht Herr bin. Die Aussichten etwa das Institut in Genf tätig an diesem Buche zu interessieren, sind minimal. Es gestattet Konzessionen nach keiner Seite und wenn ich überhaupt etwas von ihm weiß, so dies, daß keine Schule sich beeilen wird, es für sich zu beanspruchen.

Im übrigen gebe ich ab und zu der Versuchung nach, in der innern Konstruktion dieses Buches Analogien zum Barockbuch mir zu vergegenwärtigen, von dessen äußerer es recht weit abweichen würde. Und ich will Dir soviel andeuten, daß auch hier die Entfaltung eines überkommenen Begriffs im Mittelpunkt stehen wird. War es dort der Begriff des Trauerspiels so würde es hier der des Fetischcharakters der Ware sein. Wenn das Barockbuch seine eigene Erkenntnistheorie mobilisierte, so würde das im mindestens gleichen Maße für die Passagen der Fall sein, wobei ich aber weder absehen kann, ob sie eine selbstständige Darstellung finden noch wie weit sie mir glücken würde. Endlich ist der Titel pariser Passagen verschwunden und der Entwurf heißt „Paris, die Hauptstadt des neunzehnten Jahrhunderts“¹ und im stillen nenne ich ihn Paris, capitale du XIX^e siècle. Damit ist eine weitere Analogie angedeutet: wie das Trauerspielbuch das siebzehnte Jahrhundert von Deutschland aus, so würde dieses das neunzehnte von Frankreich aus aufrollen.

Von den Studien, die ich im Laufe sovieler Jahre gemacht hatte, hatte ich einen, der weiß, wie großen Begriff und bekomme nun, wo ich etwas deutlicher ahne, was ich eigentlich zu machen hätte, einen sehr kleinen von ihnen. Zahlreiche Fragen sind noch ungelöst. Allerdings bin ich in der ihnen entsprechenden Literatur, und bis in ihre bas fonds hinunter, so vollkommen zu Hause, daß sich für ihre Beantwortung früher oder später Handhaben finden werden. In den unglaublichen Schwierigkeiten, mit denen ich es zu tun habe, verweile ich manchmal mit nachdenklichem Vergnügen auf der Betrachtung, welche dialektische Synthesis aus Misere und Üppigkeit in diesen immer wieder unterbrochenen und durch ein Jahrzehnt immer wieder erneuerten, in die entlegensten Gegenden vorgetriebenen Studien liegt. Sollte die

Dialektik des Buchs sich als gleich solide erweisen, so könnte ich es mir gefallen lassen.

Daß der Gesamtplan nun vor mir steht, ist mittelbar übrigens wohl auch eine Folge meiner Begegnung mit einem der Institutsdirektoren, die gleich nach meiner Ankunft in Paris stattfand. Sie hat zur Folge gehabt, daß ich zunächst einen Monat ohne die landläufigen Tagesprobleme leben konnte. Aber der Monat ist um und ich weiß durchaus noch nicht wie mirs im nächsten gehen wird. Sollte ich grade jetzt mich in die Arbeit über [Eduard] Fuchs – die um die Wahrheit zu sagen noch nicht einmal angefangen ist – begeben müssen, so wäre mir das freilich doppelt anstößig. Auf der andern Seite aber wäre es ein Glücksfall, mit dem ich auf keine Art rechnen kann, daß das Institut etwa ein materielles Interesse an dem pariser Buch nähme.

Was ich mir wünschte wäre jetzt eine Reihe von Monaten auf der Bibliothek arbeiten und nach einem mehr oder weniger definitiven Abschluß meiner Studien im Oktober oder November nach Jerusalem gehen zu können. Wenn es aber auch wenige Umstände gibt die im Weltgeschehen geringere Spuren hinterlassen als meine Wünsche, so wollen wir doch deren zweite Hälfte gemeinsam festhalten. Vielleicht kann ich hier zur gegebenen Zeit das Reisegeld mit einigen Kunststücken doch heranschaffen.

Ich werde mit Spannung die Bücher erwarten, welche Du ankündigt; Dein Soharbändchen² an erster Stelle. Ich fürchte, daß es für Bloch zu spät kommt, wie es ja auch mit meinem Buch wenn es je geschrieben – und gar noch etwa gedruckt – werden sollte der Fall sein wird.

Auch an dem Buch von Leo Strauß³ ist mir viel gelegen. Was Du mir von ihm sagst, paßt in das angenehme Bild, das ich mir immer von ihm gemacht hatte. – Wenn ich zur Zeit auch nichts außer Quellen lese, so fiel mir doch neulich ein Buch in die Hand, dessen Autor mir von Dir gelegentlich signalisiert wurde, die Potestas Clavium von Schestow. Näher konnte ich mich nicht mit ihm beschäftigen sondern nur feststellen, daß die darin befindliche Polemik gegen den platonischen Idealismus kurzweiliger ausfällt als die üblichen

Dinge von dieser Gattung. Berdjajew, den Dein letzter Brief erwähnt, habe ich nicht gelesen.

Ja, Stefan wird demnächst beginnen, die Schule in San Remo zu besuchen. Mein Bruder dagegen ist nach wie vor in Deutschland, wo seine Frau eine gutbezahlte Stellung bei der berliner Handelsvertretung der Sowjets hat. Er war nach seiner Entlassung aus dem Konzentrationslager einmal im Ausland, aber nur als Erholungsreisender. Er hat einen Sohn, der nach den Bildern, die ich gesehen habe, sehr gut aussieht. Recht elend, daß es um Deinen Bruder so traurig steht. Aber wessen Gesichtskreis wäre nicht von derartigen Bildern erfüllt!

Kraft schrieb mir einen beinahe rührenden Brief, in dem er sich erbietet, für mich einen einflußreichen Franzosen zu mobilisieren. Freilich kann ich davon keinen Gebrauch machen, weil die Voraussetzung dieser sehr problematischen Kombination eine Arbeit wäre die von dem, was mich jetzt beschäftigt, allzuweit abliegt. Er scheint eine weite Reise ins Land gemacht zu haben und schickt mir davon einen schönen Bericht.

Schreibe mir gelegentlich welche Angaben Dir zur Vorbereitung meines Kommens erforderlich wären.

Dir und Escha die herzlichsten Grüße Dein Walter

¹ Schriften I, S. 406–422.

² Siehe S. 696.

³ „Philosophie und Gesetz“, Berlin 1935.

258 *An Bertolt Brecht*

Paris, 20. Mai 1935

Lieber Brecht,

über Asja habe ich vor 6 Wochen der Steffin von dem elenden Vorfall mit Klaus Mann berichtet, der mich um die Publikation meiner Anzeige Ihres Romans gebracht hat. Ich habe ihr gleichzeitig mein Manuskript in der Hoffnung geschickt, daß

es, bei Ihrem russischen Aufenthalt, Ihnen zukommen würde.

Nun habe ich weder von Ihnen noch von ihr etwas gehört, so daß ich ungewiß bin, ob die Verbindung über Asja funktioniert hat.

Das kurze und lange von der Sache ist, daß ich – ohne die mindeste Neigung den Marktwert meiner Produktion zu überschätzen – den Honorarvorschlag von 150 fr frcs für ein zwölf Seiten umfassendes und von der Redaktion bestelltes Manuscript, als eine Frechheit betrachtete. Ich habe in einem kurzen Brief 250 fr frcs verlangt und es abgelehnt, unter diesem Entgelt das Manuscript ihm zu überlassen. Darauf habe ich es, obwohl es bereits gesetzt war, zurückbekommen.

Selbstverständlich hätte ich die Zumutung von Mann eingesteckt, wenn ich das Ergebnis vorausgesehen hätte. Ich habe mich für dieses Leben nicht klug genug erwiesen und das an einem Punkt, an welchem Klugheit mir viel wert gewesen wäre.

Das Manuscript der Rezension erhalten Sie mit gleicher Post. Auch an die „Neuen deutschen Blätter“ geht eines ab. Mir ist es allerdings unwahrscheinlich, daß es jetzt noch dort erscheinen kann. Dagegen habe ich mich gefragt, ob jetzt – da das Buch auf tschechisch erscheint – nicht vielleicht eine Möglichkeit bestehen würde, meinen Artikel ins Tschechische übersetzen zu lassen. Stehen Sie in persönlicher Verbindung mit Ihrem Übersetzer?

Wie es in diesem Jahr mit Dänemark wird, davon habe ich überhaupt noch kein Bild. Vor allem müßte ich Ihre Dispositionen wissen. Werden Sie im Sommer in Svendborg sein? – Aber dazu kommt ein anderes: ich habe nach meinen ersten pariser Wochen festgestellt, daß mein Buch – das große, über das ich Ihnen einmal berichtete – so sehr weit es auch noch von Textgestaltung entfernt sein mag, ihr immerhin viel näher ist als ich geglaubt hatte. Und ich habe ein ausführliches Exposé darüber geschrieben. Auf dessen Grundlage habe ich mich über eine Reihe von Dingen zu informieren, und diese Informationen kann ich nur auf der Bibliothèque Nationale erhalten. Ich muß also um jeden Preis – und es ist verteuftelt schwierig – versuchen, mich noch in

Paris zu halten. Schreiben Sie mir doch in jedem Fall Ihre Pläne von Ende Juli ab, falls Sie schon welche haben.

Die „Fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit“¹ haben die Trockenheit und daher die unbegrenzte Konservierbarkeit durchaus klassischer Schriften. Sie sind in einer Prosa geschrieben, die es im Deutschen noch nicht gegeben hat. Domke² hatte vor, Ihnen darüber zu schreiben.

Grüßen Sie bitte Heli und die herzlichsten Grüße für Sie
Ihr Walter Benjamin

¹ 1934 illegal in: „Unsere Zeit“.

² Martin Domke, geboren 1892, Rechtsanwalt in Berlin, später in Paris und Amerika, Lichtenberg-Sammler.

259 *An Werner Kraft*

Paris, 25. Mai 1935

Lieber Herr Kraft,

Ich habe Ihnen für mehrere Briefe, und für mehr als für Briefe, zu danken.

Es hat mich bewegt, daß meine wenigen Andeutungen Ihnen meine Lage so gegenwärtig gemacht haben, daß Sie trotz aller Schwierigkeiten der Ihrigen Ihre Gedanken ihr zugewendet haben.

Und es wird Ihnen paradox erscheinen, daß ein Mann in meiner Lage nicht jeder Möglichkeit, sei es die schattenhafteste, sei es die fernstliegende, nachgeht. Nun sind es ganz besondere Gründe, die mich dahin führen, mit einem besonders herzlichen Dank für Ihre Bereitschaft von dem Weg abzu- sehen, welchen sie weist. Und diese Gründe setze ich Ihnen auseinander, weil sie in das Zentrum meiner derzeitigen produktiven Situation führen, wobei ich freilich in Kauf nehmen muß, das sie auch das meiner materiellen noch einmal streifen.

Ich kann mir im Augenblick nicht davon Rechenschaft geben, ob gelegentliche Andeutungen, gewiß von der unbe-

stimmtesten Art, Sie davon unterrichtet haben, daß ich seit einer langen Reihe von Jahren im stillen einer Arbeit nachhing, die in einem begrenzten Gegenstand die Anschauungen und Probleme zusammenfaßt, die sich in meinen Schriften verstreut finden. Es mag sein, daß diese Arbeit von mir nie erwähnt wurde. Die Studienmasse, die ihr zugrunde liegt, ist außerordentlich umfänglich. Aber nicht das war der Grund, der ihre produktive Durchdringung Jahre hinaus hintanhalt. Und auch die wirtschaftlichen Schwierigkeiten waren es nicht allein. Vielmehr haben sie mir eine Arbeitstechnik nahegelegt, die mir erlaubte, meinen Anteil an diesem Werk über die längsten Fristen hinweg lebendig zu halten.

Das saturnische Tempo der Sache hatte seinen tiefsten Grund in dem Prozeß einer vollkommenen Umwälzung, den eine aus der weit zurückliegenden Zeit meines unmittelbar metaphysischen, ja theologischen Denkens stammende Gedanken- und Bildermasse durchmachen mußte, um mit ihrer ganzen Kraft meine gegenwärtige Verfassung zu nähren. Dieser Prozeß ging im stillen vor sich; ich selber habe so wenig von ihm gewußt, daß ich ungeheuer erstaunt war, als – einem äußerlichen Anstoß zufolge – der Plan des Werkes vor kurzem in ganz wenigen Tagen niedergeschrieben wurde. Ich bemerke hier, daß Scholem von der Tatsache dieser Arbeit weiß, sonst aber in Palästina niemand, und daß ich Sie bitte, *nach keiner Seite* etwas von diesem Vorhaben verlauten zu lassen. Sollte ich im Winter nach Palästina kommen, was im Bereich der Möglichkeit liegt, so werden Sie Näheres davon erfahren. Für jetzt kann ich Ihnen nur eben den Titel nennen, aus dem Sie ersehen, wie weit dieser gegenwärtige, meinen Gedankenhaushalt diktatorisch beherrschende Gegenstand von der klassischen Tragödie Frankreichs abliegt¹. Er heißt „Paris, die Hauptstadt des neunzehnten Jahrhunderts“.

So weit auch immer meine Studien vorgetrieben sind oder eines Tages vorgetrieben sein mögen, so wird die eigentliche Niederschrift der Arbeit wohl nur in Paris erfolgen können. Da liegt die wirtschaftliche Bedrängnis: ich weiß nicht, wie lange ich meinen Aufenthalt in Paris zu finanzieren imstande

bin. Jede episodische und gelegentliche Arbeit wäre mir zu diesem Zweck willkommen. Aber in solcher Richtung können weder Sie noch ich [Charles] Du Bos meines Erachtens um Rat angehen. Und noch weniger könnte ich das Projekt der erwähnten Arbeit selbst ihm verständlich machen. Es liegt – nicht himmel, aber erden – weit von seiner Gedankenwelt ab. Das hindert allerdings nicht, daß mir eine Nachricht über seinen derzeitigen Aufenthalt, ja – wenn er in Paris sein sollte – Ihre Mitteilung des meinigen an ihn von großer Wichtigkeit wäre. Der irgendwie förderlichen oder auch nur angenehmen Kommunikationen mit Franzosen gibt es ja weniger und weniger.

Es ist mir nicht überraschend gewesen, daß die Nouvelle Revue Française den Bachofen nicht genommen hat. Es war ein allzu billiges Wohlwollen einer dritten Stelle gewesen, dem nachgebend ich wider eigene Einsicht den Weg dieses Versuchs beschritten habe. Jetzt liegt die Arbeit beim Mercure de France, nicht ich sondern die Redaktion der NRF hat sie dort eingereicht.

Die unschöne Form der ersten Hälfte dieses Schreibens bitte ich Sie zu entschuldigen. Ich habe es in einem dazu wenig geeigneten Café bei Radiolärm begonnen. Nun aber will ich Ihnen vor weiterem für Ihre Zeitschriftensendung Dank sagen. Die Corona habe ich, bis auf den Aufsatz von Jünger, durchgesehen. Zu diesem hatte ich noch keine Zeit. Wie immer oder fast immer hatte ich nur an dem Aufsatz von Fritz Ernst² Freude. Das Wort der Rahel nach Goethes Tod, das er mitteilt, ist kaum vergleichlich. Weiter war mir sehr wertvoll, die frühen Glückwunschbriefe Kafkas an Brod kennen zu lernen. Über den Gesamteindruck der Huldigungschrift³ haben Sie alles gesagt und Sie haben auch zu dem Vorfall mit Klaus Mann das richtige Wort gefunden, dem ich meinerseits die Sentenz nachschicke „denn für dieses Leben ist der Mensch nicht klug genug“⁴.

Ich denke, daß ich Ihnen, wenn schon nicht mit gleicher Post so demnächst, ein Exemplar meiner Rezension des Dreigroschenromans werde schicken können. Im Aprilheft der Münzenbergischen Zeitschrift „Die neue Zeit“, die in Prag

und Paris erscheint, steht von Brecht „Fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit“ – ein klassisches Stück und die erste vollendete theoretische Prose, die ich von ihm kenne.

Die Frage des Aufenthaltes im Kriege, die Sie anschneiden, ist darum schwer zu beantworten, weil ich kaum damit rechnen kann, in solchem Augenblick, wo man wahrscheinlich ohnehin schon zu spät handelt, gewiß aber binnen weniger Stunden handeln muß, die äußere Möglichkeit zur Durchführung des mir richtig Erscheinenden zu haben. Ich kenne von meiner Nordlandreise her eine Gegend, wo das Leben hart ist, wo man sich aber gesichert nicht nur vor kriegerischen Aktionen sondern auch vor Hungersnot mit einigem Recht fühlen dürfte.⁵ Im europäischen oder mittelmeeischen Zivilisationskreis hätte ich dies Gefühl nirgends.

Da wir bei der Politik stehen, so will ich immerhin einfügen, daß ich eben die Nachricht von dem ersten größeren Streik lese, der in Deutschland seit März 1933 bekannt geworden ist. Es streiken in den Chemnitzer [...] -werken 6000 Arbeiter.

Das Gedicht, das Sie dem letzten Brief beilegt, scheint mir besonders rein zu klingen und einem wirklichen Glück der sprachlichen Erfüllung zu entstammen.⁶ Ich danke Ihnen dafür wie auch für die Möglichkeit, mich gelegentlich von neuem mit dem „Stillen Herd“⁷ zu beschäftigen.

1 Kraft hatte W. B. vorgeschlagen, ein Buch über dies Thema, als Gegenstück zu dem Trauerspielbuch, zu schreiben.

2 „Rahels Traum“. Jetzt in „Essais“ II, Zürich 1946, S. 211–227.

3 Zu Karl Kraus' 60. Geburtstag.

4 Aus der Dreigroschenoper.

5 W. B. dachte an die Lofoten. Sie wurden 1940 Kriegsschauplatz.

6 Garten am See. In: „Figur der Hoffnung“; Heidelberg 1955.

7 Ein Manuskript Krafts.

Paris, 31. 5. 1935

Lieber Herr Wiesengrund,

wenn diese Zeilen ein wenig auf sich haben warten lassen, so bringen sie Ihnen, in Verbindung mit dem sie Begleitenden, den vollkommensten Aufschluß über meine Arbeit, über meine innere und äußere Lage.

Ehe ich mit einigen kurzen Worten auf den Inhalt des Exposés eingehe, berühre ich die Rolle, die es in meiner Beziehung zum Institut einnimmt. Darüber ist schnell gesprochen. Denn sie beschränkt sich vorläufig auf den Umstand, daß den Anstoß zu seiner Abfassung ein Gespräch gab, das ich Ende April mit Pollock hatte. Daß dieser Anstoß ein äußerlicher und disparater war, ist selbstverständlich. Gerade darum aber war er imstande, in die große, so viele Jahre lang vor jeder Einwirkung von draußen sorgfältig behütete Masse jene Erschütterung zu bringen, die eine Kristallisation möglich macht. Ich betone sehr, daß in diesem Umstand, der in der gesamten Ökonomie dieser Arbeit ein legitimer und fruchtbarer ist, die Bedeutung äußerer und heterogener Faktoren sich erschöpft. Und dies zu betonen veranlassen mich die Besorgnisse Ihres Briefes, die mir verständlich und Ausdruck einer freundschaftlichsten Teilnahme, auch – nach so langer Unterbrechung unseres über Jahre sich ausdehnenden Gesprächs – als unvermeidlich anzusehen sind. Sie fanden noch heute früh einen treuen Widerhall in einem Brief, der von Felizitas eintraf. [...]

Ich weiß, daß das die Sprache der wahrsten Freundschaft ist, keiner geringern als der, die Sie zu Ihrer Formulierung führte, Sie würden es für ein wahres Unglück ansehen, wenn Brecht auf diese Arbeit Einfluß gewinnen sollte. Lassen Sie mich dazu das Folgende sagen:

Wenn ich meinen gracianischen Wahlspruch „Suche in allen Dingen die Zeit auf Deine Seite zu bringen“, je ins Werk gesetzt habe, so denke ich in der Weise, in der ich es mit dieser Arbeit gehalten habe. Da steht an ihrem Beginn

Aragon – der Paysan de Paris, von dem ich des abends im Bett nie mehr als zwei bis drei Seiten lesen konnte, weil mein Herzklopfen dann so stark wurde, daß ich das Buch aus der Hand legen mußte. Welche Warnung! Welcher Hinweis auf die Jahre und Jahre, die zwischen mich und solche Lektüre gebracht werden mußten. Und doch stammen die ersten Aufzeichnungen zu den Passagen aus jener Zeit. – Es kamen die berliner Jahre, in denen der beste Teil meiner Freundschaft mit Hessel sich in vielen Gesprächen aus dem Passagenprojekt nährte. Damals entstand der – heute nicht mehr in Kraft stehende – Untertitel „Eine dialektische Feerie“. Dieser Untertitel deutet den rhapsodischen Charakter der Darstellung an, die mir damals vorschwebte und deren Relikte – wie ich heute erkenne – formal und sprachlich keinerlei ausreichende Garantien enthielten. Diese Epoche war aber auch die eines unbekümmert archaischen, naturbefangenen Philosophierens. Es waren die frankfurter Gespräche mit Ihnen und ganz besonders das „historische“ im Schweizerhäuschen, danach das gewiß historische um den Tisch mit Ihnen, Asja, Felizitas, Horkheimer, die das Ende dieser Epoche heraufführten. Um die rhapsodische Naivität war es geschehen. Diese romantische Form war in einem raccourci der Entwicklung überholt worden, von einer andern aber hatte ich damals und noch auf Jahre hinaus keinen Begriff. Im übrigen begannen in diesen Jahren die äußern Schwierigkeiten, welche es mir geradezu als providentiell haben erscheinen lassen, daß die innern mir eine abwartende, dilatorische Arbeitsweise schon vorher nahe gelegt hatten. Es folgte die einschneidende Begegnung mit Brecht und damit der Höhepunkt aller Aporien für diese Arbeit, der ich mich doch auch jetzt nicht entfremdete. Was aus dieser jüngsten Epoche für die Arbeit Bedeutung gewinnen konnte – und es ist nicht gering – das konnte allerdings keine Gestalt gewinnen, ehe nicht die Grenzen dieser Bedeutung unzweifelhaft bei mir fest standen und also „Direktiven“ auch von dieser Seite ganz außer Betracht fielen.

Alles was ich hier andeute, wird gerade für Sie seinen sinnfälligen Niederschlag im Exposé haben, dem ich jetzt ein

paar Worte nachschicke. Das Exposé, das in keinem Punkt meine Konzeptionen verleugnet, ist natürlich noch nicht in allen ihr vollständiges Äquivalent. Wie die abgeschlossene Darstellung der erkenntnistheoretischen Grundlagen des Barockbuches ihrer Bewährung im Material folgte, so wird das auch hier der Fall sein. Damit will ich mich allerdings nicht dafür verbürgen, daß sie auch diesmal in der Form eines besondern Kapitels erscheinen wird – sei es am Schluß, sei es am Anfang. Diese Frage bleibt offen. Auf diese Grundlagen selbst aber enthält das Exposé entscheidende Hinweise, die am wenigsten Ihnen entgehen werden und in denen Sie Motive wiedererkennen werden, die Ihr letzter Brief anschlägt. Weiterhin: sehr viel deutlicher als in jedem vorhergehenden Stadium des Plans (ja, in mir überraschender Weise) treten die Analogien des Buchs zu dem Barockbuch zu tage. Sie müssen mir erlauben in diesem Umstand eine besonders bedeutsame Bestätigung des Umschmelzungsprozesses zu sehen, der die ganze, ursprünglich metaphysisch bewegte Gedankenmasse einem Aggregatzustand entgegengeführt hat, in dem die Welt der dialektischen Bilder gegen alle Einreden gesichert ist, welche die Metaphysik provoziert.

In diesem Stadium der Sache (und freilich in diesem zum ersten Mal) kann ich mit Gelassenheit dem entgegensehen, was etwa von Seiten des orthodoxen Marxismus gegen die Methode der Arbeit mobil gemacht werden mag. Ich glaube, im Gegenteil, in der marxistischen Diskussion mit ihr *à la longue* einen soliden Stand zu haben, sei es auch nur weil die entscheidende Frage des geschichtlichen Bildes hier zum ersten Male in aller Breite behandelt wird. Da nun die Philosophie einer Arbeit nicht sowohl an die Terminologie als an ihren Standort gebunden ist, so glaube ich schon, daß dieses Exposé das der „großen philosophischen Arbeit“ ist, von der Felizitas spricht, wenn mir diese Bezeichnung auch nicht die angelegentlichste ist. Mir geht es, wie Sie wissen, vor allem um die „Urgeschichte des 19^{ten} Jahrhunderts“.

In dieser Arbeit sehe ich den eigentlichen, wenn nicht den einzigen Grund, den Mut im Existenzkampf nicht aufzugeben. Schreiben kann ich sie – soviel ist mir heute und

unbeschadet der großen sie fundierenden Masse von Vorarbeiten vollkommen klar – vom ersten bis zum letzten Wort nur in Paris. Natürlich, zunächst, einzig in deutscher Sprache. Mein Minimalverbrauch in Paris sind 1000 frs im Monat; soviel hat mir Pollock im Mai zur Verfügung gestellt, soviel soll ich nochmals für Juni erhalten. Aber soviel brauche ich auf eine Weile, um weiter arbeiten zu können. Schwierigkeiten machen sich ohnehin genug bemerkbar; heftige Migräneanfälle halten mir oft genug meine prekäre Daseinsart gegenwärtig. Ob und unter welchem Titel das Institut an der Arbeit sich interessieren kann, ob es unter Umständen nötig wäre, seinem Interesse Anhaltspunkte durch andere Arbeiten zu geben – das werden Sie vielleicht im Gespräch mit Pollock eher klären können als ich. Ich bin zu jeder Arbeit bereit; aber jede von irgendwelcher Bedeutung, insbesondere die über Fuchs, würde verlangen, daß ich für die Dauer ihrer Darstellung die Passagen zurückstelle. (Der Arbeit über die „Neue Zeit“ würde ich im Augenblick nicht gern näher treten. Darüber gelegentlich.)

Daß die Arbeit „so wie sie eigentlich konzipiert ist“, vom Institut herausgegeben werden könne, habe ich so wenig angenommen, daß ich Pollock noch im April mündlich meinerseits das Gegenteil davon versichert habe. Eine andere Frage ist es jedoch wieweit die neuen und eingreifenden soziologischen Perspektiven, die den gesicherten Rahmen der interpretativen Verspannungen hergeben, einen Anteil des Instituts an dieser Arbeit begründen können, die ohne ihn weder so noch anders Wirklichkeit werden würde. Denn eine Distanz, die im gegenwärtigen Stadium sich zwischen Entwurf und Gestaltung einschieben würde, wäre wahrscheinlich mit einschneidenden Gefahren für jede spätere Darstellung verbunden. Der Rahmenentwurf dagegen enthält zwar längst nicht an allen Stellen, aber doch an den mir entscheidenden, diejenigen philosophischen Begriffsbestimmungen, die jene fundieren. Wenn gerade Sie manches Stichwort vermissen werden – den Plüsch, die Langeweile, die Bestimmung der „Phantasmagorie“ – so sind gerade das Motive, denen ich nur ihren Ort zu geben hatte; ihre Gestaltung, die bei mir

teilweise sehr weit gediehen ist, gehörte in dieses Exposé nicht hinein. Dieses viel weniger aus Gründen seiner äußern Zweckbestimmung als seiner innern: es hatte die alten, mir gesicherten Bestände mit den neuen zu durchdringen, die ich mir im Laufe der Jahre erworben habe.

Den Entwurf, den Sie erhalten, bitte ich Sie ausnahmslos niemandem zu zeigen und mir alsbald zurückzuschicken. Er dient nur meinen eigenen Studien. Ein anderer, der in Kurzem fertiggestellt sein wird, und zwar in mehreren Exemplaren, wird Ihnen später zugehen.

San Remo dürfte als Ort einer Begegnung für uns dieses Jahr wohl nicht in Betracht kommen. Können Sie nicht einrichten, den Weg von Oxford nach Berlin über Paris zu nehmen? Erwägen Sie das doch bitte eingehend!

Sowohl Lotte Lenja wie Max Ernst würde ich gern sehen. Können Sie etwas veranlassen, so sind Sie meiner Zustimmung sicher.

Ich höre mit Freude, daß die Textgestaltung Ihrer Arbeit¹ absehbar geworden ist. Um Näheres von ihr zu erfahren, muß ich wohl auf unsere Aussprache warten?

[...]

Nehmen Sie meine herzlichsten Grüße!

Ihr Walter Benjamin

¹ Das erst 1956, unter dem Titel „Zur Metakritik der Erkenntnistheorie“, erschienene Buch.

261 *An Max Horkheimer*

Paris, 10. Juli 1935

Lieber Herr Horkheimer,

ich war längst ungeduldig, Ihnen das mit gleicher Post abgehende Exposé zu schicken. Sie werden zwar von Herrn Pollock einige Andeutungen darüber erhalten haben, aber ich konnte es infolge seiner verfrühten Abreise nicht, wie es unsere Absicht war, mit ihm durchgehen.

[...]

Ich füge hinzu, daß ich auf Herrn Pollocks Veranlassung gleichzeitig ein Exemplar meiner Studien zu dieser Arbeit in Photocopie habe anfertigen lassen. Es ist an einem sichern Ort hinterlegt und steht Ihnen jederzeit zur Verfügung.

Dem Exposé selbst möchte ich zunächst sachlich nichts hinzufügen. Seit Mitte Mai arbeite ich aufs intensivste auf der Bibliothèque nationale und dem Cabinet des Estampes an dem Abschluß meiner Dokumentation. Dank der Erleichterung meiner Lage in den letzten Monaten, die ich Ihnen und Herrn Pollock verdanke, ist es mir gelungen, diese Dokumentation dem Abschluß sehr erheblich zu nähern.

Ich werde freilich gegen Anfang August, wenn ich keine andern Weisungen von Ihnen erhalte, das Buch wieder zurückstellen, um den Aufsatz über Fuchs zu schreiben. Bei meinem letzten Zusammensein mit ihm habe ich mir vielerlei Interessantes aus seinen Anfängen unter dem Sozialistengesetz erzählen lassen. Im Interesse dieses Aufsatzes wie meines Buches will ich versuchen, mich so lange wie möglich in Paris zu behaupten.

[...]

Im letzten Heft der Zeitschrift habe ich zu meiner Freude Ihren Aufsatz über die philosophische Anthropologie¹ gefunden. Unter seinen mehrfach entscheidenden Formulierungen hat mir den größten Eindruck die über den Zusammenhang von egoistischer Triebstruktur mit dem Bedürfnis metaphysischer Sicherung gemacht. [...]

Ich höre von Frau Favez², daß Sie im Begriff sind, New York für eine Weile zu verlassen, wenn Sie es nicht schon getan haben. Ich wünsche Ihnen eine recht nachhaltige Erholung.

Mit herzlichen Grüßen Ihr Walter Benjamin

¹ Max Horkheimer: Bemerkungen zur philosophischen Anthropologie, in: „Zeitschrift für Sozialforschung“ 4 (1935), S. 1–25.

² Sekretärin des Instituts für Sozialforschung in Genf.

Paris, 18. Juli 1935

Lieber Alfred,

wenn ich Dir fast postwendend auf Deinen Brief vom 12^{ten} antworte, so vor allem, weil ich mit der sehr herzlichen Erwiderung Deiner Geburtstagswünsche nicht allzusehr mich von dem Tag entfernen möchte, dem sie bestimmt sind. Schreibe mir doch, ob mir der 21^{te} richtig vorschwebt oder, wenn nicht, an welchem Tage Ihr ihn gefeiert habt.

Von einer Feier konnte bei mir wohl die Rede nicht sein. Desto zufriedener war ich, daß er in eine Reihe von Tagen fiel, die mir die langentbehrte Annehmlichkeit einer Wohnung brachten. Meine Schwester ist seit kurzem verreist – sie ist auf Mallorca – und hat mir für die Wochen ihrer Abwesenheit ihre Wohnung eingeräumt. Damit bin ich bei der Stelle Deines Briefes, die ein Geburtstagsgeschenk in seiner schönsten Gestalt enthält: ich meine Eure Einladung in das freistehende Zimmer. Wenn ich sie für den Augenblick nicht gut annehmen kann, einerseits weil ich meiner Schwester zugesagt habe, die Wohnung nicht leerstehen zu lassen, andererseits weil ich gerade jetzt die Arbeiten auf der Bibliothèque Nationale nicht unterbrechen kann, so will ich Dir doch mit mehr als dem herzlichen Dank, der auch Grete gilt, antworten. Ich will es in Gestalt der Frage, ob Du glaubst, daß eine Möglichkeit, Euch zu besuchen, etwa noch gegen die zweite Septemberhälfte bestehen könnte. Daß Du die Frage jetzt kaum mit Bestimmtheit wirst beantworten können, ist mir klar. Immerhin sollst Du wissen, daß um diese Zeit wohl die Möglichkeit zu Euch nach Barcelona zu kommen bei mir bestehen würde und ich brauche Dir nicht zu sagen, wie gern ich es täte.

Bis dahin werde ich, wie ich hoffe, diejenigen Studien, für die ich an die Bibliothek gebunden bin, im Großen und Ganzen zuende geführt haben. Ich habe mir jetzt, da es dem Abschluß zugeht, noch zwei Arbeitsfelder eröffnet. Das eine ist das Cabinet des estampes, in dem ich die Anschauungen von

Gegenständen und Verhältnissen, die ich mir aus Büchern gebildet habe, an Bildern zu kontrollieren suche und das andere der Enfer der Bibliothek¹, für die [sic] das Recht auf Benutzung erwirkt zu haben einer der wenigen Erfolge ist, die ich auf diesem Boden für mich verzeichnen kann. Es ist außerordentlich schwer zu erhalten.

Es wäre freilich für mich ein großes Vergnügen, Dir von der Arbeit zu erzählen. Daß ich vor einigen Wochen den ersten zusammenfassenden Entwurf zu ihr geschrieben habe, werde ich Dir berichtet haben. Dazu habe ich meine Studien, um sie zu sichern, photographieren lassen. Meinen literarischen Kollegen, selbst Freunden, gegenüber lasse ich dagegen nichts von dieser Arbeit verlauten; nichts Näheres. Sie ist in einem Stadium, in dem sie allen denkbaren Unbilden, nicht zum wenigsten den[en] des Diebstahls, besonders ausgesetzt wäre. Daß mich Blochs „Hieroglyphen des 19^{ten} Jahrhunderts“² etwas scheu gemacht haben, wirst Du begreifen.

Im übrigen hat meine Aussprache mit ihm nun stattgefunden. Und wenn ich vor der schwierigen Aufgabe stand, unsere Beziehungen aus der kritischen Verfassung der letzten Jahre herauszuführen ohne ihn im Unklaren über meine wesentlich negative und sehr negative Stellung zu seinem letzten Buch zu lassen, so kann ich – unberechenbare verspätete Reaktionen auf seiner Seite vorbehalten – hoffen, diese Aufgabe gelöst zu haben. Das erforderte natürlich eine große Loyalität auch von seiner Seite und ich freue mich, daß ich auf sie gestoßen bin.

Es ist schön von Dir, daß Du an meine „Briefe“ und vor allem an die „Berliner Kindheit um neunzehnhundert“ denkst. Aber damit ist es traurig bestellt. Die verschiedenen „Interessenten“, die der Teufel holen soll, haben nichts weiter zustande gebracht, als mich aller Exemplare zu berauben. Mir verbleibt gerade das meinige, das abschreiben zu lassen ich kein Geld habe.

Ich meine, Dir nicht geschrieben zu haben, seit hier der Kongreß der antifaschistischen Schriftsteller „zur Rettung der Kultur“ stattfand. Bei dieser Gelegenheit war auch Brecht hier und diese Begegnung war, wie Du Dir denken wirst,

für mich das erfreulichste – fast das einzig erfreuliche – Element der Veranstaltung. Brecht selber ist weit besser auf seine Kosten gekommen; kein Wunder, da er seit Jahren mit dem Plan eines großen satirischen Romans über die Intellektuellen³ umgeht. Unbestreitbar interessant war mir die eingehende physiognomische Bekanntschaft, die man mit einzelnen Schriftstellern machen konnte. Allen voran *Gide*, dessen *habitus* auf dem Kongreß nicht nur im Reden sondern genau so im Schweigen die Bewunderung aller aufmerksamen Beobachter war. Aber auch Figuren wie diesen [Alfred] Kantorowi[c]z, den Du so richtig identifizierst, konnte man in Muße studieren.

Mich fesselt sehr, was Du über Rosenzweig schreibst. Daß das eine sehr bemerkenswerte Erscheinung war, steht ja fest. Die Briefe⁴ sind mir noch nicht in die Hand gekommen, aber ich werde mir das Buch merken. Einen Vorbehalt will ich zu dem machen, was Du in diesem Zusammenhang über Buber sagst. Es ist nicht das wenigst merkwürdige an meinem Verhältnis zu Rosenzweig – dessen „Stern der Erlösung“ mich seinerzeit sehr beschäft[igt] hat und von dem ich von Scholem oft gehört habe – daß seine Freundschaft mit Buber meiner ungemein tief wurzelnden Abneigung gegen diesen letzten niemals hat Abbruch tun können. Vielleicht fällt es uns doch einmal ein, über diese Dinge miteinander zu reden.

Ich beglückwünsche Dich zu einem Freund. Es hat seit Ibiza für mich keine eingreifende Bekanntschaft mehr gegeben, selten gibt es unter den neuen eine erfreuliche wie es unlängst die von John Heartfield⁵ war, mit dem ich ein wirklich schönes Gespräch über Photographie hatte. Noch weniger kann ich von neuer Lektüre berichten, da meine Lesestunden ausschließlich den Materialien zur Passagenarbeit zugute kommen. Eine Ausnahme machte ich nur für den Roman von Bredel „Die Prüfung“, den mir der Malikverlag zusandte. Dieses Buch ist bestimmt lesenswert. Die Frage, warum der Verfasser in seiner Darstellung eines Konzentrationslagers es zu keinem restlosen Gelingen gebracht hat, legt lehrreiche Überlegungen nahe.

Mir bleibt noch übrig, Dir einen recht baldigen und vor

allem recht stetigen Erfolg in Deiner Tätigkeit zu wünschen, Grete, deren Grüße ich herzlich erwidere, den Kindern und Dir eine gute Gesundheit und uns allen Kurage.

Herzlichst Dein Walter

¹ Magazin der BN, in dem „schlüpfrige“ Bücher aufbewahrt werden.

² „Erbschaft dieser Zeit“, 1935, Seite 288 ff.

³ Der sogenannte Tui-Roman.

⁴ Franz Rosenzweig, „Briefe“, 1935.

⁵ Dem Bruder von Wieland Herzfelde.

263 *Theodor W. Adorno an Benjamin*

Hornberg i. Schwarzwald, 2. August 1935

Lieber Herr Benjamin,

lassen Sie mich heute, endlich, versuchen, Ihnen einiges zu dem Exposé zu sagen, das ich aufs eingehendste studiert und nochmals mit Felizitas durchgesprochen habe, die denn auch an meiner Antwort voll mitbeteiligt ist. Es scheint mir der Wichtigkeit des Gegenstandes – die ich, wie Sie wissen, aufs höchste einsetze – angemessen, wenn ich in voller Aufrichtigkeit spreche und ohne Präambeln an die zentralen Fragen herangehe, die ich ja als für uns beide in gleichem Sinne zentral betrachten darf – nicht aber ohne der kritischen Diskussion vorzuschicken, daß mir bereits das Exposé, so wenig gerade bei Ihrer Arbeitsweise Umriß und „Gedankengang“ eine zureichende Vorstellung vermitteln können, der wichtigsten Konzeptionen voll zu sein scheint, von denen ich nur die großartige Stelle über Wohnen als Spuren hinterlassen, die entscheidenden Sätze über den Sammler und die Befreiung der Dinge vom Fluch nützlich zu sein [...] hervorheben möchte. Ebenso scheint mir der Entwurf des Baudelairekapitels als Deutung des Dichters und die Einführung der Kategorie der nouveauté S. 418¹ voll gelungen.

Sie werden danach erraten, was Sie ohnehin kaum anders

erwartet haben, daß es sich mir nämlich wiederum um den Komplex handelt, der durch die Stichwörter Urgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, dialektisches Bild, Konfiguration von Mythos und Moderne bezeichnet wird. Wenn ich dabei von einer Scheidung in „materiale“ und „erkenntnistheoretische“ Frage absehe, so dürfte das, wenn schon nicht mit der Außendisposition des Exposés, so doch jedenfalls mit der philosophischen Kernmasse korrespondieren, in deren Bewegung ja eben gleichwie in den beiden tradierten neueren Entwürfen von Dialektik jene Entgegensetzung verschwinden soll. Lassen Sie mich zum Ausgang nehmen das Motto auf S. 408: Chaque époque rêve la suivante, das mir insofern ein wichtiges Instrument scheint, als um den Satz alle jene Motive der Theorie des dialektischen Bildes sich ankristallisieren, die mir grundsätzlich der Kritik zu unterliegen scheinen, und zwar als *undialektisch*; so, daß mit der Eliminierung jenes Satzes eine Bereinigung der Theorie selbst gelingen könne. Denn er impliziert dreierlei: die Auffassung des dialektischen Bildes als eines – ob auch kollektiven – Bewußtseinsinhaltes; seine geradlinige, fast möchte ich sagen: entwicklungsgeschichtliche Bezogenheit auf Zukunft als Utopie; die Konzeption der „Epoche“ als eben des zugehörigen und in sich einigen Subjekts zu jenem Bewußtseinsinhalt. Es dünkt mir nun höchst belangvoll, daß mit dieser Fassung des dialektischen Bildes, die eine immanente heißen darf, nicht bloß die Ursprungsgewalt des Begriffes, die eine theologische war, bedroht ist, und eine Simplifizierung eintritt, die hier nicht die subjektive Nuance, sondern den Wahrheitsgehalt selber angreift – sondern eben damit auch gerade jene gesellschaftliche Bewegung im Widerspruch verfehlt wird, um deretwillen Sie das Opfer der Theologie bringen.

Wenn Sie das dialektische Bild als „Traum“ ins Bewußtsein verlegen, so ist damit nicht bloß der Begriff entzaubert und umgänglich geworden, sondern hat eben damit auch jene objektive Schlüsselgewalt eingebüßt, die gerade materialistisch ihn legitimieren könnte. Der Fetischcharakter der Ware ist keine Tatsache des Bewußtseins, sondern dialektisch in dem eminenten Sinne, daß er Bewußtsein produziert. Das

besagt aber, daß das Bewußtsein oder Unbewußtsein ihn nicht einfach als Traum abzubilden vermag, sondern mit Wunsch und Angst gleichermaßen ihn beantwortet. Durch den *sit venia verbo* Abbild-Realismus der jetzigen immanenten Fassung des dialektischen Bildes geht aber gerade jene dialektische Macht des Fetischcharakters verloren. Um auf die Sprache des glorreichen ersten Passagenentwurfes zu rekurreren: wenn das dialektische Bild nichts ist als die Auffassungsweise des Fetischcharakters im Kollektivbewußtsein, so mag sich zwar die Saint Simonistische Konzeption der Warenwelt als Utopie, nicht aber deren Kehrseite enthüllen, nämlich das dialektische Bild des neunzehnten Jahrhunderts als Hölle. Nur diese aber vermöchte das Bild des goldenen Zeitalters an die rechte Stelle zu bringen und gerade einer Interpretation Offenbachs könnte dieser Doppelsinn sich höchst schlüssig herausstellen: nämlich der von Unterwelt und Arkadien – beides sind explizite Kategorien Offenbachs und bis in Details der Instrumentation herein zu verfolgen. So scheint mir die Aufgabe der Höllenkategorie des Entwurfes und zumal der genialen Stelle über den Spieler – für die die Stelle über Spekulation und Glücksspiel keinen Ersatz bietet – nicht nur eine Einbuße an Glanz, sondern auch an dialektischer Stimmigkeit. Nun erkenne ich am letzten die Relevanz der Bewußtseinsimmanenz fürs neunzehnte Jahrhundert. Aber nicht kann aus ihr der Begriff des dialektischen Bildes gewonnen werden, sondern Bewußtseinsimmanenz selber ist, als „Intérieur“ das dialektische Bild fürs neunzehnte Jahrhundert als Entfremdung; darin muß ich den Einsatz des zweiten Kierkegaardkapitels² auch beim neuen jeu stehen lassen. Nicht also wäre danach das dialektische Bild als Traum ins Bewußtsein zu verlegen, sondern durch die dialektische Konstruktion wäre der Traum zu entäußern und die Bewußtseinsimmanenz selber als eine Konstellation des Wirklichen zu verstehen. Gleichsam als die astronomische Phase, in welcher die Hölle durch die Menschheit hindurchwandert. Erst die Sternkarte solcher Wandschaft vermöchte, so scheint mir, den Blick auf die Geschichte als Urgeschichte freizugeben. – Lassen Sie mich den Einwand,

genau den gleichen, vom extremen Gegenpunkt aus nochmals zu formulieren suchen. Im Sinne der Immanenzfassung des dialektischen Bildes (der ich, um das positive Wort zu nennen, Ihren früheren *Modellbegriff* kontrastieren möchte) konstruieren Sie das Verhältnis des Ältesten und Neuesten, das ja schon im ersten Entwurf zentral stand, als eines der utopischen Bezugnahme auf „klassenlose Gesellschaft“. Damit wird das Archaische zu einem komplementär Hinzugefügten anstatt das „Neueste“ selber zu sein; ist also entdialektisiert. Zugleich aber wird, ebenfalls undialektisch, das klassenlose Bild in den Mythos zurückdatiert anstatt hier wahrhaft als Höllenphantasmagorie transparent zu werden. So scheint mir denn die Kategorie unter welcher die Archaik in der Moderne aufgeht weit weniger das goldene Zeitalter als die Katastrophe. Ich habe einmal notiert, das Jüngstvergangene stelle allemal sich dar als ob es durch Katastrophen vernichtet sei. Hic et nunc würde ich sagen: damit aber als Urgeschichte. Und gerade hier weiß ich mich mit der kühnsten Stelle des Trauerspielbuches in Übereinstimmung.

Wenn die Entzauberung des dialektischen Bildes als „Traum“ es psychologisiert, so verfällt sie aber ebendadurch dem Zauber der bürgerlichen Psychologie. Denn wer ist das Subjekt zum Traum? Im neunzehnten Jahrhundert gewiß nur das Individuum; aus dessen Träumen aber weder der Fetischcharakter noch dessen Monumente unmittelbar abbildlich gelesen werden können. Daher wird denn das Kollektivbewußtsein hergeholt, von dem ich freilich bei der gegenwärtigen Fassung fürchte, daß es vom Jungschen sich nicht abheben läßt. Der Kritik ist es von beiden Seiten offen: vom gesellschaftlichen Prozeß her, indem es archaische Bilder dort hypostasiert, wo dialektische durch den Warencharakter, nur eben nicht in einem archaischen Kollektivisch, sondern in den bürgerlich entfremdeten Individuen produziert werden; von der Psychologie aus, indem, wie Horkheimer sagt, das Massenich nur bei Erdbeben und Massenkatastrophen existiert, während sonst der objektive Mehrwert gerade in Einzelsubjekten und gegen sie sich durchsetzt. Das Kollektivbewußtsein wurde nur erfunden um von der wahren Objek-

tivität und ihrem Korrelat, nämlich der entfremdeten Subjektivität abzulenken. An uns ist es, dies „Bewußtsein“ nach Gesellschaft und Einzelnem dialektisch zu polarisieren und aufzulösen und nicht es als bildliches Korrelat des Warencharakters zu galvanisieren. Daß im träumenden Kollektiv keine Differenzen für die Klassen bleiben, spricht deutlich und warnend genug.

Die mythisch-archaische Kategorie des „goldenen Zeitalters“ aber hat endlich – und das scheint mir gerade gesellschaftlich entscheidend – auch verhängnisvolle Konsequenzen für die Warenkategorie selber. Wird am goldenen Zeitalter die entscheidende „Zweideutigkeit“ (ein Begriff übrigens, der selber der Theorie höchst bedürftig ist und keinesfalls bloß stehen bleiben darf), nämlich die zur Hölle, unterschlagen, so wird dafür die Ware als die Substanz des Zeitalters zur Hölle schlechthin und in einer Weise negiert, welche in der Tat die Unmittelbarkeit des Urzustandes als Wahrheit möchte erscheinen lassen: so führt die Entzauberung des dialektischen Bildes geradeswegs in ungebrochen mythisches Denken und wie dort Jung so meldet hier Klages als Gefahr sich an. Nirgends aber bringt der Entwurf mehr an Remedien mit als gerade an dieser Stelle. Hier wäre der zentrale Ort der Lehre vom Sammler, der die Dinge vom Fluch nützlich zu sein befreit; hierhin gehört auch, wenn ich recht verstehe, Haussmann, dessen Klassenbewußtsein gerade durch die Vollendung des Warencharakters in einem Hegelschen Selbstbewußtsein die Sprengung der Phantasmagorie inauguriert. Die Ware als dialektisches Bild verstehen, heißt eben auch sie als Motiv ihres Unterganges und ihrer „Aufhebung“ anstatt der bloßen Regression aufs Ältere zu verstehen. Ware ist einerseits das Entfremdete, an dem der Gebrauchswert abstirbt, andererseits aber das Überlebende, das fremd geworden die Unmittelbarkeit übersteht. An den Waren und nicht für die Menschen haben wir das Versprechen der Unsterblichkeit und der Fetisch ist – um die von Ihnen mit Recht statuierte Beziehung zum Barockbuch weiterzutreiben – fürs neunzehnte Jahrhundert ein treulos letztes Bild wie nur der Totenkopf. An dieser Stelle scheint mir der entscheidende

Erkenntnischarakter Kafkas, insbesondere des Odradek als der nutzlos überlebenden Ware zu liegen: in diesem Märchen mag der Surrealismus sein Ende haben wie das Trauerspiel im Hamlet. Innergesellschaftlich sagt das aber, daß der bloße Begriff des Gebrauchswertes keinesfalls genügt, den Warencharakter zu kritisieren, sondern nur aufs vorarbeitsteilige Stadium zurücklenkt. Das war stets mein eigentlicher Vorbehalt gegen Berta³ und ihr „Kollektiv“ sowohl wie ihr unmittelbarer Funktionsbegriff sind mir darum stets suspekt gewesen, nämlich selber als „Regression“. Vielleicht sehen Sie aus dieser Überlegung, deren sachlicher Gehalt genau die Kategorien trifft, die im Exposé Berta gemäß sein mögen, daß mein Widerstand gegen diese nicht insulare Rettungsversuche für autonome Kunst oder irgend Ähnliches sind, sondern mit jenen Motiven unserer philosophischen Freundschaft aufs tiefste kommunizieren, die mir die ursprünglichen dünken. Wenn ich mit einem gewagten Griff den Bogen meiner Kritik zusammenfassen dürfte, so müßte er, und wie könnte es anders sein, um die Extreme sich schließen. Eine Restitution der Theologie oder lieber eine Radikalisierung der Dialektik bis in den theologischen Glutkern hinein müßte zugleich eine äußerste Schärfung des gesellschaftlich-dialektischen, ja des ökonomischen Motivs bedeuten. Das wäre zumal auch historisch zu nehmen. Der fürs neunzehnte Jahrhundert *spezifische* Warencharakter d. h. die industrielle Warenproduktion müßte material weit schärfer herausgearbeitet werden, da es ja seit dem beginnenden Kapitalismus, d. h. dem Manufakturzeitalter, eben dem Barock, Warencharakter und Entfremdung gibt – wie denn andererseits die „Einheit“ der Moderne seitdem eben im Warencharakter liegt. Erst eine genaue Bestimmung der industriellen Warenform als einer historisch von den älteren scharf abgehobenen könnte aber die „Urgeschichte“ und Ontologie des neunzehnten Jahrhunderts voll liefern; alle Beziehungen auf die Warenform „als solche“ verliehen dieser Urgeschichte einen gewissen Charakter des Metaphorischen, der in diesem Ernstfall nicht geduldet werden kann. Ich möchte vermuten, daß, wenn Sie sich hier Ihrer Verfahrensweise, der blinden

Materialarbeit, ganz überlassen, die größten Interpretationsergebnisse zu erzielen sind. Wenn meine Kritik sich demgegenüber in einer gewissen theoretischen Abstraktionssphäre bewegt, so ist das gewiß eine Not, aber ich weiß, daß Sie diese Not nicht als eine von „Weltanschauung“ betrachten und damit meine Vorbehalte beseitigen werden.

Immerhin erlauben Sie mir noch einige konkretere Einzelbemerkungen, die freilich nur vor jenem theoretischen Hintergrund etwas bedeuten mögen. Zum Titel möchte ich vorschlagen: Paris Hauptstadt des neunzehnten Jahrhundert; nicht „die Hauptstadt“ – falls nicht doch mit der Hölle der Passagentitel auferstehen sollte. Die Kapiteleinteilung nach Männern scheint mir nicht ganz glücklich; von ihr geht ein gewisser Zwang zur systematischen Außenarchitektur aus, der mir nicht recht behagen will. Gab es da nicht früher Abschnitte nach Materialien wie „Plüsch“, „Staub“ usw.? Gerade die Beziehung Fourier – Passage will nicht recht einleuchten. Ich könnte mir als die geeignete Anordnung hier eine Konstellation der verschiedenen städtischen und Warenmaterialien denken, die sich in den späteren Teilen als das dialektische Bild und dessen Theorie zugleich déchiffriert. – Im Motto S. 406 gibt das Wort portique sehr schön das Motiv von „Antike“; vielleicht wäre zum Neuen als Ältesten hier eine Formenlehre des Empire elementar abzuhandeln (wie im Barockbuch etwa die Melencholia). Auf S. 407 wäre jedenfalls die Auffassung vom Staat als Selbstzweck im Empire als bloße Ideologie voll durchsichtig zu machen, als welche sie ja nach der Fortsetzung wohl von Ihnen gedacht wird. Ganz unerhellte steht hier der Begriff der Konstruktion, der, als Materialentfremdung und Materialbeherrschung, bereits eminent dialektisch und nach meinem Dafürhalten auch sogleich dialektisch zu exponieren ist (scharfe Grenze zum gegenwärtigen Konstruktionsbegriff; wahrscheinlich bietet der sehr ins 19. Jahrhundert fallende Terminus ingenieur die Handhaben!). Der Begriff des kollektiven Unbewußten, der hier auftritt und zu dem ich prinzipiell schon einiges sagte, ist übrigens in seiner Einführung und Exposition nicht ganz durchsichtig. – Zu S. 407 möchte ich fragen, ob Gußeisen

wirklich der erste künstliche Baustoff ist (Ziegelsteine!); überhaupt ist mir beim „Ersten“ manchmal nicht recht wohl. Vielleicht ließe sich hier komplementär formulieren: Jede Epoche träumt sich als durch Katastrophen vernichtete. – S. 408. Die Formel daß „das Neue sich mit dem Alten durchdringt“ ist mir höchst bedenklich im Sinne meiner Kritik am dialektischen Bild als einer Regression. Nicht wird darin aufs Alte zurückgegriffen, sondern das Neueste ist, als Schein und Phantasmagorie, selber das Alte. Hier darf ich vielleicht ohne Zudringlichkeit an einige Formulierungen, auch über Zweideutigkeit, im Intérieurabschnitt des Kierkegaard erinnern. Noch möchte ich hier ergänzen: dialektische Bilder sind als Modelle keine gesellschaftlichen Produkte, sondern objektive Konstellationen, in denen der gesellschaftliche Zustand sich selbst darstellt. Infolgedessen kann dem dialektischen Bild niemals eine ideologische oder überhaupt soziale „Leistung“ zugemutet werden. Mein Einwand gegen den bloß negativen Ansatz der Verdinglichung – die Kritik am „Klages“ des Entwurfes – stützt sich hauptsächlich auf die Stelle über die Maschine auf S. 408. Die Überbewertung der Maschinenteknik und der Maschine als solcher ist stets bürgerlich retrospektiven Theorien eigentümlich gewesen: es werden damit die Produktionsverhältnisse durch abstrakten Rekurs auf die Produktionsmittel überdeckt. – Zu 409 f. gehört der Hegelsche, von Georg Lukács und anderen seitdem aufgenommene und sehr wichtige Begriff der zweiten Natur. Der diable à Paris könnte wohl in die Hölle geleiten. – Zu 410: daß der Arbeiter „zum letzten Mal“ außerhalb seiner Klasse als Staffage usf. erscheine, möchte ich sehr bezweifeln. – Die Idee einer Urgeschichte des Feuilletons, zu der Ihr Kraus soviel enthält, ist höchst bestechend; hier wäre auch Heines Standort. Mir fällt dazu ein alter Ausdruck der Journalistensprache ein: „Schablonstil“, dessen Ursprung wohl nachzugehen wäre. Der Terminus Lebensgefühl ist, als einer der Kultur- oder Geistesgeschichte, sehr anrühig. – Die gläubige Hinnahme des Uerscheinens der Technik scheint mir mit der Überwertung des Archaischen als solchem zusammenzuhängen. Ich notierte die Formel: Mythos ist nicht die klassenlose Sehnsucht der

wahren Gesellschaft, sondern der objektive Charakter der entfremdeten Ware selber. – S. 411. Die Konzeption der Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert als Flucht vor der Photographie (der eine der Musik als Flucht vorm „Banalen“ übrigens streng korrespondiert) ist sehr großartig aber auch undialektisch d. h. der Anteil der in die Warenform nicht eingehenden Produktivkräfte an den malerischen Funden ist so nicht konkret, sondern bloß im Negativ der Spur zu fassen (der präzise Ort dieser Dialektik ist wahrscheinlich Manet). Das scheint mir mit der mythologisierenden oder archaischen Tendenz des Exposés zusammenzuhängen. Die malerischen Funde werden als vergangene gewissermaßen zu geschichtsphilosophischen Fixsternbildern, aus denen der Anteil der Produktivkraft entwichen ist. Unterm undialektisch mythischen Blick, dem der Meduse, entweicht der subjektive Anteil der Dialektik. – Das goldene Zeitalter von S. 412 ist vielleicht der wahre Übergang zur Hölle. – Die Beziehung der Weltausstellungen auf die Arbeiterschaft will mir nicht einleuchten und wirkt als Konjektur; sie ist sicher nur mit größter Vorsicht zu behaupten. – Zu 412 f. gehört natürlich eine große Definition und Theorie der Phantasmagorie. – S. 413 war mir ein Mene Tekel. Ich erinnere mich mit Felizitas des überwältigenden Eindruckes, den uns seinerzeit das Saturnzitat machte; das Zitat hat die Ernüchterung nicht überstanden. Nicht müßte der Saturnring zum gußeisernen Balkon werden, sondern dieser zum leibhaften Saturnring und hier bin ich glücklich, Ihnen nichts Abstraktes entgegenzuhalten, sondern Ihr eigenes Gelingen: das unvergleichliche Mondkapitel der „Kindheit“, dessen philosophischer Gehalt hier seine Stelle hätte. Mir fiel hier ein, was Sie einmal von der Passagenarbeit sagten: sie könne nur dem Raum des Wahnsinns abgezwungen werden: daß sie von diesem sich entfernte anstatt ihn zu unterwerfen bezeugt die Deutung des Saturnzitats die davon abprallt. Hier sitzen meine eigentlichen Widerstände. [...] hier muß ich um des ungeheuren Ernstes der Sache willen so brutal reden. – Der Fetischbegriff der Ware muß, wie es wohl auch in Ihrer Absicht liegt, mit den zuständigen Stellen dessen belegt werden der ihn fand. – Der eben-

falls S. 413 auftretende Begriff des Organischen, der auf eine statische Anthropologie usw. weist, kann wohl auch nicht gehalten werden oder nur so, daß es lediglich vorm Fetisch als solches existiert, also selbst historisch ist, wie etwa die „Landschaft“. – Zu S. 414 gehört wohl jenes dialektische Warenmotiv des Odradek. – Die Arbeiterbewegung scheint hier wieder ein wenig deus ex machina-haft; freilich mag hier wie bei manchen analogen Formen die Abkürzungsweise des Exposés Schuld tragen – dies ein Vorbehalt der vielen meiner Vorbehalte gegenüber zu machen ist. Mir ist zu der Stelle über die Mode, die mir sehr bedeutend scheint, aber in ihrer Konstruktion vom Begriff des Organischen wohl abgelöst und aufs Lebendige bezogen werden müßte – d. h. also nicht auf vorgesetzte „Natur“ bezogen – noch eingefallen der Begriff des Changeant, des schillernden Stoffes, der wohl für das 19. Jahrhundert Ausdrucksbedeutung hat, wohl auch an industrielle Verfahren gebunden ist. Vielleicht gehen Sie dem einmal nach, sicherlich weiß Frau Hessel, deren Berichte in der FZ wir stets mit großem Interesse verfolgen, damit Bescheid. – S. 414 ist die Stelle, zu der ich insbesondere das Bedenken gegen den zu abstrakten Gebrauch der Warenkategorie anzumelden habe: als sei sie als solche „erstmal“ im 19. Jahrhundert erschienen (beiläufig gesagt gilt der gleiche Einwand auch gegen Intérieur und Soziologie der Innerlichkeit im Kierkegaard und gerade hier habe ich alles, was ich gegen Ihr Exposé vorbringe, auch gegen die eigene ältere Arbeit zu sagen). Ich glaube, daß die Warenkategorie sich bereits durch die spezifisch modernen Kategorien Welthandel und Imperialismus sehr konkretisieren ließe. Dazu etwa: die Passage als Basar, auch etwa Antiquitätenläden als Welthandelsmärkte fürs Zeitliche. Die Bedeutung der Hereingeholten Ferne – vielleicht das Problem der Gewinnung intentionsloser Schichten und die imperiale Eroberung. Ich gebe nur Einfälle; natürlich können Sie hier im Material unvergleichlich viel Bündigeres zutage fördern und die spezifische Gestalt der Dingwelt des 19. Jahrhunderts bestimmen (vielleicht von ihrer Rückseite, Abfällen, Resten, Trümmern her). – Auch die Stelle über das Kontor dürfte der historischen

Bestimmtheit entraten. Mir erscheint es weniger als blanker Gegensatz zum Intérieur denn als Relikt älterer Stubenformen, wohl barocker (cf. Globen darin, Wandkarten, Barrière und andere Materialformen). – S. 415. Zur Theorie des Jugendstiles: wenn ich mit Ihnen darin übereinstimme, daß er eine entscheidende Erschütterung des Intérieurs bedeutet, so schließt das für mich aus, daß er „alle Kräfte der Innerlichkeit mobilisiert“. Vielmehr sucht er sie durch „Veräußerlichung“ zu retten und zu verwirklichen (hierher gehört die Theorie insbesondere des Symbolismus, vor allem Mallarmés Intérieurs, die genau die umgekehrte Bedeutung haben als etwa Kierkegaards). Anstelle von Innerlichkeit steht im Jugendstil Sexus. Auf ihn wird rekurriert, gerade weil einzig in ihm das private Individuum sich nicht als innerlich, sondern leibhaft begegnet. Das gilt für alle Kunst des Jugendstils von Ibsen bis Maeterlinck und d’Annunzio. Der Ursprung ist denn auch Wagner und nicht die Kammermusik Brahmsens. – Beton scheint mir für den Jugendstil uncharakteristisch, gehört wohl in den merkwürdigen Leerraum um 1910. Ich halte es übrigens für wahrscheinlich, daß der eigentliche Jugendstil mit der großen Wirtschaftskrise um 1900 zusammenfällt; Beton gehört in die Vorkriegskonjunktur. – S. 415. Ich möchte Sie auf die höchst merkwürdige Interpretation des Baumeister Solness in Wedekinds Nachlaß aufmerksam machen. Psychoanalytische Literatur über das Erwachen kenne ich nicht, tue mich aber danach um. Aber: gehört nicht die traumdeutende, erwachende Psychoanalyse, die sich ausdrücklich polemisch gegen die Hypnose absetzt (Belege bei Freud in den Vorlesungen) selber zum Jugendstil, mit dem sie zeitlich koinzidiert? Hier dürfte eine Frage ersten Ranges liegen, die vielleicht sehr weit führt. Korrektiv zu der prinzipiellen Kritik möchte ich hier einfügen: wenn ich den Gebrauch des Kollektivbewußtseins ablehne, so natürlich nicht, um das „bürgerliche Individuum“ als eigentliches *Substrat* stehen zu lassen. Es ist auf Intérieur als soziale Funktion transparent zu machen und seine Geschlossenheit als Schein zu enthüllen. Aber als Schein nicht gegenüber einem hypostasierten kollektiven Bewußtsein, sondern gegenüber dem realen

gesellschaftlichen Prozeß selber. Das „Individuum“ ist dabei ein dialektisches Durchgangsinstrument, das nicht wegmythisiert werden darf, sondern nur aufgehoben werden kann. – Nochmals möchte ich die Stelle von der „Befreiung der Dinge von der Fron nützlich zu sein“ als den genialen Wendepunkt zur dialektischen Rettung der Ware aufs nachdrücklichste akzentuieren. – S. 416 wäre ich froh, wenn die Theorie des Sammlers und des Intérieurs als Etui möglichst weit ausgeführt würden. – S. 417 möchte ich Sie auf Maupassants *La nuit* aufmerksam machen, die mir das dialektische Schlußstück zu Poes Mann der Menge als Grundstein erscheint. Die Stelle über die Menge als Schleier finde ich wunderbar. – S. 418 ist der Ort der Kritik am dialektischen Bild. Daß die hier gegebene Theorie dem ungeheuren Anspruch der Sache noch nicht gerecht wird, wissen Sie fraglos besser als ich. Ich möchte nur noch sagen, daß nicht Zweideutigkeit die Übersetzung der Dialektik ins Bild ist, sondern dessen „Spur“, die selber durch die Theorie erst durchzudialektisieren ist. Ich meine mich zu erinnern, daß es hierzu im Intérieurkapitel des Kierkegaard einen brauchbaren Satz gibt. Zu S. 418 vielleicht die Schlußstrophe der großen Femmes damnées aus den *Pièces condamnées*. – Der Begriff falsches Bewußtsein erheischt m. E. vorsichtigsten Gebrauch und ist keinesfalls mehr ohne Rekurs auf den Hegelschen [!] Ursprung zu benutzen. – Snob ist ursprünglich gerade kein ästhetischer, sondern ein sozialer Begriff; er ist durch Thackeray arriviert. Zwischen Snob und Dandy ist aufs schärfste zu unterscheiden; wohl auch der Geschichte des Snobs selber nachzugehen, wozu Sie ja durch Proust das großartigste Material haben. – Die These auf S. 419 über *l'art pour l'art* und Gesamtkunstwerk scheint mir in dieser Form nicht zu halten. Gesamtkunstwerk und Artismus im prägnanten Sinne sind die extrem entgegengesetzten Versuche, aus dem Warencharakter auszuweichen, und nicht identisch: so ist Baudelaires Beziehung zu Wagner so dialektisch wie die Gemeinschaft mit der Hure. – S. 419 f. will die Theorie der Spekulation mich durchaus nicht befriedigen. Hier fehlt einmal die Theorie des Glücksspiels, die im Passagenentwurf so großartig stand; andererseits die wirk-

liche ökonomische Theorie des Spekulanten. Die Spekulation ist der negative Ausdruck der Irrationalität der kapitalistischen ratio. Vielleicht wäre auch dieser Stelle durch „Extrapolation auf die Extreme“ beizukommen. – S. 420 wäre wohl eine explizite Theorie der Perspektive fällig; ich glaube, in den Urpassagen gab es etwas dazu. Es gehört dazu das Stereoskop, das zwischen 1810 und 1820 erfunden wurde. – Die schöne dialektische Konzeption des Haußmannkapitels könnte vielleicht in der Darstellung prägnanter herauskommen als das Exposé sie macht, aus dem man sie erst interpretieren muß.

Nochmals muß ich Sie bitten, die meckernde Form dieser Glossen zu entschuldigen; aber ich meine doch Ihnen wenigstens einige Lokalisierungen der prinzipiellen Kritik schuldig zu sein. [...]

In wahrhafter Freundschaft.

¹ Im folgenden sind die Seitenzahlen des Manuskripts ersetzt worden durch die des Abdrucks in Schriften 1.

² Von Adornos Kierkegaardbuch.

³ Deckname für Brecht; der Brief ist aus dem nationalsozialistischen Deutschland an seinen Adressaten in Paris gegangen.

264 *An Gerhard Scholem*

9. August 1935

[...]

Ich habe einige Wochen intensiver Arbeit in der Bibliothek hinter mir. Sie haben die Dokumentation für mein Buch sehr gefördert. Nun aber werde ich sie – ohne ihren Abschluß erreicht zu haben – für einige Zeit unterbrechen müssen. Mich rettet vor der Arbeit über Fuchs kein Gott mehr. Ja, ich habe mehr denn je Grund, mich den Anregungen des Instituts gegenüber gefügig zu zeigen. Denn das Entgegenkommen, das ich bei meinen Verhandlungen im Mai gefunden habe, kam nicht zustande ohne daß ich die Aussicht, einige

Monate in Palästina zu verschwinden und seiner Fürsorge enthoben zu sein, meinem Partner eröffnet hatte. Ihm, wie Du Dir denken kannst, eine lockende Perspektive, die ihm nunmehr zerstreuen zu müssen mich vor eine bedenkliche Aufgabe stellt. Daß es mir im übrigen aus bessern und menschlichern Gründen sehr leid tut, unsere Begegnung hinausgeschoben zu sehen, wird Dich nicht überraschen. Und wir werden uns von einem Wiedersehen in Europa, das doch wohl nur ein flüchtiges sein können wird, nicht das versprechen dürfen, was uns einige Wochen in Palästina gegeben hätten. Mir den Einblick in Dein Wirken und seine Umstände; Dir den in meine Arbeit, von deren Charakter Dir eine Anschauung zu verschaffen nicht allein brieflich ganz unmöglich, sondern selbst im Gespräch nur dann tunlich wäre, wenn es keine, allzu gelegentliche, vereinzelte ist. Dann allerdings dürfte es für uns beide um so viel lohnender sein als dies Buch von mir mit ungewöhnlicher Vorsicht ins Werk gesetzt wird und – je einsamer meine Arbeit an ihm verläuft, im gegenwärtigen Stadium um so mehr gewillt und fähig ist alle Belehrung, die ihm aus freundschaftlichem Gespräch kommen kann, fruchtbar zu machen. Ich glaube, daß seine Konzeption, so sehr persönlich sie in ihrem Ursprung ist, die entscheidenden geschichtlichen Interessen unserer Generation zum Gegenstand hat. Danach bedarf es nicht eines Wortes mehr, um Dir anzudeuten, wie gern ich Dich mit ihr vertraut machen würde.

Sachlich liegen die Dinge so, daß ein Exposé für das Institut – will sagen zu äußerlichem, ja äußerlichstem, Gebrauch –, das seit einiger Zeit vorliegt, mir selbst auf das genaueste den Ort vergegenwärtigt hat, an dem die konstruktive Arbeit, die zugleich die Entscheidung über die schriftstellerische Form und deren Gelingen einschließt, eines Tages ihren Anfang zu nehmen hätte. Dieser Tag ist noch nicht gekommen. Umstände die, so widerwärtig sie sind, mich darin zu ihrem Komplizen haben, verzögern ihn. Wenn ich ihn aber noch je erlebe, so will ich mich nicht mehr über vieles beklagen.

Ich will den Gegenstand nicht verlassen, ohne Dir zu sagen, daß die alternativen Vermutungen, welche Du an ihn schließt,

beide zutreffen. Die Arbeit stellt sowohl die philosophische Verwertung des Surrealismus – und damit seine Aufhebung – dar wie auch den Versuch, das Bild der Geschichte in den unscheinbarsten Fixierungen des Daseins, seinen Abfällen gleichsam festzuhalten.

Die Adresse meiner Schwester, die augenblicklich die meinnige ist, habe ich Dir, wenn ich mich recht entsinne, schon auf meiner letzten Karte mitgeteilt. Ohne zu wissen, ob ich bei Rückkunft von Frau Marx-Steinschneider noch hier wohnen werde, bitte ich Dich, sie ihr mitzuteilen [...]

Paris ist zur Zeit klimatisch sehr angenehm; gesellschaftlich weniger, weil von den wenigen Bekannten entblößt. Selbst die Emigranten nehmen ihre paar Groschen zur Hand und machen Sommer.

[...]

Laß also aufs baldigste von Dir hören und nimm die herzlichsten Wünsche für Dein großes hebräisches Unternehmen. Grüße an Dich und Escha.

Dein Walter

265 *An Gretel Adorno*

16. August 1935

Liebe F.

Ich glaube recht zu tun, wenn ich diese wenigen Zeilen in Deine Hände lege. Sie enthalten keine Auseinandersetzung mit Eurem großen und denkwürdigen Brief vom 2. Diese wird späterem – und gewiß nicht einem Brief, sondern einer Reihe von solchen im Laufe unserer Korrespondenz vorbehalten sein – einer Korrespondenz, die sich in ihren vielen Strömen und Rinnsalen dann freilich doch eines nicht hoffentlich zu fernem Tages in das Bett gemeinsamer Gegenwart ergießen soll – nein – das ist keine Auseinandersetzung, sondern, wenn Ihr so wollt, eine Empfangsanzeige. Aber sie soll nicht nur sagen, daß die Hände es sind, die dieses Schrei-

ben empfangen haben. Und es ist auch nicht nur der Kopf, mit ihnen. Sondern was ich Euch vorab und ehe irgend ein Einzelnes berührt wird, versichern will, das ist, wie beglückend für mich die Bestätigung unserer Freundschaft und die Erneuerung so vieler freundschaftlicher Gespräche ist, die Euer Brief vornimmt.

Das Außerordentliche und bei aller Genauigkeit und Dringlichkeit Eurer Einwendung für mich so höchst Besondere und Befruchtende in Eurem Brief ist, daß er die Sache überall im engsten Zusammenhang mit ihrem von mir erfahrenen Gedankenleben betrifft; daß jede Eurer Reflektionen – oder so gut wie jede – in das produktive Zentrum hinein – kaum eine daneben weist. In welcher Gestalt sie also in mir auch fortwirken werden und so wenig ich über dieses Fortwirken weiß, so scheint mir doch zweierlei davon festzustehen:

- 1) daß es nur ein Förderliches,
- 2) nur ein unsere Freundschaft Bestätigendes und Bekräftigendes sein kann.

Wenn es nach mir ginge, so wäre das alles, was ich für heute sagte; denn alles weitere führt vorläufig noch leicht ins Ungeklärte und nicht zu Begrenzende. Aber da ich gerade von diesen Zeilen nicht möchte, daß Sie Euch hart erscheinen, so seien einige, ganz provisorische und ganz wenige Glossen gewagt – nicht ohne zu hasardieren. Daß sie einen mehr konfessionshaften als einen unmittelbar sachlichen Charakter tragen, das müßt Ihr in Kauf nehmen.

Und so sei vorabgesagt: Wenn Euer Brief mit so nachdrücklichen Wendungen auf den „1“ Passagenentwurf verweist, so ist zu konstatieren: Es ist von diesem „1“ Entwurf nichts aufgegeben und kein Wort verloren. Und was Euch vorlag, das ist, wenn ich so sagen darf, nicht der „2“ Entwurf, sondern der *andere*. Diese beiden Entwürfe haben ein polares Verhältnis. Sie stellen Thesis und Antithesis des Werkes dar. Es ist daher dieser „2“ für mich alles andere als ein Abschluß. Seine Notwendigkeit ruht darauf, daß die im „1“ vorhandenen Einsichten unmittelbar keinerlei Gestaltung zuließen – es sei denn eine unerlaubt „dichterische“. Daher

der, längst preisgegebene, Untertitel im ersten Entwurf. „Eine dialektische Feerie“.

Nun habe ich die beiden Enden des Bogens – aber noch nicht die Kraft, ihn zu spannen. Diese Kraft kann nur ein langes Training verschaffen, für das die Arbeit im Material ein Element, neben anderen, darstellt. Meine unglückliche Lage bringt es mit sich, daß die anderen Elemente zu Gunsten des einen genannten in dieser zweiten Epoche der Arbeit bisher zurücktreten müssen. Das weiß ich. Und dieser Erkenntnis trage ich in der dilatorischen Art meines Vorgehens Rechnung. Ich will keinem Fehler Gelegenheit geben, auf den Kalkül einzuwirken.

Welches sind diese anderen Elemente des Trainings? Die konstruktiven. Wenn W. Bedenken gegen die Kapiteleinteilung hat, so hat er ins Schwarze getroffen. Dieser Disposition fehlt das konstruktive Moment. Ich lasse dahin gestellt, ob es in der Richtung zu suchen ist, die Ihr andeutet. So viel ist sicher: das konstruktive Moment bedeutet für dieses Buch, was für die Alchimie der Stein der Weisen bedeutet. Es läßt sich im übrigen davon für jetzt nur das eine sagen: daß es den Gegensatz, in dem das Buch zur bisherigen und überkommenen Geschichtsforschung steht, auf eine neue, bündige und sehr einfache Weise wird resümieren müssen. Wie? steht dahin.

Nach diesen Sätzen werdet Ihr Euch nicht des Verdachts zu erwehren brauchen, als mische sich meinem Widerstand gegen andere Einwendungen etwas wie Eigensinn bei. Ich wüßte keine Untugend, von der ich in dieser Sache weiter entfernt wäre. Und ich übersehe, für spätere Betrachtung die aufsparend, viele Punkte, in denen ich mit Euch einig bin. (Selten bin ich es so sehr wie in den Reflektionen, die W. zum Thema des „Goldenen Zeitalters“ anstellt.) Nein – woran ich im Augenblick denke, das ist die Saturnstelle Eures Briefes. Daß „der gußeiserne Balkon zum Saturnring werden“ müßte, das will ich zwar ganz und gar nicht in Abrede stellen. Wohl aber werde ich erklären müssen: Daß diese Verwandlung zu vollbringen keineswegs Aufgabe einer einzelnen Betrachtung – und am wenigsten der der betreffenden Zeichnung

Grandvilles – sein kann, sondern daß dies ausschließlich *dem Buche als Ganzen* obliegt. Formen, wie die „Berliner Kindheit“ sie mir darbietet, darf gerade dieses Buch an keiner einzigen Stelle und nicht im geringsten grade in Anspruch nehmen: diese Erkenntnis in mir zu fundieren ist eine wichtige Funktion des zweiten Entwurfs. Die Urgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, die im Blick des auf seiner Schwelle spielenden Kindes sich spiegelt, hat darin ein ganz anderes Gesicht, als in den Zeichen, welche sie auf der Karte der Geschichte eingraben.

Diese gänzlich vorläufigen Bemerkungen beschränken sich auf einige allgemeine Fragen. Ohne diese ihrem Umkreis nach abzuschreiten, lassen sie alles Einzelne aus dem Spiel. Vieles davon werde ich bei späteren Gelegenheiten berühren. Zum Schluß aber erlaubt mir, auf die Gefahr hin, auch dies in der Form der confession zu tun, auf eine mir entscheidende Problematik hinzuweisen. Indem ich sie aufwerfe, deute ich zweierlei an, wie zutreffend mir Ws. Bestimmung des dialektischen Bildes als „Konstellation“ erscheint – und wie unveräußerlich mir gleichwohl gewisse Elemente dieser Konstellation scheinen, auf die ich hinwies: nämlich die Traumgestalten. Das dialektische Bild malt den Traum nicht nach – das zu behaupten lag niemals in meiner Absicht. Wohl aber scheint es mir, die Instanzen, die Einbruchsstelle des Erwachens zu enthalten, ja aus diesen Stellen seine Figur wie ein Sternbild aus den leuchtenden Punkten erst herzustellen. Auch hier also will noch ein Bogen gespannt, eine Dialektik bezwungen werden: die zwischen Bild und Erwachen. – – –

266 *An Max Horkheimer*

Paris, 16. Oktober 1935

Lieber Herr Horkheimer,

ich danke Ihnen vielmals für Ihren Brief vom 18. September. Natürlich war er für mich eine große Freude. Die Anzahl derer, vor denen meine Arbeit mich ausweisen kann, ist seit

der Emigration klein geworden. Jahre und Lebenslage bewirken es andererseits, daß diese Arbeit im Haushalt des Lebens einen immer größeren Raum einnimmt. Daher die besondere Freude durch Ihren Brief.

Gerade weil Ihre Stellungnahme zum Exposé von so großer Wichtigkeit ist und mir eine Hoffnung eröffnet, hätte ich diesem Brief gern jedes Eingehen auf meine Verhältnisse ferngehalten. In der Hoffnung auf ein „Wunder“, die in solchen Fällen verzeihlich ist, habe ich ihn denn auch aufgeschoben. Nun aber, da ich den Ertrag einiger kleiner Geschichten, die ich für die Schweizer Presse geschrieben hatte¹ in einer Anzahl von Franken beisammen habe, die ich mir an den Fingern abzählen kann, ist auch ein Brief, der sich einmal gänzlich auf meine Arbeit beschränken könnte, ein unerschwinglicher Luxus geworden. Als ich das letzte Mal mit Herrn Pollock sprach, sagte ich ihm, daß mehr als das Ausmaß jeder gegenwärtigen Hilfe die Möglichkeit mir bedeute, in ausweglosen Situationen auf Sie zurückzugreifen. Er verstand das, und wenn die letzte Entscheidung des Instituts mir eine wirklich eingreifende Erleichterung für ein volles Vierteljahr brachte, so wird Sie das, wie ich zuversichtlich hoffe, nicht hindern, meine Sache im Sinn der Worte zu prüfen, die ich damals Herrn Pollock sagte.

Meine Situation ist so schwierig, wie eine Lage ohne Schulden es überhaupt sein kann. Ich will mir damit nicht etwa das geringste Verdienst zuschreiben, sondern nur sagen, daß jede Hilfe, die Sie mir gewähren, eine unmittelbare Entlastung für mich bewirkt. Ich habe, verglichen mit meinen Lebenskosten im April, als ich nach Paris zurückkam, mein Budget außerordentlich beschränkt. So wohne ich jetzt bei Emigranten als Untermieter. Es ist mir außerdem gelungen, Anrecht auf einen Mittagstisch zu bekommen, der für französische Intellektuelle veranstaltet wird. Aber erstens ist diese Zulassung provisorisch, zweitens kann ich von ihr nur an Tagen, die ich nicht auf der Bibliothek verbringe, Gebrauch machen; denn das Lokal liegt weit von ihr ab. Nur im Vorbeigehen erwähne ich, daß ich meine Carte d'Identité erneuern müßte, ohne die dafür nötigen 100 Francs zu haben.

Auch den Beitritt zur Presse *Étrangère*, den man mir aus administrativen Gründen nahegelegt hat, habe ich, da die Gebühr 50 Francs beträgt, noch nicht vollziehen können.

Es ist an dieser Lage das Paradoxe, daß meine Arbeit wahrscheinlich nie einer öffentlichen Nützlichkeit näher gewesen ist als eben jetzt. Durch nichts ist Ihr letzter Brief mir so ermutigend gewesen als durch die Andeutungen, die er in diesem Sinn macht. Der Wert Ihrer Anerkennung ist mir proportional der Beharrlichkeit, mit der ich in guten und bösen Tagen an dieser Arbeit festhielt, die nun die Züge des Plans annimmt. Und zwar neuerdings in besonders entschiedener Gestalt.

Wenn Herr Pollock mir bei seinem Hiersein den Anstoß gab, das Exposé niederzuschreiben, so war Ihr letzter Brief die Veranlassung, das historische Bild der Sache, das nun provisorisch fixiert war, zugunsten konstruktiver Überlegungen beiseite zu setzen, die das Gesamtbild des Werkes bestimmen werden. So vorläufig nun ihrerseits diese konstruktiven Überlegungen in der Gestalt sein mögen, in der ich sie fixiert habe, so darf ich doch sagen, daß sie in der Richtung einer materialistischen Kunsttheorie einen Vorstoß machen, der seinerseits weit über den Ihnen bekannten Entwurf hinausführt. Diesmal handelt es sich darum, den genauen Ort in der Gegenwart anzugeben, auf den sich meine historische Konstruktion als auf ihren Fluchtpunkt beziehen wird. Wenn der Vorwurf des Buches das Schicksal der Kunst im neunzehnten Jahrhundert ist, so hat uns dieses Schicksal nur deswegen etwas zu sagen, weil es im Ticken eines Uhrwerks enthalten ist, dessen Stundenschlag erst in *unsere* Ohren gedrungen ist. Uns, so will ich damit sagen, hat die Schicksalsstunde der Kunst geschlagen, und deren Signatur habe ich in einer Reihe vorläufiger Überlegungen festgehalten, die den Titel tragen „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“² Diese Überlegungen machen den Versuch, den Fragen der Kunsttheorie eine wahrhaft gegenwärtige Gestalt zu geben: und zwar von innen her, unter Vermeidung aller *unvermittelten* Beziehung auf Politik.

Diese Aufzeichnungen, die fast nirgends auf historisches

Material Bezug nehmen, sind nicht umfangreich. Sie haben einen lediglich grundsätzlichen Charakter. Ich könnte mir denken, daß sie in der Zeitschrift an ihrem Platze wären. Was mich betrifft, so ist es selbstverständlich, daß ich diesen Ertrag meiner Arbeit von Ihnen am liebsten publiziert sähe. Keinesfalls will ich ihn drucken lassen, ohne Ihre Stimme darüber gehört zu haben.

Wenn Sie berücksichtigen, daß die erwähnten Arbeiten zeitlich im Hintergrund meines Tagesprogramms stehen, das in seinem Hauptteile von der Studie über Fuchs bestimmt wird, und daß ich späterhin einen Vortrag für das Institut des Études Germaniques vorbereite, so sehen Sie, daß meine Zeit gut ausgefüllt ist. Es wäre mir, um unter solchen Umständen einen Fixpunkt zu haben, lieb, wenn Sie selbst mir einen Termin für das Manuskript über Fuchs vorschlagen wollten.

Ein anderer und entscheidender Fixpunkt wird für mich Ihre Europareise sein. Ich bin gewiß, daß sich dann für uns die Gelegenheit zu einer eingehenden Beratung ergeben wird. Zu den Härten meiner hiesigen Existenz gehört auch die, über die wichtigsten Gedanken der Arbeit mich mit keinem Anwesenden verständigen zu können. In dem Stadium, in welchem sie sich befinden, darf ich mit ihnen nicht leichtfertig verfahren. Daher habe ich das Exposé niemandem hier gezeigt. Mir fiel in Ihrem Brief besonders ein Satz über das, was „nicht weggelassen werden darf“, auf. Darüber hoffe ich von Ihnen, am liebsten mündlich, noch mehr zu hören.

Ich bin höchst gespannt auf Ihren Essay über Dialektik und hoffe vieles aus ihm zu lernen. Die beiden letzten Nummern der Nouvelle Revue Française bringen einen Aufsatz über das gleiche Thema. [...]

Ich gebe diesem Brief meine Hoffnung mit und meine herzlichsten Grüße.

Ihr Walter Benjamin

¹ W.B. „Die Warnung“ in den Basler Nachrichten vom 26. Sept. 1935 und „Rastelli erzählt ...“ in der NZZ vom 6. Nov. 1935.

² „Zeitschrift für Sozialforschung“ 5 (1936) S. 40–66 (in der Übersetzung von Pierre Klossowski). Jetzt Schriften I, S. 366–405.

Paris, Ende Oktober 1935

Liebe Grete,

diesmal hat es mit meiner Antwort etwas lange gedauert – aber was lag auch alles zwischen dem Empfang Ihres ersten Briefes und heute. Vor allem wieder einmal ein Umzug – die neue Adresse finden Sie am Ende –, dazu besondere Schwierigkeiten, wenn auch der gebräuchlichsten Art und in solcher ihn begünstigenden Lage ein Aufstand der Objekte im ganzen Umkreis: beginnend, da ich im siebenten Stock wohne, mit einem Streik des Fahrstuhls, fortgesetzt durch eine Massenabwanderung der paar Habseligkeiten, auf die ich halte, gipfelnd in dem Verschwinden eines sehr schönen, für mich unersetzlichen Füllfederhalters. Es war eine ansehnliche Misere.

Jetzt, da ich Ihnen schreibe, ist – ohne daß sich an der Lage etwas geändert hätte – meine Verstörung abgezogen, vielleicht fortgefeht von den tollen Herbststürmen, die tagaus tagein mein(e) Höhe umpfeifen. Ein Trost wäre es gewesen, wenn die Ankunft Ihres Tabaks in diese Tage gefallen wäre. Aber auf die dürfen wir nicht mehr rechnen und auch keinen Versuch mehr machen, sonst kommen die Zollbeamten garnicht aus dem Rauchen heraus. Aber sehr vielen Dank für Ihre Ausdauer!

Und dann weiß ich nicht einmal, ob ich Ihnen schon für Ihre ausgezeichnete Abschrift des „Epischen Theaters“ gedankt habe. Ich bin sehr froh, daß Sie mir dieses wichtige Manuscript derart gesichert haben.

Nun zu den Brechtschen. Zuerst bekam ich die „Bemerkungen über die chinesische Schauspielkunst“. Es liegt auf der Hand, daß das ein ganz ausgezeichnetes Stück ist. Unübertreffliche Formulierungen sind darin, wie die vom Gesicht als dem leeren Blatt, das durch den Gestus beschrieben wird, die vom Nachbar, nicht dem Beschauer, der dargestellt wird – und andern. Jetzt ist das Unglück, daß ich hier persönliche Beziehungen nicht zu einem einzigen Übersetzer

habe. Auf der andern Seite kann Adrienne Monnier, Herausgeberin von *Mesures*, in die ich diesen Text sehr gern bringen würde, keine Silbe deutsch. Und am bedenklichsten ist die bedenkliche Art ihres Gewährsmannes für die deutschen Sachen. Mit alledem will ich nur sagen, daß ich genötigt sein werde, auf verschlungenen Wegen voranzugehen und daß es nicht sicher ist, ob ich ankomme. Der Versuch jedenfalls lohnt unbedingt und ich werde ihn bei nächster Gelegenheit unternehmen.

Es war sehr schön im Lehrstück vor Augen zu haben, wie Brecht die Erfahrungen mit der chinesischen Bühne seiner eignen Sache zunutze macht. In der Tat scheint mir das letzte Stück unter allen der Art das vollkommenste. Ohne Zögern äußere ich mich zu der Frage, die Sie mir mit Bezug auf die beiden Fassungen der Szene von dem [Schluß fehlt]

268 *An Gerhard Scholem*

Paris, 24. Oktober 1935

Lieber Gerhard,

Der Empfehlung, mich bald vernehmen zu lassen, mit der Dein Augustbrief schließt, habe ich trotz des besten Willens nicht entsprechen können. Es war um mich zu düster und ungewiß, als daß ich die dürftigen Stunden inneren Gleichgewichts meiner Arbeit zu entziehen gewagt hätte. Ein neuer Umzug, mit allem, was unter solchen Umständen ihm vorangeht und folgt, fiel in die gleiche Epoche. Endlich konnte mich in etwas die Möglichkeit entlasten, Dir einen mündlichen Gruß durch Kitty Steinschneider zukommen zu lassen.

Der unmittelbarste Anlaß, Dir heute zu schreiben ist, Dir für den Empfang des *Soharkapitels*¹ zu danken. Es kann keine Rede davon sein, daß ich das Buch – von Deiner Vorrede abgesehen – von Anfang bis zu Ende gelesen hätte. Wohl aber habe ich genug darinnen gelesen, um Dich zu dem, was Du zustande gebracht hast, aufs höchste beglückwünschen zu können. Und zwar kann ich das, ohne die – zweifellos im-

mense – technische Kunstleistung, die diese Übersetzung darstellt, im geringsten beurteilen zu können. Denn neben ihr besteht unverkennbar die eminente Humanität, die aus dem erfolgreichen Vorsatz spricht, einen derart hermetischen Text dem ungeschulten, auf nichts als seine Aufmerksamkeit gestellten Verstande in die zweckdienlichste und zugleich überraschendste Nähe zu rücken. Die Übersetzung des Dir vorliegenden Textes war bestimmt nicht leichter als die eines vollkommenen Gedichts. Nur verfügen die Übersetzer von Dichtung für gewöhnlich nicht über die Entsagung, die hier Bedingung des Gelingens ist und zugleich die methodische Weisung gibt, mit der Übersetzung den Kommentar zu verbinden. Insofern halte ich Deine Leistung für vorbildlich über die Grenzen der Materie hinaus.

Es wird Dich hoffentlich nicht überraschen von mir zu hören, daß diese Materie mir noch immer sehr nahe steht, wenn Du auch wohl das kleine Programm, in dem dieser Umstand in Ibiza seinen Niederschlag fand – „Über das mimetische Vermögen“ – nicht in diesem Sinne verstanden hast. Wie dem auch sei, der dort entwickelte Begriff der unsinnlichen Ähnlichkeit findet vielfache Illustration in der Art wie der Soharautor die Lautbildungen, und mehr wohl noch die Schriftzeichen als Depositen von Weltzusammenhängen auffaßt. Freilich scheint er an eine Entsprechung zu denken, die auf keinerlei mimetischen Ursprung zurückführt. Das dürfte mit seiner Bindung an die Emanationslehre zusammenhängen, zu der in der Tat meine Mimesistheorie den stärksten Antagonismus darstellt.

Viele Stellen sind mir schon jetzt aufgefallen über die ich mit Dir sprechen müßte. Gern wüßte ich mehr über die „Kleinen Gesichter“ der Keruwim. Gern wüßte ich, welche Gedanken Du Dir über den Ursprung der sehr sonderbaren Mondtheorie p. 80/81 machst. Sehr wichtig wäre ferner, sich die Lehre von der Hölle anzusehen. Im Vorwort hat mich besonders die Ausführung über Mose de Leon interessiert. Und dann die Stelle über die primitive und volkstümliche Seite der Sohar-Dämonologie.

[...]

Dein Kafkagedicht hast Du mir im Druck² nicht geschickt, und ich würde es gerne haben. Wenn von mir lange nichts gekommen ist, so liegt das einmal daran, daß so gut wie nichts publiziert wird, zum andern, daß die Blätter wegen der Krise meist nur ein einziges Belegexemplar schicken, so z. B. die Neue Züricher Zeitung.

Ungeachtet dieser Umstände habe ich, um auch hier das Meine lieber doppelt und dreifach zu tun, einen kleinen Stoß Novellen geschrieben. Eine von ihnen sollte, wenn mich nicht alles täuscht, leicht einen Platz finden und Du wirst sie dann von mir geschickt bekommen. Manchmal träume ich den zerschlagenen Büchern nach – der berliner Kindheit um neunzehnhundert und der Briefsammlung – und dann wundere ich mich, woher ich die Kraft nehme, ein neues ins Werk zu setzen. Freilich mit sovielen Umständen, daß sein Schicksal noch unabsehbarer ist als die Gestaltung meiner eigenen Zukunft. Auf der andern Seite ist es doch gleichsam das Wetterdach, unter das ich trete, wenn es draußen zu schlimm wird. Zu diesen Unbilden des draußen gehört auch der Fuchs. Aber mit der Zeit härte ich mich gegen seinen Text ab, dem ich zudem weiterhin nur unter mannichfachen Vorkehrungen mich aussetze. Im übrigen berücksichtige ich seine Bücher ausschließlich soweit er das neunzehnte Jahrhundert behandelt. So entfernt er mich nicht allzusehr von meiner eigentlichen Arbeit.

Diese ist in der letzten Zeit durch einige grundlegende Feststellungen kunsttheoretischer Art in entscheidender Weise gefördert worden. Zusammen mit dem historischen Schematismus, den ich vor ungefähr vier Monaten entworfen habe, werden sie – als systematische Grundlinien – eine Art Gradnetz bilden, in das alles einzelne einzutragen sein wird. Diese Überlegungen verankern die Geschichte der Kunst im neunzehnten Jahrhundert in der Erkenntnis ihrer gegenwärtigen von uns erlebten Situation. Ich halte sie sehr geheim, weil sie zum Diebstahl unvergleichlich besser als die meisten meiner Gedanken geeignet sind. Ihre vorläufige Aufzeichnung heißt „das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“.

Im Februar werde ich im Institut des Études Germaniques einen Vortrag über die Wahlverwandtschaften halten. Wie lange bei alldem meine Widerstandskräfte noch ausreichen werden, das weiß ich nicht, denn ich verfüge *höchstens* vierzehn Tage im Monat über das Nötigste. Jede geringste Anschaffung aber ist auf das Eintreten eines Wunders angewiesen. Statt dessen ereignete es sich vor einigen Tagen, daß ich meinen Füllfederhalter – ein kostbares Geschenk – vielmehr Erbstück verlor. Und das war kein Wunder, vielmehr das natürlichste Ergebnis tiefster Verstimmtheit und zudem eine lehrreiche Bestätigung des Satzes, daß dem, der nichts hat, das Seine genommen wird.

Für heute werde ich, wie es scheint, den Weg zu lustigern Betrachtungen nicht mehr zurück finden, und so kommt der Schluß nicht zu früh. Schreibe mir bald und nimm, mit Escha, die herzlichsten Grüße

Dein Walter

¹ „Die Geheimnisse der Schöpfung, ein Kapitel aus dem Sohar“, Berlin 1935.

² In der „Jüdischen Rundschau“. 22. März 1935.

269 *An Kitty Marx-Steinschneider*

Paris, 24. Oktober 1935

Chère amie,

gestern ist Ihr Brief gekommen, und ich will Ihnen danken, ohne Zeit verstreichen zu lassen. Daß in solchen Dingen der „Erfolg“ keineswegs das Maß des Danks sein kann, wissen Sie gut genug, um den meinen so zu verstehen, wie er beschaffen ist.

Habe ich nicht gleichzeitig eine Gelegenheit, Ihnen zu sagen, daß mir das große Gespräch mit Ihnen besonders vertraut im Gedächtnis geblieben ist?

Sehr lieb war mir, von Ihnen zu vernehmen, daß Sie das

Gespräch mit aller der Sache dienlichen Vorsicht geführt haben; freilich war ich dessen vollkommen gewiß, ehe ich sie an Sie herantrug. In der Tat werde ich mit nicht verminderter sondern vermehrter Spannung auf das warten, was Sie eines frühern oder spätern Tages werden enträtseln können.

An den allgemeinen Aspekten der Lage hat sich für mich in der letzten Zeit nichts geändert. Ich bin in den letzten Wochen mit den Fixierungen einiger eingreifender Überlegungen zur Kunsttheorie beschäftigt, deren Ausgangspunkt jenes vormittägliche Gespräch mit Ihrem Mann in der Bar gewesen ist. Es ist als ob diese Überlegungen, die sich immer in den Frühen des abnehmenden Tages verborgen gehalten hatten, mir erst greifbar geworden waren, als sie einmal ins Mittagslicht herausgelockt worden sind. Bitte sagen Sie Ihrem Mann in dieser Erinnerung die schönsten Grüße.

Schreiben Sie mir doch wieder sobald Sie mögen und können. Neuigkeiten wie die Buber angehenden, finden bei mir immer ein gewaltig gespitztes Ohr.

Mit recht herzlichen Grüßen

Ihr Walter Benjamin

270 *An Werner Kraft*

Paris, 28. Oktober 1935

Lieber Herr Kraft,

Es hat mehrere Gründe, wenn ich Ihre letzten Nachrichten und Sendungen weniger bald bestätige als ich es mir gewünscht hätte. Mindestens der erste von ihnen wird mich entschuldigen. Er ist in den besonderen und zeitweise bedrohlich getürmten Schwierigkeiten meiner Existenz zu suchen. Ich sehe davon ab, deren Auswirkung Ihnen im Einzelnen darzustellen; eine von diesen kommt Ihnen in Gestalt meiner veränderten Adresse ohnehin zu.

Solche Umstände verlangen, wie Ihnen leicht verständlich sein wird, ihre eigene Diätetik, und so war es mir nicht ohne

weiteres möglich, Ihren letzten Karten mit derjenigen Spontaneität zu antworten, die diese Form der Korrespondenz verlangt.

Ich komme zuerst auf Ihr Gedicht¹ zurück, das mir tiefen Eindruck gemacht hat. In seinen vier ersten Strophen scheint es mir so vollkommen, daß es die Einwendung, die sich gegen die fünfte bei mir erhebt, sollte tragen können. Das Gedicht ist mit dem Wort „Ende“ zuende. Die Frage – so scheint mir – mit der Sie es schließen, vermag den tiefen Resonanzboden, den die vorhergehenden Strophen gebaut haben, nicht zu füllen.

Im übrigen gehen mich diese Zeilen in der Traurigkeit, die sie enthalten, gewiß nicht weniger an als in ihrer Kunstgestalt. Und das veranlaßt mich zu der Frage, ob es Ihnen nicht möglich sein sollte, mir einen einigermaßen pragmatischen Bericht über Ihr Leben drüben – oder über das Leben drüben zu geben, und wie ich ihn, frei gestanden, schon so lange von Ihnen erwarte. Im Zusammenhang sagen Sie mir vielleicht auch mit einem Wort, welche Art von Arbeit Sie drüben gefunden haben. [...]

Im übrigen unterliege ich kaum der Nötigung, mir auf diesen Weltzustand im großen und ganzen einen Vers zu machen. Es sind auf diesem Planeten schon sehr viele Kulturen in Blut und Grauen zugrunde gegangen. Natürlich muß man ihm wünschen, daß er eines Tages eine erlebt, die beide hinter sich gelassen hat – ja, ich bin, ganz wie Scheerbart, geneigt, anzunehmen, daß er darauf wartet. Aber ob *wir* ihm dieses Geschenk auf den hundert oder vierhundertmillionsten Geburtstagstisch legen können, das ist eben furchtbar fraglich. Und wenn nicht, so wird er uns schließlich zur Strafe, als seinen unaufmerksamen Gratulanten, das Weltgericht auftragen lassen.

Was mich betrifft, so bemühe ich mich, mein Teleskop durch den Blutnebel hindurch auf eine Luftspiegelung des neunzehnten Jahrhunderts zu richten, welches ich nach den Zügen mich abzumalen bemühe, die es in einem künftigen, von Magie befreiten Weltzustand zeigen wird. Natürlich muß ich mir zunächst einmal dieses Teleskop selber bauen und bei

dieser Bemühung habe ich nun als Erster einige Fundamentalsätze der materialistischen Kunsttheorie gefunden. Ich bin augenblicklich dabei, sie in einer kurzen programmatischen Schrift auseinanderzusetzen.

Für den Februar bereite ich einen Vortrag im Institut des Études germaniques an der Sorbonne vor. Ich habe eine kleine Tournée bei den Professoren gemacht, von der mir geteilte Eindrücke zurückgeblieben sind. Den ungünstigsten erhielt ich von [Henri] Lichtenberger.

Sonst wenig Neues. Und vor allem eigentlich seit Monaten keine Lektüre, da die Arbeit meine gesamte Zeit beansprucht. Eine Ausnahme machte ich mit den Horatiern und Kuriatiern, einem neuen Lehrstück von Brecht, das ich vor kurzem im Manuscript zu sehen bekam. Es stellt eine hervorragende Verwertung gewisser Techniken des chinesischen Theaters dar, das er bei seinem letzten moskauer Aufenthalt kennen gelernt hat. Für das, was Sie mir über die Anzeige des Dreigroschenromans sagten, vielen Dank! Und geben Sie recht bald eine ausführliche Nachricht.

¹ „Wahnes Frage“. In „Figur der Hoffnung“.

271 *An Werner Kraft*

Paris, 27. Dezember 1935

Lieber Herr Kraft,

Ich danke Ihnen sehr herzlich für Ihren inhaltsreichen, wertvollen Brief vom 9. November. Er gab mir erstmals ein, wenn auch im Umriß gehaltenes Bild von Ihrer palästinensischen Situation.

Ich beglückwünsche Sie zu Ihrer anthologischen Arbeit für die Schockenbücherei. Es ist mir leicht zu denken, daß sie Ihnen Freude macht und daß etwas Schönes dabei herauskommen wird. Daß Sie auf der andern Seite mancher Erscheinung und mancher Anforderung mit „heimlichem Widerstreben“

antworten, das ist mir in keiner Weise erstaunlich. So unzulänglich meine Kenntnisse von der materiellen und geistigen Lage Palästinas sind, so kann ich mir doch aus vielerlei Symptomen zusammenreimen, daß der geistige Lebensraum dort viel enger ist als seine relativ komfortable politische Verfassung es annehmen läßt.

Sie erwähnen – im Zusammenhang Ihres schönen Gedichts – Leo Schestow. Es ist recht möglich, daß ich ihm nächstens einmal begegne. „Auf Hiobs Wage“ steht neben mir im Regal. Ich habe freilich noch keine rechte Zeit, mich hineinzulesen, gefunden. Und in diesem Zusammenhang bitte ich Sie, es nicht als Oberflächlichkeit zu verstehen, wenn ich heute auf dieses Gedicht nicht zurückkomme. Ich habe es – hoffentlich ohne Ihren Willen zu verletzen – einem Freunde zur Abschrift geliehen. [...]

Zum Schluß möchte ich noch anmerken, daß ich eine programmatische Arbeit zur Kunsttheorie abgeschlossen habe. Sie heißt „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“. Sie steht stofflich in keinem Zusammenhang mit dem großen Buch, dessen Plan ich erwähnt habe, methodisch aber im engsten, da jeder geschichtlichen Arbeit, besonders wenn sie beansprucht, vom historischen Materialismus sich herzuschreiben, eine genaue Fixierung des Standorts der Gegenwart in den Dingen vorhergehen muß, deren Geschichte dargestellt werden soll: ... das Schicksal der Kunst im neunzehnten Jahrhundert.

272 *An Theodor W. Adorno*

Paris, 27. 12. 1935

Lieber Herr Wiesengrund,

bevor ich Ihnen von Max [Horkheimer] ausrichte, was der erste Anstoß zu diesen Zeilen war, lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich mit tiefem Anteil Ihrer gedacht habe, als mich gestern die Nachricht vom Tod Alban Bergs erreichte.

Sie wissen, wie sein Werk das einzige ist, in dessen Zeichen unsere Gespräche auf dem mir sonst ferner gelegenen Gebiet die gleiche Intensität erreichten wie auf den andern und besonders das nach der Wozzek-Aufführung wird auch Ihnen noch in Erinnerung sein. —

Max bittet Sie, unter keinen Umständen den Kontinent zu verlassen, ohne ihm telegrafisch Nachricht gegeben zu haben, wo Sie vor Ihrer Überfahrt zu erreichen sind. Es liegt ihm außerordentlich daran, Sie auf dem Festland zu sprechen, sei es in Holland, sei es in Paris. (Daß gerade dieses letztere mir sehr erfreulich und wichtig wäre, können Sie denken.)

Und zwar erbittet er die Nachricht an mich, da er mich fortlaufend über seine Adresse und zumal über die Ausdehnung seines holländischen Aufenthaltes, den er Ende der Woche antritt, auf dem Laufenden halten wird.

Im übrigen weiß natürlich auch Max, wie sehr ich mir wünsche, daß wir uns hier in Paris zu dritt sprächen.

Die herzlichsten Grüße für Sie und Felizitas

Ihr WB

273 *An Alfred Cohn*

Paris, 26. Januar 1936

Lieber Alfred,

leider sind die beiden kurzen Ankündigungen eines Briefs, für die ich Dir herzlich danke, im neuen Jahr noch ohne Folge geblieben. Und nun komme ich ihm mit ein paar Worten zuvor.

Meine Gedanken wurden erst vor wenigen Tagen wieder auf Dich zurückgelenkt — und zwar: indem auf freilich unsichere, zu mindest nicht ganz verbürgte Weise mir die Nachricht zukam, daß Noeggerath Vorlesungen in Barcelona abhält. Etwas Genaueres habe ich nicht erfahren können — um Vorlesungen an der Universität kann es sich nicht handeln;

davon hätte P L Landsberg, der Schüler von Scheler, der an der Universität Barcelona liest, und den ich nach Noeggerath fragte, wissen müssen.

Ich will Dir Noeggeraths Anwesenheit in der Stadt jedenfalls signalisiert haben; es ist wohl gewiß, daß er sich aus der münchener Frühzeit an Grete erinnert und daß er mit Freude eine Beziehung zu Euch aufnehmen würde. Ob dies auch in Eurem Sinne liegt, darüber kann ich mir allerdings keine Ansicht bilden und das dürfte auch von seiner Verfassung abhängen, die als ich Ibiza verließ, leider nicht viel Ermutigendes hatte. Inzwischen, so wurde mir weiter gesagt, hat er die Insel endgültig verlassen. Und damit wäre nach wenigen Jahren die Vorstellung in Erfüllung gegangen, die mir ein in *grande compagnie* unternommener Besuch der entlegnen Baustelle, die er sich für sein Haus auf der Insel gesichert hatte, geradezu zwingend aufgenötigt hatte.

Meinerseits denke ich immer noch viel an die Insel zurück. Aber ich bezweifle, ob, wenn ich mich wieder einmal von Paris für einige Zeit losmache, der Weg mich nach Süden führen wird. Eher werde ich vielleicht diesen Sommer nach Dänemark kommen. Irgendwelche Anschauung davon habe ich aber noch nicht; spüre nur, daß nach so langer, mir ungewohnter Seßhaftigkeit eine Ortsveränderung nur willkommen wäre.

Auf lange Dauer werde ich Paris vorläufig nicht verlassen – es sei denn, daß politische Umstände es erzwingen – weil ich durch die Arbeit an meinem Buch auf die Bibliothèque Nationale weiterhin angewiesen bleibe. Zunächst werde ich allerdings die Studien dort auf eine gewisse Zeit unterbrechen, um mich an einem oder mehreren Gesamtentwürfen zu dem Buch zu versuchen. Meine Schrift über „das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“ ist jetzt fertig geworden. Sie fixiert den gegenwärtigen Standort, dessen Gegebenheiten und Fragestellungen maßgebend für den Rückblick ins neunzehnte Jahrhundert sein sollen. Diese Programmschrift soll in der Zeitschrift des Instituts und zwar auf französisch erscheinen. Die Arbeit an dieser Übersetzung wird in den Händen eines besonders befähigten Mannes lie-

gen; trotzdem wird es ohne Beeinträchtigung des Textes bei der Sache wohl schwerlich abgehen. Auf der andern Seite ist das Erscheinen des französischen Textes mir aber mit Rücksicht auf meine hiesige Position sehr erwünscht.

Diese letztere scheint sich ungefähr zu der gleichen Zeit als ich zu der Einsicht gekommen bin auf unmittelbare französische Fixierung meiner Gedanken mindestens bis auf weiteres verzichten zu müssen, auf andere Weise etwas zu bessern. Das hängt auf der einen Seite mit dem Entschluß des Instituts zusammen, in Frankreich eine etwas intensivere Aktion an den Tag zu legen, auf der andern mit der wachsenden Bedeutung von Adrienne Monnier im hiesigen Literaturbetrieb; zu der Monnier bin ich im Laufe der Zeit in ein Verhältnis getreten, das sich einem freundschaftlichen im deutschen Sinne sehr nähert. Du wirst Dich vielleicht der ungewöhnlichen Sympathie erinnern, die ich seit jeher für sie bekundet habe.

Diese Sympathie ist gesteigert worden durch die politische Position, die sie im Laufe des letzten Jahres eingenommen hat. In dessen zweite Hälfte fällt die Gründung von „Vendredi“, das Dir vielleicht einmal in die Hände gekommen ist. „Vendredi“ ist eine sehr billige Wochenzeitung, die heute schon eine Auflage von 300 000 Stück haben soll. Sie macht seit langer Zeit den ersten Versuch, die linke literarische Produktion in einem umfassenden Sinne mobil zu machen, und einen im ganzen sehr glücklichen. Meines Wissens hat Gide sachlich und materiell an diesem Versuch großen Anteil. Die sehr wichtige Tatsache, daß dem Faschismus literarische Wegbereiter so gut wie abgehen, ist zwar keine auf Frankreich beschränkte. Aber in Frankreich zum ersten Mal wird sie – und vielleicht doch noch rechtzeitig – ins rechte Licht gerückt. Das ist die wichtigste Leistung von „Vendredi“. Das beste an dieser Zeitung ist, abgesehen von der erwähnten Klarstellung, zu erweisen, daß es eine Kommunistenfurcht selbst bei der intellektuellen Vorhut des Liberalismus hier nicht mehr gibt. An der gleichen Stelle an der Autoren wie Gide oder Rolland ihre politische Haltung fixieren, stößt man auf Leute wie Julien Benda, Alain, Jules Romain mit kaum

weniger energischen, jedenfalls unzweideutigen Kundgebungen. Weiter ist für uns, die wir gerade eine politische Reaktion gegen den Kryptofaschismus in der Belletristik in Deutschland so gänzlich vermißt haben, die rabiate Polemik, die Vendredi gegen Leute wie Louis Bertrand, Camille Mauclair, Henri Béraud, Paul Morand führt, etwas außerordentlich Erfreuliches. Adrienne Monnier arbeitet von Zeit zu Zeit an „Vendredi“ mit und spielt, ohne der Redaktion anzugehören, bei dieser eine schwerlich geringe Rolle.

Um diese literarischen Informationen mit einer weniger gewichtigen abzuschließen: versäume nicht „Les Pitard“ von Simenon zu lesen, falls Dir das Buch in die Hände fällt. Es ist ein Unterhaltungsroman ersten Ranges.

Von uns nächstliegendem zu reden: Weißt Du, ob Ernst [Schoen] nach Moskau, beziehungsweise Leningrad gefahren ist? Ich habe übrigens zur Zeit den erwähnten Programmaufsatz in Moskau liegen und bin äußerst gespannt, ob man ihn in Rußland publizieren wird. Es ist möglich. Immerhin würde mich eine positive Entscheidung mehr wundern als eine negative.

Brecht ist aus Amerika abzureisen im Begriff. Ich habe erzählen hören, die Aufführung der „Mutter“ sei drüben ein großer Erfolg gewesen. Etwas Genaueres weiß ich darüber bisher noch nicht. Ich denke die Tatsache meines Briefes spricht eindringlich genug, um mir am Schluß die Bitte um recht baldige Nachricht von Dir fast ersparen zu können. So nimm für heute nur die herzlichsten Wünsche und Grüße.

Dein Walter

274 *An Werner Kraft*

Paris, 30. Januar 1936

Lieber Herr Kraft,

Heute sollen es nur wenige Zeilen werden, die die Aufgabe haben, Ihnen für Ihre letzten Nachrichten und besonders für

das schöne Gedicht zu danken und in Kürze von mir berichten.

Mich hat interessiert, was Sie über Heine und Brecht schreiben. Mir scheint viel Wahres darinnen, wenn ich auch, bei meiner geringen Kenntnis von Heine verständlich, keine Verse von ihm im Sinne habe, die an Brecht genau erinnern könnten. Weniger folge ich Ihnen, wenn die Frage, ob ein Dichter traditionslos schaffen könne, Sie anlässlich Brechts beschäftigt. Da ist gewiß Tradition vorhanden. Nur wird man in einer Richtung suchen müssen, in der wir uns wenig umgetan haben: ich denke vor allem an bayrische Volkspoesie; zu schweigen von manifesten Zügen, die auf die lehrhafte und parabolische Predigt des süddeutschen Barock zurückführen.

Zufällig bin ich jetzt auf meine Weise dabei, in Heine zu geraten. Ich lese die Prosa, soweit sie sich mit französischen Zuständen beschäftigt. Sehr dankbar wäre ich Ihnen, wenn Sie mir angeben wollten, wo die Beschäftigung mit diesen Zuständen etwa in seiner Poesie einen Niederschlag gefunden hat.

Zu Ihrer Bemerkung über mein sprachtheoretisches Referat, dem seine Grenzen durch die Form vorgeschrieben waren: es präjudiziert nichts über eine „Metaphysik“ der Sprache. Und es ist von mir, wenn auch keineswegs manifest, so eingerichtet, daß es genau an die Stelle führt, wo meine eigene Sprachtheorie, die ich auf Ibiza vor mehreren Jahren in einer ganz kurzen programmatischen Notiz niedergelegt habe, einsetzt. Ich war sehr überrascht, bedeutende Korrelationen zwischen dieser Theorie und Freuds Essay „Telepathie und Psychoanalyse“ zu finden, den Sie im psychoanalytischen Almanach auf 1935 finden.

Die Arbeit über „das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“ wird zunächst französisch erscheinen. Die Arbeit liegt in der Hand eines für sehr gut geltenden Übersetzers; aber auch für ihn werden die Schwierigkeiten außergewöhnliche sein. Wo ich den deutschen Text publizieren kann, steht noch dahin. Augenblicklich bin ich beschäftigt, zu dieser Arbeit eine Anzahl von Anmerkungen zu schreiben.

Soweit ich Zeit für mein Buch finde, wende ich sie gegenwärtig dem Studium im Cabinet des Estampes zu, wo ich auf den großartigsten Porträtisten der Stadt Paris, Charles Meryon, gestoßen bin, einen Zeitgenossen Baudelaires. Seine Radierungen gehören zu den erstaunlichsten Blättern, die je eine Stadt ins Leben gerufen hat; es ist ein ungeheurer Verlust, daß der Plan, sie von Baudelaireschen Erläuterungen begleiten zu lassen, infolge von Meryons Schrullen nicht ausgeführt wurde.

Nehmen Sie für heute mit diesem Blatt vorlieb.

PS. Ich denke noch rechtzeitig daran, Ihnen zu sagen, mit welchem Interesse ich Ihren Aufzeichnungen über Sprache entgegenreise.

Und haben Sie vielen Dank für die schönen Sätze von Mallarmé.¹

¹ Nach Erinnerungen von Henri de Regnier in dem Buch „Donc“, Paris 1927.

275 *An Werner Kraft*

Paris [Frühjahr 1936]

Lieber Herr Kraft,

Ich bestätige Ihnen mit herzlichem Dank Ihre besonders schöne Arbeit über Else Lasker-Schüler.¹ Unter Ihrer Lektüre gewann mich mehr und mehr das Gefühl, daß von dieser Dichterin nie vorher mit soviel Liebe und Einsicht gesprochen worden ist. Sie haben gleich zu Beginn den glücklichen (dialektischen) Griff ins Unzulängliche dieser Erscheinung hinein: das will aber hier besagen in ihr Tiefstes und ihr Lebendigstes. So bekommt in Ihrer Darstellung das dichterische Gelingen der Frau etwas von der Seligkeit, das es dem Fliegenden ist, der der Schwerkraft seinen Platz abgewinnt.

Bei Gelegenheit will ich mir das „Konzert“² verschaffen,

indessen glauben, daß Weniges sich darin schöner darstellt denn die Zitate im Zusammenhang Ihres Textes. Es tut mir besonders leid, nichts zu seiner Publikation tun zu können. Was die „Zeitschrift für Sozialforschung“ betrifft, so handelt es sich um ein dreimal jährlich erscheinendes Fachorgan, mit genau abgestecktem Interessenkreis, mit dem dieser Essay schon seinem Gegenstand nach nichts Gemeinsames hat. [...]

Ihren Brief vom 15. Februar, für den ich Ihnen sehr herzlich danke, werde ich zu meinen Arbeitspapieren legen, um seine vielen wertvollen Hinweise auf Heine nach Maßgabe des Fortschritts in meinen Studien verwerten zu können.

Sie erwähnen im gleichen Brief Bemerkungen von mir über Brecht und die Tradition. Da es sich einerseits wahrscheinlich nur um ganz wenige Zeilen handelt, andererseits deren Inhalt mir gänzlich entfallen ist, mute ich Ihnen vielleicht mit der Bitte, mir die paar Worte aus meinem Brief zu kopieren, nichts allzu Lästiges zu. Im Augenblick, da ich diese Bitte tue, ist es mir besonders leid Ihre Frage nach Brechts Stellung zu meinem Kafka-Aufsatz unbeantwortet lassen zu müssen. Aber sie beantworten hieße ein Dutzend Seiten meines dänischen Tagebuchs – das die wichtigsten Gespräche enthält, die ich im Sommer 1934 mit Brecht geführt habe – kopieren!³ Davon hoffentlich mündlich einmal.

Leider ist Du Bos wieder sehr krank. Er hat seine Vorlesungen und Empfänge absagen müssen. – Ich hörte bei Freunden eine herrliche Vorlesung von Paul Valéry. Er trug unter anderm „Le Serpent“ vor. Über eine Begegnung mit Gide, die, bei ähnlicher Gelegenheit, schon länger zurückliegt, würde ich Ihnen ebenfalls am liebsten mündlich berichten.

[...]

PS Eben erhalte ich Ihr schönes Gedicht „Die Flöte“⁴. Herzlichsten Dank.

¹ In Krafts „Wort und Gedanke“, Bern 1959, wiederabgedruckt.

² Erschien Berlin 1932.

³ Veröffentlicht in: Walter Benjamin „Versuche über Brecht“, Frankfurt am Main 1966, S. 117–135.

⁴ Ungedruckt.

Paris, 27. Februar 1936

Lieber Herr Wiesengrund,

ich hätte gedacht, diese Begleitzeilen zu meiner Arbeit eher an Sie abgehen lassen zu können. Es war aber vor Abschluß der französischen Übersetzung kein deutsches Exemplar frei zu machen. Wenn nun das Ihnen zugehende die Spuren der Übersetzungsarbeit trägt, so bitte ich Sie das zu entschuldigen.

Wäre im übrigen diese Übersetzungsarbeit eine in jeder Hinsicht endgültig abgeschlossene, so würden Sie gleichzeitig mit dem deutschen den französischen Text erhalten. Wie aber die Sache liegt muß ich den letzteren, trotzdem er schon in Druck gegangen ist, noch kurze Zeit hier behalten, um ihn ein letztes Mal mit dem Übersetzer durchzugehen.

Durch diese Umstände ist auch mein Dank für die Zusendung Ihrer Gedenkaufsätze zum Tode von Alban Berg¹ hintangehalten worden. Hätte ich nicht in der Tat 14 Tage lang mich den Tag und einen größeren Teil der Nacht über an die Fersen meines Übersetzers heften müssen, so hätten Sie über diese außerordentlichen Arbeiten schon früher ein Wort vernommen. Sie wissen, daß mir die zweite von ihnen ihrer vertrauteren Sphäre nach die zugänglichere ist. Sie hat mich darum am meisten beschäftigt und in der Tat scheint sie mir von außerordentlicher Schönheit zu sein. Sie tritt mir an vielen einzelnen Stellen gesammelt entgegen.

So gleich am Anfang in der Beschreibung der „steinernen“ Züge, die so wunderbar der Totenmaske entspricht und dann der wirklich erstaunliche ja mich geradezu betreffende Satz: „Er hat die Negativität der Welt mit der Hoffnungslosigkeit seiner Phantasie unterboten“ – eine Perspektive in der mir die Begegnung mit der Musik des „Wozzeck“ von neuem ganz gegenwärtig geworden ist. Über anderen Sätzen lasse ich mich so weit gehen, mir einzubilden Sie könnten bei ihnen vaguement an mich gedacht haben; und vor allem natürlich beim Hinweis auf die „Freundlichkeit

des Menschenfressers“. Ungemein habe ich mich auch an dem Zusammenhang gefreut, in dem Sie Bergs Satz über den Blechbläseraccord citieren.

Hoffentlich werde ich nicht allzu lange auf Ihren Brief warten müssen. Wie kurz auch immer, so sicher mit Ungeduld. Die zweiwöchentliche überaus intensive Arbeit mit meinem Übersetzer hat mir dem deutschen Text gegenüber eine Distanz gegeben, die ich gewöhnlich nur in längeren Fristen gewinne. Ich sage das nicht um im Geringsten von ihm abzurücken, vielmehr weil ich erst aus dieser Distanz *ein* Element in ihm entdeckt habe, das ich gerade bei Ihnen als Leser gern zu einiger Ehre gelangen sehen würde: eben die menschenfresserische Urbanität, eine Umsicht und Behutsamkeit in der Destruktion, die wie ich hoffe etwas von der Liebe zu den, Ihnen vertrautesten, Dingen verrät, die sie freilegt.

Ich erwarte die Sammlung von Max [Horkheimers] Aufsätzen² für deren Übersetzung ich Sorge tragen werde. Wenn diese Arbeit organisiert wird, so werden wir uns, wie ich bestimmt annehme hier sehen. Ich denke und hoffe, bald.

Mit den herzlichsten Grüßen Ihr Walter Benjamin

¹ Zur Lulu-Symphonie, und: Erinnerung an den Lebenden; beide Aufsätze erschienen unter dem Pseudonym Hektor Rottweiler in der Wiener Musikzeitschrift „23“, Heft 24/25, Februar 1936.

² Die Ausgabe kam nicht zustande.

277 *An Kitty Marx-Steinschneider*

Paris, 15. April 1936

Liebe Freundin,

es steht mit uns hoffentlich so, daß mein Schweigen in all der Zeit Ihnen nicht die geringsten unbegründeten Zweifel geweckt hat. Allenfalls zeitweilige Zweifel an meinem Ergehen, die nicht notwendig stets unbegründet gewesen sind. Auf der anderen Seite wird es Sie nicht verwundern, wenn

ich windstille Stunden wähle, um Ihnen von mir zu erzählen. Die sind nicht häufig und brauchen es nicht zu sein.

Es ist inzwischen Frühling geworden; das Lebensbäumchen indessen kümmert sich garnicht um die Jahreszeit, weigert sich, die geringsten Blüten zu tragen und bildet allenfalls kleine Früchte. Einige wenige Naturfreunde schauen zu deren letzter herauf, die Ihnen ja bereits angesagt worden ist. Sie wird Ihnen in französischer Textverpackung, in ungefähr einem Monat ins Haus kommen. Was die Naturfreunde angeht, so ist es ein zusammengewürfeltes Grüppchen – bestehend aus einigen Emigranten, ein oder zwei französischen Amateuren, einem Russen, der den Kopf zu der Sache schüttelt und einigen Personen verschiedenen Herkommens und Geschlechts, die weniger der Frucht als dem Bäumchen Neugier bezeigen.

In diesem Sinnbildchen erhalten Sie einen ziemlich genauen Begriff von den derzeitigen Produktionsbedingungen. Eigentlich gesprochen hat erst die Leitung der ungemein schwierigen Übersetzungsarbeit, dann die Bereinigung redaktioneller und technischer Verwicklungen in den letzten zwei Monaten den Hauptteil meiner Kraft (wennschon nicht meiner Zeit) beansprucht. Für vielen Verdruß, der mit solchen Interventionen fast immer verbunden ist, bin ich durch den Reiz entschädigt, der mit der Beobachtung der frühesten, an charakteristischer Prägung oft der spätern gleichsam offiziellen überlegenen, Reaktionen auf eine derartige Arbeit verbunden ist. Ich hätte fast Grund, aus ihnen zu schließen, daß sie dort, wohin sie zuständig ist, in Rußland, am wenigsten ausrichten wird. Dagegen wird hier einiges in die Wege geleitet, um die Arbeit Gide, Paul Valéry und andern unter den wichtigsten Schriftstellern Frankreichs auf eine ihr entsprechende Weise zu präsentieren. Sie wird ein programmatisches Begleitschreiben erhalten, an dem ich eben jetzt arbeite.

Sonst beschäftigt mich eine aus leidigen Umständen eingegangene Verpflichtung, eine Arbeit über den russischen Dichter Ljesskow zu schreiben – einen wenig bekannten, sehr bedeutenden Zeitgenossen von Dostojewski. – Kennen Sie

ihn? Die Werke sind, bruchstückweise, des öftern ins Deutsche übersetzt worden. Diese Arbeit mache ich für „Orient und Okzident“, eine von dem ehemaligen Bonner Theologen Fritz Lieb geleitete Zeitschrift¹. Dieser Lieb ist Schweizer, einstiger Schüler von Karl Barth und einer der weitaus besten Leute, die ich hier kennen gelernt habe. Außerdem ist er ein Mann von außergewöhnlichem Mut, der schon bei dem Schweizer Aufstand von 1918 eine Rolle gespielt hat. Ich lese eben seine Schrift „Das geistige Gesicht des Bolschewismus“, die mir einen Schlüssel für seine neuere ebenso interessante wie gewinnende – bisweilen faszinierende Entwicklung verschaffen soll.

Da ich im übrigen gar keine Lust habe, mich in Betrachtungen der russischen Literaturgeschichte einzulassen, so werde ich bei Gelegenheit Ljesskows ein altes Steckenpferd aus dem Stall holen und versuchen, meine wiederholten Betrachtungen über den Gegensatz von Romancier und Erzähler und meine alte Vorliebe für den letzteren an den Mann zu bringen.

Ob Ihnen Ljesskow im übrigen im Sinn Ihrer Bitte um literarische Hinweise von Nutzen sein kann, ist mir nicht recht entscheidbar. Wenn sich ein oder der andere Novellenband einmal auf Ihrem Weg findet, sollten Sie ihn aber jedenfalls mitnehmen. Im übrigen bin ich, was vernünftige Ratschläge angeht, in rechter Verlegenheit. Das ist nicht verwunderlich. Auf der einen Seite lese ich die Sachen, die mir durch meine Arbeiten mehr oder weniger vorgeschrieben sind – das meiste davon steht in selten benutzten Rayons der Magazine der Bibliothèque Nationale. Auf der anderen Seite gewinne ich dadurch die Freiheit, von allen literarischen Rücksichten unbeschwert meinem simplen Vergnügen als Leser nachzugehen. Und da beim simplen Vergnügen immer der private Geschmack mitspricht, und garnicht wenig, so ist es mit der Empfehlung solcher Lektüre um nichts zuverlässiger bestellt als mit der von Gerichten. Mit solcher reservatio will ich Ihnen mitteilen – sollte ich es nicht schon getan haben? – daß ich jeden neuen Roman von Georges Simenon lese und unter seinen letzten Les Pitard, Le Locataire, L'Évadé

am besten finde. „Gehobenerer“ Literatur der Zeit lese ich, wie Sie sich denken mögen, so gut wie garnicht. Es gibt aber Abenteuerromane, die es längst mit ihr aufnehmen können. Einer der großartigsten, die mir in der letzten Zeit unterkamen – er ist aber längst bekannt und in deutscher Übersetzung bei Knaur erschienen – ist Philipp Macdonald: Tod in der Wüste. (Man hat einen Film danach gedreht, der des Buches nicht ganz unwürdig ist.) –

Sie müssen nicht annehmen, daß ich die „Jüdische Rundschau“ regelmäßig bekomme. Und nicht im Traume können Sie meinen, daß das, was ich da finde, mich entfernt soviel angeht, wie das, was Sie mir auf einer Briefseite über palästinensische Dinge schreiben können. – Mit dem Stellen von Fragen hat es freilich seine Schwierigkeiten. Denn mich interessiert ja wohl immer wieder das Gleiche: wo gehen die Hoffnungen, die Palästina erweckt, über die hinaus, zehntausenden von Juden, hunderttausenden von Juden ein Leben zu fristen. Ein Umstand, bei dem, so unerläßlich er ist, es sein Bewenden nicht haben dürfte, ohne daß er unter den Gefahren, welche dem Judentum drohen, sich als eine neue und katastrophale erweisen müßte.

(Die Besprechung sprachphilosophischer Theorien, die Sie gelesen haben, hat auch Scholem bekommen, ohne daß ich darauf von ihm das Geringste vernommen hätte. Ich habe ihm kürzlich geschrieben und ihm dabei auch die neue kunsttheoretische Arbeit angekündigt, nicht ohne ihm freimütig zu sagen, wie vorsichtig ich die Chance beurteile, sie günstig von ihm aufgenommen zu sehen. Das matte Kolorit seiner seltenen Nachrichten und die langen Pausen, die zwischen ihnen verstreichen kann ich mir kaum mehr anders als durch Schwierigkeiten erklären, mit denen er selbst sich auseinanderzusetzen hat. Die Aussichten seiner Europareise in diesem Jahr, auf die er im vorigen zu rechnen schien, werden damit wohl auch zu ungewissen geworden sein – von denen unserer Begegnung zu schweigen.)

Seit einem Jahr bin ich nicht aus Paris herausgekommen und ich brauche eine Erholung sehr. Wenn möglich, will ich in einem Monat nach Dänemark zu Brecht fahren. Aber ob

das möglich sein wird, steht sehr dahin. Mir wäre es schon der politischen Lage wegen sehr lieb, den Sommer in Dänemark sitzen zu können. Hier fühlte ich mich manchmal schon recht ungemütlich. Und von dort oben würde ich Ihnen Berichte schicken, die Ihnen die Möglichkeit gegebenenfalls in höhern Breiten „dem Frieden und dem Fischfange“ nachzugehen, als entschieden vernünftiger erweisen sollten, als Ihrem „Schicksal“ nicht zu entgehen.

Wenn wir aber von Ihrem Schicksale reden, so wollen wir annehmen, als nächstes verhänge es über Sie, mir bald mit einem langen Briefe zu antworten.

Die nun schon gewohnten sehr herzlichen Grüße

Ihr Walter Benjamin

¹ Erschien im Oktober 1936, S. 16–33. Jetzt Schriften II, 229–258.

278 *An Gerhard Scholem*

2. Mai 1936

Lieber Gerhard,

es ist ein trauriger Epilog, den die letztjährige Periode unseres Briefwechsels mit Deinem Schreiben bekommen hat.¹ Ein Epilog bei dem ich dazu nicht mehr als einen stummen Hörenden abgeben kann, der ihm, auch wo er sich in Andeutungen bewegt, zu gut folgen kann, um ihm mit Worten ohne Gewicht in die Rede zu fallen. Das wenige, das sich aussprechen läßt lege ich in den Wunsch, daß die Einsamkeit, wenn sie sich einstellen sollte, ihre Befristung von außen und ihre Befruchtung von innen erfahre.

Ist es in dieser letzten Zeit unserm Briefwechsel nicht besser als Dir ergangen, so kannst Du mir keinesfalls das Zeugnis versagen, ihm mit Geduld zur Seite gestanden zu haben. Es war nicht umsonst, wenn er mit der Zeit etwas von seinem alten Adam zurückgewinnt. Darum müssen wir beide wünschen, daß diejenigen Elementargeister unseres Daseins und

unserer Produktion, die ein Anrecht auf unser Gespräch haben, nicht unbegrenzt lange mehr auf der Schwelle zu warten haben. Andererseits darf man freilich ihre Chance nicht außer acht lassen, dank einer fälligen Bereinigung weltpolitischer Differenzen aus unseren Leibeszonen befreit miteinander konversieren zu können.

[...]

Deine Mitteilungen über das Geschick Deines Bruders habe ich mit Entsetzen gelesen. Ich kenne ihn nicht; aber schon einen Namen mit solchem Dasein verbinden zu müssen, ist furchtbar. Auch mein Bruder ist nach wie vor in Deutschland, aber in Freiheit. Er hat, da meine Schwägerin in der russischen Handelsvertretung in Berlin arbeitet, keine unmittelbare Not zu leiden.

Was meine eigene Arbeit betrifft, so wird ihr jeweiliger Stand von Deinen ihr zugewandten Gedanken offenbar stets weit überflügelt. Jedenfalls nehme ich an, daß Du unter dem großen Vorhaben, das Du erwähnst, die „Pariser Passagen“ verstehst. Da bleibt es bei der alten Sache, daß vom eigentlichen Text noch kein Sterbenswort existiert, wenn auch das Ende der Studien zu ihm absehbar geworden ist. Auch liegt im Augenblick der Akzent nicht auf diesen, sondern auf der Planung des Ganzen, die ihrerseits ungemein überdacht sein will und gewiß noch lange zu diesem und jenem Versuche Veranlassung geben wird. Meine letzte Arbeit, deren französische Fassung in drei Wochen erscheinen soll, ist aus diesen Planungen mit hervorgegangen. Sie berührt sich mit der großen Sache thematisch nur wenig, gibt aber für verschiedene ihrer Untersuchungen den Fluchtpunkt an. Unter den erwähnten Versuchen eines Gesamtplans ist bisher nur einer fixiert.

Ist Leo Strauß in Palästina? Ich hätte Neigung, mich mit seinen Büchern² in der Zeitschrift „Orient und Okzident“ – für die ich den „Ljesskow“ schreibe – zu beschäftigen. Vielleicht siehst Du den Autor und kannst ihn veranlassen, mir die Bücher zu schicken. Für heute schließe ich mit recht herzlichen Grüßen

Dein Walter

¹ Sch. hatte ihm seine Scheidung mitgeteilt.

² Es handelte sich um „Philosophie und Gesetz; Beiträge zum Verständnis Maimunis“. Berlin Schocken, 1935.

279 *An Alfred Cohn*

4. Juli 1936

Lieber Alfred,

ich lasse keinerlei Zeit verstreichen, um Dir zu sagen, wie sehr mich Dein letzter Brief gefreut hat. Als besonderer Anlaß des Schreibens kommt Dein Geburtstag hinzu.

Habe ich den ersten Juli richtig im Sinn? Ich nehme es an, und hätte Dir also früher geschrieben, wenn Dein Schweigen mich nicht in einige Ratlosigkeit versetzt hätte. Ich habe mich also doppelt gefreut, von Dir zu hören.

Gern hätte ich in Deinen Zeilen ein Wort gefunden, das in Deinen äußern Umständen eine gewisse Wendung zum Bessern andeutet. Daß Du diese Umstände nicht berührst, läßt mich vermuten, daß sich in dieser Hinsicht noch nichts geändert hat; und das ist der einzige Schatten, der auf Deinen Brief fällt.

Am meisten von allem, was Du zu meiner Arbeit schreibst, hat mich gefreut, daß Du trotz ihrer neuen, vielfach gewiß auch überraschenden Tendenz ihre Kontinuität mit meinen frühern Versuchen erkannt hast – eine Kontinuität, die wohl vor allem darin begründet ist, daß ich mir durch all die Jahre hindurch einen immer genauern und kompromißlosern Begriff von dem, was ein Kunstwerk ist, zu machen gesucht habe.

Mein Versuch, die Arbeit unter den hiesigen emigrierten Schriftstellern zur Debatte zu stellen, war zu sorgfältig vorbereitet, um nicht einen reichen informatorischen Ertrag zu bringen. Dieser aber war nahezu sein einziger. Am interessantesten war das Bestreben der Parteimitglieder un[ter] den Schriftstellern, wenn schon nicht den Vortrag so die Debatte meiner Arbeit zu hintertreiben. Das gelang ihnen

nicht und so beschränkten sie sich darauf, die Sache schweigend zu verfolgen, soweit sie ihr nicht ganz fern blieben. Es ist der Instinkt der Selbsterhaltung, der in solchen Fällen die Mängel der Auffassungsgabe kompensiert: diese Leute fühlen ihren so wohl eingespielten belletristischen Betrieb durch mich gefährdet, dürfen sich aber eine Auseinandersetzung mit mir sowohl vorläufig sparen als auf die Dauer nicht zutrauen. Im übrigen dürfen sie sich wohl mit einigem Recht solange in Sicherheit wiegen als auch Moskau das A und O der Literaturpolitik in der Förderung linker Belletristik erblickt, wie die neue Gründung „Das Wort“¹ es mich fürchten läßt.

Genaueres über diese Zeitschrift werde ich in kurzer Zeit von Brecht, der mit Feuchtwanger und Bredel zu ihrem Redaktionskomitee gehört, vernehmen. Ich denke, daß ich im Laufe des Juli nach Dänemark fahre. Sehr lange habe ich mit dem Gedanken gespielt, auf eine Zeitlang wieder nach Ibiza zu gehen. Ich fühle mich sehr erholungsbedürftig und habe von einem dänischen Aufenthalt mehr

[Rest des Briefes nicht erhalten]

¹ Die erste Nummer des „Wortes“ erschien im Juli 1936 in Moskau.

280 *An Max Horkheimer*

Skovsbostrand per Svendborg, 10. Aug. 1936

Lieber Herr Horkheimer,

mit vielem Dank bestätige ich Ihnen Ihre Briefe vom 13^{ten} und vom 25^{ten} Juli, die mir hierher nachgesandt wurden.

Ich bin seit einer Woche bei Brecht. Mein Kommen fiel in eine Regenperiode; seit gestern ist schönes Wetter, und ich freue mich auf die lang entbehrte ländliche Lebensweise.

Über die Auswirkungen meines Aufsatzes im letzten Heft der Zeitschrift wollte ich Ihnen schon ehe ich den ersten Ihrer

beiden Briefe bekam, kurz schreiben. Die interessanteste habe ich im Wortlaut noch nicht zu Gesicht bekommen. Es ist eine Äußerung von Malraux auf dem Londoner Schriftstellerkongreß vom vorigen Monat, bei dem er das Hauptreferat hatte. Da Etiemble der Generalsekretär des Kongresses war, werde ich ihren Text von diesem erhalten.

Malraux ist vor dem Kongreß auf meine Überlegungen eingegangen und hat mir dies bei einem Zusammentreffen in Paris bekräftigt. Er ging soweit, mir eine genauere Bezugnahme auf den Aufsatz in seinem nächsten, offenbar theoretischen, Buch in Aussicht zu stellen. Natürlich würde ich mich darüber freuen. Man darf aber nicht vergessen, daß Malraux sehr temperamentvoll ist; nicht jeder seiner oft impulsiven Vorsätze kommt zur Ausführung.

Der Aufsatz hat weiter Anlaß zu einer Aussprache zwischen Jean Wahl und Pierre Jean Jouve, der ein bedeutender Dichter ist, gegeben. Ich war nicht zugegen; es ist mir davon berichtet worden. Der Buchhändler Ostertag vom Pont de l'Europe erzählte mir, das Heft der Zeitschrift sei, mit Hinweis auf meinen Aufsatz, mehrfach bei ihm gekauft worden. Schließlich weiß ich, daß Jean Paulhan, der Redakteur der NRF, nachhaltig auf die Arbeit hingewiesen worden ist. Man hat ihm nahe gelegt, in seiner Zeitschrift mit einer Notiz auf sie einzugehen. Ob er das tun wird, ist mir zweifelhaft. Der Kreis um die NRF ist von jener Impermeabilität, die eine ganz bestimmte Art von Zirkeln seit jeher, und dreifach, wenn es literarische sind, kennzeichnet.

Natürlich gilt das alles in allem nur von der Zeitschrift, nicht vom Verlag. Insbesondere von G.¹ nicht. Dennoch macht sich die Unzuverlässigkeit, die durch diese Gruppierung in die Personen, und die Verwicklung, die durch sie in die Sachen getragen wird, abgeschwächt noch im Umkreis bemerkbar. Man weiß unter diesen Umständen selten, welche Abreden man als verbindlich anzusehen hat, welche nicht. Sie haben aus meinen letzten Berichten gesehen, wie leid es mir ist, alledem jetzt in Ihrer Sache zu begegnen, und wie es andererseits meinen Willen spannt, mit diesen Widernissen zu Rande zu kommen.

Vor allem, scheint mir, müßte es den Leuten unmöglich gemacht werden, die Verhandlungen unter Berufung auf den mit Ihnen nötigen Schriftwechsel dilatorisch zu führen. Eben dazu wäre wohl in der Tat ein offiziell von Ihnen Bevollmächtigter allein imstande. Der zu sein, bin ich jederzeit, wie ich Ihnen gewiß nicht zu sagen brauche, bereit. Es ist aber zu überlegen, ob es nicht zweckmäßiger ist, einen Franzosen an diesen Platz zu stellen. Er überblickt ein weiteres Feld und kann vielleicht besser vorgehen. Groethuysen kommt allerdings kaum in Frage und auch Etiemble würde sich in einer Doppelstellung vielleicht befangen fühlen.

Bitte, lassen Sie mich Ihre Meinung hierüber wissen.

An Wiesengrund schreibe ich, um ihn zu bitten, so zu disponieren, daß wir uns Anfang Oktober in Paris sehen. Um diese Zeit will auch Etiemble zurückkommen und wir werden dann die Redaktion des Bandes in Angriff nehmen. --

Einige Angaben, die Ihr Bild von der Septembertagung in Pontigny deutlicher machen können, sandte ich Ihnen mit meinem letzten Brief. Informationen, die ich mir seitdem verschafft habe, machen mir die Reserve, die aus Ihrem letzten Brief spricht, besonders verständlich. [...]

Sollte sich für das Institut meine Berichterstattung lohnen, so würden Sie mir gewiß die Teilnahme der Tagung im Rahmen der Angaben meines letzten Briefes ermöglichen. Andernfalls würde ich noch in den September hinein in Dänemark bleiben, um den fertigen Aufsatz über Fuchs nach Paris mitzubringen.

Sie fragen mich nach meinem Vetter, Dr. [Egon] Wissing.

Von ihm selbst wissen Sie, daß wir seit langen Jahren befreundet sind. (Die beiderseitige Leidenschaft für alte Bücher war das Erste, was uns zusammenführte, trotzdem wir Verwandte waren.) Unsere Freundschaft wurde um die Wende der dreißiger Jahre zu einer sehr nahen, so daß der Tod von Wissings Frau, der dann bald (1933) eintrat, auch mich schwer traf.²

Für Wissing war dieser Tod leider nur das schmerzlichste in einer Kette von Mißgeschicken, die ihm die letzten Jahre gebracht haben. Er hat sich, trotz begründeter depressiver

Hemmungen, immer wieder mit großer Mannhaftigkeit und (wie sein letztes deutsches Intermezzo beweist) nicht minder großem Geschick aus allen Verstrickungen befreit. [...] Nach den bisherigen Briefen, die er mir aus New York schrieb, scheint ihm der Aufbau seiner Existenz wirklich zu glücken. [...]

Jedenfalls betrachte ich es als eine große Hoffnung, daß Sie ein Verhältnis zu einander gefunden haben und daß er an Ihnen und Ihrer Frau eine Stütze besitzt.

Nehmen Sie in Gemeinschaft mit Ihrer Frau und Ihren Freunden meine herzlichen Grüße

Ihr Walter Benjamin

¹ Wahrscheinlich Bernhard Groethuysen, der damals bei Gallimard tätig war.

² Sie starb 1934.

281 *An Werner Kraft*

Svendborg, 11. August 1936

Lieber Herr Kraft,

Leider bin ich auf mehrfache Weise in Ihrer Schuld. Längst hätte ich sie, soweit das in meinen Kräften steht, abgetragen, wenn nicht der vorige Monat mir die Ruhe verweigert hätte, die selbst für eine flüchtige Äußerung auf so große Entfernung erforderlich ist.

Auf andere Weise berührt die gleiche Schuld aber wohl auch eine Grenze der derzeit mir zur Verfügung stehenden Kraft. Ich meine die Kraft, mich für kurze Zeit geistig mehr oder weniger entschieden zu expatriieren. Eben das hatte Ihr „Heine“ erfordert – nicht Ihre Auswahl sondern die ihr zu Grunde liegenden Materien.¹ Was die Materien angeht, so sind mir gegenwärtig einzig und allein seine politischen in etwas assimilierbar – nicht dagegen, wie ich mir eingestehen muß, seine poetischen. Der Text war mir wertvoll und unterrichtend, aber es hieß vermutlich das Unmögliche von ihm

verlangen, derzeit die Stimmung von Heines dichterischem Klang in mir zu erwecken. Nicht daß dies mich vom aufmerksamen Lesen Ihres Bandes abgehalten hätte – sondern vielmehr hat dessen aufmerksame Lektüre es mir ganz klar gemacht. Daß darin kein Urteil, sondern eine gänzlich unmaßgebliche und sehr bedingte Reaktion zu sehen ist, brauche ich Ihnen nicht zu sagen.

Im übrigen wird niemandem klarer als Ihnen sein, daß gerade heute die Aufrechterhaltung einer selbst bescheidensten Arbeitsdisposition verlangt, gewissen subjektivsten Reaktionen Raum zu gewähren. Wir alle können uns fragen, wie lange wir uns der Hälfte der Erdkugel, auf welcher wir uns befinden, selbst unter Aufbietung äußersten Leichtsinns – wie gegenwärtig – noch werden anvertrauen können. Und ob wir nach Ablauf einer gewissen Frist noch Zeit haben werden, diese Hälfte mit der anderen zu vertauschen.

Ich weiß nicht, ob die palästinensischen Vorgänge Ihnen ermöglichen, den spanischen eine erhebliche Aufmerksamkeit zuzuwenden. Immerhin werden Sie darin mit mir einig sein, daß der dortige Kampf von großer Bedeutung auch für uns werden kann. (Es war übrigens ein sonderbares Gefühl, das mich gestern bei der Nachricht überkam, daß auch Ibiza Schauplatz des Bürgerkrieges geworden ist.) Ich entbehre es, hier keine französischen Zeitungen zu finden. Weniges ist ja bedeutsamer als die Wirkung der spanischen Dinge auf die französischen. Ich bin auf die Übersetzungen aus dänischen Zeitungen und auf den Rundfunk angewiesen.

Hier werde ich bis Ende des Monats, wenn möglich noch länger bleiben. Es kann immerhin sein, daß ich genötigt sein werde, Anfang September einen Kongreß in der Bourgogne zu besuchen. Gestern traf das zweite Heft des „Wort“ – der neuen in Moskau deutsch erscheinenden Literaturzeitschrift – hier ein. Brecht war, wie Sie sich denken können, sehr unwillig in dem ungezeichneten und daher die Verantwortlichkeit der Redaktion, der auch er angehört, angehenden „Vorwort“ einige sehr törichte und respektlose Worte über Kraus zu lesen. Sie unterschieden sich allzuwenig von dem schamlosen Text, den Benkard aus Anlaß des Todes in der Frank-

furter Zeitung hat drucken lassen. Daß dieser Tod Sie hart trifft, verstehe ich wohl. Ich bin Ihnen dankbar für die Kopie der Briefstelle seiner Freundin.

Ob unter Umständen wie den angedeuteten die Redaktion des „Wort“ ihre gegenwärtige Zusammensetzung lange beibehalten wird, weiß ich nicht. Ich wäre daran interessiert, daß sie es wenigstens solange tut, bis der Versuch, den nur Brecht unternehmen kann, meine Arbeit über das „Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“ in deutscher Fassung dort erscheinen zu lassen, gemacht worden ist.

Hiermit komme ich auf einen zweiten Umstand, der der Entschuldigung bedarf. Die Notwendigkeit, den französischen Text der Arbeit einer Anzahl von Pariser Interessenten zu senden, hat sich so ausgewirkt, daß mir für meine Freunde kaum Exemplare bleiben. Eines habe ich an Scholem gesandt, da er ein fast vollständiges Archiv meiner Schriften besitzt. Ich habe ihn gebeten, Ihnen den Druck auf Wunsch zugänglich zu machen. Es wäre mir sehr wichtig zu hören, was Sie von dieser Arbeit halten.

¹ Heine, *Gedicht und Gedanke*. Berlin 1936.

282 *An Max Horkheimer*

Skovbostrand per Svendborg, 31. Aug. 1936

Lieber Herr Horkheimer,

ich danke Ihnen für Ihren freundlichen Brief vom 17^{ten} August. Meinen ersten aus Dänemark werden Sie inzwischen erhalten haben.

Es ist mir zuguterletzt sehr willkommen gewesen, daß Sie mir bezüglich der Tagung in Pontigny freie Hand gelassen haben und ich habe Ursache, Ihnen besonders dafür zu danken.

Ich werde nicht an ihr teilnehmen. Die Schiffsverbindungen mit dem Kontinent liegen so, daß ich, um rechtzeitig zum Kongreß zu kommen, eine volle Woche vorher von hier abfahren müßte. Diese Woche ginge sowohl für meine Erholung wie für meine Arbeit (die hier erfreulicherweise zusammenfallen) verloren; auch wüßte ich, da ich mein pariser Zimmer bis Ende September vermietet habe, nicht recht, wo ich sie zubringen sollte. So werde ich vorderhand in Dänemark bleiben.

Es ist im übrigen, darin werden wir gewiß gleich empfinden, ein düsterer Sommer. Ich verfolge die Ereignisse in Rußland natürlich sehr aufmerksam. Und mir scheint, ich bin nicht der einzige, der mit seinem Latein zuende ist. [...]

Aber wer weiß, was auf der weltpolitischen Tagesordnung steht, wenn wir uns in hoffentlich nicht ferner Zeit wiedersehen.

Ich hoffe, daß Sie, ungeachtet der Hitze, zum Genuß Ihres Sommeraufenthalts kommen. Hier macht sich die Sonne eher rar.

Mit den herzlichsten Grüßen, die ich Sie bitte auch Ihrer Frau und Herrn Pollock zu sagen

Ihr Walter Benjamin

283 *An Max Horkheimer*

Paris, 13. Oktober 1936

Lieber Herr Horkheimer,

bevor ich meinen Bericht aufnehme, möchte ich Ihnen meinerseits herzlichen Dank dafür sagen, daß Sie den hiesigen Aufenthalt von Wiesengrund möglich gemacht haben. Unsere Aussprache, die doch jahrelang angestanden hatte, ließ eine Gemeinschaft in den wichtigsten theoretischen Intentionen erkennen, die sehr erfreulich war, ja belebend wirkte. Diese Übereinstimmung hatte, angesichts unserer langen Trennung, bisweilen etwas beinahe Erstaunliches.

Das unserer Aussprache zugrundeliegende Material: der Jazz-Essai¹, die Reproduktionsarbeit, der Entwurf meines Buchs und eine Anzahl methodischer Reflexionen dazu von Wiesengrund – dies Material war groß genug, um die grundsätzlichen Fragen in Angriff zu nehmen. Und die uns zur Verfügung stehende Zeit war im Verhältnis zu den anhängigen Fragen so kurz, daß wir den Komplex der materialistischen Erkenntniskritik, wie Wiesengrund sie sich in der Oxforder Arbeit² vorgesetzt hat, kaum hätten angreifen können, selbst wenn uns das Manuskript vorgelegen hätte. Unser nächstes Gespräch wird hoffentlich um dieses Fundament bereichert sein, ebenso wie um gewisse Abschnitte meines Buchs, die ich nach Abschluß der Fuchs-Arbeit in Angriff zu nehmen gedenke.

Die abgelaufene Woche hat in mir den regsten Wunsch erweckt, die Beratung über die wissenschaftliche Linie des Instituts, die Sie in Ihrem Brief v. 8. September ins Auge fassen, möchte in absehbarer Zukunft stattfinden. So nötig sie durch die Zeitumstände geworden ist, so viel verspreche ich mir von ihr.

Ich bin mit Wiesengrund übereingekommen, meinerseits Ihnen eingehend über den Stand der Übersetzerfrage zu berichten, während er Ihnen die Situation bei Gallimard darstellt. Ich neide ihm seine Aufgabe nicht. Dennoch will ich mit einem Wort auf die Dinge eingehen, soweit mein Anteil an ihnen in Frage kommt.

[...] Groethuysen hat sich [...] zu einer Initiative erbötig gemacht, ohne sie im geringsten durchdacht zu haben. Es dürfte ihm einzig und allein darauf angekommen sein, einen präsumptiven Einfluß vor Ihnen ins Licht zu rücken. Als er auf Schwierigkeiten stieß, änderte er (offenbar allmählich und ohne irgendwelche bewußte Kontrolle) seine Verhaltensweise.

In welchem Maße Groethuysen unkontrollierten Reflexen ausgeliefert ist, ergab sich recht kraß in der letzten Verhandlung. Es kam da die Subventionsfrage zur Sprache, die, wie Sie wissen, seit Monaten in allen Détails geklärt war. Groethuysen dagegen bot, als ich eine diesbezügliche Frage von ihm

mit dem Hinweis darauf erledigte, den Anblick eines Mannes, der nun endlich freie Bahn vor sich sieht. Das hinderte ihn im übrigen nicht, sich weiter jeder entschiedenen Auskunft zu entziehen. Es handelt sich um „Fehlleistungen“, in deren Mechanismus kein wirklicher Einblick zu gewinnen war, solange Etiemble die Übersetzung in der Hand behalten hatte und Groethuysen alles in allem doch Kurs auf die N. R. F. hielt.

[...]

Mit einem Wort möchte ich Ihnen zum Schluß von dem großen Eindruck sprechen, den „Egoismus und Freiheitsbewegung“³ auf mich gemacht hat. Von allen, z. T. mir sehr wichtigen Einzelheiten sehe ich dabei ab: von der geschichtlichen Perspektive der Redekunst, die Sie von Sokrates über die Predigt bis in die gegenwärtige Volksversammlung verfolgen; von Ihren Ausführungen über „die medizinmännische Gewichtigkeit“ unseres Kulturbetriebs; von Ihrer Entlarvung des beliebten Appells an die Jugend. Das Eine, worauf es mir ankommt, darf ich vielleicht so formulieren: daß der Geist jener Notizen, die ich zuerst im Beisein von Asja Lacis bei Ihnen in Cronberg hörte, in dieser Arbeit den Konstruktionszusammenhang selbst bestimmt. Es handelt sich, wenn ich recht sehe um einen doppelten Tatbestand.

Einmal ist es die Transparenz, mit der die konventionelle Moral als Faktotum in der Denkökonomie des neurotischen Individuums erscheint. Zum andern ist es die Kritik der französischen Revolution nach ihrer ideologischen Seite. Und das Entscheidende – der Zusammenhang dieser beiden Momente. Die Einsichtigkeit, mit der der anthropologische Typus, den Sie kennzeichnen, als Mißgeburt dem Schoße der bürgerlichen Revolution entsteigt. Ich glaube, daß die politische Prägung Ihrer These, die den Revers ihrer philosophischen Wahrheit darstellt, niemandem eindrücklicher sein kann, als dem, der unter den hiesigen französischen Intellektuellen zu Hause ist, und mit den Illusionen Bekanntschaft gemacht hat (und mit den Folgen dieser Illusionen wer weiß welche Bekanntschaft noch machen wird!), die sich aus dem Kult der großen Revolution ergeben, oder ihn vielmehr bilden.

Ich schließe mit sehr herzlichen Grüßen an Sie, Ihre Frau und an Ihre Freunde

Ihr Walter Benjamin

¹ [Adorno:] Über Jazz; unter dem Pseudonym Hektor Rottweiler erschienen in der Zeitschrift für Sozialforschung 5 (1936), S. 235–259.

² Erst zwanzig Jahre später veröffentlicht: Zur Metakritik der Erkenntnistheorie. Studien über Husserl und die phänomenologischen Antinomien. Stuttgart 1956.

³ Zeitschrift für Sozialforschung 5 (1936), S. 161–234.

284 *An Max Horkheimer*

Paris, 24. Dezember 1936

Lieber Herr Horkheimer,

zweifach und herzlichst möchte ich Ihnen danken. Einmal für Ihren Brief vom 15^{ten} des Monats, in dem Sie mir die Hinweise meines Sohnes wegen geben.

[. . .]

Vorgestern habe ich Ihren Aufsatz¹ über Haecker gelesen. Das von Ihnen besprochene Buch kenne ich nicht. Dagegen habe ich mich vor mehreren Jahren in der „Literarischen Welt“ mit Haeckers „Vergil“ befaßt². Ihr Aufsatz atmet – so scheint mir – bei aller Mäßigung die unbeirrbare Entschlossenheit dessen, der gewillt ist, nun einmal deutsch zu reden. Sehr bedeutsam steht die chinesische Geschichte darinnen. – Was Sie über die Schwermut des Materialisten sagen, berührt mich von einer besonderen Seite: ich meine, in meiner alten Liebe zu Gottfried Keller. Dessen großartige Traurigkeit war wirklich die von bunten Fäden der Lust durchzogene materialistische:

„Langsam und schimmernd fiel ein Regen,
in den die Abendsonne schien.“

Aber das ist ein langes Kapitel. Sicherlich ist es mir von allen, die für das materialistische Lesebuch vorgesehen sind, dasjenige, dessen Funde die überraschendsten sein könnten.

Auf andere Weise spielt Ihr Aufsatz in das Gespräch hinein, das sich gestern, bei unserer ersten Bekanntschaft, zwischen [Franz] Neumann und mir entspann. Neumann sprach von einer gegenwärtig unter der jungen Generation amerikanischer Juristen verbreiteten Parole, in der Rechtswissenschaft so sehr wie möglich die Terminologie – nicht die überkommene allein sondern jedwede wissenschaftliche – zu vermeiden, um sich ganz und gar an die Sprache des Alltags anzuschließen. Daß das Rechtswesen dergestalt für jede beliebige Demagogie mobilisiert zu werden droht, liegt auf der Hand. Trotzdem scheint mir hier eine Tendenz vorzuliegen, die in andern Bereichen nicht unter allen Umständen so zweischneidig sein muß wie im juristischen. Ich denke besonders an das philosophische und frage mich (das wurde auch bei Wiesengrunds Hiersein verhandelt), wieweit der „Abbau der philosophischen Terminologie“ ein Nebeneffekt des dialektisch-materialistischen Denkens ist.

Die materialistische Dialektik scheint mir unter anderm dadurch von den Schullehren abzuweichen, daß sie von Fall zu Fall neue Begriffsbildungen verlangt; weiterhin aber dadurch, daß sie solche verlangt, die tiefer in den Sprachschatz eingebettet sind als die Neologismen der Fachsprache. Sie gibt dem Denken damit eine gewisse Schlagfertigkeit und das Bewußtsein davon verleiht ihm eine Ruhe und Überlegenheit, aus der es sich nicht leicht provozieren läßt. Die materialistische Dialektik so will ich sagen, könnte auf eine gewisse Frist sehr wohl den Gewinn eines Vorgehens haben, das seinerseits von der Taktik bedingt sein mag.

Ich breche hier ab in der Meinung, Sie werden erkennen, wie sehr mir gerade Ihre letzten Texte zu diesen Überlegungen verholfen haben.

Zum Schluß nochmals meinen Dank und meine herzlichsten Grüße.

Ihr Walter Benjamin

¹ Zu Theodor Haecker: Der Christ und die Geschichte, in: Zeitschrift für Sozialforschung 5 (1936), S. 372–383.

² Jetzt Schriften II, S. 315–323.

Paris, 31. Jan. 1937

Lieber Herr Horkheimer,

ich danke Ihnen vielmals für Ihre Briefe vom 30^{ten} Dezember und 11^{ten} Januar und für die freundlichen Wünsche, die Sie zu Beginn des zweiten aussprechen.

[...]

Was mich betrifft, so bin ich ausschließlich mit der Arbeit über Fuchs beschäftigt. In drei Wochen soll der Text vorliegen. Zur Grundlage der Darstellung mache ich die Doppelnatur des Mannes, die er als Popularisator und Sammler entfaltet hat. Ich hoffe so neben den nicht zu übersehenden Grenzen seiner Leistung die bedeutsamen Züge seiner Natur zur Geltung zu bringen.

In meinem letzten Brief habe ich etwas leichtfertig einen Gegenstand berührt, den ich zunächst nur redend zur Sprache hätte bringen sollen. Eine Abschaffung der philosophischen Terminologie kann natürlich nicht zur Debatte stehen. Wenn Sie sagen, daß geschichtliche Tendenzen, „die in bestimmten Kategorien aufbewahrt sind, auch im Stil nicht verloren gehen“ dürfen, so mache ich mir das durchaus zu eigen. Nur möchte ich damit eine weitere Überlegung verbinden; und vielleicht korrigiert sie das Mißverständliche meiner Formulierungen. – Ich meine, es gibt einen Gebrauch der philosophischen Terminologie, der einen nicht bestehenden Reichtum vortäuscht. Er übernimmt die Termini ohne Kritik. Dagegen schließt die konkrete dialektische Analyse des jeweiligen Gegenstandes der Untersuchung die Kritik der Kategorien ein, in denen er in einer früheren Schicht der Wirklichkeit und des Denkens bewältigt wurde. (Ich hatte neulich nicht nur das Gespräch mit Neumann im Sinn sondern auch das trübe Exempel von Mannheims „Mensch und Gesellschaft“, das ich durch Wiesengrund kennen lernte.)

Im übrigen kann gewiß Allgemeinverständlichkeit kein Kriterium sein. Nur wohnt der konkreten dialektischen Analyse wohl eine gewisse Transparenz im Einzelnen inne. Die

Allgemeinverständlichkeit des Ganzen steht freilich auf einem andern Blatt. Hier gilt es der Tatsache ins Auge zu sehen, die Sie kennzeichnen: daß auf lange maßgeblich für die Bergung und Überlieferung der Wissenschaft und der Kunst kleine Gruppen sein werden. Es ist in der Tat nicht an der Zeit, das was wir, wohl nicht ganz mit Unrecht, in Händen zu halten glauben, in Kiosken zur Schau zu stellen; vielmehr scheint es an der Zeit, an seine bombensichere Unterbringung zu denken. Vielleicht liegt die Dialektik der Sache darin: der nichts weniger als glatt gefügten Wahrheit ein Gewahrsam zu geben, das glatt gefügt ist wie eine Stahlkassette.

[...]

Das Buch von Gide hatte ich gerade vor als Ihr Hinweis darauf in meine Hände kam. Die Stelle über die Religion ist ausgezeichnet; wohl die beste des Buches. – Zu den gegenwärtigen Vorgängen in der Union fehlt mir jeder Schlüssel.

Für heute schließe ich mit herzlichen Grüßen

Ihr Walter Benjamin

286 *An Gerhard Scholem*

Paris, 4. April 1937

Lieber Gerhard,

es hat mich außerordentlich gefreut, daß Du Charakter und Intention des Briefbuchs so durchaus verstanden hast. Genau der Dir unerfüllt gebliebene Wunsch war der meine: das Buch auf den doppelten Umfang zu bringen. Diesen Wunsch in der Emigration zu verwirklichen, konnte ich nicht mehr hoffen; allenfalls hätte ich es, auf die schweizer Bibliotheken oder die des Britischen Museums gestützt versuchen können – in Paris niemals. Es tut mir auch um manchen Kommentars willen leid – schwerlich hätte ich einen lieber geschrieben als den zu dem unvergleichlichen Briefe der Rahel beim Tod von Gentz.

Ich freue mich, daß Dein Leben nun bald wieder seinen

bestimmten Rahmen haben wird und gratuliere Dir und Deiner Frau zu der neuen Wohnung. Die Grüße Deiner Frau erwidere ich herzlich. Wenn dieses Jahr ohne den Ausbruch des Krieges zu bringen hingeht, so kann man in die allernächste Zukunft vielleicht ein wenig getroster sehen und daß ich in solch hellere Farbe mit Freude unser Wiedersehen getaucht sähe brauche ich Dir nicht zu sagen – sei es daß die Zinnen Jerusalems sei daß die graublauen Fassaden der Boulevards seinen Hintergrund ausmachen.

Schmücke mich nunmehr vor Deinem geistigen Auge mit einer Heroldsrüstung und versetze mich an den Bug eines die Mittelmeerbrandung pfeilschnell durchschneidenden Viermasters, denn nur so kann die große Kunde gebührend zu Dir getragen werden: der „Fuchs“ ist beendet. Sein fertiger Text hat nicht ganz den Charakter der Penitenz, als die Dir die Arbeit an ihm, mit großem Anschein des Rechts, erschienen ist. Er enthält vielmehr in seinem ersten Viertel eine Anzahl von wichtigen Überlegungen zum dialektischen Materialismus, die provisorisch auf mein Buch abgestimmt sind. Meine folgenden Arbeiten werden sich auf dieses Buch nun wohl unmittelbarer zu bewegen.

Der „Fuchs“ hat großen Beifall gefunden. Ich habe keinen Grund zu verschweigen, daß der mit ihm geleistete tour de force ebenso beträchtlich wie unbeträchtlich sein Anlaß ist. Ich hoffe, daß Du den Aufsatz vor Ablauf des Jahres noch im Druck erhalten wirst. Mich freut jedes Mal, von der Obhut zu hören, die Du der Sammlung meiner Schriften zuteil werden läßt. Bange Ahnungen sagen mir, daß eine lückenlose Sammlung von ihnen heute vielleicht nur unsere vereinten Archive darstellen könnten. Denn so exakt ich in der Verwaltung des meinen bin, so habe ich durch den überstürzten Aufbruch aus Berlin und die unstete Existenz der ersten Emigrationsjahre vermutlich doch einige Stücke eingebüßt. Freilich von eignen Arbeiten gewiß nur sehr wenig. Dagegen eine verhältnismäßig vollständige Sammlung der über mich erschienenen öffentlichen Äußerungen vorläufig ganz. Für die kannst freilich auch Du keinen Ersatz stellen. Aus der letzten Zeit fehlt Dir Nummer 5 vom ersten Jahrgang des „Wort“

(Moskau), in dem ich einen Essay über faschistische Kunsttheorie habe¹. Ich gebe meine Bemühungen ihn Dir zu verschaffen, noch nicht auf.

Der von Dir angekündigte hebräische Text² steht noch aus.

Hier ist herrliches Wetter. „Ich wollte, daß jemand käme, und mich mitnähme“ – hinaus.

[...]

Damit will ich für heute schließen. Schreibe recht bald.

Herzlichst Dein Walter

4. April 1937

PS Sehr genau wurde ich über die letzten Lebenswochen von Karl Kraus letztthin unterrichtet. Sie sind dieses großen Lebens würdig; und nachdem man von ihnen vernommen hat, erscheint einem das Ende Timons von Athen wie eine Dichtung von Frieda Schanz, verglichen mit dem shakespearischen Weltgeist der das von Kraus dichtete.

¹ Pariser Brief. André Gide und sein neuer Gegner. Das Wort 1936, Heft 5, S. 86–95.

² Ein umfangreicher Essay über die häretische Theologie der jüdischen Anhänger Sabbatai Zwi: „Erlösung durch Sünde“.

287 *An Gerhard Scholem*

San Remo, 2. Juli 1937

Lieber Gerhard,

leider habe ich die Hoffnungen, die Du im Brief vom 7. Mai aussprichst, nicht erfüllen, nicht bald von mir Nachricht, geschweige am Tage nach Eingang Deines Schreibens einen Bericht über Karl Kraus geben können.

Die letzten pariser Monate sind etwas turbulent verlaufen; die so richtig von Dir vermutete Verschlechterung des ökonomischen Klimas in Paris – mehr eine Folge der französischen Finanzpolitik als der Weltausstellung – hat mir eine Reihe

mühseliger Demarchen aufgenötigt. Und ich bin, ihrer ungeachtet, noch immer nicht dazu gelangt, mich der bescheidenen Verbesserung des Lebensstandards, den mir das Frühjahr zu bringen schien, auch weiterhin zu versichern – und sei es in engsten Grenzen. Vielmehr sehe ich beklommen in die Abflucht der nächsten Monate.

Daß dies alles recht eigentlich zu nehmen ist, wirst Du verstehen, wenn ich Dir erzähle, daß ich bisher noch keinen Schritt auf das Gelände der Weltausstellung getan habe. Was mich in etwa sonst vom Briefschreiben abhalten konnte, wird Dir hoffentlich noch in diesem Jahre gedruckt vor Augen kommen. Für diesmal will ich nur berichten, daß die sanremer Wochen gänzlich dem Studium C G Jungs vorbehalten sind. Es ist mein Wunsch, mir methodisch gewisse Fundamente der „Pariser Passagen“ durch eine Kontroverse gegen die Lehre von Jung, besonders die von den archaischen Bildern und vom kollektiven Unbewußten zu sichern. Das hätte neben seiner internen methodischen Bedeutung eine öffentlichere politische; vielleicht wirst Du gehört haben, daß Jung neuerdings mit einer eigens ihr reservierten Therapie der arischen Seele an die Seite gesprungen ist. Das Studium seiner Essaybände aus dem Anfang dieses Jahrzehnts – deren einzelne Stücke teilweise ins vorige zurückreichen – belehrt mich darüber, daß diese Hilfsdienste am National-Sozialismus von langer Hand vorbereitet waren. Ich gedenke bei dieser Gelegenheit der besondern Figuration des ärztlichen Nihilismus in der Literatur – Benn, Céline, Jung – nachzugehen. Allerdings steht es noch nicht fest, daß ich mir den Auftrag für diese Arbeit zu sichern vermögen werde.

Den „Erzähler“ wirst Du erhalten haben; der nächste Text, den ich Dir zukommen lassen kann, wird vermutlich der „Eduard Fuchs“ sein.

[. . .]

Die herzlichsten Grüße Dein Walter

San Remo, 9. 7. 1937

Lieber Fritz Lieb,

dieses befremdliche Briefpapier mag Dir ankündigen, daß ich aus der Fremde schreibe – wenigstens wenn ich Paris als Heimat setze. Denn in anderm Sinn bin ich zur Zeit „zu Haus“ – im Hause meiner früheren Frau in San Remo. Wir erwarten Stefan [...].

Säßen wir beisammen: Du in der Verfassung, in der Du Deinen Brief an mich richtetest, ich, wie ich gegenwärtig an diesem schreibe – wir hätten uns der harmonischsten Verdrossenheit zu erfreuen gehabt. Ob ich aber die meine so gediegen verwerten kann, wie Du in der wundervollen Beschreibung von Basel die Deinige, steht dahin. Ich frage mich, ob es nicht vielleicht eine Art von weltgeschichtlichem Halljahr gibt, in dem statt der Unfreien die Dämonen sich ihres Daseins freuen und ob wir nicht in ein solches hineingerieten. Ich kann mir vorstellen, daß wir durch unsere Lebensbedingungen spätern Geschlechtern so entstellt vorkommen, als schleppten wir einen Knäuel von Mißgeburten als dämonische Parasiten mit uns herum.

Und aus welchem Fenster wir immer blicken, es geht ins Trübe. Von dem ökonomischen Guckloch, das einem bleibt, nicht zu reden. Mir winkte, vorübergehend, ein wenig Blau darinnen; inzwischen hat es sich wieder bedeckt. Die Hoffnung auf Besserung ist hinausgerückt; was aber nicht auf sich warten läßt, ist die Teuerung. Erinnerst Du Dich an unsern gemeinsamen quatorze juillet? Wie durchdacht erscheint jetzt das Mißvergnügen, das wir damals nur halblaut zu äußern wagten. Willst Du aber Deine Anschauung von der Politik der Volksfront noch weiter fördern, so wirf in die französische Presse der Linken einen Blick: sie alle hängen nur an dem Fetisch der „linken“ Majorität und es stört sie nicht, daß diese die Politik macht, mit der die Rechte Aufstände provozieren würde. Nichts ist in dieser Hinsicht aufschlußreicher als die Entwicklung von Vendredi, den ich seit zwei Jahren jede

Woche lese. Niveau und Intelligenz seiner Mitarbeiter (der immer gleichen!) sinken proportional mit der Dislocierung der hinter ihnen stehenden Massen.

Auch arbeitstechnisch macht der Zustand der Dinge sich bis in das mindeste Faktum fühlbar. So wird vorläufig mein großer Essay über Eduard Fuchs nicht erscheinen, um dessen endlose Verhandlungen um die Freigabe seiner Sammlung mit den deutschen Behörden nicht ungünstig zu beeinflussen, gleichzeitig sehe ich einen Lieblingsplan seine fast greifbare Gestalt wieder verlieren. Ich hatte eine Kritik der Jung'schen Psychologie vor, deren faschistische Armatur ich mir aufzuzeigen versprochen hatte. Auch das ist aufgeschoben. Ich wende mich jetzt einer Arbeit über Baudelaire zu.

Über die Emigration weiß ich wenig zu sagen: von hier aus noch weniger als von Paris aus. Die zerstörende Wirkung der russischen Ereignisse wird notwendig immer weiter um sich greifen. Und dabei ist das Schlimme nicht die schnellfertige Entrüstung der unentwegten Kämpfer für die „Gedankenfreiheit“; viel trauriger und viel notwendiger zugleich scheint mir das Verstummen der Denkenden, die sich, eben als Denkende, schwerlich für Wissende halten können. Das ist mein Fall, auch wohl der Deine.

Gide hat sein neues Buch „Retouches“¹ herausgegeben, das sich mit seiner russischen Reise beschäftigt. Mir ist es noch nicht zu Gesicht gekommen.

Hier lasse ich eine Bitte einfließen: Du hast, glaube ich, manche Gelegenheit, Leute, die etwas davon halten können, mit meinen „Deutschen Menschen“ bekannt zu machen. Versäume sie nicht.

Mit welcher Freude ich den Leßkow erhalten habe, brauche ich Dir kaum zu sagen. Groß ist meine Betrübniß, daß er zur Auskehr aufspielt.

Kommst Du im Oktober bestimmt nach Paris? Dann mußt Du jetzt schon zwei (in Ziffern: 2) Abende für uns reservieren. Hoffentlich hast Du bis dahin einige von den sieben Fakultätsschwaben mit dem Morgenstern Deines „Weigel“² niedergeblitzt!

Nur weil ich Wert darauf lege, bei Theophrast³ als ein

Ehrenmann zu gelten, lege ich die 35 cts-Marke bei. Ich trenne mich schwer von ihr, weil sie Stefan gewiß fehlt. Damit er aber sieht, daß ein Ehrenmann ein gentilhomme ist, lege ich ihm noch ein paar andere dazu.

Leider werde ich Ende des Monats, zum Philosophenkongreß, wieder in Paris sein müssen. Schreibe mir, bald und noch hierher.

Und sei herzlich bedankt für Deine Einladung. Nur denke ich, leider, kaum, so bald in die Schweiz zu kommen. Und dieser Dank gilt Deiner Frau ebenso. Grüße sie von mir und sei selbst herzlichst begrüßt.

Dein Walter Benjamin

¹ André Gide: *Retouches à mon Retour de l'U.R.S.S.* Paris 1937.

² Liebs Buch, Valentin Weigels Kommentar zur Schöpfungsgeschichte und das Schrifttum seines Schülers Benedikt Biedermann. Eine literarkritische Untersuchung zur mystischen Theologie des 16. Jahrhunderts, das erst 1962 in Zürich erschien; der Autor widmete es dem „Gedenken an meine beiden Pariser Freunde aus dem Hause Israel, Lev Isaakovitch Schestov und Walter Benjamin“.

³ Liebs Sohn, der, wie Benjamins Sohn Stefan, Briefmarken sammelte.

289 *An Gerhard Scholem*

San Remo, 5. August 1937

Lieber Gerhard,

diese Zeilen, die für Deinen Brief vom 10. Juli meinen Dank sagen, schreibe ich in Paris, um 6 Uhr morgens. In Paris, weil ich zur Berichterstattung über den hiesigen Philosophenkongreß von San Remo abberufen wurde; um 6 Uhr morgens, weil eben dieser Kongreß mir tags keine freie Minute läßt.

Es wäre gewiß verführerisch, Dir ein paar Worte über diesen Kongreß zu schreiben; weit einladender ist aber von ihm zu reden. Damit komme ich zu dem Teil des Briefes, dem mein Dank an Dich und an Deine Frau an erster Stelle gilt.

Ich käme in der Tat, unter den von Dir angegebenen Bedingungen und für die gedachte Frist gerne zu Dir, gerne nach Palästina. Und ich würde Dir heute schon eine Zusage schicken, wäre ich in meinen Dispositionen unabhängig. Rebus sic stantibus berichte ich dieser Tage ans Institut, was ich vorhabe. Schwierigkeiten – dann allerdings solche, die mich bestimmen würden, den Plan aufzugeben – werden wohl nur entstehen, falls einer der Leiter im Winter Europa zu besuchen gedenkt.

In ungefähr einem Monat hoffe ich Dir zusagen zu können. Konstellationen, deren Darstellungen zu weit führen würden, haben es mit sich gebracht, daß ich besonders genau den Tagungen des Sonderkongresses gefolgt bin, den die wiener logistische Schule – Bernay, Neurath, Reichenbach – in diesen Tagen abhielt. Molière n'a rien vu – darf man da sagen. Die vis comica seiner debattierenden Ärzte und Philosophen verblaßt neben der dieser „empirischen Philosophen“. Auf dem Hauptkongreß den deutschen Idealisten Arthur Liebert zu hören, habe ich mir nicht nehmen lassen. Er hat kaum die ersten Worte laut werden lassen, da fand ich mich um fünfundzwanzig Jahre zurückversetzt, in eine Luft freilich, in der man alle Fäulnis der Gegenwart schon hätte wittern können. Ihre Produkte saßen leibhaftig in Gestalt der deutschen Delegation vor mir. [Alfred] Bäumler ist eindrucksvoll: seine Haltung kopiert die von Hitler bis in das Einzelne und sein Specknacken ist das vollendete Komplement einer Revolvermündung. – Leider versäumte ich die alte Tumarkin (aus Bern) zu hören.¹

Ich fahre mitte nächster Woche für ungefähr einen Monat nach San Remo zurück.

[...]

Mir bleibt unter den eingangs erwähnten Umständen nichts übrig als mich kurz zu fassen. Zu der Dir bevorstehenden – oder inzwischen erfolgten – Einladung nach New-York sage ich Dir meine herzlichsten Glückwünsche. (Kannst Du unter Umständen von dort aus mit mehr Aussichten auf Erfolg etwas für Deinen Bruder versuchen?) Mich freut an dieser Einladung vor allem, daß sie uns für den Fall, daß ich

nicht sollte kommen können, eine Begegnung in Aussicht stellt.

Ich wende mich einer neuen Arbeit zu die Baudelaire gilt. En attendant habe ich in San Remo begonnen mich in die Psychologie von Jung zu vertiefen – echtes und rechtes Teufelswerk, dem man mit weißer Magie zu Leibe zu rücken hat.

Soviel für heute. Schreibe doch bitte baldigst. Viel Glück zu den Prolegomena für das Kabbalawerk, von dem mich besonders freut, daß es mir zugänglich wird.²

Herzlichst Dein Walter

¹ Anna Tumarkins Vorlesungen hatten W.B. und Scholem 1918 gehört.

² Die in Scholems New Yorker Vorlesungen gegebene Zusammenfassung seiner vieljährigen Studien über die Kabbala erschien als Buch („Major Trends in Jewish Mysticism“) erst 1941, ein halbes Jahr nach W.B.'s Tod. So trägt das Buch, das 1957 auch deutsch erschien, nur noch die Widmung „Dem Andenken an Walter Benjamin, dem lebenslänglichen Freunde, in dessen Genius die Tiefe des Metaphysikers, das Eindringen des Kritikers und das Wissen des Gelehrten sich trafen“.

290 *An Max Horkheimer*

Paris [10. 8. 37]

Lieber Herr Horkheimer,

diesen Augenblick höre ich zu meiner Freude, daß Sie im Laufe des August nach Europa kommen. Ich hoffe, das bedeutet, daß ich Sie noch in diesem oder Anfang des nächsten Monats sehe.

Ich stelle darum die Gegenstände, über die ich Ihnen dieser Tage brieflich berichten wollte, zurück und beschränke mich darauf, Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich über das bevorstehende Erscheinen des „Fuchs“ freue.

Ihren Aufsatz „Traditionelle und kritische Theorie“¹ habe ich gelesen; wie Sie vermuten werden mit gänzlicher Zustimmung. Wie Sie die Atmosphäre, in der unsere Arbeit vor sich geht, kennzeichnen und welche Ursachen Sie ihrer Isolierung

geben, betrifft mich besonders. Wir werden gewiß auch von diesen Dingen sprechen.

Ich verlasse Paris vermutlich am gleichen Tage wie Wiesengrund, nämlich am 12^{ten}. Mein Sohn ist mittlerweile in San Remo angekommen. Ich werde mir selbst ein Urteil über seine jüngste Entwicklung zu bilden suchen. [...]

Darf ich Sie bitten, mir sogleich nach Ihrer Ankunft – wenn nicht noch von New York aus – zu schreiben, wo und wann ich Sie treffen kann?

Bitte gehen Sie davon aus, daß ich ohne Schwierigkeiten von einem Tag auf den andern kommen kann, und zwar ebensowohl nach Genf wie nach Paris.

Mit herzlichem Gruß Ihr Walter Benjamin

¹ Zeitschrift für Sozialforschung 6 (1937), S. 245–294.

291 *An Karl Thieme*

Boulogne, 10. Oktober 1937

Lieber Herr Thieme,

die Umstände stellen mich vor ein unliebsames Dilemma, das ich, indem ich Sie von ihm unterrichte, entscheide. Ich hatte die Wahl, diese Zeilen auf unbestimmte Zeit hinauszuschieben oder aber ihnen das zu entziehen, was ihnen in Ihren Augen zur Not einigen Wert hätte geben können: Bemerkungen, die ich zu Ihrem Aufsatz „Marxismus und Messianismus“¹ zu machen gedachte.

Als ich aus den Sommerferien heimkehrte fand ich durch eine nicht vorherzusehende Machination meiner ehemaligen Wirtsleute mein Zimmer unter fremder Okkupation. Ich hatte alle Hände voll zu tun, meine wichtigsten Papiere in Sicherheit d. h. in ein provisorisches Quartier überzuführen. Mit meiner Bibliothek konnte ich das noch nicht durchführen und somit bin ich derzeit noch ohne die Möglichkeit, den Text Ihres Essays mir zum zweitenmal zu vergegenwärtigen.

Ich weiß, daß er mir bei der ersten Lektüre zu Reflexionen Anlaß gab, die ich mir vorsetzte, Ihnen mitzuteilen. In dieser Sache müssen wir uns demnach noch gedulden. Dafür kann ich Ihnen, unterm unmittelbaren Eindruck Ihrer Kritik an Weidlé mein Einverständnis zumindest mit der grundsätzlichsten Ihrer Reserven gegen das Buch mitteilen: ich meine mit Ihrer Verwahrung gegen den simplen Anschluß an die vorliegenden, zumeist von Mode und Kompromissen beeinflussten Versuche christlich-religiöser Kunst. Was ich mir allenfalls dazugewünscht hätte, wäre ein Wort über die besonders fahrlässige Handhabung des Begriffes „Stil“ bei Weidlé gewesen. Er hat keine Vorstellung davon, wie sehr das was wir Stile nennen mitbestimmt von dem jahrhundertelangen Überdauern der Produkte ist, an denen wir ihn vorfinden. Er scheint mir überhaupt keinerlei Einblick in die Dimension des Historischen zu haben und es ist sein planes Argumentieren aus einer „Zeitlage“ heraus, das mir den journalistischen Einschlag seiner Darlegungen auszumachen scheint, der in einigem Mißverhältnis zu seinen säkularen Maßstäben steht.

Wenn ich für einen Augenblick auf den „Erzähler“ zurückkommen darf, so merke ich an, daß der Hinweis auf die apokatastasis des Origenes bei mir lediglich als immanente Explikation von Leßkows Vorstellungswelt gedacht war. Ich selbst wollte zu dem Gegenstand nicht das Wort ergreifen. Im übrigen könnte ich mir denken, daß ich es früher getan hätte; daß Wiesengrund es getan hat, entnehme ich Ihrem Brief. Wo findet sich dieser Begriff der „opferlosen“ Erfüllung² bei ihm? – Für alles, was Sie mir künftig etwa zur Lehre vom „Aufschub“ des Gerichts mitteilen können, bleibe ich Ihnen sehr verpflichtet.

Begegnet Ihnen in Basel Fritz Lieb gelegentlich? Dann grüßen Sie ihn bitte von mir. Zur Zeit ist Brecht hier. Er hat sich ein wenig um eine französische Neueinstudierung der Drei-Groschen-Oper gekümmert und studiert derzeit mit seiner Frau ein kleines Stück ein, das im spanischen Bürgerkriege spielt³.

Dank für Ihre Nachfrage nach den „Deutschen Men-

schen“. Es scheint, daß sie ihren Weg machen. Je verschlungener der sich durchs deutsche Land windet, je weniger er sich mit den Landstraßen überschneidet, desto besser!

Mich selber weist alles noch mehr als sonst auf den eingeschränkten Kreis weniger Freunde und den engeren oder weitem der eignen Arbeit hin.

Mit meinen herzlichen Grüßen –

Ihr Walter Benjamin

1 Vermutlich „Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen frühchristlicher und marxistischer Eschatologie“. In: Religiöse Besinnung, Jg. 4, 1931.

2 Wohl in einem Brief von Adorno gebraucht.

3 „Die Gewehre der Frau Carrar“. Uraufführung am 16. Oktober 1937.

292 *An Gerhard Scholem*

[20. November 1937]

Lieber Gerhard,

Ich vermeide diesmal auch die kleinste Frist verstreichen zu lassen, ehe ich Dir auf den letzten Brief antworte. Er enthielt die Ankündigung Deines Kommens und die Kritik am „Fuchs“. Für mich verschränken sich beide Gegenstände – nicht anders als auch für Dich. Es wäre in der Tat dringlich, es ist fast unaufschiebbar, daß wir bald miteinander reden. Nicht als ob die Bedenken, die Du dem „Fuchs“ entgegenhältst, mich im mindesten überraschen. Aber der Gegenstand dieser Arbeit gibt – gerade durch seine Fadenscheinigkeit – eine Gelegenheit über die durchscheinende Methode zu verhandeln, die sich so günstig vielleicht nicht bald präsentieren wird. Sie ist geeignet, uns den Zugang zu den Bereichen zu erschließen, in denen unsere Debatte ursprünglich zu Hause ist.

Unter diesen Umständen stellen die Termine, die Du für Deinen europäischen Aufenthalt ins Auge faßt, für mich – nach den mannichfachen gescheiterten Projekten meines

Erscheinens in Palästina – eine ganz erhebliche Enttäuschung dar.¹

[...]

Ich habe mein altes Logis nicht wiederbekommen und mich seit zwei Monaten mit einem jämmerlichen beholfen, das mir unentgeltlich zur Verfügung gestellt wurde. Es liegt zu ebener Erde an einer der Haupt-Ausfallsstraßen außerhalb von Paris und ist von früh bis spät vom Lärm zahlloser Lastwagen umbraust. Meine Arbeitsfähigkeit hat unter diesen Umständen sehr gelitten. Ich bin bei dem „Charles Baudelaire“, den ich vorbereite, über die Durchsicht der Literatur noch nicht hinausgekommen.

Vom 15. Januar ab läuft meine Miete für eine eigene Wohnung. Sie hat nur ein Zimmer². Dennoch stellt ihre Einrichtung ein derzeit ungelöstes Problem für mich dar. In der Zwischenzeit bitte ich Dich, mir an die Adresse meiner Schwester eine hoffentlich erwünschtere Nachricht baldigst zu geben. Wenn Du täglich 65 bis 70 Francs zur Verfügung hast, so kannst Du in Paris recht bequem auskommen.

Herzlichst Dein Walter

¹ W. B. und Sch. waren Mitte Februar 1938 fünf Tage zusammen.

² In der rue Dombàsle 10. Dies war seine letzte Wohnung in Paris.

293 *An Max Horkheimer*

San Remo, 6. Jan. 38

Lieber Herr Horkheimer,

wie Sie wissen haben Wiesengrunds unsern alten Plan, uns in der Pension meiner früheren Frau zu treffen, kurz vor Toresschluß realisieren können. Gleichzeitig ist mein Sohn hier. Ich bin vor zehn Tagen angekommen und werde noch einige Tage länger als Wiesengrunds bleiben, die leider übermorgen abreisen.

Über Italien geht augenblicklich eine rabiate Kältewelle.

Wir müssen uns viel im Hause halten. Hoffentlich kommt der Aufenthalt der Erholung von Teddie¹ und seiner Frau dennoch zu gute; ein wenig beschattet ihn gelegentlich beider Angst vor der Seereise.

Für unsere gemeinsamen Anliegen sind diese Tage gewiß fruchtbar. Teddie hat mir eine Anzahl von Studien zum „Wagner“² vorgelesen. Das ergreifend Neue an ihnen war für mich, daß sie musikalische Tatbestände, die für niemanden entlegener sein können als für mich, in mir unbekannter Weise gesellschaftlich transparent machen. Von einer andern Seite her hat mich *eine* Tendenz dieser Arbeit besonders interessiert: das Physiognomische unmittelbar, fast ohne psychologische Vermittlung, im gesellschaftlichen Raum anzusiedeln. — Ich bin gespannt darauf, das Ganze, motivisch vielfach verschlungene, vor mir zu sehen.

Mehrfach haben sich unsere Gespräche um die Vorarbeiten zu dem „Baudelaire“ bewegt. Mir ist in den letzten Wochen ein seltener Fund zugefallen, der die Arbeit entscheidend beeinflussen wird: ich bin auf die Schrift gestoßen, die Blanqui in seinem letzten Gefängnis, dem Fort du Taureau als seine letzte geschrieben hat. Es ist eine kosmologische Spekulation. Sie heißt „L'éternité par les astres“³ und ist, soviel ich sehe, bis heute so gut wie unbeachtet geblieben. (Gustave Geffroy in seiner vorbildlichen Blanqui-Monographie „L'enfermé“⁴ erwähnt sie, ohne zu erkennen, womit er es zu tun hat.) Es ist zuzugeben, daß die Schrift beim ersten Blättern sich abgeschmacket und banal anläßt. Indessen sind die unbeholfenen Überlegungen eines Autodidakten, die ihren Hauptteil ausmachen, nur die Vorbereitung einer Spekulation über das Universum, deren man von niemandem weniger als von diesem großen Revolutionär sich versehen würde. Wenn die Hölle ein theologischer Gegenstand ist, kann man diese Spekulation eine theologische nennen. Die Weltansicht, die Blanqui in ihr entwirft, indem er der mechanistischen Naturwissenschaft seine Daten entnimmt, ist in der Tat eine infernalische — ist zugleich in der Gestalt einer naturalen das Komplement der gesellschaftlichen Ordnung, die Blanqui an seinem Lebensabend als Sieger über sich erkennen mußte.

Das Erschütternde ist, daß diesem Entwurf jede Ironie fehlt. Er stellt eine vorbehaltlose Unterwerfung dar, zugleich aber die furchtbarste Anklage gegen eine Gesellschaft, die dieses Bild des Kosmos als ihre Projektion an den Himmel wirft. Das Stück hat in seinem Thema: der ewigen Wiederkunft, zu Nietzsche die merkwürdigste Beziehung; eine verborgene und tiefere zu Baudelaire, an den es an einigen großartigen Stellen fast wörtlich anklingt. Diese letzte Beziehung werde ich mich bemühen, ins Licht zu setzen.

Gide hat recht, wenn er schreibt, es sei über keinen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts stupider geredet worden als über Baudelaire. Die Signatur der Baudelaire-Literatur ist, daß sie in allem Wesentlichen so hätte abgefaßt werden können, wenn Baudelaire die „Fleurs du Mal“ nie geschrieben hätte. Ihr ganzer Umfang wird in der Tat von seinen theoretischen Schriften, von den memorabilien und, vor allem, von der *chronique scandaleuse* bestritten. Das rührt daher, daß man die Schranken des bürgerlichen Denkens, auch gewisse bürgerliche Reaktionsweisen, hinter sich gelassen haben muß – nicht, um an dem einen oder andern dieser Gedichte Gefallen zu finden, wohl aber um in den *Fleurs du Mal* zu hause zu sein . . . Schwer genug, übrigens, wenn das die einzige Bedingung wäre; es gibt andere, die auf der Hand liegen, und für den nicht leichter erfüllbar sind, dessen Muttersprache nicht das Französische ist. Einmal nach Paris zurückgekehrt, werde ich trachten, mir Baudelaire-Gedichte von einigen befreundeten Franzosen lesen zu lassen.

Gemeinsam haben wir uns hier gelegentlich an dem Aufsatz für „Maß und Wert“⁵ versucht, sind aber über Bruchstücke nicht hinausgekommen. Ich nehme an, daß Sie mich Ihre Ansicht über den Brief von [Ferdinand] Lion bald werden wissen lassen.

Für Ihren Brief vom 5^{ten} Dezember sage ich Ihnen herzlichen Dank. Ihre Enttäuschung beim Empfang von „Mesures“ ist mir sehr verständlich. Die Zeitschrift hat erheblich lesenswertere Nummern herausgebracht. Dem gedachten Salon präsidiert übrigens weniger eine Dame als ein Herr des Hauses, ein Mäzen namens Church, der derart seine eigenen

scripta zum Druck befördert. Adrienne Monnier hat auf die Redaktion wenig Einfluß; mit dem Ende des Jahres hat sie, wie ich unlängst erfuhr, auch die Administration an die Buchhandlung Joseph Corti abgegeben. Von den nächsten Heften will ich sehr hoffen, daß sie sich besser präsentieren. Im übrigen hat Fräulein Monnier den Plan nicht ganz aufgegeben, wieder zu einer eigenen Zeitschrift zu kommen, wie dies vor Jahren das „Navire d'argent“ war.

Zu erfahren, daß Monsieur Lyonnet Ihnen etwas gesagt hat, war eine besondere Freude für mich. Der Verfasser schreibt meist für Kinder. Diesen Roman hat er wohl nie übertroffen.

[. . .]

Darf ich Sie bitten, die Antwort auf Ihre freundliche Erkundigung nach meinen persönlichen Verhältnissen noch um einige Wochen verschieben zu dürfen? Ich werde erst nach meiner Rückkehr in Verhältnisse kommen, die mir erlauben, mein Budget genau zu kalkulieren. Es kommt hinzu, daß nach einem in der letzten Sitzung der Kammer angenommenen Gesetz die gesetzlich geregelten Mieten wieder in Fluß geraten. Ich werde erst in Paris erfahren, wieweit das für mich von Bedeutung ist.

Zum Schluß will ich die Hoffnung aussprechen, daß Ihre Zeit Ihnen erlaubt hat, sich dem Montaigne⁶ zuzuwenden. Eine gesellschaftliche Kritik der Skepsis ist Neuland, und ich denke sehr kennenswertes.

Wollen Sie Herrn Pollock meine besten Grüße und Wünsche für die Gesundheit seiner Frau sagen und mit der Ihren nochmals alles Freundliche zum neuen Jahre von mir entgegennehmen?

Ihr Walter Benjamin

¹ Adorno.

² Jetzt: Versuch über Wagner. Berlin, Frankfurt am Main 1952.

³ Paris 1872.

⁴ Paris 1897.

⁵ Diesen Aufsatz über die Zeitschrift für Sozialforschung schrieb B. dann allein; er erschien in: Maß und Wert 1 (1937/38), S. 818–822.

⁶ Max Horkheimer: Montaigne und die Funktion der Skepsis, in: Zeitschrift für Sozialforschung 7 (1938), S. 1–54.

Paris, 9. März 1938

Lieber Herr Thieme,

Ihr Brief vom Dezember, selbst Ihre gehaltreiche Sendung liegen schon eine längere Zeit vor mir. Sie werden des gespannten Anteils mit dem ich Ihre Auseinandersetzung mit Buber-Rosenzweigs Bibelübersetzung¹ gelesen habe, im vorhinein sicher gewesen sein und die Verzögerung meiner Antwort auf Umstände, die nicht in dieser Sache liegen, zurückgeführt haben.

Um solche handelt es sich in der Tat. Zu ihnen gehörten eine Reihe sehr dringlicher Arbeiten – insbesondere aber die vielfachen Zersplitterungen der Aufmerksamkeit, die meine Übersiedlung in eine kleine Wohnung – meine erste seit den Emigrationsjahren – mit sich brachte. Ich bin in meinem neuen Logis weit entfernt, die erwünschtesten Bedingungen für meine Arbeit vorzufinden; es wird von vielerlei Geräuschen tagaus tagein belagert. Immerhin erlaubt es mir, einmal meine Papiere, soweit ich sie gerettet habe, mehr oder minder vollzählig um mich zu versammeln; zum andern, Freunde bei mir zu sehen.

Ich hoffe mit Bestimmtheit, daß, wenn Ihr Weg Sie das nächste Mal nach Paris führt, einige ruhige Stunden bei mir uns in Aussicht stehen.

Einer der ersten, der sich hier herauf fand, war Gerhard Scholem; nach Newyork, wo er Gastvorlesungen abzuhalten hat, unterwegs, hat er in Paris einige Tage Station gemacht. Wir haben unter anderem auch von Buber gesprochen, zu dem wir seit mehr als einem Jahrzehnt auf einigermassen verschiedene Weise Stellung nehmen. Ich selbst, von Sachkenntnis leider kaum belastet, habe es leichter, mich eindeutig dabei zu formulieren als er. Ihnen gegenüber gilt für meine Stellungnahme natürlich das gleiche. In Erinnerung an den flüchtigen Einblick, den ich in den Jahren in die Bibelbände genommen habe, möchte ich heute sagen, daß mir im innersten Gefühl zweifelhaft war, ob die Jahre, in denen dieses

Unternehmen zustande kam, wirklich die weltgeschichtliche Stunde darstellten, zu der es gewagt werden dürfte. Über den grundsätzlichen Wert solchen Wagens denke ich – das wissen Sie aus meiner „Aufgabe des Übersetzers“ – wie Sie. Aber eben im Anschluß an diese Arbeit möchte ich, dringlicher als Sie es tun, die Frage nach dem zeitlichen Index so eines Versuches stellen. Mich überzeugen die Beispiele, mit denen Sie Ihre Einwendungen gegen deutsche Wortfügungen problematischer Art bei Buber stützen, durchaus. Ich glaube, ich beurteile dergleichen Verstöße noch strenger als Sie – besser gesagt: ich bin geneigt, sie als symptomatisch anzusehen und aus ihnen die gewichtigsten Vorbehalte gegen die historische Berechtigung des Versuches, den Buber machte, im gegenwärtigen Augenblick abzuleiten.

Vielleicht liegt auch dies in Ihren eignen Reflexionen eingeschlossen; dergleichen öffentlich auszusprechen, ist ja ohnehin um so weniger möglich, je besser es durch die öffentlichen Verhältnisse illustriert wird. Es ist selbstverständlich, daß es mit Ihrem eignen Unternehmen, das im ausgezeichneten Sinn ein christliches ist, eine vollkommen andere Bewandnis haben wird. In dem Prospekt haben mich ganz besonders die Bemerkungen angezogen, mit denen Sie den Text im pneumatologischen Sinne begleiten, kaum weniger die grundsätzlichen, mit denen Sie die Sprache so deutlich gegen die kunstgewerblichen Unarten in Schutz nehmen, die viele Übersetzer ihr zumuten.

Irre ich nicht, und läßt sich nach der einen Probe urteilen, so wissen [Richard] Seewalds Holzschnitte das Kunstgewerbliche leider nicht ebenso streng zu meiden. Gern vernähme ich bei Gelegenheit Ihre Meinung über diese.

Was Roeßler² angeht, so habe ich mir sagen lassen, es sei derzeit eine gebräuchliche Sitte – oder Unsitte – der Verleger, das dritte oder vierte Hundert von einem Buche als „neue Auflage“ figurieren zu lassen. Trotz alledem wird es mir schwer, mir vorzustellen, daß von dem Buch – wie seine Abrechnung sagt – nur 200 Exemplare in 1¹/₄ Jahren an den Mann gekommen sein sollen.

Für das Buch von Grete de Francesco³ habe ich mich hier

leider ohne den gewünschten Erfolg umgetan. Die hiesigen Verleger fürchten die Kosten, die ein anständig illustriertes Buch ihnen bei der Herstellung macht.

Ich wünschte sehr, von Ihnen recht bald zu hören, und Gutes. Vielleicht kann ich Ihnen in absehbarer Zeit wieder irgend ein Separatum senden. Aber bitte lassen Sie mich mit einer Nachricht so lange lieber nicht warten!

Mit herzlichen Grüßen

Ihr Walter Benjamin

PS Lassen Sie mich bitte wissen, ob und wann von Ihren Basler Vorlesungen etwas im Druck erscheint. Mein Interesse an der Figur des Erzählers hat nicht nachgelassen. – Das Buch von Jolles⁴, auf das Sie mich hinwiesen, lasse ich derzeit suchen.

Und teilen Sie mir doch, wenn die Mühe Sie nicht verdrießt, einige Worte über die neuern Erfahrungen mit Roeßler mit, auf die Sie hindeuten.

¹ „Das ewige Wort in der Sprache unserer Zeit“. In „Schweizer Rundschau“, Februar 1938.

² Gehörte zum Vita Nova Verlag in Luzern.

³ „Die Macht des Scharlatans“, 1937. Von W.B. in der „Zeitschrift für Sozialforschung“ 7 (1938), S. 296 ff., besprochen.

⁴ Vermutlich André Jolles, „Einfache Formen“, 1930.

295 *An Karl Thieme*

Paris, 27. März 1938

Lieber Herr Thieme!

Im gleichen Sinne, wenn auch nicht mit der gleichen Begründung wie Sie es in Ihrem letzten Briefe tun, bitte ich Sie, mich zu entschuldigen, wenn ausnahmsweise die Maschine zwischen uns in ihre Rechte tritt.

Ihr Brief vom 12. hat mich in seiner leidenschaftlichen Reaktion auf die österreichischen Ereignisse sehr bewegt; ich möchte die Antwort nicht lange hinausschieben. Auf der anderen Seite bin ich mit meiner Korrespondenz derart in Rückstand, daß ich in außerordentliche Prozeduren meine

Zuflucht suchen muß. Ich kann es nicht verhüten, daß eine lakonische Äußerung auf Ihre Zeilen Ihnen neben einem Begriff von meiner Denkungsweise einen von meiner Stimmung gibt. Ich fürchte die Ihre nimmt sich daneben fast hellgetönt aus.

Für meine Person weiß ich, rund gesagt, kaum woher noch einen Begriff *sinnvollen* Leidens und Sterbens nehmen. Das Furchtbare scheint mir im Falle Oesterreich nicht minder wie im Falle Spanien, daß das Martyrium nicht im Namen der eigenen Sache, sondern vielmehr im Namen eines Kompromißvorschlages erlitten wird: sei es der Kompromiß der kostbaren österreichischen Stammeskultur mit einem verurteilten Wirtschafts- und Staatsbetrieb, sei es der Kompromiß des revolutionären Gedankens in Spanien mit dem Machiavellismus der russischen und dem Mammonismus der einheimischen Führerschaft.

Kurz ich mag mein Blickfeld soweit ausspannen wie ich will: ich finde den Horizont ebenso verhangen wie die mir vor Augen liegenden Existenzen. Bei alledem muß ich selbst noch von Glück sagen, daß mein Sohn, der bis vor kurzem in Wien war, inzwischen bei seiner Mutter in Italien ist.

Was den österreichischen Juden bevorsteht, von denen nun nicht einmal dem bemittelten Teil, wie es in Deutschland der Fall war, die Flucht offensteht, so ist der Gedanke an sie nur schwer erträglich. Es bleibt vielleicht nicht einmal der mesquine Trost, der uns einflüstert, Sie und ich in gleicher Lage wären klüger gewesen. Ich glaube das nämlich nicht.

Haben Sie einmal einen Gedanken daran verloren, daß mit der Einnahme Wiens $\frac{1}{5}$ oder $\frac{1}{6}$ des europäischen Kunstschatzes in den Händen der Nationalsozialisten ist?

Ich freue mich sehr, in Bälde Ihre Bibel erwarten zu dürfen.

Über meine Sommermonate weiß ich noch nichts. Es ist immerhin recht möglich, daß ich in Paris bin, falls Sie im August kommen.

Dank für Ihre Mitteilung über Roeßler und recht herzliche Grüße

Ihr Walter Benjamin

14. April 1938

Lieber Gerhard,

deine erste Nachricht aus Amerika hat geraume Zeit auf sich warten lassen.

Sie enthält vieles, was mich freut.

Zuerst die Mitteilung über den Erfolg Deiner Vorlesungen. Der bedeutet ja wohl, daß der Aufenthalt drüben, sprachlich zumindest von geringerer Problematik für Dich ist als Du angenommen hast. In Deinen nächsten Mitteilungen hoffe ich davon zu profitieren, indem Du „Kultur- und Reisebilder“ aus den verschiedenen Landstrichen und Bevölkerungsschichten vor mir entrollst. „Reisebilder“ von Theodor Dielitz waren eines meiner bevorzugten Knabenbücher, und die handelten auch von drüben.

Weiter erwarte ich von Dir ins Geheimnis der jüdischen Sterngeburt eingeweiht zu werden; dem vereinten Zaubrerpaar¹ freundliche Erwiderung seiner Grüße.

Wirklich hat Mercy auf meine Bitte Brods Kafkabiographie und dazu den Band geschickt, der mit der „Beschreibung eines Kampfes“ beginnt.

[...]

Ich komme aber auf Kafka an dieser Stelle weil besagte Biographie in ihrer Verwebung Kafkaschen Nichtwissens mit Brodschen Weisheiten einen Distrikt der Geisterwelt zu öffnen scheint, wo weiße Magie und fauler Zauber aufs erbaulichste ineinander spielen. Ich habe übrigens noch nicht sehr viel darin lesen können, mir aber alsbald die Kafkasche Formulierung des kategorischen Imperativs „handle so, daß die Engel zu tun bekommen“ daraus zugeeignet.

Meine Lektüre ist eine intermittierende, weil meine Aufmerksamkeit und Zeit jetzt fast ungeteilt dem „Baudelaire“ zugewandt ist. Noch ist kein Wort davon geschrieben; seit einer Woche bin ich aber dabei, das Ganze zu schematisieren. Die Einrichtung ist, wie sich versteht, entscheidend. Ich will Baudelaire, wie er ins neunzehnte Jahrhundert eingebettet

ist, zeigen und der Anblick davon muß ebenso neu erscheinen, auch eine ebenso schwer definier[t]e Anziehung ausüben, wie der eines seit Jahrzehnten im Waldboden ruhenden Steins, dessen Abdruck, nachdem wir ihn mit mehr oder weniger Mühe von der Stelle gewälzt haben, überaus deutlich und unberührt vor uns liegt.

Deine Schilderung des Gesprächs mit den beiden Tillichs² hat mein höchstes Interesse erregt, aber in geringerem Maß als Du denkst, meine Überraschung. Denn hier geht es gerade darum, daß Dinge, die de part et d'autre derzeit ihre Stelle im Schatten haben, durch jederlei künstliche Beleuchtung ins falsche Licht träten. Ich sage „derzeit“, weil diese Epoche, die so vieles unmöglich macht, dies ganz gewiß nicht ausschließt: daß im historischen Sonnenumlauf auf eben diese Dinge ein rechtes Licht fällt. Ich will weiter gehen und sagen, daß unsere Arbeiten an ihrem Teile Meßinstrumente sein können, die, wenn sie glücklich funktionieren, kleinste Bruchstücke dieses unvorstellbar langsamen Umlaufes messen.

Ich möchte aus diesen Gründen Deiner Begegnung mit Horkheimer und mit Wiesengrund, die vielleicht bei Empfang dieser Zeilen schon stattgefunden, wenn nicht sich wiederholt hat, mit einigem Vertrauen entgegensetzen. Dies wird gesteigert durch die Begegnung mit dem Mitdirektor des Instituts, die ich vor einigen Tagen hatte und die sich ebenso herzlich gestaltete als sie kurz war.

Ich kann meine sommerlichen Dispositionen noch nicht genau überblicken. Soviel ich sehe, wäre alles ganz einfach, wenn Du noch die zweite Augushälfte für Paris zur Verfügung hättest [...] Berichte mir über „die Wege und Begegnungen“, die die Deinen waren. Richte meinen New Yorker Freunden meine herzlichen Grüße aus, wenn sich das ergibt und vergiß keinesfalls, sie Moses Marx³ zu sagen.

Alles Herzliche Dein Walter

¹ Erich und Lucie Gutkind. Anspielung auf G's „Siderische Geburt“.

² Paul und Hannah Tillich.

³ Moses Marx, der hebräische Sammler und Freund Scholems aus den Berliner Jahren, war seit 1927 Bibliothekar in Cincinnati. Kitty Marx-Steinschneider ist seine Nichte.

Paris, 16. 4. 1938

Lieber Herr Horkheimer,

Dies schreibe ich Ihnen drei Tage nach meiner Begegnung mit Herrn Pollock. Sie verlief wie ich es mir nur wünschen konnte. Wir hatten zwei schöne Stunden in einem kleinen Restaurant bei Notre Dame, das ich – als alter Pariser! – durch ihn kennenlernen mußte.

Unsere Aussprache, so kurz sie war, wird eine mir, wie ich hoffe, nützliche Bekanntschaft im Gefolge haben. Herr Pollock hörte von mir, wie erwünscht ein gelegentlicher Gedankenaustausch mit einem Ökonomen mir sein würde, und ich werde durch seine Vermittlung Herrn [Otto] Leichter kennenlernen.

Natürlich steht dieser Wunsch im Zusammenhang mit meiner Arbeit, um die unser Gespräch sich eine zeitlang bewegte. Sie ist gegenwärtig der Vorbereitung des „Baudelaire“ zugewandt. Es hat sich – und das erzählte ich Herrn Pollock – bei ihr ergeben, daß diese Darstellung zu einer umfangreicheren wird, in der wesentlichste Motive der „Passagen“ konvergieren. Das liegt ebensowohl am Sujet wie daran, daß dieser als ein zentraler Abschnitt des Buchs geplante als erster geschrieben wird. Diese Tendenz des „Baudelaire“, sich zu dessen Miniaturmodell zu entwickeln, hatte ich in den Gesprächen mit Teddie vorausgesehen. Seit San Remo hat sich das über mein Erwarten hinaus bestätigt.

Nun bat mich Herr Pollock, Ihnen das mitzuteilen, weil Sie ursprünglich ein Manuskript vom üblichen Umfang erwartet hätten. Das habe ich gewußt, glaubte aber, es sei nur umso besser, wenn einer meiner Aufsätze einmal das Format einer größeren Arbeit annehme. Ich hoffe auch heute noch, daß dem keine entscheidenden Bedenken entgegenstehen; ich wüßte in der Tat nicht, wie ich dem Gegenstande auf 30 oder 40 Seiten seine maßgebenden Aspekte abgewinnen könnte. Als Maximalumfang schwebt mir – ich spreche von Manuskriptseiten – das dreifache, etwa das doppelte als Minimal-

umfang vor. Es würde also im letzteren Fall die Arbeit im Umfang von der Reproduktionsarbeit sich nicht allzusehr unterscheiden.

Die Schematisierung des Aufsatzes ist im Gange, die Bereitstellung des Materials abgeschlossen. Es bot sich in Fülle. Ich werde meine Ehre darein setzen, Zitate aus der heutigen Baudelaireliteratur so sparsam wie möglich zu geben. Weniges von dem, was über Baudelaire gesagt worden ist, werde ich zu wiederholen, ebensowenig auf die Biographie einzugehen haben. Ausgiebig zitiert werden die *Fleurs du Mal*. Ich habe vor, einzelne Stellen davon zu kommentieren; das ist bisher in anderer als anekdotischer Absicht nicht unternommen worden.

Die Arbeit soll drei Teile haben. Ihre projektierten Titel sind: Idee und Bild; Antike und Moderne; Das Neue und Immergleiche. Der erste Teil wird die maßgebende Bedeutung der Allegorie in den *Fleurs du Mal* zeigen. Er stellt die Konstruktion der allegorischen Anschauung bei Baudelaire dar, wobei die fundamentale Paradoxie seiner Kunstlehre – der Widerspruch zwischen der Theorie der natürlichen Korrespondenzen und der Absage an die Natur – transparent werden soll. – Eine Einleitung stellt die methodische Beziehung der Arbeit zum dialektischen Materialismus in Gestalt einer Konfrontation der „Rettung“ mit der landläufigen „Apologie“ her.

Der zweite Teil entwickelt als Formelement der allegorischen Anschauung die Überblendung, kraft deren die Antike in der Moderne, die Moderne in der Antike zum Vorschein kommt. Dieser Vorgang bestimmt die poetischen tableaux parisiens wie die prosaischen. In diese Transposition von Paris wirkt die Masse in entscheidender Weise hinein. Die Masse legt sich als Schleier vor den flaneur: sie ist das neueste Rauschmittel des Vereinsamten. – Die Masse verwischt, zweitens, alle Spuren des Einzelnen: sie ist das neueste Asyl des Geächteten. – Die Masse ist, endlich, im Labyrinth der Stadt das neueste und unerforschlichste Labyrinth. Durch sie prägen sich bislang unbekannte chthonische Züge ins Stadtbild ein. – Diese Aspekte von Paris zu eröffnen stand dem

Dichter als Aufgabe vor Augen. Der Begriff dieser Aufgabe teilt die Struktur, von der die Rede ist. Nichts kommt im Sinne Baudelaires in seinem eigenen Jahrhundert der Aufgabe des antiken Heros näher als der Moderne Gestalt zu geben.

Der dritte Teil behandelt die Ware als die Erfüllung der allegorischen Anschauung bei Baudelaire. Es erweist sich, daß das Neue, welches die Erfahrung des Immergleichen, in deren Bann der spleen den Dichter geschlagen hat, sprengt, nichts anderes als die Aureole der Ware ist. Hier haben zwei Exkurse ihren Platz. Der eine verfolgt, in wieweit in Baudelaires Konzeption des Neuen der Jugendstil präformiert erscheint; der andere hat es mit der Dirne als der die allegorische Anschauung am vollkommensten erfüllenden Ware zu tun. Die Zerstreuung des allegorischen Scheins ist in dieser Erfüllung angelegt. Die einzigartige Bedeutung Baudelaires besteht darin, als erster und am unbeirrbarsten die Produktivkraft des sich selbst entfremdeten Menschen im doppelten Sinne des Wortes dingfest gemacht – agnosziert und durch die Verdinglichung gesteigert – zu haben. Die vereinzelt Formanalysen, die die Arbeit in ihren verschiedenen Abschnitten gibt, treten damit in einen einheitlichen Zusammenhang.

Während im ersten Teil die Figur Baudelaires in monographischer Isolierung auftaucht, stehen im zweiten seine wichtigsten virtuellen und realen Begegnungen – die mit Poe, die mit Meryon, die mit Victor Hugo – im Vordergrund. Der dritte Teil hat es mit der historischen Konfiguration zu tun, in die die *Fleurs du Mal* durch die *idée fixe* des Neuen und Immergleichen mit der *Eternité par les astres* von Blanqui und dem Willen zur Macht (der ewigen Wi[e]derkunft) von Nietzsche treten.

Wenn ich in einem Bilde sagen darf, was ich vorhabe, so ist es, Baudelaire zu zeigen, wie er ins neunzehnte Jahrhundert eingebettet liegt. Der Abdruck, den er darin hinterlassen hat, muß so klar und so unberührt hervortreten, wie der eines Steins, den man, nachdem er jahrzehntelang an seinem Platz geruht hat, eines Tages von der Stelle wälzt.

Ich erhoffe Ihr Einverständnis damit, die Arbeit nach dem Schema abzufassen, das sich täglich deutlicher vor mir darstellt. Die etwaige Problematik der Publikation wird wie mir scheint, leichter zu bewältigen sein als eine neuentstehende für den inneren Aufbau.

Neuerscheinungen Angehendes weiß ich für heute nicht zu berichten. Gides Auseinandersetzung mit Céline im Aprilheft der nrf werden Sie vielleicht gesehen haben. „S'il fallait voir dans ‚Bagatelles pour un Massacre‘¹ autre chose qu'un jeu, Céline en dépit de tout son génie, serait sans excuse de remuer les passions banales avec ce cynisme et cette désinvolte légèreté.“ (p. 634) Le mot ‚banal‘ en dit long. Durch den Mangel an Ernst bei Céline war, wie Sie sich erinnern werden, auch ich frappiert worden. Im übrigen sieht Gide als der Moralist, der er ist, nur auf die Absicht, nicht auf die Folgen des Buchs. Oder hat er als Satanist, der er auch ist, gegen diese nichts einzuwenden?

Da ich einmal in sumpfiges Gelände geraten bin, möchte ich Ihnen eine besonders bizarre und giftige Blüte einlegen, die in dieser Gegend gewachsen ist. „Derrière Kant“, heißt es im „Stupide XIXe siècle“ von Léon Daudet, „il y a le juif Hamann, auquel Kant emprunte la fameuse distinction de phénomène et noumène.“ (p. 185) Das Buch ist 1922 erschienen. – Wann wird das Bündnis der Unwissenheit mit der Niedertracht, das eben damals in Deutschland geschlossen wurde, auch hier in Aktion treten?

Nebenbei bemerkt finden Sie auf S. 96/97 des gleichen Buches einen Vergleich zwischen Montaigne und Renan. Ich teile Ihnen das mit, obwohl er mir zu uninteressant erschien, um ihn zu kopieren. Sollte er Ihre Neugier reizen, so lassen Sie es mich bitte wissen.

Über das Telegramm, aus dem ich ersah, daß die Notiz für „Maß und Wert“ Ihnen gefallen hat, habe ich mich wirklich gefreut. Ich danke Ihnen dafür und bestätigte Ihnen gleichzeitig Ihre Briefe vom 7., 15. und 28. März. – Gestern bekam ich das Heft², in dem meine Notiz in Gestalt einer Anzeige der „Zeitschrift für Sozialforschung“ und im Umfang von vier Druckseiten erschienen ist. Es geht Ihnen mit

gleicher Post zu. – Ich bin froh, daß das unter Dach und Fach ist, weil ich es bis zum letzten Moment für möglich hielt, von Lion vor ein fait inaccompli gestellt zu werden. [...]
[...]

Ich freue mich auf Ihren „Montaigne“. Werde ich ihn im nächsten Heft finden?

Bitte teilen Sie mit Ihrer Frau und den Freunden meine herzlichsten Grüße

Ihr Walter Benjamin

1 Célines antisemitisches Buch, 1937.

2 Von „Maß und Wert“.

298 *An Karl Thieme*

Paris, 1. Mai 1938

Lieber Herr Thieme,

mit wie bescheidener Erwartung Sie diesen Brief auch eröffnen mögen, so wird er Ihnen, wie ich fürchte, immer eine kleine Enttäuschung bringen. Mich jedenfalls bedrückt es, Ihnen den Dank für das Geschenk, das Sie mir mit Ihrer Bibelausgabe¹ gemacht haben, nur unangemessen sagen zu können.

Ich will nicht so anmaßend sein zu meinen, nur der könne Ihnen geziemend danken, dem ein Einblick in den gewaltigen Arbeitsprozeß freisteht, der hinter Ihnen liegt. Aber zumindest hätte ich über alles gern meinem Dank das Zeugnis einer stetigen Lektüre in diesem Werk verflochten. Meine eigene Arbeit bringt es mit sich, daß das derzeit nicht möglich ist.

Immerhin habe ich in den letzten 14 Tagen einige ausgedehntere Arbeitspausen an die Lektüre wenden können. Ein *Urteil*, das auch nur den Anflug der Sachkenntnis prä-tendiert, steht mir gewiß nicht zu. Immerhin will ich Ihnen sagen, daß ich den *Eindruck* hatte, mit einer hervorragend nützlichen Sache Bekanntschaft zu machen. Ich nenne das Buch nützlich, weil es etwas sehr Wichtiges und sehr Schwie-

riges mir zustandezubringen scheint: sich vor der Lese- und in der Lebensweise des heutigen Menschen zu behaupten. Ich habe eine hohe Verführung von Ihrer Texteinrichtung auf mich ausgehen gefühlt.

Das schlechthin Bedeutungsvolle war für mich die Deutlichkeit mit der die epischen und didaktischen Fundamente des Textes sich in Ihrer Interpretation und in Ihren Interpolationen herausheben. Dadurch hat der Laie auf Schritt und Tritt das Gefühl, etwas zu lernen. Und ihm dieses Gefühl zu wecken, dürfte heute das A und O einer Bibellektüre sein.

Ich muß es, aus Achtung vor Ihrem Werke, bei so vorläufigen Worten bewenden lassen, zumindest bis mich ein sachlicher Anlaß zu genauerem Studium der einen oder andern Passage führt. Erkennen Sie dennoch in meinem Dank den herzlichsten! —

Der Freund, dessen Besuch Sie mir ansagten, hat sich bisher bei mir nicht gemeldet. Er dürfte nach Ihrem Brief einer freundlichen Aufnahme, auch ohne als Kenner meiner Schriften sich auszuweisen, gewiß sein.

Ist Ihnen die Zeitschrift *Ordo*, sous Comité juif des études politiques, 22 rue Caumartin Paris IX zu Gesicht bekommen [sic]. Was die Leute wollen, erscheint mir noch ungeklärt.² Von ihrer Kritik am öffentlichen Auftreten und an den öffentlichen Reaktionen der Juden will mir scheinen, daß sie häufig den Nagel auf den Kopf trifft. Ich wollte, Sie würden der Sache ansichtig und teilten mir Ihre Meinung von ihr mit.

Ich lese *Bendas* „Un régulier dans le siècle“. Sie haben sich gewiß längst mit dem Mann beschäftigt und mir wäre willkommen zu wissen, welche Figur er vor Ihnen macht? Eine Frage zum Schluß. Im Jahre 1932 habe ich begonnen ein schmales Buch „Berliner Kindheit um neunzehnhundert“ zu schreiben. Vielleicht sind Ihnen Teile davon, die vor Hitler in der Frankfurter Zeitung erschienen sind, zu Gesicht gekommen. Dieses Buch habe ich in den letzten Wochen vermehrt und eingehend überarbeitet. Es wird seines Sujets wegen schwer einen Verleger finden. Findet es einen,

so könnte das Buch ein namhafter buchhändlerischer Erfolg werden. Es hat tausenden von vertriebenen Deutschen etwas zu sagen. Nur daß ein Verleger das vielleicht schwerer erkennt als ein Durchschnittsleser.

Haben Sie einen Begriff von dem Buch? Würde Ihnen, im andern Falle, mit der Überlassung seiner 100 Manuscriptseiten auf vierzehn Tage gedient sein? Sehen Sie in Ihrem Wirkungsbereich einen Menschen, den Sie an der Sache Anteil zu nehmen vermögen könnten?

Mit sehr herzlichem Gruß

Ihr Walter Benjamin

¹ Herders Laienbibel, 1938.

² Ordo verfolgte jüdisch-territorialistische aber antizionistische Tendenzen. Zu ihren Mitarbeitern gehörten u. a. Alfred Döblin (in der Zeit vor seiner Konversion) und Victor Zuckerkandl.

299 *An Gerhard Scholem*

Paris, 12. Juni 1938

Lieber Gerhard,

auf Deine Bitte schreibe ich Dir ziemlich ausführlich, was ich von Brods „Kafka“ halte; einige eigene Reflektionen über Kafka findest Du anschließend.

Du mußt von vornherein wissen, daß dieser Brief ganz allein diesem uns beiden gleich sehr am Herzen liegenden Gegenstande vorbehalten sein wird; für Nachrichten von mir vertröste ich Dich auf einen der nächsten Tage.

Das Buch von Brod ist durch den fundamentalen Widerspruch gekennzeichnet, der zwischen der These des Verfassers einerseits seiner Haltung andererseits obwaltet. Dabei ist die letztere danach angetan, die erstere einigermaßen zu diskreditieren; zu schweigen von den Bedenken, die sich gegen diese sonst erheben. Die These ist, daß Kafka sich auf dem Wege zur Heiligkeit befunden habe. (S. 65) Die Haltung des Bio-

graphen ihrerseits ist die vollendeter bonhommie. Der Mangel an Distanz ist ihre markanteste Eigentümlichkeit.

Daß sich diese Haltung zu dieser Ansicht des Gegenstands finden konnte, beraubt das Buch von vornherein seiner Autorität. Wie sie es tat, das illustriert z. B. die Redewendung, mit der (S. 127) „unser Franz“ dem Leser auf Photo vor Augen geführt wird. Intimität mit dem Heiligen hat ihre bestimmte religionsgeschichtliche Signatur: nämlich den Pietismus. Brods Haltung als Biograph ist die pietistische einer ostentativen Intimität; mit andern Worten die pietätloseste, die sich denken läßt.

Dieser Unreinlichkeit in der Ökonomie des Werks kommen Gepflogenheiten zugute, die der Verfasser sich in seiner Berufstätigkeit hat erwerben mögen. Jedenfalls ist es kaum möglich, die Spuren journalistischen Schlendrians bis hinein in die Formulierung seiner These zu übersehen: „Die Kategorie der Heiligkeit . . . ist überhaupt die einzig richtige, unter der Kafkas Leben und Schaffen betrachtet werden kann.“ (S. 65) Ist es nötig, anzumerken, daß Heiligkeit eine dem Leben vorbehaltene Ordnung ist, der das Schaffen unter gar keinen Umständen zugehört? und bedarf es des Hinweises darauf, daß das Prädikat der Heiligkeit außerhalb einer traditionell begründeten Religionsverfassung einfach eine belletristische Floskel ist?

Es fehlt Brod jedes Gefühl für die pragmatische Strenge, die von einer ersten Lebensgeschichte Kafkas zu fordern ist. „Von Luxushotels wußten wir nichts und waren dennoch unbeschwert lustig.“ (S. 128) Infolge eines auffallenden Mangels an Takt, an Sinn für Schwellen und Distanzen fließen Feuilletonschablonen in einen Text ein, der durch seinen Gegenstand zu einiger Haltung verpflichtet wäre. Das ist minder der Grund als ein Zeugnis dafür, wie sehr jede originäre Anschauung von Kafkas Leben Brod versagt geblieben ist. Besonders anstößig wird dieses Unvermögen, der Sache selbst gerecht zu werden, wo Brod (S. 242) auf die berühmte testamentarische Verfügung zu sprechen kommt, in der Kafka ihm die Vernichtung seines Nachlasses auferlegt. Hier wenn irgendwo wäre der Ort gewesen, grundsätzliche

Aspekte von Kafkas Existenz aufzurollen. (Er war offenbar nicht gewillt, vor der Nachwelt die Verantwortung für ein Werk zu tragen um dessen Größe er doch wußte).

Die Frage ist seit Kafkas Tod vielfach erörtert worden; es lag nahe, hier einmal innezuhalten. Allerdings hätte sie für den Biographen die Einkehr bei sich selbst mit sich geführt. Kafka mußte den Nachlaß wohl dem vertrauen, der ihm den letzten Willen nicht würde tun wollen. Und weder der Testator noch auch sein Biograph würden bei solcher Betrachtung der Dinge zu Schaden kommen. Aber sie verlangt die Fähigkeit, die Spannungen zu ermessen, von denen Kafkas Leben durchzogen war.

Daß diese Fähigkeit Brod abgeht, erweisen die Stellen, an denen er unternimmt, Kafkas Werk oder Schreibweise zu erläutern. Es bleibt da bei dilettantischen Ansätzen. Die Sonderbarkeit in Kafkas Wesen und Schreiben ist gewiß nicht, wie Brod meint, eine „scheinbare“ und ebenso wenig kommt man den Darstellungen Kafkas mit der Erkenntnis bei, daß sie „nichts als wahr“ sind. (S. 68) Derartige Exkurse über Kafkas Werk sind danach angetan, Brods Auslegung seiner Weltanschauung von vornherein problematisch zu machen. Wenn Brod von Kafka aussagt, daß dieser etwa auf der Linie von Buber gestanden habe (S. 241), so heißt das, den Schmetterling in dem Netz suchen über das er im Hin- und Herflattern seinen Schatten wirft. Die „gleichsam realistisch-jüdische Deutung“ des „Schlosses“ unterschlägt die abstoßenden und die grauenhaften Züge, mit denen die obere Welt bei Kafka ausgestattet ist, zugunsten einer erbaulichen Auslegung, die gerade dem Zionisten suspekt sein müßte.

Gelegentlich denunziert sich diese Bequemlichkeit, die ihrem Gegenstande so wenig ansteht, selbst einem Leser, der es nicht genau nimmt. Es ist Brod vorbehalten geblieben, die vielschichtige Problematik von Symbol und Allegorie, die ihm für die Auslegung Kafkas erheblich scheint, am Beispiel des „standhaften Zinnsoldaten“ zu illustrieren, der ein vollgültiges Symbol darum vorstelle, weil er nicht nur „viel . . . in die Unendlichkeit Verlaufendes ausdrückt“, sondern „uns auch mit seinem persönlich detaillierten Schicksal als Zinn-

soldat“ nahekommt (S. 237). Man möchte wohl wissen, wie sich das Davidsschild im Lichte einer solchen Symboltheorie ausnimmt.

Ein Gefühl für die Schwäche seiner eigenen Kafka-Interpretation macht Brod gegen die Interpretationen von andern empfindlich. Daß er das nicht so törichte Interesse der Surrealisten an Kafka wie die teilweise bedeutenden Auslegungen der kleinen Prosa durch Werner Kraft mit einer Handbewegung beiseiteschiebt, wirkt nicht angenehm. Darüber hinaus sieht man ihn bemüht, auch die künftige Kafka-Literatur zu entwerfen. „So könnte man erklären und erklären (man wird es auch noch tun) doch notwendigerweise ohne Ende“ (S. 69). Der Akzent, der auf der Klammer liegt, fällt ins Ohr. Daß die „vielen privaten akzidentellen Mängel und Leiden Kafkas“ zum Verständnis seines Werkes mehr beitragen als „theologische Konstruktionen“ (S. 213), hört man von dem jedenfalls nicht gern, der Entschlossenheit genug besitzt, seine eigene Darstellung Kafkas unter dem Begriff der Heiligkeit vorzunehmen. Die gleiche wegwerfende Gebärde gilt allem, was Brod bei seinem Zusammensein mit Kafka störend vorkommt – der Psychoanalyse ebenso wie der dialektischen Theologie. Sie erlaubt es ihm, Kafkas Schreibweise der „erlogenen Exaktheit“ Balzacs (S. 69) zu konfrontieren (wobei er nichts anderes als jene durchsichtigen Radomontaden im Sinne hat, die von Balzacs Werk und seiner Größe gar nicht zu trennen sind).

Das alles stammt nicht aus Kafkas Sinn. Brod verfehlt allzu oft die Fassung, die Gelassenheit, die diesem eigen war. Es gibt keinen Menschen, sagt Joseph de Maistre, den man nicht mit einer maßvollen Meinung für sich gewinnen könnte. Brods Buch wirkt nicht gewinnend. Es überschreitet das Maß sowohl in der Art, in welcher er Kafka huldigt, als in der Vertraulichkeit, mit der dieser von ihm behandelt wird. Beides hat wohl in dem Roman sein Vorspiel, dem seine Freundschaft zu Kafka als Vorwurf diente. Ihm Zitate entnommen zu haben, stellt unter den Mißgriffen dieser Lebensbeschreibung keineswegs den geringsten dar. Daß in diesem Roman Fernerstehende eine Verletzung der Pietät gegen den Verstorbenen sehen konnten, wundert den Verfasser, wie er

gesteht. „Wie alles mißverstanden wird, so auch dies . . . Man entsann sich nicht, daß Platon sich auf ähnliche, allerdings weit umfassendere Art sein ganzes Leben lang seinen Lehrer und Freund Sokrates als lebendig weiterwirkend, als mitlebenden, mitdenkenden Wegbegleiter dem Tode abgetrotzt hatte, indem er ihn zum Helden fast aller Dialoge machte, die er nach des Sokrates Tode schrieb.“ (S. 82)

Es ist wenig Aussicht, daß Brods „Kafka“ einmal unter den großen gründenden Dichterbiographien, in der Reihe des Schwabschen Hölderlin, des Bächtholdschen Keller, wird genannt werden können. Desto denkwürdiger ist sie als Zeugnis einer Freundschaft, die nicht zu den kleinsten Rätseln in Kafkas Leben gehören dürfte.

Du ersiehst aus dem Vorstehenden, lieber Gerhard, warum Brods Biographie mir ungeeignet scheint, mein Bild von Kafka – wäre es auch nur auf polemische Weise – in der Befassung mit ihr durchblicken zu lassen. Ob es den folgenden Notizen gelingt, dieses Bild zu skizzieren, lasse ich natürlich dahingestellt. Auf jeden Fall werden sie Dir einen neuen, von meinen früheren Reflektionen mehr oder minder unabhängigen Aspekt darauf nahelegen.

Kafkas Werk ist eine Ellipse, deren weit auseinanderliegende Brennpunkte von der mystischen Erfahrung (die vor allem die Erfahrung von der Tradition ist) einerseits, von der Erfahrung des modernen Großstadtmenschen andererseits, bestimmt sind. Wenn ich von der Erfahrung des modernen Großstadtmenschen rede, so begreife ich in sie verschiedenes ein. Ich spreche einerseits vom modernen Staatsbürger, der sich einer unübersehbaren Beamtenapparatur ausgeliefert weiß, deren Funktion von Instanzen gesteuert wird, die den ausführenden Organen selber, geschweige dem von ihnen behandelten ungenau bleiben. (Es ist bekannt daß eine Bedeutungsschicht der Romane, insbesondere des „Prozesses“, hierin beschlossen liegt.) Unter dem modernen Großstadtmenschen spreche ich andererseits ebensowohl den Zeitgenossen der heutigen Physiker an. Liest man die folgende Stelle aus Eddingtons „Weltbild der Physik“, so glaubt man Kafka zu hören.

„Ich stehe auf der Türschwelle, im Begriffe, mein Zimmer zu betreten. Das ist ein kompliziertes Unternehmen. Erstens muß ich gegen die Atmosphäre ankämpfen, die mit einer Kraft von 1 Kilogramm auf jedes Quadratcentimeter meines Körpers drückt. Ferner muß ich auf einem Brett zu landen versuchen, das mit einer Geschwindigkeit von 30 Kilometer in der Sekunde um die Sonne fliegt; nur den Bruchteil einer Sekunde Verspätung, und das Brett ist bereits meilenweit entfernt. Und dieses Kunststück muß fertiggebracht werden, während ich an einem kugelförmigen Planeten hänge, mit dem Kopf nach außen in den Raum hinein, und ein Ätherwind von Gott weiß welcher Geschwindigkeit durch alle Poren meines Körpers bläst. Auch hat das Brett keine feste Substanz. Darauftreten heißt auf einen Fliegenschwarm treten. Werde ich nicht hindurchfallen? Nein, denn wenn ich es wage und darauf trete, so trifft mich eine der Fliegen und gibt mir einen Stoß nach oben; ich falle wieder und werde von einer anderen Fliege nach oben geworfen, und so geht es fort. Ich darf also hoffen, das Gesamtergebnisse werde sein, daß ich dauernd ungefähr auf gleicher Höhe bleibe. Sollte ich aber unglücklicherweise trotzdem durch den Fußboden hindurchfallen oder so heftig emporgestoßen werden, daß ich bis zur Decke fliege, so würde dieser Unfall keine Verletzung der Naturgesetze sondern nur ein außerordentlich unwahrscheinliches Zusammentreffen von Zufällen sein... Wahrlich, es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe denn daß ein Physiker eine Türschwelle überschreite. Handle es sich um ein Scheunentor oder einen Kirchturm, vielleicht wäre es weiser, er fände sich damit ab, nur ein gewöhnlicher Mensch zu sein, und ginge einfach hindurch, anstatt zu warten, bis alle Schwierigkeiten sich gelöst haben, die mit einem wissenschaftlich einwandfreien Eintritt verbunden sind.“

Ich kenne in der Literatur keine Stelle, die im gleichen Grade den Kafkaschen Gestus aufweist. Man könnte ohne Mühe fast jede Stelle dieser physikalischen Aporie mit Sätzen aus Kafkas Prosastücken begleiten, und es spricht nicht wenig

dafür, daß dabei viele von den „unverständlichsten“ unterkämen. Sagt man also, wie ich das eben getan habe, daß die entsprechenden Erfahrungen Kafkas in einer gewaltigen Spannung zu seinen mystischen standen, so sagt man nur eine halbe Wahrheit. Es ist das eigentlich und im präzisen Sinne *Tolle* an Kafka, daß diese allerjüngste Erfahrungswelt ihm gerade durch die mystische Tradition zugetragen wurde. Das ist natürlich nicht ohne verheerende Vorgänge (auf die ich sogleich komme) innerhalb dieser Tradition möglich gewesen. Das Kurze und Lange von der Sache ist, daß offenbar an nichts Geringeres als an die Kräfte dieser Tradition appelliert werden mußte, sollte ein Einzelner (der Franz Kafka hieß) mit *der* Wirklichkeit konfrontiert werden, die sich als die unsrige theoretisch z. B. in der modernen Physik, praktisch in der Kriegstechnik projiziert. Ich will sagen, daß diese Wirklichkeit für den *Einzelnen* kaum mehr erfahrbar, und daß Kafkas vielfach so heitere und von Engeln durchwirkte Welt das genaue Komplement seiner Epoche ist, die sich anschickt, die Bewohner dieses Planeten in erheblichen Massen abzuschaffen. Die Erfahrung, die der des Privatmanns Kafka entspricht, dürfte von großen Massen wohl erst gelegentlich dieser ihrer Abschaffung zu erwerben sein.

Kafka lebt in einer *komplementären Welt*. (Darin ist er genau mit Klee verwandt, dessen Werk in der Malerei ebenso wesenhaft *vereinzelt* dasteht wie das von Kafka in der Literatur). Kafka gewährte das Komplement, ohne das zu gewahren, was ihn umgab. Sagt man, er gewährte das Kommende, ohne das zu gewahren, was heute ist, so gewahrt er es doch wesentlich als der *Einzelne* von ihm betroffene. Seinen Geberden des Schreckens kommt der herrliche *Spielraum* zu gute, den die Katastrophe nicht kennen wird. Seiner Erfahrung lag aber die Überlieferung, an die sich Kafka hingab, allein zugrunde; keinerlei Weitblick, auch keine „Sehergabe“. Kafka lauschte der Tradition, und wer angestrengt lauscht, der sieht nicht.

Angestrengt ist dieses Lauschen vor allem darum, weil nur Undeutlichstes zum Lauscher dringt. Da ist keine Lehre, die man lernen, und kein Wissen, das man bewahren könnte.

Was im Fluge erhascht sein will, das sind Dinge, die für kein Ohr bestimmt sind. Dies beinhaltet einen Tatbestand, welcher Kafkas Werk nach der negativen Seite streng kennzeichnet. (Seine negative Charakteristik wird wohl durchweg chancenreicher sein als die positive). Kafkas Werk stellt eine Erkrankung der Tradition dar. Man hat die Weisheit gelegentlich als die epische Seite der Wahrheit definieren wollen. Damit ist die Weisheit als ein Traditionsgut gekennzeichnet; sie ist die Wahrheit in ihrer hagadischen Konsistenz.

Diese Konsistenz der Wahrheit ist es, die verloren gegangen ist. Kafka war weit entfernt, der erste zu sein, der sich dieser Tatsache gegenüber sah. Viele hatten sich mit ihr eingerichtet, festhaltend an der Wahrheit oder an dem, was sie jeweils dafür gehalten haben; schweren oder auch leichteren Herzens verzichtleistend auf ihre Tradierbarkeit. Das eigentlich Geniale an Kafka war, daß er etwas ganz neues ausprobiert hat: er gab die Wahrheit preis, um an der Tradierbarkeit, an dem hagadischen Element festzuhalten. Kafkas Dichtungen sind von Hause aus Gleichnisse. Aber das ist ihr Elend und ihre Schönheit, daß sie *mehr* als Gleichnisse werden mußten. Sie legen sich der Lehre nicht schlicht zu Füßen wie sich die Hagada der Halacha zu Füßen legt. Wenn sie sich gekuscht haben, heben sie unversehens eine gewichtige Pranke gegen sie.

Darum ist bei Kafka von Weisheit nicht mehr die Rede. Es bleiben nur ihre Zerfallsprodukte. Deren sind zwei: einmal das Gerücht von den wahren Dingen (eine Art von theologischer Flüsterzeitung, in der es um Verrufenes und Obsoletes geht); das andere Produkt dieser Diathese ist die Torheit, welche zwar den Gehalt, der der Weisheit zueigen ist, restlos vertan hat, aber dafür das Gefällige und Gelassene wahrt, das dem Gerücht allerwege abgeht. Die Torheit ist das Wesen der Kafkaschen Lieblinge; von Don Quijote über die Gehilfen bis zu den Tieren. (Tiersein hieß ihm wohl nur, aus einer Art von Scham auf die Menschengestalt und -weisheit verzichtet haben. So wie ein vornehmer Herr, der in eine niedere Kneipe gerät, aus Scham darauf verzichtet, sein Glas auszuwischen.) Soviel stand ohne Frage für Kafka fest: erstens, daß einer,

um zu helfen, ein Tor sein muß; zweitens: eines Toren Hilfe allein ist wirklich eine. Unsicher ist nur: verfangt sie am Menschen noch? Sie hilft vielleicht eher den Engeln (vgl. die Stelle VII, S. 209 über die Engel, die etwas zu tun bekommen) für die es auch anders ginge. So ist denn, wie Kafka sagt, unendlich viel Hoffnung vorhanden, nur nicht für uns. Dieser Satz enthält wirklich Kafkas Hoffnung. Er ist die Quelle seiner strahlenden Heiterkeit.

Ich überliefere Dir dieses auf gefährliche Weise perspektivisch verkürzte Bild umso ruhiger, als Du es durch die Ansichten verdeutlichen magst, die von andern Aspekten her meine Kafkaarbeit in der „Jüdischen Rundschau“ entwickelt hat. Was mich heute gegen diese am meisten einnimmt, ist der apologetische Grundzug, welcher ihr innewohnte. Um Kafkas Figur in ihrer Reinheit und in ihrer eigentümlichen Schönheit gerecht zu werden, darf man das Eine nie aus dem Auge lassen: es ist die von einem Gescheiterten. Die Umstände dieses Scheiterns sind mannigfache. Man möchte sagen: war er des endlichen Mißlingens erst einmal sicher, so gelang ihm unterwegs alles wie im Traum. Nichts denkwürdiger als die Inbrunst, mit der Kafka sein Scheitern unterstrichen hat. Seine Freundschaft mit Brod ist für mich vor allem ein Fragezeichen, das er an den Rand seiner Tage hat malen wollen.

Damit wäre für heute der Kreis geschlossen, und ich setze die herzlichsten Grüße an Dich in seinen Mittelpunkt.

Dein Walter

300 *An Gerhard Scholem*

Svendborg, 8. Juli 1938

Lieber Gerhard,

mein Weitblick vom Frühjahr hat leider recht behalten und unsere Herbstbegegnung wird zu meiner – und gewiß auch Deiner – Betrübnis nicht statt haben können. Die Ursache davon, gegen die nichts ankommt, ist meine Arbeit. Mein

hiesiger Aufenthalt kommt einer Klausur gleich; und wäre er nur das, die lange Reise wäre gerechtfertigt. Ich brauche diese Abgeschlossenheit; ich kann es in der Tat nicht wagen, eine größere Unterbrechung, geschweige einen Milieuwechsel eintreten zu lassen, bevor die Arbeit im großen und ganzen abgeschlossen vorliegt. Hinzukommt, daß die hiesigen Arbeitsbedingungen nicht nur durch die Abgeschlossenheit denen in Paris überlegen sind. Ich habe einen großen Garten zu ungestörter Verfügung und meinen Schreibtisch an einem Fenster mit freiem Blick über den Sund. Die Schiffchen, die ihn passieren, stellen denn auch, von der täglichen Schachpause mit Brecht abgesehen, meine einzige Zerstreuung dar.

[...]

Könnte ich mit dem Verzicht auf unsere Begegnung wenigstens den in New York gewünschten Termin für die Beendigung der [Baudelaire-] Arbeit realisieren! Ich fürchte trotz allem werde ich ihn überschreiten müssen. Hier könntest Du ein gutes Werk tun, wenn Du gelegentlich Wiesengrund in diesem Sinne unterrichtetest.

Unter den Gründen, die mir das Mißlingen unseres Vorhabens betrübend machen, steht neben meinem Wunsch, Deine Frau kennen zu lernen an erster Stelle der, mit Dir über den Baudelaire sprechen zu können. Ich hätte mir davon viel versprochen. Liegt es doch so, daß der Gegenstand notwendig die ganze Masse der Gedanken und der Studien in Bewegung setzt, in denen ich mich seit geraumen Jahren ergangen habe. In diesem Sinne kann ich sagen, daß im Falle des Gelingens ein sehr genaues Modell der Passagenarbeit erstellt sein würde. Welche Gewähr es für dieses Gelingen gibt, ist eine andere Frage. Noch immer ist die beste, die ich kenne, Behutsamkeit, und so verwende ich denn eine lange Kette von Reflexionen an die Komposition (die in der der Wahlverwandschaftenarbeit ihr Vorbild haben wird).

[...]

Daß Deine Ausbeute¹ so reichlich ausgefallen ist, freut mich sehr. Laß mich hoffen, daß Du mir, liegt die Jagdzeit einmal hinter Dir, ausführlich über die vielen Dinge berichten wirst, die nun – auf wer weiß wie lange – wieder unserer

Korrespondenz anheimgestellt bleiben. Vor allem habe ich hierbei meinen Kafkabrief und Deine bevorstehende Institutsvisite im Sinne.

Mit den herzlichsten Grüßen

Dein Walter

¹ Beim Studium kabbalistischer Manuskripte in Amerika.

301 *An Kitty Marx-Steinschneider*

Skovsbostrand, 20. Juli 1938

Liebe Freundin,

Sie haben, wie Sie mir sagen, fünf Briefe von mir; ich weiß nicht, wie ich es in ihnen mit der Anrede gehalten habe. Mit der gegenwärtigen webe ich einen Faden Ihres letzten Briefes in den meinen hinein – und ein besseres Material habe ich nicht.

Ich habe mir lange einen Brief von Ihnen gewünscht und als er, nach freilich noch längerer Zeit, kam, fand sich, daß der Wunsch nur in leichten Schlummer gefallen war, aus dem er, bei der ersten Berührung erwachte. Wenn aber ich meinerseits Ihnen nicht schon viel früher geschrieben hatte, so wird es vielleicht in dem Gefühl gewesen sein, wie gezählt unsere ersten persönlichen und auch brieflichen Begegnungen waren und in dem Wunsche, ihnen nicht den Reichtum dieses Mangels zu entziehen. Nun lassen mich die Jahre und die vielen Hindernisse, die Ihr letzter Brief hinter sich gebracht hoffen, daß er den Anfang einer etwas dichtereren Reihe macht.

Diese Hindernisse waren nicht alle überwunden, als er mich eines Morgens erreichte. Denn das geschah eben in der Zeit als ich nach Monaten unsteter Existenz und vielfältiger Abhaltungen mich einer größeren Arbeit zugewendet hatte. Durch die plötzliche Einbuße meines Logis war ich im vergangenen Herbst in Schwierigkeiten gekommen. Eine Weile war ich in San Remo, bei meiner früheren Frau; endlich Ende Januar gelang es mir, eine kleine Wohnung zu beziehen.

Da ich alle dazu erforderlichen Dinge in Berlin im Stich hatte lassen müssen, so gab das Arbeit auf eine Reihe von Wochen. Meine laufenden Arbeiten waren in Rückstand gekommen und das führte zu immer mehr oder minder verzetzelter Schreiberei, die mich wieder für eine ganze Zeit in Atem hielt.

Als Ihr Brief kam, war es gerade einige Tage her, daß ich zu einem fundierten Plan zurückgekehrt war, einem Essay über Baudelaire, der ein Teil der Arbeit über das vorige Jahrhundert ist, die ich seit mehr als zehn Jahren im Sinne führe. Der Aufsatz den ich schreibe und der seiner Anlage nach eher ein Buch darstellt, soll davon einen Teil unter Dach und Fach bringen.

Ich habe meine Siebensachen im Juni eingepackt und bin nun seit vier Wochen in Dänemark, sitze an einem geräumigen schweren Tisch in einer Dachstube, zur linken Hand das Ufer und den stillen und schmalen Sund, den auf der Gegenseite der Wald begrenzt. Es ist leidlich still; die Motoren der Kutter, die hier vorbeifahren, machen ein Geräusch, das man umso lieber hat, als es einem erlaubt, einmal aufzuschauen und das Schiffchen in Augenschein zu nehmen.

Nebenan liegt das Haus von Brecht; da gibt es zwei Kinder, die ich gerne habe; das Radio; das Abendbrot; die freundlichste Aufnahme und nach dem Essen ein oder zwei ausgedehnte Schachpartien. Die Zeitungen kommen hierher mit so großer Verspätung, daß man sich etwas eher das Herz nimmt, sie aufzuschlagen.

Scholem habe ich kurz vor meiner Abreise in Paris gesehen. Die fällige philosophische Auseinandersetzung ist in guter Form vor sich gegangen. Irre ich mich nicht, so hat sie ihm von mir ungefähr das Bild eines Mannes gegeben, der sich in einem Krokodilsrachen, den er mittels eiserner Verstrebnungen geöffnet erhält, häuslich niedergelassen hat.

Wir hatten ursprünglich vorgehabt, uns nach seiner Rückkehr aus Amerika in Paris noch einmal zu treffen. Aber ich darf meine Arbeit nicht unterbrechen und werde keinesfalls vor Anfang September¹ nach Paris zurückkehren. Darum bitte ich Sie, mir hierher zu schreiben.

Ich gäbe Vieles darum, wenn Sie einmal in dieses Zimmer eintreten könnten. Darin hause ich wie in einer Zelle. Es ist nicht das Mobilar, das es dazu macht sondern die Umstände, unter denen ich es bewohne. Sie nötigen mir eine Art Klausur auf. Bei aller Freundschaft mit Brecht muß ich dafür sorgen, meine Arbeit in strenger Abgeschlossenheit durchzuführen. Sie enthält ganz bestimmte Momente, die für ihn nicht zu assimilieren sind. Er ist lange genug mit mir befreundet, um das zu wissen und ist einsichtig genug es zu respektieren. So geht das denn auch sehr gut von statten. Aber nicht immer ist es ganz leicht, das in Gesprächen zurückzustellen was einen tagaus tagein beschäftigt. So gibt es Augenblicke, in denen ich einen Brief wie den Ihren noch einmal lese, um entschlossen zur Arbeit zurückzukehren. Und ich denke, dies müßte mir zu einem neuen verhelfen können.

Hoffentlich tragen die Verhältnisse im Lande nicht allzu große Unruhe in Ihr Dasein; schreiben Sie mir auch darüber.

Und lassen Sie mich mit recht herzlichen Grüßen schließen.

Ihr Walter Benjamin

¹ Er blieb bis Mitte Oktober, als Scholem schon wieder in Jerusalem war.

302 *An Gretel Adorno*

Skovsbostrand per Svendborg, 20. Juli 1938

Liebe Felizitas,

hättet Ihr geglaubt, daß Eure Geburtstagswünsche gerade am 15^{ten}, um 12 Uhr mittags, bei mir eintreten würden? So taten sie es, mit dem Briefträger. Es ist schlimm, daß zugleich mit meiner Freude so das Bewußtsein meiner neulichen Versäumnis auch intensiver wurde. Für die kann es nur eine Verzeihung, keine Entschuldigung geben. Nun werde ich das Datum desto besser im Sinn behalten, und da ist es gut aufgehoben.

Ich stelle mir vor, daß Ihr euer Eingedenken, aus nächstliegendem Anlaß, am 15^{ten} werdet erneuert haben. (Bei dieser Vorstellung ergibt sich mir sehr natürlich der Wunsch zu erfahren, ob Deine Schwester¹ geheiratet hat oder ob das bevorsteht. Du hattest mir davon eingehender geschrieben, ich Dir geantwortet. Ich glaube, es war in meinem letzten Briefe, auf den ich noch nichts von Euch vernommen habe.)

Wie es hier mit mir steht, darüber hast Du vielleicht von Egon [Wissing] gehört, dem ich vor vierzehn Tagen geschrieben habe. Ich bewohne ein leidlich stilles Zimmer in der nächsten Nachbarschaft von Brechts Haus. Zum Schreiben habe ich einen großen stabilen Tisch – wie schon seit Jahren keinen – und einen Blick auf den gemächlichen Sund, an dessen Ufern Segelboote und auch kleinere Dampfer vorbeiziehen. So lebe ich in der *contemplation opiniâtre de l'œuvre de demain*, wie Baudelaire sagt, um den es sich in dem fraglichen *œuvre* handelt.

Ich habe ihm nun einen Monat lang täglich seine acht bis neun Stunden zugewandt und habe vor, das Manuscript in der Rohfassung abzuschließen ehe ich nach Paris zurückkehre. Darum habe ich die geplante Begegnung mit Scholem, so leid mir das tut, aufgeben müssen: die Unterbrechung wäre in einen allzuwichtigen Arbeitsabschnitt hinein gefallen. Wahrscheinlich habt Ihr das inzwischen von ihm gehört.

Hieran schließt sich ein Neues an, was ich mit Widerstreben Dir anvertraue – Dir als erster und minder zu treuen Händen als zu verständigen. Ich werde den 15. September-Termin bei allem Bemühen nicht einhalten können.

In einem Briefe, den ich von hier an Pollock schrieb, sprach ich ihm davon, daß eine geringe Terminüberschreitung sich vielleicht als notwendig erweisen könnte. Inzwischen habe ich mich entschließen müssen, die Schematisierung der Arbeit, die ich mir in Paris in einer Periode chronischer Migräneanfälle gewaltsam auferlegt hatte, neu einzurichten.

Wir sind uns ja darin einig, daß in Arbeiten wie dem Baudelaire Entscheidendes von der Konzeption abhängt; die ist es, an der nichts forciert werden und in der nirgends fünf als gerade passieren darf. Es kommt hinzu, daß einige der grund-

legenden Kategorien der Passagen hier zum ersten Male entwickelt werden. Unter diesen Kategorien steht, wie ich Euch wohl in San Remo bereits erzählte, die des Neuen und Immerwiedergleichen an erster Stelle. Weiter treten in der Arbeit – und das gibt Dir vielleicht am besten einen Begriff von ihr – Motive erstmals in Beziehung zueinander, die sich mir bisher nur in von einander mehr oder minder isolierten Denkfeldern präsentiert hatten: die Allegorie, der Jugendstil und die Aura. – Je dichter der begriffliche Kontext ausfällt, desto mehr Urbanität muß natürlich der sprachliche an den Tag legen.

Dazu die Schwierigkeiten, die nicht in der Sache sondern in der Zeit* liegen. Was gäbe ich darum, Dich – und wäre es für nur eine Woche – zu sehen! Da Du mich oft auf ein halbes Wort schon verstehen würdest, wie würdest Du mir, eben dadurch, erlauben, dessen anderer Hälfte mich zu bemächtigen. Von ähnlichem kann hier nicht die Rede sein. Auf der andern Seite empfinde ich die Einsicht sehr wohltätig, die Brecht der Notwendigkeit meiner Isolierung entgegenbringt. Ohne die würden die Dinge sich weniger angenehm anlassen. Aber eben hat sie es mir ermöglicht, mich in dem Grade auf meine Arbeit zurückzuziehen, daß ich selbst seinen neuen Roman², der zur Hälfte vollendet ist, noch nicht gelesen habe. Natürlich ist es nicht sowohl die Zeit die mir fehlt als die Möglichkeit, in das einzutreten, was meiner Arbeit fern liegt.

Der gleiche herrische Charakter, der ihre Inkompatibilität mit jeder andern Beschäftigung zur Folge hat, macht es mir schwer, sie in allzuenge Termingrenzen einzuschließen. So selbstverständlich mir ihre Fertigstellung vor Ablauf des Jahres ist – ich würde den 15. November als den spätesten Termin ansetzen –, so töricht wäre es von mir, nicht jetzt schon es auszusprechen, daß ich ohne eine Fristverlängerung von mindestens fünf Wochen nicht werde zu Rande kommen können.

Es wird mir natürlich nichts übrig bleiben als das auch Max mitzuteilen. Weil meine Nachricht ihn aber erst erheb-

* will sagen: in der Epoche

lich später erreichen würde als Dich die vorliegende, weil ich, weiterhin, Pollock erst kürzlich in der Sache geschrieben habe, weil ich mich – und das ist das Entscheidende – in dieser redaktionellen Schwierigkeit mit Deinem Verständnis und Deiner Hilfe auch der von Teddie versichern möchte – darum schreibe ich Dir, und das so ausführlich.

Damit bin ich noch nicht am Ende. Ich will vielmehr gleich eine Bitte anschließen, die Dir meinen ganzen Schreibtisch vor Augen zaubern mag. Ich habe herausbekommen, daß der berühmte R L Stevenson über Gasbeleuchtung geschrieben hat; es gibt von ihm einen *essai on gaz-lamps*. Bisher war alle meine Mühe umsonst, ihn aufzutreiben. Es erübrigt sich jedes Wort über die Wichtigkeit, die dieser *essai* für mich haben könnte. Magst Du versuchen, ihn für mich aufzutreiben? – Zu guterletzt: ist es Dir möglich, mir die französischen Bücher, die Du noch von mir hast, im Laufe der nächsten Wochen hierher zu senden, so würde mir das die Zollschwierigkeiten ersparen, die die französischen Behörden bei Büchersendungen zu erheben lieben. Sie werden von hier mit meiner übrigen Bibliothek per Fracht nach Paris abgehen.

Ist es wahr, daß Ernst Bloch, wie mir zu Ohren gekommen ist, in New-York ist? Berichte mir, falls das wahr sein sollte – und grüße ihn. Nach dem letzten Heft der Zeitschrift zu schließen, gibt es dort auch Joachim Schumacher, seinen Schüler. Seine Beiträge im Besprechungsteil scheinen mir nicht uneben; (dagegen ist ein Buch „Die Angst vor dem Chaos“, das er erscheinen ließ, kein gutes Zeugnis für die Lehre, die er genossen hat.)

Mir kommt hier etwas mehr linientreues Schrifttum vor Augen als in Paris und so geriet ich neulich an ein Heft der „Internationalen Literatur“³ in dem ich, anläßlich eines Teils meiner Wahlverwandtschaftenarbeit als Gefolgsmann von Heidegger figuriere. Die Misere in diesem Schrifttum ist groß. Ihr werdet, denke ich, Gelegenheit haben zu vernehmen, welchen Vers Bloch sich darauf macht. Was Brecht betrifft, so macht er sich die Gründe der russischen Kulturpolitik durch Spekulationen über die Erfordernisse der dortigen Nationalitätenpolitik klar so gut er kann. Aber das hindert

ihn selbstverständlich nicht, die theoretische Linie als katastrophal für alles das zu erkennen, wofür wir uns seit 20 Jahren einsetzen. Sein Übersetzer und Freund war, wie Du weißt, Tretjakoff. Er ist höchstwahrscheinlich nicht mehr am Leben.

Das Wetter ist trübe und verlockt wenig zu Spaziergängen; desto besser, denn es gibt keine. Mein Schreibtisch ist auch klimatisch bevorzugt: er steht unter einem abgeschrägten Dach, wo die Wärme, die spärliche Sonnenstrahlen manchmal abgeben, etwas länger vorhält als anderswo. Ein oder zwei Partien Schach, die etwas Abwechslung in das Leben bringen sollten, nehmen ihrerseits die Farbe des grauen Sundes und der Gleichförmigkeit an: denn ich gewinne sie nur sehr selten.

Lebe recht wohl, meine liebe Felizitas; bedenke, daß ich unter der Arbeit zum Briefschreiben ganz besonders ermuntert werden muß; tue dies, indem Du mir viel berichtest – Deine Briefe sind *immer* kurz – und grüße den Teddie so wie die andern aufs Herzlichste.

Dein Detlef

Neulich sah ich – zum ersten Mal! – Katharina Hepburn. Die ist großartig und hat sehr viel von Dir. Hat man Dir das noch nie gesagt?

1 Liselotte Karplus, Egon Wissings zweite Frau.

2 Die Geschäfte des Herrn Julius Cäsar. Postum, Berlin 1957.

3 1930–1945 in Moskau erschienene deutschsprachige Zeitschrift; Johannes R. Becher war Hauptschriftleiter.

303 *An Max Horkheimer*

Kopenhagen, 28. September 1938

Lieber Herr Horkheimer,

vor allem sage ich Ihnen herzlichen Dank für Ihre Zeilen vom 6. September. Oft frage ich mich, ob und unter welchen Umständen wir in absehbarer Zeit einander begegnen werden. Der Geist, vor der Zukunft scheu, blickt in die Ferne.

Sie erhalten mit gleicher Post den zweiten Teil des Buches über Baudelaire¹. Er umfaßt drei Abteilungen. Von der ersten fehlen am Anfang einige Seiten; ich mußte sie der Fertigstellung des restlichen Textes zum Opfer bringen und entschloß mich dazu nicht allzu schwer, da diese erste Abteilung für die Publikation in der nächsten Nummer der Zeitschrift wohl minder in Frage kommt als die beiden andern Abteilungen. Ich nehme an, daß von diesen jede einzelne für die Bedürfnisse des nächsten Heftes ausgereicht hätte. Wenn ich trotzdem alles daran setzte, um sie beide und darüber hinaus die wesentlichen Partien der ersten Abteilung fertig zu stellen, so darum, weil mir sehr viel daran gelegen war, Ihnen durch die zusammenhängende Lektüre des zweiten Teils des Baudelaire-Buches einen Vorbegriff von dessen Gesamterscheinung zu geben.

Vielleicht darf ich bei dieser Gelegenheit kurz das Zustandekommen dieses zweiten Teils resümieren.

In meinem Brief vom 16. April glaubte ich, den ganzen Baudelaire auf 80 bis 120 Seiten bewältigen zu können. Auch am 4. Juli war, in meinem Brief an Herrn Pollock, noch von dem ganzen Baudelaire als Beitrag für die nächste Nummer der Zeitschrift die Rede. In dem Brief, den ich am 3. August an Sie richtete, sah ich zum ersten Mal die Notwendigkeit, den zweiten Teil abzuzweigen. Am 28. August erst konnte, oder mußte, ich dann Herrn Pollock mitteilen, daß der zweite Teil für sich allein über den Umfang eines Zeitschriftenaufsatzes hinausgehen werde.

Wie Sie wissen, war der Baudelaire ursprünglich als ein Kapitel der „Passagen“ geplant und zwar als das vorletzte. So war er aber vor Abfassung der vorangehenden für mich weder zu schreiben, noch wäre er, so geschrieben, ohne die vorangehenden verständlich gewesen. Ich habe mich dann selbst lange Zeit mit der Vorstellung hingehalten, der Baudelaire könne, wenn schon nicht als ein Kapitel der „Passagen“, so doch als ein ausgedehnter Essay vom Maximalumfang der in der Zeitschrift publizierbaren, geschrieben werden. Erst im Laufe des Sommers erkannte ich, daß ein Baudelaire-Essay von bescheidenerem Umfang, der seine Zuständigkeit

zum „Passagen“-Entwurf nicht verleugnete, nur als Teil eines Baudelaire-Buches zustande kommen könne. Im beifolgenden erhalten Sie genau gesprochen drei solcher Essays – nämlich die drei untereinander relativ unabhängigen Bestandsstücke des durchaus selbständigen zweiten Teils des Baudelaire-Buches.

Dieses Buch soll entscheidende philosophische Elemente des „Passagen“-Projekts in, wie ich hoffe endgültiger Fixierung, niederlegen. Wenn es neben dem ursprünglichen Entwurf ein Sujet gab, das den grundlegenden Konzeptionen der „Passagen“ optimale Chancen bot, so war es der Baudelaire. Aus diesem Grunde vollzog sich die Orientierung wesentlicher materialer wie konstruktiver Elemente der „Passagen“ an diesem Sujet von selbst.

Es ist allerdings Gewicht darauf zu legen, daß die philosophischen Grundlagen des *gesamten* Buches von dem vorliegenden zweiten Teil aus nicht zu überschauen sind und nicht überschaubar sein sollten. Die Synthesis im dritten Teil – er soll heißen: die Ware als poetischer Gegenstand – ist so angelegt, daß sie weder vom ersten noch vom zweiten Teil aus gesichtet werden kann. Das war nicht allein die Bedingung der Selbständigkeit des letzteren, sondern durch den Aufbau vorgezeichnet. In diesem Aufbau bringt der erste Teil – Baudelaire als Allegoriker – die Fragestellung; der dritte Teil die Auflösung. Der zweite bringt die für diese Auflösung erforderlichen Daten bei.

Die Funktion dieses zweiten Teils ist allgemein gesprochen die der Antithesis. Er kehrt der kunsttheoretischen Fragestellung des ersten Teils entschlossen den Rücken und unternimmt die gesellschaftskritische Interpretation des Dichters. Diese ist eine Voraussetzung der marxistischen, erfüllt aber für sich allein deren Begriff nicht. Das zu tun, ist dem dritten Teil vorbehalten, in dem die Form in den materialen Zusammenhängen ebenso entscheidend zu ihrem Recht kommen soll wie sie es im ersten als Problem tat. Der zweite Teil ist als Antithesis derjenige, in dem die Kritik in einem engeren Sinne, nämlich die Kritik an Baudelaire, ihre Stelle hat. Die Grenzen seiner Leistung mußten in diesem Teil klargestellt

werden; die Interpretation derselben unternimmt endgültig erst der dritte. Er wird einen selbständigen Motivkreis haben. Das Grundthema der alten „Passagen“-Arbeit: das Neue und Immergleiche kommt erst dort zur Geltung; es erscheint im Begriffe der Baudelaires Schaffen bis auf den Grund determinierenden nouveauté.

Die Entwicklung, die das Baudelaire-Kapitel der „Passagen“ durchzumachen im Begriff ist, würde ich in fernerer Zeit noch zwei andern Kapiteln der „Passagen“ vorbehalten sehen: dem über Grandville und dem über Haussmann.

Ein Resumée schicke ich, sowie ich weiß, welchen Teil Sie zur Publikation in der nächsten Nummer bestimmen. Bis dahin werden, wenn meine Rückkehr nach Frankreich möglich ist, einzelne Lücken in den bibliographischen Nachweisen ebenfalls ausgefüllt sein.

Für den Fall, daß eine Montage aus kleineren Abschnitten Sie redaktionell interessieren sollte, habe ich das Thema für jeden von ihnen am Rand bezeichnet. Als Titel käme in solchem Falle in Frage: Sozialwissenschaftliche Studien zu Baudelaire. Dieser Titel, für den sonst nicht allzu viel sprechen dürfte, hätte den Vorteil, bei einer gelegentlichen späteren Publikation anderer Fragmente, sei es in der Zeitschrift sei es in einem Jahrbuch, zur Hand zu sein.

Die französischen Zitate habe ich übersetzt; der Text wäre anders bei ihrer Fülle unlesbar geworden. Ich würde es für sehr wünschenswert halten, in dem Teil, welchen Sie publizieren, die Prosaübersetzung der zitierten Verse in Anmerkungen zu bringen. Wir haben wohl vielfach mit deutschen Lesern zu rechnen, die nicht französisch können. — Diese Prosaversionen würde ich Ihnen gegebenenfalls gleichzeitig mit dem Resümee schicken.

Unter welchen Umständen die Arbeit in den letzten zwei Wochen vor sich ging, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Es war ein Wettrennen mit dem Krieg. Es kam die Unruhe um meinen Sohn in Italien hinzu; dank größter Anstrengungen war es meiner Frau möglich, ihm die Einreise nach London zu verschaffen — damit hat sich aber im Augenblick nur die Ursache, um ihn zu bangen, verändert.

Ich habe alles daran gesetzt, die Spur dieser Umstände von der Arbeit bis in ihr Äußeres hinein fernzuhalten und bin, um ein einwandfreies Manuskript herstellen zu lassen, seit zehn Tagen in Kopenhagen. Morgen fahre ich zu Brecht zurück. Er bat mich vor meiner Abreise darum, Ihnen Grüße von ihm zu sagen, und ich tue es sehr gern.

Über meine Dispositionen weiß ich noch nichts. Meine dänische Aufenthaltsbewilligung läuft, wie man mich versicherte: definitiv, am 1. November ab. Kommt es zum Krieg, so glaube ich alles daran setzen zu müssen, in Skandinavien zu bleiben. Darum wäre ich Ihnen sehr dankbar für die Angabe dänischer, auch schwedischer und norwegischer Freunde – wenn Sie solche kennen – an die ich in einem derartigen Falle mich wenden könnte. Ist es mir möglich, nach Paris zurückzukehren, so tue ich es, sobald es angeht.

[...]

Mit den herzlichsten Grüßen, mit denen ich auch die Ihrer Frau erwidere

Ihr Walter Benjamin

¹ Diese Fassung der Baudelairearbeit ist als Manuskript erhalten.

304 *An Theodor W. Adorno*

Skovsbostrand per Svendborg, 4. Oktober 1938

Lieber Teddie,

heut vor acht Tagen hatte ich die letzte Hand an den zweiten Teil des Baudelaire gelegt; zwei Tage später erfuhr die europäische Situation ihr provisorisches dénouement. Meine Anspannung in den letzten Wochen war durch die Kollision der geschichtlichen Termine mit den redaktionellen eine äußerste gewesen. Daher der Verzug dieser Zeilen.

Gestern habe ich die mehreren Hundert hier befindlichen

Bücher für den Transport nach Paris klar gemacht. Ich habe nun aber mehr und mehr das Gefühl, daß dieser Bestimmungsort für sie wie für mich zu einer Umladestation wird werden müssen. Wie lange die Luft in Europa materialiter noch zu atmen sein wird, weiß ich nicht; spiritualiter ist es nach den Vorgängen der letzten Wochen schon jetzt der Fall nicht mehr. Leicht kommt die Feststellung mich nicht an; aber sie läßt sich wohl nicht mehr umgehen.

Soviel dürfte sich unwidersprüchlich herausgestellt haben: daß Rußland sich die Extremität Europa hat amputieren lassen. Was Hitlers Zusage: die europäischen Territorialansprüche seien bereinigt und die kolonialen könnten keinerlei Kriegsfall bedingen, angeht, so deute ich so sie, daß die kolonialen den Kriegsfall für Mussolini bedeuten werden. Ich erwarte, daß das von einer großen Zahl, wenn nicht einer Mehrheit von Italienern bewohnte Tunis den nächsten „Verhandlungs“-Gegenstand abgibt.

Wie sehr ich meiner Frau und vor allem Stefans wegen in den letzten Wochen beunruhigt gewesen bin, könnt Ihr Euch leicht denken. Zur Zeit braucht man, wie ich seit kurzem weiß, Schlimmstes nicht zu befürchten. Stefan ist in England; meine Frau wird versuchen, das Unternehmen ohne allzu fühlbaren Verlust zu zedieren. Vorläufig soll, um Zeit zu gewinnen, eine nur formelle Cession vorgenommen werden.

Um das Manuscript des Baudelaire herstellen zu lassen, bin ich zehn Tage in Kopenhagen gewesen. Es war der herrlichste Spätsommer, der sich denken läßt. Ich sah aber von der Stadt – die ich besonders liebe – diesmal nicht mehr als was auf dem Wege von meinem Schreibtisch zum Radioapparat im „Gesellschaftszimmer“ lag. Nun beginnt hier der Herbst mit den schwersten Stürmen. Ich fahre am kommenden Sonabend über eine Woche, wenn nichts unerwartetes eintritt, zurück. Je natürlicher und je spannungsloser mein Umgang mit Brecht im vergangenen Sommer gewesen ist, desto weniger unbekümmert lasse ich ihn diesmal zurück. Denn ich bin befugt, in dieser Kommunikation, die diesmal weit weniger problematisch war als ich es gewohnt war, einen Index seiner wachsenden Isolierung zu sehen. Ich will die

banalere Deutung der Tatsache – daß diese Isolierung ihm das Vergnügen an gewissen provokatorischen Finten, zu denen er im Gespräch neigte, herabmindere – nicht ganz ausschließen; authentischer ist aber die, in jener wachsenden Isolierung die Folge der Treue zu dem zu erkennen, was uns gemeinsam ist. Unter den Lebensumständen, die die seinen geworden sind, wird er von dieser Vereinsamung während eines Svendborger Winters gewissermaßen Auge in Auge herausgefordert.

Von seinem neuen „Cäsar“ habe ich noch fast nichts gesehen, weil mir, während ich selbst an der Arbeit war, jede Art von Lektüre unmöglich war.

Ich nehme an, Sie werden, wenn dieser Brief kommt, den zweiten Teil des Baudelaire schon gelesen haben. Es war ein Wettrennen mit dem Krieg; und ich empfand, aller würgenden Angst zum Trotz, ein Gefühl des Triumphes am Tage da ich den seit fast fünfzehn Jahren geplanten „flaneur“ vor dem Weltuntergang unter Dach und Fach (das gebrechliche eines Manuscripts!) gebracht hatte.

Max wird Ihnen gewiß aus meinem eingehenden Begleitbrief die Bemerkungen über das Verhältnis des Baudelaire zum Plan der Passagen mitgeteilt haben. Entscheidend ist, wie ich es ihm formulierte, daß ein Baudelaire-Essay, der seine Zuständigkeit zum Problembereich der Passagen nicht verleugnete, nur als Teil eines Baudelaire-Buches verfaßt werden konnte. Was Sie aus unsern Gesprächen in San Remo über das Buch wissen, erlaubt Ihnen per contrarium sich von der Funktion des nun vorliegenden zweiten Teiles ein ziemlich genaues Bild zu machen. Sie werden gesehen haben, daß die entscheidenden Motive – das Neue und Immergleiche, die Mode, die ewige Wiederkehr, die Sterne, der Jugendstil – zwar angeschlagen sind, aber von ihnen keines abgehandelt wurde. Die augenfällige Konvergenz der Grundgedanken mit dem Passagenplan zu erweisen, ist Sache des dritten Teils.

Von Ihrer eignen Hand habe ich noch wenig empfangen, seit Sie die neue Wohnung bezogen haben. Ich hoffe auf eine ausführliche Nachricht von Ihnen, sobald Sie den Baudelaire

gelesen haben. Bei dieser Gelegenheit lassen Sie mich, bitte, auch wissen, wie Ihr Radioprojekt¹ vorschreitet und vor allem, wie es eigentlich beschaffen ist. Denn das weiß ich noch nicht.

Ich danke Ihnen sehr für das Luftschifferbuch: im Augenblick ruht es mit Ihrer gesamten Sendung in den versandfertigen Kisten. Ich freue mich darauf, es in Paris zu lesen. Danken Sie bitte Felizitas sehr herzlich für diese Sendung. Ich schreibe ihr, spätestens aus Paris. – Den Kierkegaard, für den ich Ihnen danke, erhalten Sie mit dem Löwith² durch Mme Favez. Den letztern hatte ich seinerzeit, da ich ihn zum dritten Teil des Baudelaire brauche, angefordert. Bitte senden Sie ihn mir nach Gebrauch zurück.

Von Elisabeth Wiener, nach der Felizitas fragt, habe ich nichts gehört. Für mich fällt noch mehr ins Gewicht, daß ich von Scholem seit seiner Abreise aus Amerika keine Zeile habe. Er scheint gekränkt zu sein, mich in Paris nicht angetroffen zu haben. Für mich mußte aber alles hinter der Arbeit zurückstehen, die ich ohne die strikte Klausur, die ich mir auferlegt hatte, niemals hätte durchführen können. Hat er Euch irgend ein Zeichen gegeben?

Ich warte mit Spannung auf das, was Ihr mir über Ernst Bloch berichten könnt. En attendant werfe ich hin und wieder einen Blick auf den bei Brechts Sohn Stefan aufgespannten Stadtplan New Yorks und spaziere die lange Straße am Hudson, an der Euer Haus liegt, auf und ab.

Seid auf das Herzlichste begrüßt von Eurem Walter

¹ Adorno leitete den musikalischen Teil des Princeton Radio Research Project.

² Karl Löwith: Nietzsches Philosophie der ewigen Wiederkunft des Gleichen. Berlin 1935.

Paris, 1. November 1938

Meine liebe Felizitas,

Du siehst den bekannten Briefbogen wieder auftauchen – und somit wäre, nach dem neuigkeitsschwangeren Herbst, einiges zum Alten zurückgekehrt. Wenn Du nach einem Rückblick auf meinen Sommer Begehren trägst, so wird er sich Dir, wie ich annehme, bald über der Lesung des Baudelairemanuscripts eröffnen, wenn das der Fall nicht schon gewesen ist. Es stellt die Quintessenz der vergangenen Monate dar. Ich erwarte für die nächsten Tage den Bericht über seine Aufnahme in Newyork, und bestimmt hoffe ich, daß Teddie sich an ihm beteiligen wird.

Du mußt mir nun bald schreiben, wie Newyork sich beim zweiten Blick anläßt, zumal da dieser zweite Blick auch einige seiner neugebackenen Bewohner umfassen muß. Da bin ich vor allem Deiner Erzählung über Ernst Bloch und Euer Verhältnis zu ihm gewärtig. Nicht minder wünsche ich mir eine Darstellung Eures Alltags und der Art, wie Ihr Euer Dasein zu zweit sowie in dem engern Umkreise Euch eingerichtet habt.

Ich glaube, mein letzter svendborger Brief gab zu erkennen, daß ich – bei aller Eingeschränktheit meiner dänischen Existenz – der Rückkehr ohne Enthusiasmus entgegen sah. Ich war eingreifender Veränderungen gewärtig; sie sind heute selten zum Guten. Nun habe ich mich unter meinen französischen Bekannten noch nicht genug umtun können, um zu ersehen, in welchem Grade meine Befürchtungen berechtigt waren. Ich sprach nur Adrienne Monnier, der jene niemals gegolten hätten. Dafür stieß ich auf Veränderungen dort, wo ich mich nicht versehen hatte. Meine Schwester ist schwer, eigentlich hoffnungslos erkrankt. Zu dem chronischen Leiden, das ihr seit Jahren zu schaffen machte, ist eine weit vorgeschrittene Arterienverkalkung getreten. Meine Schwester ist in ihrer physischen Leistungsfähigkeit auf das Äußerste reduziert und oft ganze Tage bettlägerig. Es trifft sich unter

diesen Umständen günstig, daß ich in ihrer unmittelbaren Nähe wohne. — Mein Bruder ist ins Zuchthaus von Wilsnak transferiert worden, wo er mit Straßenarbeiten beschäftigt ist. Die Existenz soll dort noch erträglich sein. Der Alp, der auf den Leuten in seiner Situation liegt, ist, wie ich öfter aus Deutschland höre, nicht so sehr der kommende Zuchthaus tag als das nach Jahren der Haft drohende Konzentrationslager. — Was meine Frau betrifft, so ist sie, unversehens, kurz vor meiner Rückkehr durch Paris gekommen und jetzt in London. Dort scheint sie es von neuem mit einer Pension versuchen zu wollen. Ich hoffe, daß ich sie gegen Weihnachten hier sehen und dann günstige Auskunft über Stefans englische Chancen erhalten werde.

Um noch einmal die politische Entwicklung zu streifen: das im Vordergrund der Bemühungen stehende rapprochement zwischen Deutschland und Frankreich wird, wie ich fürchte, die wenigen einander nahen Franzosen und Deutschen von einander entfernen müssen — unmittelbar oder mittelbar. Für das Ende der Woche erwartet man ein „statut des étrangers“. Inzwischen betreibe ich meine Naturalisation umsichtig aber illusionslos. Waren vordem die Chancen des Gelingens zweifelhaft, so ist nunmehr auch der Nutzen dieses letztern problematisch geworden. Der Verfall der Rechtsordnung in Europa läßt jede Art von Legalisierung trügerisch werden.

Ich habe Grund, mir Glück zu jedem Blatt Papier zu wünschen, das ich im März 1933 in Deine Hände legte. Bei einem nachhaltigen Versuch, noch einige von meinen berliner Büchern, vor allem aber Schriften herauszubekommen, ergab sich als bisher einziger, aber fast völlig gesicherter Ertrag die Tatsache, daß der Nachlaß der beiden Heinle, den ich vollständig gesammelt hatte sowie mein unersetzliches Archiv zur Geschichte der linksbürgerlichen Jugendbewegung, daß endlich auch meine Jugendarbeiten — darunter die Hölderlinarbeit von 1914¹ — vernichtet sind.

Daß den Seinigen der Herr, der den Wachenden soviel nehmen kann, es im Schlafe gibt, will ich, um heiterer zu schließen, nachtragen. [Franz] Hessel, der fünfeinhalb Jahre

lang wie ein Mäuschen im Gebälk in Berlin gegessen hat, ist kürzlich mit großen Legitimationen und unter mächtiger Protektion in Paris eingetroffen. Ich glaube, seine Geschichte wird denkwürdig sein; dieser Tage will ich sie mir von ihm erzählen lassen.

Habt Ihr Euch der Bilder amerikanischer Primitiver erinnert, die ich Euch ans Herz legte.

Alles Liebe Dir und Teddie Dein Detlef

¹ Die Arbeit blieb durch ein Exemplar im Besitz von Scholem erhalten; sie findet sich Schriften II, S. 375–400.

306 *Theodor W. Adorno an Walter Benjamin*

[New York], 10. November 1938

Lieber Walter,

die Verspätung dieses Briefes erhebt drohende Anklage gegen mich und gegen uns alle. Vielleicht ist dieser Anklage aber ein Gränchen Verteidigung schon beigesellt. Denn es versteht sich fast von selbst, daß die Verzögerung der Antwort auf Ihren Baudelaire um einen vollen Monat nicht auf Lässigkeit zurückgehen kann.

Die Gründe sind ausschließlich sachlicher Art. Sie betreffen unser aller Stellung zu dem Manuskript und bei meinem Engagement in der Frage der Passagenarbeit darf ich wohl ohne Unbescheidenheit sagen meine im besonderen. Ich habe dem Eintreffen des Baudelaire mit der äußersten Spannung entgegengesehen und ihn buchstäblich verschlungen. Ich bin voller Bewunderung dafür, daß Sie es vermocht haben, die Arbeit bis zum Termin fertigzustellen. Und diese Bewunderung ist es, die es mir besonders erschwert, von dem zu reden, was sich zwischen meiner leidenschaftlichen Erwartung und dem Text gestellt hat.

Ihren Gedanken, im Baudelaire ein Modell zu den Passa-

gen zu stellen, habe ich ungemein schwer genommen und bin dem satanischen Schauplatz nicht viel anders genahnt als Faust den Phantasmagorien des Brockens, wenn er meint, daß sich nun so manches Rätsel lösen wird. Ist es verzeihlich, wenn ich die Replik Mephistos, doch manches Rätsel knüpft sich neu, mir selber habe geben müssen? Können Sie verstehen, daß die Lektüre der Abhandlung, von deren Kapiteln eines der Flaneur und eines gar die Moderne heißt, eine gewisse Enttäuschung in mir produzierte?

Diese Enttäuschung hat ihren Grund wesentlich darin, daß die Arbeit in den mir bekannten Teilen nicht sowohl ein Modell zu den Passagen darstellt, als ein Präludium. Es werden Motive versammelt aber nicht durchgeführt. Sie haben in Ihrem Begleitbrief an Max dies als Ihre ausdrückliche Absicht dargestellt, und ich verkenne nicht die asketische Disziplin, die Sie walten ließen, um die entscheidenden theoretischen Antworten der Fragen allerorten auszusparen und wohl gar die Fragen selber nur für den Eingeweihten sichtbar werden zu lassen. Aber ich möchte fragen, ob solche Askese diesem Gegenstand gegenüber und in einem Zusammenhang von so gebietender innerer Präention sich durchhalten läßt. Als ein treuer Kenner Ihrer Schriften weiß ich sehr wohl, daß es an Präzedenzfällen für Ihre Verfahrungsweise in Ihrem *œuvre* nicht fehlt. Ich erinnere mich etwa an die Aufsätze über Proust und über den Surrealismus in der Literarischen Welt. Kann aber diese Verfahrungsweise auf den Komplex der Passagen übertragen werden? Panorama und „Spur“, Flaneur und Passagen, Moderne und immer Gleiches *ohne* theoretische Interpretation — ist das ein „Material“, das geduldig auf Deutung warten kann, ohne daß es von der eigenen Aura verzehrt würde? Verschwört sich nicht vielmehr der pragmatische Gehalt jener Gegenstände, wenn er isoliert wird, in einer fast dämonischen Weise gegen die Möglichkeit seiner Deutung? Sie haben während der unvergeßlichen Gespräche in Königstein einmal gesagt, daß jeder der Gedanken der Passagen eigentlich einem Bereich entrissen werden müßte, in dem der Wahnsinn regiert. Es nimmt mich wunder, ob solchen Gedanken die Vermauerung hinter undurchdring-

lichen Stoffschichten so förderlich ist, wie Ihre asketische Disziplin es ihnen zumutet. In Ihrem gegenwärtigen Text werden die Passagen eingeführt mit dem Hinweis auf die Schmalheit der Trottoirs, die dem Flaneur auf den Straßen hinderlich sei. Diese pragmatische Einführung scheint mir die Objektivität der Phantasmagorie, bei der ich schon zur Zeit der Hornberger Korrespondenz so dickköpfig beharrte, ebenso zu präjudizieren wie etwa die Ansätze des ersten Kapitels, die Phantasmagorie auf Verhaltensweisen der literarischen Bohème zu reduzieren. Fürchten Sie nicht, ich möchte etwa dem das Wort reden, daß in Ihrer Arbeit die Phantasmagorie unvermittelt überlebe oder daß die Arbeit gar selber phantasmagorischen Charakter annehme. Aber die Liquidation kann in ihrer wahren Tiefe nur dann gelingen, wenn die Phantasmagorie als objektiv geschichtsphilosophische Kategorie und nicht als „Ansicht“ von Sozialcharakteren geleistet wird. Genau an dieser Stelle scheidet sich Ihre Konzeption von allem, was sonst wohl an das neunzehnte Jahrhundert sich herantraut. Die Einlösung Ihres Postulats läßt sich aber nicht ad Kalendas Graecas vertagen und durch eine harmlosere Darstellung der Sachverhalte „vorbereiten“. Das ist mein Einwand. Wenn im dritten Teil, um die alte Formulierung aufzunehmen, anstelle der Urgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts die Urgeschichte im neunzehnten Jahrhundert tritt, – am deutlichsten im Péguyzitat über Viktor Hugo – so ist das nur ein anderer Ausdruck für den gleichen Sachverhalt.

Der Einwand scheint mir nun aber keineswegs bloß die Fragwürdigkeit des „Aussparens“ an einem Gegenstand zu betreffen, der gerade durch die Askese gegen die Deutung mir in ein Bereich zu geraten scheint, gegen das die Askese sich richtet: wo Historie und Magie oszillieren. Vielmehr sehe ich die Momente, in denen der Text hinter sein eigenes Apriori zurückfällt, in enger Beziehung mit seinem Verhältnis zum dialektischen Materialismus – und gerade an dieser Stelle spreche ich nicht nur für mich sondern ebenso für Max, mit dem ich diese Frage aufs eingehendste durchgesprochen habe. Lassen Sie mich hier so simpel und hegelisch

mich ausdrücken wie nur möglich. Täusche ich mich nicht sehr, so gebricht es dieser Dialektik an einem: der Vermittlung. Es herrscht durchwegs eine Tendenz, die pragmatischen Inhalte Baudelaires unmittelbar auf benachbarte Züge der Sozialgeschichte seiner Zeit und zwar möglichst solche ökonomischer Art zu beziehen. Ich denke etwa an die Stelle über die Weinsteuern, gewisse Ausführungen über die Barrikaden oder die schon angezogene Stelle über die Passagen, die mir besonders problematisch erscheint, weil gerade hier der Übergang von einer prinzipiellen theoretischen Erwägung über Physiologien zu der „konkreten“ Darstellung des Flaneurs besonders brüchig bleibt.

Das Gefühl solcher Künstlichkeit prägt sich mir allemal dort auf, wo die Arbeit anstelle der verpflichtenden Aussage die metaphorische setzt. Hierher gehört vor allem der Passus über die Verwandlung der Stadt ins Intérieur für den Flaneur, wo mir eine der mächtigsten Konzeptionen Ihres Werks als ein bloßes Als ob präsentiert dünkt. In engsten Zusammenhang mit solchen materialistischen Exkursen, bei denen man nie ganz die Befürchtung los wird, die man um einen Schwimmer hegt, der mit mächtiger Gänsehaut ins kalte Wasser sich stürzt, gehört der Appell an konkrete Verhaltensweisen wie hier die des Flaneurs oder später die Stelle über das Verhältnis von Sehen und Hören in der Stadt, die nicht ganz zufällig ein Zitat von Simmel heranzieht. Bei all dem ist mir nicht recht geheuer. Fürchten Sie nicht, daß ich die naheliegende Gelegenheit benütze, mein Steckenpferd zu besteigen. Ich begnüge mich damit, ihm en passant ein Stück Zucker zu verabfolgen und versuche im übrigen für meine Abneigung gegen jene besondere Art des Konkreten und dessen behaviouristische Züge Ihnen den theoretischen Grund anzugeben. Der ist aber kein anderer, als daß ich es für methodisch unglücklich halte, einzelne sinnfällige Züge aus dem Bereich des Überbaus „materialistisch“ zu wenden, indem man sie zu entsprechenden Zügen des Unterbaus unvermittelt und wohl gar kausal in Beziehung setzt. Die materialistische Determination kultureller Charaktere ist möglich nur vermittelt durch den *Gesamtprozeß*.

Mögen immer Baudelaires Weingedichte motiviert sein durch Weinststeuer und Barrières, die Wiederkehr jener Motive im *œuvre* Baudelaires ist nicht anders zu bestimmen als durch die gesellschaftliche und ökonomische Gesamttendenz des Zeitalters, d. h. im Sinn der Fragestellung Ihrer Arbeit *sensu strictissimo* durch die Analyse der Warenform in Baudelaires Epoche. Niemand kennt die damit verbundenen Schwierigkeiten besser als ich: das Phantasmagoriekapitel des Wagner hat sich fraglos ihnen noch nicht gewachsen gezeigt. Die Passagen in ihrer definitiven Gestalt werden sich jener Verpflichtung nicht entziehen können. Der unmittelbare Rückschluß von der Weinststeuer auf *L'Ame du Vin* schiebt den Phänomenen eben jene Art von Spontaneität, Handgreiflichkeit und Dichte zu, deren sie im Kapitalismus sich begeben haben. In dieser Art des unmittelbaren, fast möchte ich wiederum sagen, des anthropologischen Materialismus, steckt ein tief romantisches Element, und ich spüre es um so deutlicher, je krasser und rauher die Baudelairesche Formwelt mit der Notdurft des Lebens von Ihnen konfrontiert wird. Die „Vermittlung“, die ich vermissem, und verdeckt finde durch materialistisch-historiographische Beschwörung, ist nun aber nichts anderes als eben die Theorie, die Ihre Arbeit ausspart. Das Aussparen der Theorie affiziert die Empirie. Es verleiht ihr einen trügend epischen Charakter auf der einen Seite und bringt auf der andern Seite die Phänomene, als eben bloß subjektiv erfahrene um ihr eigentliches geschichtsphilosophisches Gewicht. Man kann es auch so ausdrücken: das theologische Motiv, die Dinge beim Namen zu nennen, schlägt tendenziell um in die staunende Darstellung der bloßen Faktizität. Wollte man sehr drastisch reden, so könnte man sagen, die Arbeit sei am Kreuzweg von Magie und Positivismus angesiedelt. Diese Stelle ist verhext. Nur die Theorie vermöchte den Bann zu brechen: Ihre eigene, die rücksichtslose, gut spekulative Theorie. Es ist deren Anliegen allein, das ich gegen Sie anmelde.

Verzeihen Sie, wenn ich dabei auf einen Gegenstand komme, der mir nach den Erfahrungen des Wagner ganz besonders angelegen sein muß. Es handelt sich um den Lum-

pensammler. Dessen Bestimmung als der unteren Grenzfigur der Armut scheint mir schlechterdings nicht einzulösen, was das Wort Lumpensammler verspricht, wenn es in einem Ihrer Texte auftritt. Nichts ist darin vom Hündischen, nichts vom übergeworfenen Sack, nichts von der Stimme, wie sie noch etwa in Charpentiers Louise gewissermaßen die schwarze Lichtquelle einer ganzen Oper abgibt; nichts vom Kometenschweif der johlenden Kinder hinter dem Alten. Wenn ich mich einmal in die Region der Passagen wagen darf: am Lumpensammler hätte der Einstand von Kloake und Katakombe theoretisch entziffert werden müssen. Ist meine Annahme jedoch übertrieben, daß dieser Mangel damit zusammenhängt, daß die kapitalistische Funktion des Lumpensammlers, nämlich noch den Bettel dem Tauschwert zu unterwerfen, nicht artikuliert wird. An dieser Stelle nimmt die Askese der Arbeit Züge an, die Savonarolas würdig wären. Denn die Reprise des Lumpensammlers im Baudelairezitat des dritten Teils kommt diesem Zusammenhang zum Greifen nah. Was muß es Sie gekostet haben, ihn nicht zu greifen!

Damit meine ich an das Zentrum zu rühren. Die Wirkung, die von der ganzen Arbeit ausgeht, und die sie keineswegs bloß auf mich und meine Passagenorthodoxie gemacht hat, ist die, daß Sie sich darin Gewalt angetan haben, [...] um dem Marxismus Tribute zu zollen, die weder diesem noch Ihnen recht anschlagen. Dem Marxismus nicht, da die Vermittlung durch den gesellschaftlichen Gesamtprozeß ausfällt und der materiellen Enumeration abergläubisch fast eine Macht der Erhellung zugeschrieben wird, die niemals dem pragmatischen Hinweis sondern allein der theoretischen Konstruktion vorbehalten ist. Ihrer eigentümlichsten Substanz nicht, indem Sie sich Ihre kühnsten und fruchtbarsten Gedanken unter einer Art Vorzensur nach materialistischen Kategorien (die keineswegs mit den marxistischen koinzidieren) verboten haben, wäre es auch bloß in der Form jener Vertagung. [...] Es gibt in Gottes Namen nur die eine Wahrheit, und wenn Ihre Denkkraft sich dieser einen Wahrheit in Kategorien bemächtigt, die Ihnen nach Ihrer Vorstellung vom Materialismus apokryph dünken mögen, so werden

Sie von dieser einen Wahrheit mehr heimbringen, als wenn Sie sich einer Denkmatur bedienen, gegen deren Griffe Ihre Hand ohne Unterlaß sich sträubt. Schließlich steht auch in Nietzsches Genealogie der Moral mehr von der einen Wahrheit als in Bucharins ABC. Ich glaube, daß diese These, von mir ausgesprochen, über dem Verdacht der Laxheit und des Eklektizismus ist. [...] Gretel hat einmal im Scherz gesagt, daß Sie die Höhlentiefe Ihrer Passagen bewohnten, und darum vorm Abschluß der Arbeit zurückschreckten, weil Sie fürchteten, den Bau dann verlassen zu müssen. Lassen Sie uns Sie dazu ermuntern, uns doch Zugang zum Allerheiligsten zu verschaffen. Ich glaube, Sie brauchen weder um die Stabilität des Gehäuses besorgt zu sein, noch dessen Profanierung zu fürchten.

Was nun das Schicksal der Arbeit anlangt, so hat sich eine recht sonderbare Situation ergeben, bei der ich mich etwa zu verhalten hatte, wie der Sänger des Liedes: es geht bei gedämpfter Trommel Klang. Eine Publikation im gegenwärtigen Heft der Zeitschrift schied aus, weil die wochenlangen Diskussionen über Ihre Arbeit den Drucktermin ins Unenträgliche hinausgezögert hätten. Es bestand nun der Plan, das zweite Kapitel in extenso und das dritte zum Teil abzdrukken, besonders Leo Löwenthal hat das nachdrücklich vertreten. Ich selber bin unzweideutig dagegen. Und freilich nun nicht aus redaktionellen Rücksichten, sondern Ihrer selbst und des Baudelaire willen. Die Arbeit repräsentiert Sie nicht so, wie gerade diese Arbeit Sie repräsentieren muß. Da ich aber der festen und völlig unbeirrten Überzeugung bin, daß es Ihnen möglich sein wird, ein Baudelairemanuskript von völliger Durchschlagskraft herzustellen, so möchte ich Sie aufs inständigste bitten, auf die Publikation der gegenwärtigen Fassung zu verzichten und jene andere zu schreiben. Ob diese eine neue Formstruktur haben müßte oder sich wesentlich mit dem ausstehenden Schlußteil Ihres Baudelairebuches decken könnte, ist meiner Mutmaßung entzogen. Darüber können allein Sie selber entscheiden. Ausdrücklich möchte ich sagen, daß es sich hier um eine Bitte von mir handelt und nicht um einen Redaktionsbeschluß oder eine Ablehnung.

[...]

Lassen Sie mich schließen mit einigen Epilegomena zum Baudelaire. Zunächst eine Strophe aus dem zweiten Mazeppagedicht von Hugo (der Mann, der all das erblicken soll, ist Mazeppa, auf den Rücken des Pferdes gebunden):

Les six lunes d'Herschel, l'anneau du vieux Saturne,
Le pôle, arrondissant une aurore nocturne
Sur son front boréal,
Il voit tout; et pour lui ton vol, que rien ne lasse,
De ce monde sans borne à chaque instant déplace
L'horizon idéal.

Dann die von Ihnen beobachtete Neigung zu „uneingeschränkten Aussagen“, für die Sie Balzac und die Beschreibung der Angestellten im Mann der Menge anführen, gilt, erstaunlich genug, auch für Sade. Von einem der ersten Peiniger Justines, einem Bankier heißt es: „Monsier Dubourg, gros, court, et insolent comme tous les financiers“. – Das Motiv der unbekannten Geliebten kommt rudimentär bei Hebbel in dem Gedicht auf eine Unbekannte vor, das die merkwürdigen Zeilen enthält: „und kann ich Form Dir und Gestalt nicht geben, so reißt auch keine Form Dich in die Gruft“. – Endlich ein paar Sätze aus der Herbstblumine von Jean Paul, die wohl eine wirkliche trouvaille sind: „Eine einzige Sonne bekam der Tag, aber tausend Sonnen die Nacht, und das blaue endlose Meer des Äthers scheint in einem Staubregen von Licht zu uns herabzusinken. Wieviele Straßenlaternen schimmern nicht die ganze lange Milchstraße hinauf und hinab? Diese werden noch obendrein – auch angezündet, es mag immerhin Sommer sein oder der Mond scheinen. Indessen schmückt sich die Nacht nicht bloß mit dem Mantel voll Sterne, in dem die Alten sie abbilden und den ich geschmackvoller ihren *geistlichen* Ornat als ihren Herzogsmantel nenne, sondern sie treibt ihre Verschönerung noch viel weiter und ahmt die Damen in Spanien nach. Gleich diesen, welche im Dunkeln die Brillanten durch Johannismwürmchen auf dem Kopfputze ersetzen, besteckt die Nacht den unteren Theil ihres Mantels, an dem keine Sterne glänzen, auch mit solchen Thierchen, und die Kinder nehmen sie

oft.“ In den gleichen Zusammenhang scheinen mir die folgenden Sätze aus einem ganz anderen Stück derselben Sammlung zu gehören:

„Und mehr dergleichen; denn ich bemerkte nicht nur, daß uns armen Treibeis-Menschen Italien darum ein mondhelles Eden . . . sei, weil wir täglich oder nächtlich da den allgemeinen Jünglingstraum von durchwanderten, durchsungenen Nächten lebendig erfüllt antreffen, sondern fragte auch, warum Nachts die Menschen in den Gassen herumgingen und herumsängen bloß als verdrießliche Nachtwächter, anstatt daß ganze Abend- und Morgenstern-Partien sich zusammenschlagen und so in bunter Reihe (denn jede Seele liebte) die herrlichsten Laubwäldchen und die mondhellsten Blumenauen selig durchstreichen sollten, und der harmonischen Lust noch zwei Flötenansätze geben könnten, nämlich die doppelendige Verlängerung der kurzen Nacht durch Sonnen-Auf- und Untergang und der beigefügten zwei Dämmerungen dazu.“ Der Gedanke, daß die Sehnsucht, die nach Italien zieht, die nach dem Lande ist, wo man nicht zu schlafen braucht, ist aufs tiefste verwandt dem späteren Bilde der überdachten Stadt. Das Licht aber, das auf beiden Bildern gleichermaßen liegt, ist wohl kein anderes als das der Gaslaterne, die Jean Paul nicht kannte.

Tout entier Ihr

307 *An Theodor W. Adorno*

Paris, 9. 12. 38

Lieber Teddie,

es hat Sie gewiß nicht verwundert, wahrzunehmen, daß die Abfassung meiner Antwort auf Ihren Brief vom 10. November nicht im Handumdrehen erfolgt ist. Wenn das lange Ausbleiben Ihres Briefes seinen Inhalt ins Bereich des Vermutbaren fallen ließ, so hindert das nicht, daß er mir einen Stoß versetzte. Es kam hinzu, daß ich die von Ihnen angekündig-

ten Fahnen abwarten wollte, erst am 6. Dezember erhielt ich sie. Die gewonnene Frist gab mir die Möglichkeit, so besonnen als angängig Ihre Kritik abzuwägen. Ich bin weit entfernt, sie für unfruchtbar, geschweige für unverständlich zu halten. Ich will versuchen mich grundsätzlich zu ihr zu äußern.

Den Leitfaden soll mir ein Satz bieten, der auf der ersten Seite Ihres Briefes zu finden ist. Sie schreiben: „Panorama und Spur, Flaneur und Passagen, Moderne und Immergleiches ohne theoretische Interpretation – ist das ein Material, das geduldig auf Deutung warten kann?“ Die begreifliche Ungeduld, mit der Sie das Manuskript nach einem bestimmten Signalement durchmusterten, hat Sie meines Erachtens in einigen wichtigen Stücken von der Sache abgeführt. Insbesondere mußten Sie zu der Sie enttäuschenden Ansicht vom dritten Abschnitt kommen, sobald es Ihnen einmal entgangen war, daß dort nicht an *einer* Stelle die Moderne als das Immergleiche zitiert – dieser wichtige Schlüsselbegriff vielmehr im vorliegenden Teil der Arbeit überhaupt nicht verwertet wird.

Da der zitierte Satz gewissermaßen ein Kompendium Ihrer Ausstellungen bietet, so möchte ich ihn Wort für Wort durchgehen. Da ist zunächst die Rede vom Panorama. In meinem Text ist sie beiläufig. In der Tat ist im Zusammenhang von Baudelaires œuvre die panoramatische Auffassung nicht zuständig. Da die Stelle weder im ersten noch im dritten Teil Korrespondenzen zu haben bestimmt ist, so würde man sie vielleicht am besten streichen. – Das zweite Glied Ihrer Aufzählung ist die Spur. In meinem Begleitbrief habe ich geschrieben, daß die philosophischen Grundlagen des Buches vom zweiten Teil aus nicht überschaubar sind. Sollte ein Begriff wie die Spur eine schlagende Deutung erfahren, so mußte er mit aller Unbefangenheit in der empirischen Ebene eingeführt werden. Das konnte noch überzeugender geschehen. In der Tat war mein erstes nach meiner Rückkunft, eine wichtigste Poestelle zu meiner Konstruktion der Detektivgeschichte aus der Verwischung beziehungsweise Fixierung der Spuren des Einzelnen in der Großstadtmenge ausfindig zu machen. In dieser Schicht aber hat die Abhandlung der

Spur im zweiten Teil gerade dann zu verbleiben, wenn sie später in den entscheidenden Zusammenhängen ihre blitzartige Erhellung erfahren soll. Diese Erhellung ist vorgesehen. Der Begriff der Spur findet seine philosophische Determination in Opposition zum Begriff der Aura.

Es folgt sodann in dem Satz, dem ich nachgehe, der Flaneur. So gut ich den innersten Anteil, den sachlichen und auch den persönlichen, kenne, der Ihren Einwendungen zugrunde liegt – angesichts dieser Ihrer Fehlanzeige droht mir der Boden unter den Füßen wegzusinken. Gottseidank gibt es da einen Ast, an den ich mich klammern kann, und er scheint mir aus gutem Holz. Es ist der, mit dem Sie an anderer Stelle auf die fruchtbare Spannung anspielen, in der Ihre Theorie vom Konsum des Tauscherts zu meiner von der Einfühlung in die Warensseele steht. Auch ich meine, daß es sich hier um eine Theorie im strengsten Sinne des Wortes handelt, und die Abhandlung über den Flaneur kulminiert in ihr. Hier ist die Stelle, und freilich die einzige, in welcher die Theorie in diesem Teile *unverstellt* zu ihrem Recht gelangt. Sie bricht als ein einzelner Strahl in eine künstlich verdunkelte Kammer ein. Dieser Strahl aber ist hinreichend, im Prisma zerlegt, von der Beschaffenheit des Lichtes einen Begriff zu geben, dessen Fokus im dritten Teil des Buches liegt. Darum löst diese Theorie des Flaneurs – auf deren Verbesserungsfähigkeit in einzelnen Punkten ich weiter unten zu sprechen komme – im wesentlichen das ein, was mir seit langen Jahren als eine Darstellung des Flaneurs vorgeschwebt hat.

Ich stoße weiter auf den Terminus der Passage. Zu ihm möchte ich umso weniger etwas vorbringen, als die abgründige Bonhomie seines Gebrauchs Ihnen nicht entgangen ist. Warum sie beanstanden? Die Passage ist in der Tat, wenn mich nicht alles täuscht, nicht bestimmt in anderer als dieser verspielten Form in den Zusammenhang des „Baudelaire“ einzugehen. Sie kommt hier vor wie das Bild der Felsenquelle auf einem Trinkbecher. Darum wird auch wohl die unschätzbare Jean-Paul-Stelle, auf die Sie mich hinweisen, im „Baudelaire“ keinen Ort haben. – Was endlich die Moderne betrifft, so ist das, wie aus dem Text hervorgeht, ein Terminus

von Baudelaire selbst. Der so überschriebene Abschnitt durfte nicht über die durch Baudelaires Gebrauch dem Wort vorbezeichneten Schranken hinausführen. Sie werden sich indessen aus San Remo entsinnen, daß diese keineswegs endgültig sind. Die philosophische Rekognoszierung der Moderne ist dem dritten Teil zugewiesen, wo sie unter dem Begriff des Jugendstils angebahnt, in der Dialektik des Neuen und Immergleichen abgeschlossen wird.

Da ich unserer Gespräche in San Remo gedenke, möchte ich auf die Stelle zu sprechen kommen, an welcher Sie Ihrerseits das tun. Wenn ich mich dort weigerte, im Namen eigener produktiver Interessen mir eine esoterische Gedankenentwicklung zu eigen zu machen und insoweit über die Interessen des dialektischen Materialismus [...] hinweg zur Tagesordnung überzugehen, so war da zuletzt nicht [...] bloße Treue zum dialektischen Materialismus im Spiel, sondern Solidarität mit den Erfahrungen, die wir alle in den letzten fünfzehn Jahren gemacht haben. Es handelt sich also um eigenste produktive Interessen von mir auch hier; ich will nicht leugnen, daß sie den ursprünglichen gelegentlich Gewalt anzutun versuchen können. Es liegt ein Antagonismus vor, dem enthoben zu sein ich nicht einmal im Traum wünschen könnte. Seine Bewältigung macht das Problem der Arbeit aus, und dieses ist eins ihrer Konstruktion. Ich meine, daß die Spekulation ihren notwendig kühnen Flug nur dann mit einiger Aussicht auf Gelingen antritt, wenn sie, statt die wächsernen Schwingen der Esoterik anzulegen ihre Kraftquelle allein in der Konstruktion sucht. Die Konstruktion bedingte es, daß der zweite Teil des Buches wesentlich aus philologischer Materie gebildet ist. Es handelt sich dabei minder um eine „asketische Disziplin“ als um eine methodische Vorkehrung. Übrigens war dieser philologische Teil der einzige, der als ein selbständiger vorwegzunehmen war – ein Umstand, der von mir berücksichtigt werden mußte.

Wenn Sie von einer „staunenden Darstellung der Faktizität“ sprechen, so charakterisieren Sie die echt philologische Haltung. Diese mußte nicht allein um ihrer Resultate willen, sondern eben als solche in die Konstruktion eingesenkt wer-

den. In der Tat ist die Indifferenz zwischen Magie und Positivismus, wie Sie es treffend formulieren, zu liquidieren. Mit anderen Worten: die philologische Interpretation des Autors ist von dialektischen Materialisten auf hegelsche Art aufzuheben. – Die Philologie ist diejenige an den Einzelheiten vorrückende Beaugenscheinigung eines Textes, die den Leser magisch an ihn fixiert. Fausts schwarz auf weiß nach Haus Getragenes und Grimms Andacht zum Kleinen sind eng verwandt. Sie haben das magische Element gemeinsam, das zu exorzisieren der Philosophie, hier dem Schlußteil, vorbehalten ist.

Das Verwundern, so schreiben Sie in Ihrem Kierkegaard, meldet „die tiefste Einsicht über das Verhältnis von Dialektik, Mythos und Bild an“. Es könnte mir vielleicht nahe liegen, auf diese Stelle mich zu berufen. Ich will im Gegenteil zu ihr eine Korrektur vorschlagen (wie ich es übrigens bei anderer Gelegenheit zu der anschließenden Definition des dialektischen Bildes vorhabe). Ich meine, es sollte heißen: das Verwundern sei ein hervorragendes *Objekt* einer solchen Einsicht. Der Schein der geschlossnen Faktizität, der an der philologischen Untersuchung haftet und den Forscher in den Bann schlägt, schwindet in dem Grade, in dem der Gegenstand in der historischen Perspektive konstruiert wird. Die Fluchtlinien dieser Konstruktion laufen in unserer eignen historischen Erfahrung zusammen. Damit konstituiert sich der Gegenstand als Monade. In der Monade wird alles das lebendig, was als Textbefund in mythischer Starre lag. Es scheint mir darum eine Verkennung des Sachverhalts, wenn Sie im Text einen „unmittelbaren Rückschluß von der Weinsteuer auf l'âme du vin“ finden. Das Juncetim ward vielmehr auf legitime Art im philologischen Zusammenhang hergestellt – nicht anders als es entsprechend in der Interpretation eines antiken Schriftstellers zu geschehen hätte. Es gibt dem Gedicht das spezifische Gewicht, das es in der echten Lektüre annimmt, die an Baudelaire bisher nicht viel geübt worden ist. Erst wenn dieses Gedicht an ihm zur Geltung gekommen ist, kann das Werk von der Deutung betroffen, um nicht zu sagen erschüttert werden. Diese schließt für das fragliche

Gedicht ihres Ortes nicht an Steuerfragen an sondern an die Bedeutung des Rausches für Baudelaire.

Wenn Sie an andere meiner Arbeiten zurückdenken, so werden Sie finden, daß die Kritik an der Haltung des Philologen bei mir ein altes Anliegen – und zuinnerst identisch mit der am Mythos – ist. Sie provoziert jeweils die philologische Leistung selbst. Sie dringt, um in der Sprache der Wahlverwandtschaft zu reden, auf die Herausstellung der Sachgehalte, in denen der Wahrheitsgehalt historisch entblättert wird. Ich verstehe, daß diese Seite der Sache für Sie zurücktrat. Damit aber auch einige wichtige Interpretationen. Ich denke nicht nur an solche von Gedichten – *A une passante* – oder von Prosastücken – *Der Mann der Menge* – sondern vor allem an die Aufschließung des Begriffs der Modernität, bei der es mir besonders darauf angekommen ist, sie in den philologischen Schranken zu halten.

Das Péguy-Zitat, das Sie als Evokation der Urgeschichte im neunzehnten Jahrhundert beanstanden, war – um dies im Vorbeigehen anzumerken – dort am Platze, wo die Erkenntnis vorzubereiten ist, daß die Interpretation Baudelaires auf keinerlei chthonische Elemente sich zu berufen hat. (Im Exposé zu den Passagen hatte ich dergleichen noch versucht.) Darum hat, wie ich meine, die Katakombe in dieser Interpretation keine Stelle, sowenig wie die Kloake. Dagegen könnte ich mir viel von der Oper von Charpentier versprechen; ich will Ihrem Hinweis folgen, wenn die Gelegenheit sich ergibt. Die Figur des Lumpensammlers ist höllischer Provenienz. Im dritten Teil wird sie, gegen die chthonische Figur des Hugo'schen Bettlers abgesetzt, wiederauftauchen.

[...]

Lassen Sie mich ein offenes Wort anschließen: Ich glaube, daß es den „Baudelaire“ eher ungünstig präjudizieren würde, wenn dieser – einer Anspannung, der ich nicht leicht eine frühere literarische bei mir vergleichen könnte, entsprungene – Text an keinem seiner Teile Zugang zur Zeitschrift fände. Einmal hat die Druckgestalt, die dem Autor vom Text Abstand gibt, darin einen mit nichts zu vergleichenden Wert. Hinzukommt, daß der Text in solcher Gestalt der Aussprache

zugeführt werden könnte, die – wie unzulänglich ihre hiesigen Partner immer sein mögen – in etwas die Isolierung, in der ich arbeite, kompensieren könnte. Den Schwerpunkt einer solchen Veröffentlichung würde ich in der Theorie des Flaneurs erblicken, die ich als einen integrierenden Teil des „Baudelaire“ ansehe. Ich spreche durchaus nicht von einem unveränderten Text. Als Zentrum müßte sich deutlicher als es im vorliegenden der Fall ist, die Kritik des Begriffs der Masse, wie die moderne Großstadt sie sinnfällig macht, herausheben. Diese Kritik, die ich in den Absätzen über Hugo anbahne, wäre an der Interpretation wichtiger literarischer Zeugnisse zu instrumentieren. Als Muster steht mir der Abschnitt über den Mann der Menge vor Augen. Die euphemistische Interpretation der Masse – die physiognomische – wäre durch die Analyse der im Text erwähnten Novelle von E. T. A. Hoffmann zu illustrieren. Für Hugo ist eine eingehendere Verdeutlichung noch ausfindig zu machen. Entscheidend ist der theoretische Fortgang in diesen Ansichten von der Masse; die Klimax ist im Text angedeutet, kommt aber nicht ausreichend zur Geltung. An ihrem Ende steht Hugo, nicht Baudelaire. Den Erfahrungen, die die Gegenwart mit der Masse macht, ist er am weitesten entgegengekommen. Der Demagog ist ein Bestandteil seines Genies.

Sie erkennen, daß mir gewisse Einsatzstellen Ihrer Kritik überzeugend erscheinen. Ich fürchte freilich, daß eine *unmittelbare* Korrektur im eben angedeuteten Sinne sehr prekär wäre. Die mangelnde theoretische Transparenz, auf die Sie zu Recht hinweisen, ist keineswegs eine *notwendige* Folge der in diesem Abschnitt vorwaltenden philologischen Prozedur. Ich sehe darin eher das Resultat des Umstandes, daß diese Prozedur als solche nicht namhaft gemacht ist. Diese Ausfallerscheinung geht zum Teil auf den gewagten Versuch zurück, den zweiten Teil des Buches vor dem ersten zu schreiben. Auch konnte nur so der Anschein entstehen, die Phantasmagorie werde beschrieben, statt in der Konstruktion aufgelöst. – Die genannten Korrekturen werden dem zweiten Teil nur dann anschlagen, wenn er nach jeder Richtung hin im Gesamtzusammenhange verankert sein wird. Eine Nach-

prüfung der Gesamtkonstruktion wird demnach mein erstes sein.

Was die oben berufene Traurigkeit angeht, so hatte sie, von dem genannten Vorgefühl einmal abgesehen, hinreichende Gründe. Es ist einmal die Lage der Juden in Deutschland, gegen die sich keiner von uns abdichten kann. Es kommt eine schwere Erkrankung meiner Schwester dazu. Bei ihr hat sich im Alter von 37 Jahren eine hereditär bedingte Arterienverkalkung herausgestellt. Sie ist fast bewegungs- und damit auch fast erwerbsunfähig; (zur Zeit hat sie wohl noch ein Miniaturvermögen). Die Prognose ist in diesem Alter fast hoffnungslos. Von alledem abgesehen ist, hier zu atmen, auch nicht immer ohne Beklemmung möglich. Es ist natürlich, daß ich alles daran setze, meine Naturalisation zu fördern. Die notwendigen *démarches* kosten leider nicht nur viel Zeit, sondern auch einiges Geld – der Horizont ist mir im Augenblick also auch von dieser Seite eher verhangen.

Das beiliegende Fragment eines Briefes an Max vom 17. November 1938 und die beiliegende Nachricht von Brill betreffen eine Angelegenheit, an der meine Naturalisation scheitern kann. Sie ermessen damit ihre Wichtigkeit. Darf ich Sie bitten, sie in die Hand zu nehmen und Max zu bitten, unverzüglich, am besten wohl telegrafisch, Brill Genehmigung zu erteilen, unter meine Rezension im nächsten Heft, statt meines Namens das Pseudonym *Hans Fellner* zu setzen.

Ich komme auf Ihre neue Arbeit¹ und damit auf den besonneren Teil dieses Schreibens. Mich betrifft sie sachlich in zwei Beziehungen – beide von Ihnen angedeutet. Einmal in den Teilen, die gewisse Merkmale der gegenwärtigen akustischen Apperzeption des Jazz in Beziehung zu den von mir beschriebenen optischen des Films setzen. Ich vermag *ex improviso* nicht zu entscheiden, ob die verschiedene Verteilung der Licht- und Schattenpartien in unseren respektiven Versuchen aus theoretischen Divergenzen hervorgeht. Möglicherweise handelt es sich um nur scheinbare Verschiedenheiten der Blickrichtung, die in Wahrheit, gleich adäquat, verschiedene Gegenstände betrifft. Es ist ja nicht gesagt, daß akustische und optische Apperzeption einer revolutionären

Umwälzung gleich zugänglich sind. Damit mag zusammenhängen, daß die Ihren Essai abschließende Perspektive eines umspringenden Hörens mindestens für den nicht ganz deutlich wird, dem Mahler nicht eine bis ins letzte erhellte Erfahrung ist.

In meiner Arbeit² versuchte ich, die positiven Momente so deutlich zu artikulieren, wie Sie es für die negativen zuweg bringen. Eine Stärke Ihrer Arbeit sehe ich infolgedessen dort, wo eine Schwäche der meinigen lag. Ihre Analyse der von der Industrie erzeugten psychologischen Typen und die Darstellung ihrer Erzeugungsweise ist überaus glücklich. Wenn ich meinerseits dieser Seite der Sache mehr Aufmerksamkeit zugewandt hätte, so hätte meine Arbeit größere historische Plastizität gewonnen. Immer mehr stellt sich mir heraus, daß die Lanzierung des Tonfilms als eine Aktion der Industrie betrachtet werden muß, welche bestimmt war, das revolutionäre Primat des stummen Films, der schwer kontrollierbare und politisch gefährliche Reaktionen begünstigte, zu durchbrechen. Eine Analyse des Tonfilms würde eine Ihre und meine Ansicht im dialektischen Sinne vermittelnde Kritik der heutigen Kunst abgeben.

Was mich im Abschluß der Arbeit besonders ansprach, ist die dort anklingende Reserve gegen den Begriff des Fortschritts. Sie begründen diese Reserve vorerst beiläufig und mit dem Hinblick auf die Geschichte des Terminus. Ich möchte ihm gern an der Wurzel und in seinen Ursprüngen beikommen. Aber ich verhehle mir nicht die Schwierigkeiten.

Endlich zu Ihrer Frage, wie Ihre in diesem Essai entwickelte Ansicht zu der im Abschnitt über den Flaneur dargelegten sich verhalten mag. Die Einfühlung in die Ware stellt sich der Selbstbeobachtung oder inneren Erfahrung als Einfühlung in die anorganische Materie dar: neben Baudelaire ist hier Flaubert mit seiner Tentation Kronzeuge. Grundsätzlich dürfte aber die Einfühlung in die Ware Einfühlung in den Tauschwert selbst sein. In der Tat kann man sich unter dem „Konsum“ des Tauschwerts schwerlich etwas anderes vorstellen als die Einfühlung in ihn. Sie sagen: „Recht eigentlich betet der Konsument das Geld an, das er

selber für die Karte zum Toscanini-Konzert ausgegeben hat.“ Einfühlung in ihren Tauschwert macht noch Kanonen zu demjenigen Konsumgegenstand, der erfreulicher ist als Butter. Wenn der Volksmund von jemandem sagt „der ist fünf Millionen Mark schwer“ so fühlt sich derzeit die Volksgemeinschaft selbst einige hundert Milliarden schwer. Sie fühlt sich in diese hunderte von Milliarden ein. Formuliere ich so, so erreiche ich vielleicht den Kanon, der dieser Verhaltensweise zugrunde liegt. Ich denke an den des Hasardspiels. Der Spieler fühlt sich unmittelbar in die Summen ein, mit denen er der Bank oder dem Partner die Stirne bietet. Das Hasardspiel, als Börsenspekulation, hat für die Einfühlung in den Tauschwert ähnlich bahnbrechend gewirkt wie die Weltausstellungen. (Diese waren die hohe Schule, auf der die vom Konsum abgedrängten Massen die Einfühlung in den Tauschwert lernten).

Eine besonders wichtige Frage möchte ich mir für einen späteren Brief, um nicht zu sagen fürs Gespräch, vorbehalten. Welche Bewandnis hat es mit dem Komischwerden der Musik und der lyrischen Dichtung? Ich kann mir schwer vorstellen, daß es sich dabei um ein Phänomen mit rein negativem Vorzeichen handelt. Oder hat der „Verfall der sakralen Versöhnlichkeit“ für Sie ein Positives? Ich gestehe, daß ich da nicht ganz herausfinde. Vielleicht finden Sie Gelegenheit, auf diese Frage zurückzukommen.

In jedem Fall bitte ich Sie, bald von sich hören zu lassen. Wollen Sie Felizitas bitten, mir gelegentlich die Märchen von Hauff zu schicken, die mir wegen der Bilder von Sonderland lieb sind. Ich schreibe ihr in einiger Zeit, würde aber gern auch von ihr hören.

Wie immer, herzlichst Ihr Walter

¹ Über den Fetischcharakter in der Musik und die Regression des Hörens, jetzt in: Dissonanzen. Musik in der verwalteten Welt. 3. Ausg., Göttingen 1963. S. 9-45.

² Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit.

Paris, 4. 2. 1939

Lieber Gerhard,

Um mein Mitteilungsvermögen zu entbinden, muß ich, wie Du aus den ungewohnten Lettern entnimmst, eine Art Ausnahmezustand über unsere Korrespondenz¹ verhängen. Mich dazu zu vermögen, ist das Verdienst Deines Briefes vom 25. Januar, für den ich Dir herzlich danke.

Wäre mein Schweigen Dir transparent gewesen, so wären Deine Blicke in medias res gedrungen. Den Eingang des Winters begleitete eine Periode nachhaltiger Depression, von welcher letzteren ich sagen kann, je ne l'ai pas volé. Es kam Mehreres zusammen. Zunächst sah ich mich der Tatsache gegenüber, daß mein Zimmer im Winter zum Arbeiten nahezu unbrauchbar ist; im Sommer habe ich die Möglichkeit, bei geöffneten Fenstern die Geräusche des Fahrstuhls durch die der pariser Straße in Schach zu halten; an den kalten Wintertagen nicht.

Diese Sachlage kombinierte sich aufs glücklichste mit einer Entfremdung vom gegenwärtigen Sujet meiner Arbeit. – Wie ich Dir wohl schrieb, habe ich im Sommer mit Rücksicht auf die redaktionellen Anforderungen der Zeitschrift für Sozialforschung vorgreifend einen Teil, und zwar den zweiten, meines Buches über Baudelaire fertiggestellt. Dieser zweite Teil präsentiert sich in drei von einander relativ abgehobenen Abhandlungen. Eine oder die andere davon hoffte ich im letzten Heft der Zeitschrift, das eben herauskommt, gedruckt zu sehen. Anfang November aber kam, und zwar von Wiesen-
grunds Seite, die ausführlich begründete Ablehnung, wenn nicht der Arbeit so doch ihrer Drucklegung.

In das Detail dieser gewiß Dich interessierenden Frage Dich einzuführen, ist mir natürlich nicht eher möglich, als ich Dir das fragliche Manuskript zugänglich machen kann. Das habe ich, für den Fall, daß Du Dich mit einem unkorrigierten, nicht ausnahmslos die letzte Fassung darstellenden abfinden könntest, vor. Von Deiner Stellungnahme, die im

übrigen der Wiesengrundschen vielleicht in wesentlichen Stücken verwandt sein wird, verspreche ich mir in jedem Falle einen Ertrag für meine Fortsetzung des Buches. An diese werde ich nämlich unverzüglich gehen *müssen*.

Es fällt mir nicht leicht. Die Isolierung, in der ich hier lebe, zumal arbeite, schafft eine anormale Abhängigkeit von der Aufnahme, die das, was ich mache, findet. Abhängigkeit will nicht heißen Empfindlichkeit. Die Vorbehalte, die gegen das Manuskript gemacht werden können, sind zum Teil *raisonnable* und dürfen mich umso weniger beirren, als die Schlüsselpositionen des „Baudelaire“ sich in diesem zweiten Teil nicht abzeichnen konnten noch sollten. Hier aber stoße ich an die Grenze brieflicher Mitteilung und kann nun meinerseits nur bedauern, daß wir einander im August nicht gesprochen haben. Dieses Bedauern bitte ich Dich, in der ihm zustehenden Abwandlung Deine Frau wissen zu lassen – was meine Begegnung mit ihr angeht.

Wenn Dir von meinen wenigen Publikationen in der letzten Zeit durch mich selbst nichts zugeht, so liegt das daran, daß die wenigsten Redaktionen sich heute noch zu mehr als einem Belegexemplar dem Autor gegenüber verbunden fühlen. In diesen Dingen darfst Du Nachlässigkeit von mir umso weniger annehmen, als die Vollständigkeit deines Archivs meiner Schriften von jeher mein Anliegen war. Heute ist es um soviel dringlicher, als die einzige Sammlung von einigem Umfange, die außer der Deinen in dritten Händen ist, seit kurzem verloren gegeben werden muß. Sie befindet sich bei den Effekten, die ein Freund von mir in Barcelona hat zurücklassen müssen. (Als Kuriosum sei Dir anvertraut, daß kürzlich in einer kleinen englischen Denkschrift des Institutes eine, freilich überaus kursorische, Bibliographie meiner Schriften – wie auch einer solchen von anderen Mitarbeitern – erschienen ist). Die letzte Nummer der Zeitschrift VII, 3 enthält im Besprechungsteil von mir einen Aufsatz über Julien Benda, der Dir plausibel sein wird. Aber was soll ich tun? ich habe kein Duplikat.

Damit Du siehst, daß ich tue, was in meinen Kräften steht, werde ich Dir, zur Einverleibung in das Archiv, von nun ab

gelegentlich Maschinenmanuskripte übersenden. Während ich die möglichst baldige Rücksendung des Dir in Aussicht gestellten Baudelaire-Manuskripts von Dir erbitte, sollst Du die es begleitenden Rezensionen von Hönigswald und Sternberger als Dir dediziert betrachten. Das Buch von [Dolf] Sternberger – „Panorama [oder] Ansichten vom 19. Jahrhundert“ [...] solltest Du Dir einmal in die Hände spielen lassen. Das Beatrice-Sonett² wirst Du ebenfalls bei der Sendung finden. –

Von den Bewegungen im Verlagswesen nehme ich mit Interesse Kenntnis. Ungefähr gleichzeitig mit Deiner Nachricht von der Schließung des Schocken-Verlages fand sich Rowohlt in meinem Zimmer ein. Er mußte Deutschland einigermaßen schleunig den Rücken kehren. Nicht deshalb, sondern weil er Hessel (der vor einem Vierteljahr herkam) in Berlin lange Zeit das Leben erleichtert hat, auch lange an jüdischem Personal festhielt, hat er bei mir einen Stein im Brett. Politisch war er nie ernst zu nehmen. Er geht nach Brasilien; wie ich denke, vor allem um seine Familie zu etablieren, und sich dann wieder in Europa umzusehen. Seinen alten Verlag, wenn es um diesen ginge, hat er derzeit in Paris halbwegs komplett beisammen. Polgar und Speyer sind seit kurzem hier eingerückt.

Dora kam vor 6 Wochen durch Paris. Ich habe den Eindruck, daß die Liquidation ihres Unternehmens in San Remo auf gutem Wege ist. Sie hat inzwischen mit einem englischen Partner in London ein Boarding-House aufgemacht. Die Aussichten für Stefans Naturalisation scheinen günstig. Es ist zu hoffen, daß er das Abiturium in London machen wird.

Gern würde ich von Dir hören, wie es bei Euch aussieht. Sollten die Schießereien in Jerusalem nicht abgenommen haben? Vor allem aber: bist Du nunmehr mit Deinen Augen ganz in Ordnung? – Zu hören, daß Ihr noch immer an die Möglichkeit denkt, mich bei Euch zu Besuch zu sehen, hat mich sehr gefreut. Ich glaube nur, die Liste der wilden und zahmen Völker, die man da um Erlaubnis würde ersuchen müssen, wird täglich länger.

Dein Amerikabericht^{2a} war recht großartig. Er hat mich in

dem, was Du über Land und Leute sagst, überzeugt (diesen Teil habe ich hin und wieder zur Erbauung eines erlesenen Publikums zum Besten gegeben); er hat mich in den Partien, die dem Institut gewidmet sind, kaum auf Gedanken gebracht, die nicht schon meine eigenen gewesen wären. Umso mehr Grund habe ich, Dir für das Verhalten zu danken, das Du in so richtiger Einschätzung meiner Interessen dort beobachtet hast.

Ein Arzt wohnt hier im Hause³, der die Witwe von Schestow behandelt. Die Arme sitzt nun unter den unaufgeschnittenen Werken ihres Gatten – was werden wir Andern eines Tages hinterlassen als unsere eigenen unaufgeschnittenen Schriften? Um ihr Interieur freundlicher zu gestalten, schleppt sie hin und wieder einige dieser Schriften ab, und so sammeln sich bei mir langsam Schestows Werke. Kurz entschlossen, habe ich mir eines Tages „Athen und Jerusalem“⁴ vorgenommen. Denkt man sich eine gnädige Fee, die, aus purer Laune, eines Tages die dreckigste Sackgasse im verlorensten Winkel des Weichbildes einer großen Stadt in ein unwegsames Hochtal verwandelt, in dem die Bergwände ebenso senkrecht abstürzen wie vordem die Fassaden der Mietskasernen – dann hat man das Bild, unter dem mir Schestows Philosophie erscheint. Sie ist, glaube ich, ziemlich bewunderungswürdig, aber nichtsnutzig. Als Kommentator kann man vor ihm nur den Hut ziehen, und seine Schreibweise scheint mir großartig. Ich hoffe, ich werde Anlaß haben eine Anzeige von dem genannten Buch abzufassen.

Von Schestow ist der Weg zu Kafka für den, der sich entschlossen hätte, vom Wesentlichen abzusehen, nicht weit. Als dieses Wesentliche erscheint mir bei Kafka mehr und mehr der Humor. Er war natürlich kein Humorist. Er war vielmehr ein Mann, dessen Los war, überall auf Leute zu stoßen, die aus dem Humor eine Profession machten: auf Klowns. Besonders „Amerika“ ist eine große Klownerie. [...] Wie dem nun immer sei – ich denke mir, dem würde der Schlüssel zu Kafka in die Hände fallen, der der *jüdischen Theologie ihre komischen Seiten abgewönne*. Hat es so einen Mann gegeben? oder wärest Du Manns genug, dieser Mann zu sein?

Hannah Stern⁵ erwidert Deine Grüße aufs Schönste.
Dir und Deinem Haus alles Herzliche

Dein Walter

PS Was meint Dein den Schluß des Dreigroschenromans betreffender Hinweis auf Kafka?

Wiesengrunds Adresse: T. W. Adorno 290 Riverside Drive
13 D, New-York City.

¹ Der Brief ist mit der Maschine geschrieben, d. h. diktirt.

² Von Brecht. W. B. hatte es Scholem in Paris vorgelesen.

^{2a} Scholems Brief vom 8. November 1938 im Stück unautorisiert in „Alternative“ 1969, S. 190, gedruckt.

³ Dr. Fritz Fränkel.

⁴ Das letzte Buch von Leon Schestow, aus dem er bei seinem Besuch in Jerusalem (im Winter 1937/38) vorgelesen hatte. Scholem, der Schestow in Briefen an W. B. öfters besprochen hatte, hatte diese Vorlesungen eingeleitet.

⁵ Hannah Arendt.

309 *An Gerhard Scholem*

Paris, 20. Februar 1939

Lieber Gerhard,

ich habe Hannah Arendt nahegelegt, Dir das Manuscript ihres Buches über Rahel Varnhagen¹ zugänglich zu machen. Es soll in den nächsten Tagen an Dich abgehen.

Auf mich hat dieses Buch großen Eindruck gemacht. Es schwimmt mit starken Stößen wider den Strom erbaulicher und apologetischer Judaistik. Du weißt am besten, daß alles was man über „die Juden in der deutschen Literatur“ bis dato lesen konnte², von eben dieser Strömung sich treiben ließ.

[...]

Entre temps habe ich mich wieder einmal der Reflexion über Kafka zugewandt. Ich blätterte auch in älteren Papieren und fragte mich, warum Du denn meine Kritik des Brodschen Buches Schocken bisher nicht hast zukommen lassen. Oder ist das inzwischen vor sich gegangen?

Ich hoffe baldigst ausführlich von Dir zu hören. Herzlichst
Dein Walter

¹ Erschien erst 20 Jahre später, München 1959.

² Dieses Thema hat W.B. selber in der *Encyclopaedia Judaica* V (1930), Sp. 1022–1034 behandelt.

310 *An Theodor W. Adorno*

Paris, 23. 2. 39

Lieber Teddie,

on est philologue ou on ne l'est pas. Als ich Ihren letzten Brief studiert hatte, war mein erstes, auf das bedeutsame Konvolut zurückzugreifen, das ich an Ihren Äußerungen zu den „Passagen“ besitze. Die Lektüre dieser zum Teil weit zurückreichenden Briefe war eine große Stärkung: ich erkannte wieder, daß die Fundamente unverwittert und unbeschädigt geblieben sind. Ich holte mir aus diesen früheren Äußerungen aber vor allem Aufschlüsse über Ihren letzten Brief und besonders über die dem Typus geltenden Überlegungen.

„Alle Jäger sehen gleich aus.“ – so schrieben Sie am 5. Juni 1935 gelegentlich eines Hinweises auf Maupassant. Das führt in eine Zelle des Sachverhalts, in welcher mich einzurichten mir in dem Augenblick möglich wird, wo ich die Erwartung der Redaktion auf eine Abhandlung über den Flaneur zentriert weiß. Sie haben meinem Briefe mit solcher Ausrichtung die glücklichste Interpretation gegeben. Ohne den Ort, welchen das Kapitel im Buch über Baudelaire haben muß, preiszugeben, kann ich mich nun – nachdem die offenkundigeren soziologischen Befunde gesichert sind – in gewohnter monographischer Form der Bestimmung des Flaneurs im Gesamtkontext der Passagen zuwenden. Im folgenden zwei Hinweise darauf, wie das zu denken ist.

Die Gleichheit ist eine Kategorie des Erkennens; sie kommt in der nüchternen Wahrnehmung streng genommen nicht vor. Die im strengsten Sinne nüchterne, von jedem Vor-Urteil freie Wahrnehmung stieße im äußersten Falle immer nur auf ein Ähnliches. Solch Vorurteil, das der Wahrnehmung im Regelfall ohne Schaden beiwohnt, kann im Ausnahmefall

Anstoß bieten. Es kann den Wahrnehmenden als einen, der *nicht* nüchtern ist, kenntlich machen. Das ist zum Beispiel der Fall des Don Quijote, dem die Ritterromane zu Kopfe gestiegen sind. Dem kann das verschiedenste begegnen: er nimmt darinnen immer das Gleiche wahr – das Abenteuer, das des fahrenden Ritters harrt. Nun Daumier: der malt, wie Sie sehr mit Recht andeuten, im Don Quijote sein Ebenbild. Daumier stößt auch immer wieder aufs Gleiche; er nimmt in allen den Köpfen der Politiker, Minister und Advokaten das Gleiche wahr – die Gemeinheit und Mediokrität der Bürgerklasse. Wichtig ist aber hierbei vor allem eines: die Halluzination der Gleichheit (die von der Karikatur nur durchbrochen wird, um sich alsbald wieder herzustellen; denn je weiter eine groteske Nase von der Norm entfernt ist, desto besser wird sie als Nase schlechthin das Typische des benasten Menschen zeigen) ist bei Daumier, wie für Cervantes, eine komische Angelegenheit. Das Gelächter des Lesers rettet im Don Quijote die Ehre der Bürgerwelt, im Vergleich zu der sich die ritterliche als einförmig und einfältig präsentiert. Daumiers Gelächter gilt vielmehr der Bürgerklasse; er durchschaut die Gleichheit, mit der sie prunkt: nämlich als die windige *égalité*, wie sie sich im Beinamen Louis Philippes breitmachte. Im Gelächter räumen sowohl Cervantes wie Daumier mit einer Gleichheit auf, die sie als geschichtlichen Schein dingfest machen. Die Gleichheit hat ein ganz anderes Ansehen bei einem Poe, geschweige bei einem Baudelaire. Im „Mann der Menge“ blitzt wohl noch die Möglichkeit eines komischen Exorzismus auf. Bei Baudelaire ist davon keine Rede. Er kam vielmehr der historischen Halluzination der Gleichheit, die mit der Warenwirtschaft sich eingenistet hatte, künstlich zu Hilfe. Und die Figuren, in welchen der Haschisch sich bei ihm niederschlug, sind in diesem Zusammenhang dechiffrierbar.

Die Warenwirtschaft armiert die Phantasmagorie des Gleichen, welche als Attribut des Rausches sich zugleich als zentrale Figur des Scheins beglaubigt. „Du siehst, mit diesem Trank im Leibe, Bald Helenen in jedem Weibe.“ Der Preis macht die Ware allen denen gleich, die für den gleichen Preis

käuflich sind. Die Ware fühlt sich – das ist die maßgebende Korrektur an dem Text vom Sommer – nicht nur und nicht sowohl in den Käufern ein, denn vor allem in ihren Preis. Eben darin aber stimmt der Flaneur sich auf die Ware ab; er tut es ihr durchaus nach; in Ermangelung der Nachfrage, das heißt eines Marktpreises für ihn, richtet er sich in der Käuflichkeit selbst häuslich ein. Der Flaneur überbietet die Hure darin; er führt gleichsam ihren abstrakten Begriff spazieren. In der letzten Inkarnation des Flaneurs erst erfüllt er ihn: ich will sagen als Sandwichmann.

Von der Baudelairearbeit aus betrachtet nimmt sich die Umkonstruktion folgendermaßen aus: die Definition der Flanerie als eines Rauschzustandes kommt zu ihrem Recht; damit ihre Kommunikation zu den Erfahrungen, welche Baudelaire mit den Rauschgiften angestellt hatte. Der Begriff des Immergleichen wird als die immergleiche *Erscheinung* schon im zweiten Teil eingeführt, während er in seiner definitiven Prägung als der des immergleichen *Geschehens* weiterhin dem dritten vorbehalten ist.

Sie sehen, daß ich Ihnen für Ihre Anregungen über den Typus Dank weiß. Wo ich über sie hinausgegangen bin, geschah es im ursprünglichsten Sinn der „Passagen“ selbst. Dabei hebt sich mir Balzac sozusagen weg. Er ist hier nur von anekdotischer Wichtigkeit, indem er weder die komische noch die grauenvolle Seite des Typus zur Geltung bringt. (Beides zusammen hat, glaube ich, im Roman erst Kafka eingelöst; bei ihm haben sich die Balzacschen Typen solide im Schein einlogiert: sie sind zu „den Gehilfen“, „den Beamten“, „den Dorfbewohnern“, „den Advokaten“ geworden, denen K. als der einzige Mensch, mithin als ein in all seiner Durchschnittlichkeit atypisches Wesen gegenübergestellt ist.)

An zweiter Stelle greife ich in Kürze Ihren Wunsch auf, die Passagen nicht nur als das Milieu des Flanierenden einzuführen. Ich kann Ihr Vertrauen in mein Archiv einlösen und werde die merkwürdigen Träumereien zu Wort kommen lassen, die um die Jahrhundertmitte die Stadt Paris als eine Folge von gläsernen Galerien, von Wintergärten gleichsam, erbaut haben. Der Name des Berliner Cabarets – von dem

ich zu ermitteln suchen werde, von wann er datiert – gibt zu verstehen, welches das Leben in dieser Traumstadt hätte sein können. – Das Flaneur-Kapitel wird damit dem ähnlicher, das seinerzeit in dem physiognomischen Zyklus auftrat, in dem es von den Studien über den Sammler, den Fälscher und den Spieler umgeben war.

Die Notizen, die Sie zu einzelnen Stellen machen, möchte ich heute nicht gründlich durchgehen. Einsichtig war mir z. B. die zu dem Zitat von Foucauld. Nicht zustimmen kann ich u. a. Ihrem Fragezeichen zu Baudelaires sozialem Signalement als Kleinbürger. Baudelaire lebte von einer kleinen Rente aus Terrainbesitz in Neuilly, die er mit einem Stiefbruder zu teilen hatte. Der Vater war ein petit maître, der unter der Restauration eine Sinekure als Verwalter des Luxembourg hatte. Entscheidend ist, daß Baudelaire von allen accointancen mit der Finanzwelt und der Großbourgeoisie lebenslang abgeschnitten gewesen ist.

Ihr scheeler Blick auf Simmel –. Sollte es nicht Zeit werden, einen der Ahnen des Kulturbolschewismus in ihm zu respektieren? (Ich sage das nicht, um für das Zitat einzutreten, das ich zwar nicht missen möchte, auf dem aber an seiner Stelle ein zu starker Akzent liegt.) Letzthin nahm ich seine „Philosophie des Geldes“ vor. Sie ist gewiß nicht umsonst Reinhold und Sabine Lepsius gewidmet; sie stammt nicht umsonst aus der Zeit, in der Simmel sich dem Kreis um George „nähern“ durfte. Man kann aber in dem Buch, wenn man von seinem Grundgedanken abzusehen entschlossen ist, sehr Interessantes finden. Mir war die Kritik der Werttheorie von Marx frappant.

Ein wahres Vergnügen waren mir die Betrachtungen über die Philosophie der absoluten Konzentration im letzten Heft¹. Das Heimweh nach Deutschland hat seine problematischen Seiten; Heimweh nach der weimarer Republik (und was wäre diese Philosophie sonst?) ist einfach tierisch. Die Anspielungen auf Frankreich im Text hauen in die Kerbe eigener Erfahrungen und Reflexionen. Ich habe in meinem letzten Literaturbericht an Max ein Lied davon singen können. Wie der Wind weht, davon mag Sie das eine *Fait divers* un-

terrichten, daß die Zeitung der hiesigen Zweigstelle der Partei neuerdings im [Hotel] Littré ausliegt. Ich stieß auf sie, als ich Kolisch² besuchte. Ich hörte seinen Quartettabend und hatte vor seiner Abreise noch eine angenehme Stunde mit ihm. [...]

Bei der gleichen Gelegenheit sah ich übrigens Soma Morgenstern³, der sich in der letzten Minute aus Wien gerettet hat.

Wenn es Ihnen entbehrlich ist, würde ich das Buch von Hawkins⁴ gern einsehen. Einer Beziehung von Poe zu Comte nachzugehen, wäre bestimmt verlockend. Von Baudelaire zu ihm gibt es meines Wissens keine, so wenig wie eine von Baudelaire zu Saint-Simon. Comte dagegen ist eine Zeitlang, als er ungefähr zwanzig Jahre war, disciple attitré von Saint-Simon gewesen. Er hat u. a. die Mutter-Spekulation von den Saint-Simonisten übernommen, ihnen aber ein positivistisches cachet gegeben – mit der Behauptung sich hervortuend, die Natur werde es dahin bringen, in der Vierge-mère das weibliche Wesen, welches sich selbst befruchtet, hervorzubringen. Vielleicht interessiert es Sie, daß Comte beim Staatsstreich vom 2. September nicht minder prompt umfiel als die Pariser Schöngeister. Dafür hatte er vorher in seiner Menschheitsreligion einen Jahrestag vorgesehen, der der feierlichen Verfluchung Napoleon I. gewidmet war.

Da wir gerade bei Büchern stehen: Sie haben mich früher auf „La nuit, un cauchemar“ von Maupassant hingewiesen. Ich habe gegen 12 Bände seiner Novellen durchgesehen, ohne den Text zu finden. Können Sie mir mitteilen, wie es darum bestellt ist? Eine nicht minder dringende Bitte: mir, falls Sie vom Kierkegaard noch ein verfügbares Exemplar haben, dieses zu schicken. Leihweise die „Theorie des Romans“ [von Georg Lukács] zu erhalten, wäre mir ebenfalls sehr willkommen.

Ich höre mit Traurigkeit, auch von Kolisch, was Ihre Eltern durchgemacht haben. Hoffentlich sind sie mittlerweile glücklich entronnen.

Mit schönstem Dank bestätige ich den Empfang des Hauff. Felicitas schreibe ich in der nächsten Woche.

Herzlichst Ihnen und ihr

Ihr Walter

- 1 Max Horkheimer: Die Philosophie der absoluten Konzentration, in: Zeitschrift für Sozialforschung 7 (1938), S. 376–387.
- 2 Rudolf Kolisch, bedeutender Musiker, Primarius des Kolisch-Quartetts, Schwager von Arnold Schönberg.
- 3 Soma Morgenstern, Dr. jur., Schriftsteller. In Polen geboren, lebte Morgenstern nach dem ersten Weltkrieg in Wien und schrieb für die Frankfurter Zeitung. Er war befreundet mit Alban Berg und Joseph Roth. Er emigrierte über Paris nach New York.
- 4 Richmond Laurin Hawkins: Positivism in the United States (1853 bis 1861). Cambridge, Mass., 1938.

311 *An Gerhard Scholem*

Paris, 8. April 1939

Lieber Gerhard,

Das Grün der Hoffnung durchwirkt Deinen Brief so sparsam wie das diesen kalten Frühlings die Straßen von Paris. Desto präziser die winterlichen Ausblicke zwischen Deinen Zeilen. Ich war niemals ein Feind der Klarheit, und ich bin es am wenigsten jetzt, wo ich mit den Jahren einen genauen Begriff von dem zu haben glaube, womit ich meinen Frieden machen kann und auch von dem, womit ich das nicht im Sinne habe. Daß auch diese zweite Seite der Alternative vertreten sei – diese Bedeutung hatte es, daß mein Brief vom 14^{ten} März von einer bestimmten Summe sprach – keine andere.

Eben die Umstände, die meine europäische Situation so sehr bedrohen, werden meine Übersiedlung nach den U. S. A. wohl unmöglich machen. [...]

Auf ein hilfsbereites Interesse bin ich hier in Paris bei Hannah Arendt gestoßen. Ob ihre Bemühungen zu irgend-etwas führen, steht dahin.

[...]

Du wirst vielleicht verstehen, daß mir gegenwärtig Arbeiten, die auf das Institut ausgerichtet sind, schwer fallen. Wenn Du dazu nimmst, daß Umarbeitungen ohnehin einen geringeren Reiz haben als das neu in Angriff genommene, wirst Du begreifen, daß die Umformulierung des Flaneur-

Kapitels langsam vom Fleck rückt. Ich hoffe, daß es sich als glücklich erweisen wird, wenn der geplante Text eingreifende Veränderungen aufweist. Vielleicht wird in ihrem Gefolge auch der habitus des Flaneurs in Baudelaires Person selber jene Plastizität bekommen, die Du im vorliegenden Text wohl mit Recht vermisstest. Dazu wird die Problematik des „Typs“ in einem philosophisch exponierteren Sinne entwickelt werden. Endlich wird das große Gedicht *Les sept vieillards*, dem sich noch keine Interpretation je zugewendet hatte, eine überraschende, doch, wie ich hoffe, überzeugende Auslegung erfahren.

In der Tat: Deine Einwände berühren sich da, wo Du es vermutest, mit denen von Wiesengrund. Ich bin nicht weit davon entfernt zu gestehen, daß ich sie provozieren wollte. Die Gesamtkonzeption des „Baudelaire“ – die freilich bisher nur in einem Entwurf vorliegt – weist eine philosophische Bogenspannung von großem Ausmaß auf. Mit ihr eine schlichte, ja hausbackene Methode der philologischen Auslegung zu konfrontieren, war eine große Versuchung für mich gewesen, der ich im zweiten Teil stellenweise nachgegeben habe. In diesem Zusammenhange will ich anmerken, daß Deine Vermutung, die Stelle über die Allegorie sei absichtlich verschlossen gehalten, zu Recht besteht.

Von der Bitte, mir das Manuscript sobald als möglich zurückzusenden, könnte ich nur dann absehen, wenn Du mich mit dem deutschen oder französischen Manuscript deiner Abhandlung über jüdische Mystik entschädigen würdest¹. Du kannst Dir denken, wie sehr mir am Studium dieses Textes gelegen wäre. Beiliegend das Brecht-Sonnet zur Versöhnung. (Das vorletzte Wort der zweiten Zeile lautete in der ersten Fassung, die ich Dir auswendig sagte², wie Du Dich erinnern wirst, abweichend).

Gern würde ich von dem Eindruck wissen, den die „Rahel Varnhagen“ auf Dich gemacht hat. In einigem Abstand interessiert mich auch, ob Dir einmal der Roman, „der Sohn des verlorenen Sohns“ zu Gesicht gekommen ist, den Soma Morgenstern 1935 bei Erich Reisz hat erscheinen lassen. Wenn das der Fall ist, so laß mich doch wissen, was Du von

dem Buche meinst. Sein Verfasser, der Schwiegersohn von Heinrich Simon,³ kreuzte in Frankfurt in frühern Jahren meinen Weg. Nun begegnete ich ihm wieder; er hatte Wien noch eben zur Zeit verlassen. Das Buch ist der erste Band einer Trilogie, von der der zweite im Manuscript vorliegt. Dir und Deiner Frau die herzlichsten Grüße

Dein Walter

¹ Die für ein jiddisches Handbuch „The Jews“, unter Herausarbeitung der sozialen Bedeutung dieser Bewegung, abgefaßt war; New York 1939, vol. II, col. 211–254.

² Die gedruckte Fassung bringt nur das blossere Verbum.

³ S. M. war mit Inge von Klenau, der Nichte von H. S., verheiratet.

312 *An Bernard Brentano*

Paris, 22. 4. 39

Lieber Brentano,

herzlichen Dank für Ihren Brief. Mir war es auch wichtig, daß wir uns gesprochen haben. Wenn nicht Kriegs- oder Friedenslüfte die letzten Fäden des deutschen Altweibersommers zerreißen, der uns gemeinsam war, so werden wir das Gespräch ja wohl wieder aufnehmen – beide wissender.

Für Ihre Bemühung um den Spitteler vielen Dank. Wenn ich zwischen 150 und 175 frz frcs dafür erhalte, so erscheint mir das angemessen. Ich schicke Ihnen das Buch dieser Tage, mit dem Winkler¹.

Wenn Sie sagen wollen, daß Winkler in seiner Generation unter den Vereinzelten ist, die wollen, daß nicht alles, worum es der meinen ging, verloren sei, so pflichte ich Ihnen bei. Nur ist das winklersche Denken mir substantiell nicht eindeutig. Vielmehr scheint mir an ihm überaus deutlich zu werden, daß die Erfahrungen der heutigen Menschen sich idealistisch nicht mehr behandeln lassen, ohne daß Material und Moral der Erkenntnis zu schaden kommen. Winkler geht

idealistisch vor. Und unversehrt scheint mir da im Grunde nur das Niveau zu bleiben.

Schaden konnte entstehen, wie mir scheinen will. Denn dieses Denken kreist in der Tat nicht um das Erste Beste. (Ich sage das obwohl ich Autoren wie Giono oder der Kunstgewerblerin Langgässer mit allem Vorbehalt gegenüber stehe.) Wenn es etwas gibt, worin ich ein passionierendes Bemühen erkenne, Funde festzuhalten, die das Festhalten wirklich lohnen, so ist es in der Vorstellung von der Erfahrung selbst, die bei Winkler ins Spiel gemischt ist. Im Essay über Jünger gefällt mir die Supposition, kraft deren an die „Stelle des Erkennens, bei dem der Denkende sich zur Wirklichkeit von Anfang an in einem Verhältnis der Aktivität befindet, . . . das Erfahren als ein Zustand der Passivität“ tritt. Gerade in dem, was er über Jünger schreibt, scheint mir aber diese Passivität nicht zu walten und die Erfahrung nicht zu Worte gekommen zu sein. Ich glaube nicht, daß er, ohne sich Gewalt anzutun, mit der grobschlächtigen Metaphysik von Jünger seinen Frieden hat machen können. (Dabei habe ich nichts gegen die Metaphysiker. Sie sind die wahren Troubadoure der spröden Vernunft. Aber Jünger führt sich ihr gegenüber wie ein Landsknecht auf.)

Sehr erfreulich ist die Arbeit über Hölderlin. Man müßte ihr Verhältnis zu [Wilhelm] Michels Schrift „Hölderlins abendländische Wendung“² ins Auge fassen. Bei weitem am lichtvollsten scheint mir der erste George-Essay, von dem der Herausgeber etwas abbrückt. Vielversprechend die richtig gesetzten Zeilen über Paul Valéry.

Daß über die Umstände von Winklers Tod aus dem Nachwort nichts hervorgeht, vermisse ich.³ Vielleicht liegen politische Motive der Tat zu Grunde, vielleicht erotische. (Der Aufsatz über Platen spricht nicht dafür, daß sein Autor inverteert gewesen sei; aber da ist die kleine Anzeige der Gedichte von Appel.) Aufschlüsse in dieser Richtung wären mir wünschbar, um das [Bild] des Verfassers genauer ins Blickfeld zu bekommen. Soviel scheint mir klar zu liegen, daß er weit entfernt war, mit sich im Reinen zu sein.

An meinen Verhältnissen hat sich bis dato nichts geändert;

das heißt ich lebe in Erwartung einer über mich hereinbrechenden Unglücksbotschaft. Bis dahin habe ich mein Auskommen; nur vorsorgen kann ich nicht. Wenn die Zwischenzeit lang genug ist, um Ihre Aktion in Basel zum Ausreifen zu bringen, so will ich mir Glück wünschen. Ihnen danken will ich in jedem Fall, sie in die Wege geleitet zu haben.

Brecht hat sich, vermutlich nur schweren Herzens, entschlossen, das Haus auf Fünen aufzugeben. Es wird wohl so richtig gewesen sein, denn in Dänemark dürften die Wahlen im Sommer einige Unruhe mit sich führen. Brecht bemüht sich, nach Schweden hereinzukommen. (Indessen mobilisiert man dort, wie ich gestern hörte.)

Ich bin bei einem Abschnitt meines Buchs über Baudelaire, der es mit dem Spektrum des Müßiggangs in der bürgerlichen Gesellschaft zu tun hat. Er unterscheidet sich sehr markant von der „Muße“ in der feudalen, die den Vorzug hat, von der *vita contemplativa* auf der einen, von der Repräsentation auf der andern Seite flankiert zu sein. Baudelaire ist der profundeste Praktiker des Müßiggangs in jener Epoche, da aus dieser Haltung heraus noch Entdeckungen zu machen waren.

Lassen auch Sie wieder von sich hören.

Mit herzlichem Gruß, auch Ihrer Frau

Ihr Walter Benjamin

¹ Eugen Gottlob Winkler: *Gestalten und Probleme*. Dessau 1937, u. d. d. : *Dichter. Arbeiten*. Dessau 1937.

² Jena 1923.

³ Er nahm sich im Oktober 1936 das Leben.

313 *An Adrienne Monnier*

Paris, 29. Avril 1939

Chère amie,

Voici la réponse qui me parvient à l'instant de Pontigny. Le nom de l'institution en question est: *caisse des recherches scientifiques*.

Je vous confie, ci-joint, une copie de mon texte pour la communiquer à Valéry. Pour y inscrire un hommage, j'étais hésitant. Si vous le jugez à propos, je le ferai. En ce cas je vous prie d'apporter le cahier à notre prochain rendez-vous que j'espère imminent.

Peut-être serait-il utile que nous nous revoyons avant votre visite chez Valéry. J'ajoute, à toutes fins utiles, ceci: ladite caisse des recherches a obtenu, à ce qu'on m'a dit, des fonds de la part de l'Alliance Israélite Universelle pour qu'elle soit en mesure de venir en aide à certains savants juifs. Cela peut avoir son importance puisque Sylvain Lévy qui présidait l'Alliance jusqu'à sa mort m'a jugé digne d'une subvention de la part de son organisation. Cela était en 1934; les fonds respectifs de l'Alliance n'étaient pas encore joints à la caisse des recherches.

Voulez-vous téléphoner lundi matin?

Sincèrement à vous.

Walter Benjamin.

314 *An Karl Thieme*

Paris, 8. Juni 1939

Lieber Herr Thieme,

über die Nachricht, die Sie mir von dem ungewöhnlichen Erfolg Ihres Buches¹ geben konnten, habe ich mich sehr gefreut. Inzwischen habe ich es gelesen, und es liegen mir nun zumindest einige Ursachen dieses Erfolges klar vor Augen. Sie haben in der Darstellung eine sehr glückliche Hand gehabt. Die denkbar sprödeste Form haben Sie bewältigt und zwar indem Sie zum Unterschied von den Dilettanten, die sich in der Form des Gesprächs versuchen, diese Sprödigkeit nicht vertuscht haben. Gehe ich fehl in der Annahme, daß Sie die Technik der Soirées de Saint-Petersbourg studiert haben?

Gerade indem Sie auf jedes anekdotische Detail verzichteten, konnten Sie dieser Form eine höhere Urbanität ab-

gewinnen, die Ihnen außerordentlich zu gute kommt. Die Popularität, die Sie vielfach, besonders im *adolescens*-Kapitel und stets ohne Konzessionen erreichen, wird an Ihrem Erfolg Anteil haben. Die Konfrontierung der Dominikaner mit den Franziskanern, besonders aber die Verhandlung der Streitsache zwischen Jesuiten und Jansenisten scheinen mir meisterhaft.

Vielleicht ist die Urbanität bei Ihnen nur die Kehrseite des Muts, wie das garnicht selten ist. Es ist für mich ein ästhetisches Schauspiel hohen Ranges, wie sich in Ihrem Buch die politische und theologische Kühnheit die Wage halten. Die eschatologischen Spekulationen des Schlußabschnitts sind echte Theologie, wie man ihr heute wohl nicht mehr oft begegnet. (Ich habe bei der Lektüre Ihres Buches bedauert, Barth nicht zu kennen, um mir von dem Verhältnis Ihrer Denkweise zur dialektischen Theologie Rechenschaft geben zu können. Mein Gefühl sagt mir, daß die Opposition fast durchgehend sein muß.) Wenn ich den theologischen Entwicklungen gegenüber mich mit der aufmerksamen Rezeption begnügen muß, so ist mein Anteil an den politischen Intentionen Ihres Buches natürlich ein sehr spontaner. Ihren Ausführungen über die Unzulänglichkeit der privaten Heiligung gebe ich auf dem Wege zu Ihrer Leserschaft meinen herzlichen Reisesegen. Die unmittelbar politischen Darlegungen scheinen mir nicht alle von Problematik frei und besonders in der Stelle über die französische Revolution scheint mir eine zu gewagte Abbréviatur zu stecken. Ich wenigstens zweifle, ob man die Großbourgeoisie wirklich als die ursprüngliche Mandantin der Bewegung bezeichnen kann. Daß der Vertrieb des Buches nicht schon auf Grund der Bemerkung über das Volk – ich meine die ausgezeichnete Alternative auf p 41 – ist unterbunden worden, dahinter ist man beinah versucht, eine Sabotage bei der Zensurbehörde zu wittern. (Solche Möglichkeiten sind nicht unbedingt ausgeschlossen.) Der Exkurs über die mit Heuchelei erkaufte „Sicherheit“ und das „immer weiter mitgerissen werden“ ist etwas mehr getarnt aber nicht minder eindrucksvoll.

Ich habe Lion auf Grund meiner Lektüre noch einmal an

Ihr Buch erinnert und möchte annehmen, daß die Sache auf gutem Wege ist. In der nächsten Nummer von „Maß und Wert“ finden Sie von mir einen (anonymen) Aufsatz über die Dramaturgie von Brecht².

Die erbetenen Photographien werden inzwischen in Ihren Händen sein.

Ich schließe mit den herzlichsten Grüßen

Ihr Walter Benjamin

PS Bedeutet es einen negativen Bescheid, daß ich über das Buch von Münch bisher nichts vernahm?

¹ „Am Ziel der Zeiten?“, 1939.

² „Was ist das epische Theater?“. Jetzt Schriften II, S. 259–267.

315 *An Bernard Brentano*

Paris, 16. Juni 1939

Lieber Brentano,

Ihr schöner Satz „sagen lassen sich die Menschen nichts, aber erzählen lassen sie sich alles“ bringt mich darauf, Ihnen als Gegengabe für den schönen Auswahlband eine kleine Betrachtung über den Erzähler zu schicken. Ich habe sie vor ein paar Jahren veröffentlicht; sie wird Ihnen schwerlich untergekommen sein.

Kellers Gedichte liebe ich sehr, und seit jeher!

Lassen Sie sich wieder einmal ausführlicher vernehmen?

Die freundlichsten Grüße Ihr Walter Benjamin

[Juni 1939?]

Liebe Grete,

seit vierzehn Tagen bin ich aus meiner burgundischen Cistercienserabtei zurück. Der Aufenthalt dort, so nützlich er mir dank der wundervollen Bibliothek gewesen ist, war von diesem Gewinn abgesehen, im buchstäblichen und jedem andern Sinn verregnet. Es waren zudem keine Leute da, an die man sich halten konnte. Oder sollte es welche gegeben haben, so kamen sie infolge der Atmosphäre nicht zur Geltung. Dieses letzte dürfte bei einer Frau Stenbock-Fermor der Fall gewesen sein. Brecht wird sich des Namens von ihrem Mann her vielleicht entsinnen. Er hat kurz vor Hitler eine kommunistische Reportage über die Lebensverhältnisse der Bergarbeiter veröffentlicht¹.

In der Gegend der Abtei waren zwei Dutzend spanische Legionäre einquartiert. Ich hatte mit ihnen keine Fühlung; aber die Frau Stenbock-Fermor hielt Kurse bei ihnen ab. Da sie sich sehr für Brechts Sachen interessierte, so habe ich ihr nach meiner Rückkunft „Furcht und Zittern“² [sic] auf ein paar Tage geschickt und sie hat den spanischen Brigadiers (es waren meist Deutsche und Österreicher) daraus vorgelesen. „Den größten Eindruck“ schreibt sie mir „machte auf sie das Kreidekreuz, der Entlassene, Arbeitsdienst und Stunde des Arbeiters und alles wurde echt und einfach empfunden.“

Wenn Sie diese Zeilen erhalten, werden Sie wohl schon wissen – denn Stockholm wird doch literarisch besser als Svendborg versorgt sein – daß in den Juni-Nummern der *Nouvelle Revue Française* Stücke aus dem Zyklus in der Übersetzung von Pierre Abraham erschienen sind; im Ganzen wohl sechs oder sieben. Ich konnte bisher nur eben auf der Bibliothek hineinsehen. Mir scheint die Übersetzung recht gut gelungen. Die *Nouvelle Revue Française* macht eine kurze einfältige Fußnote. Brecht sei der Dichter der *opéra de quatre sous* und der *sept péchés capitaux*.

Jetzt noch ein Wort zu meinen Gedichtkommentaren³. Sie

werden ganz und gar nicht in „Maß und Wert“ erscheinen; vielmehr habe ich für diese Zeitschrift sogleich nachdem Sie mir die Nachricht von dem Verschwinden des „Wortes“ gegeben hatten, einen neuen Essay über die Dramaturgie von Brecht geschrieben⁴. Er dürfte in ganz kurzer Zeit erscheinen. Was die Kommentare angeht, so liegt mir natürlich daran, daß sie erscheinen sehr. Könnte mir Brecht den Gefallen erweisen, sie von sich aus an die Internationale Literatur zu senden, so wäre mir das sehr lieb. Ich denke nicht so sehr daran, daß er dies als Verfasser der im Kommentar behandelten Gedichte täte denn im Namen der Redaktion des Wort bei deren Manuscripten sich mein Aufsatz befindet. (Ich spreche figürlich, denn ich habe kein Manuscript an Erpenbeck sondern nur eines an Sie gesandt.) Wie dem auch sei, Brecht steht in Verbindung mit der Internationalen Literatur und mir fehlt sie. Für Brecht ist es, denke ich, ein Leichtes, anzufragen, ob solche Kommentare die Leute interessieren. Wenn er sie dann nicht selbst einsenden will, so kann er die Redaktion doch gewiß veranlassen, sie von mir anzufordern. Wenn jetzt der Gedichtband erscheint⁵, so erleichtert das alles, während mir eine Initiative aus eignen Stücken bei der Internationalen Literatur recht schwer fällt. Bitte schreiben Sie mir darüber.

Vom Baudelaire ist derzeit leider nichts zu berichten. Die Newyorker haben eine Umarbeitung verlangt. Das Manuscript läge in umgearbeiteter Gestalt, von der ich glaube, daß sie entscheidende Verbesserungen mit sich führt, wahrscheinlich längst fertig vor, wenn meine Arbeitsbedingungen nicht so unbeschreiblich ungünstig wären. Ich bin garnicht übermäßig lärmempfindlich, aber ich muß ständig unter Bedingungen existieren, in denen ein wirklich lärmempfindlicher Mensch in Jahren auch nicht eine Zeile aufs Papier brächte. Jetzt im Sommer, wo ich mich auf meiner Terrasse auf einige Zeit vorm Getöse des Fahrstuhls sichern könnte, hat sich auf einem ihr gegenüberliegenden Balkon (und Gott weiß wie schmal die Straße ist) ein Nichtsnutz von Maler etabliert, der den ganzen Tag vor sich hinpfeift. Ich sitze oft mit Wagenladungen von Beton, Paraffin, Wachs usw. in den Ohren da,

aber es hilft nichts. Soviel also vom Baudelaire, der freilich nun unbedingt vorwärts kommen *muß*.

Wie immer, wenn eine Arbeit sehr dringlich wird, habe ich Allotria vorgenommen. Ich habe zur 150-Jahr-Feier der französischen Revolution eine kleine Montage – ganz in der Art meines Briefbuches – gemacht, die die Wirkung der französischen Revolution auf die zeitgenössischen deutschen Schriftsteller und auch noch auf eine spätere Generation, bis 1830, zeigen soll. Dabei bin ich wieder auf einige jener Tatbestände geraten, die von der deutschen Literaturgeschichte durch hundert Jahre planmäßig verschleiert wurden. Stellen Sie sich mein Erstaunen vor als ich, bei genauer Lektüre feststellte, daß von den beiden Bänden Oden, die es von Klopstock gibt, der zweite, der die spätern enthält, sich in einem Fünftel sämtlicher Stücke mit der französischen Revolution beschäftigt.

Ich komme wenig unter Leute; wenn ich schon nicht schreibe, so geht doch der Tag über den Versuchen dazu hin. So habe ich auch Dudow lange nicht gesehen; hörte aber gestern von Kracauer, daß es ihm nicht gut geht.

Schrieb ich Ihnen, daß ich das Geheimnis der Tabakpäckchen ergründet zu haben glaube? Sie dürfen nicht verschnürt sein. Dagegen passieren sie als Muster ohne Wert wenn Sie sie im Kuvert (mit einer Stift-Klammer) schicken. Wollen Sie es wieder einmal versuchen? Ich würde mich damit freuen.

Lernen Sie brav schwedisch? Schreiben Sie bald! Mit herzlichem Gruß an Sie und Brecht

Ihr Walter Benjamin

PS Karl Kraus ist denn doch zu früh gestorben. Hören Sie: die Wiener Gasanstalt hat die Belieferung der Juden mit Gas eingestellt. Der Gasverbrauch der jüdischen Bevölkerung brachte für die Gasgesellschaft Verluste mit sich, da gerade die größten Konsumenten ihre Rechnungen nicht beglichen. Die Juden benutzten das Gas vorzugsweise zum Zweck des Selbstmords.

PPS Ich habe jetzt die „Versuche“ vollständig bis 15/16 – mir fehlt nur das Heft mit dem „Dreigroschenprozeß“ etc.

Könnten Sie mir *das* von Brecht erschnappen?? Und könnten Sie mir sagen, ob es einen Druck der „Spitzköpfe“ in den „Versuchen“ gibt⁶? Überhaupt, was nach 15/16 erschienen?

¹ Alexander Graf Stenbock-Fermor, „Meine Erlebnisse als Bergarbeiter“, 1929.

² „Furcht und Elend des Dritten Reiches“. Damals nur handschriftlich bekannt.

³ Erst postum veröffentlicht, „Schriften“ II, 351–372.

⁴ „Was ist das epische Theater?“.

⁵ „Svendborger Gedichte“, London 1939.

⁶ „Versuche“ Heft 8 (Versuche 17); 1933 bereits gesetzt, wurde aber nicht mehr gedruckt und ausgeliefert.

317 *An Gretel Adorno*

Paris, 26. Juni 1939

Liebe Felizitas,

heute will ich zum „geliebten Deutsch“ zurückkehren. Wenn aber mein Brief aus Pontigny ein eigentliches Verlangen nach dem Französischen in Dir zurückgelassen hat, so würdest Du mir eine Freude machen, wenn Du zu guter Stunde ein Exemplar der *fleurs* du mal aufschlägest, Dich mit meinen Augen darinnen umsähest. Da meine Gedanken nun Tag und Nacht an diesen Text fixiert sind, so würden wir einander gewiß begegnen.

Was nun den Niederschlag dieser Gedanken angeht, so wirst Du nicht leicht den Baudelaire vom vorigen Sommer in ihnen wiederfinden. Das *Flaneur*kapitel – es ist ja dessen Ausarbeitung allein, die mich beschäftigt – wird in der neuen Fassung entscheidende Motive der Reproduktionsarbeit und des Erzählers, vereint mit solchen der Passagen zu integrieren suchen. Bei keiner frühern Arbeit bin ich mir in dem Grad des Fluchtpunkts gewißgewesen, auf welchem (wie mir nun scheint: seit jeher) meine sämtlichen und von divergentesten Punkten ausgehenden Reflexionen zusammenlaufen.

Ich habe es mir nicht zweimal sagen lassen, daß Ihr es auch mit den extremsten meiner dem alten Fond entstammenden Überlegungen zu versuchen entschlossen seid. Eine Einschränkung bleibt natürlich: es ist immer nur der Flaneur, nicht der Gesamtkomplex des Baudelaire, mit dem Ihr es zunächst werdet zu tun haben. Auch ohnedies wird dieses Kapitel weit über den Umfang des vorjährigen „Flaneurs“ hinausgehen. Da es jedoch nun seinerseits in drei von einander abgehobene Teile zerfallen wird – die Passagen, die Menge, der Typ – so wird das die redaktionelle Bewältigung des Textes wohl erleichtern. Ich bin von der Abfassung der Reinschrift noch weit entfernt. Aber die Epoche der langsamen Ausarbeitung liegt hinter mir und es vergeht kein Tag ohne Niederschrift.

Vor kurzem habe ich zu meiner Freude die Fahnen von meiner Rezension des tome XVI der Encyclopédie française bekommen¹. Bei dieser Gelegenheit ist mir wieder das allseitige Schweigen aufs Herz gefallen, dem meine Besprechung von Sternbergers „Panorama“² begegnet ist. Nicht einmal Du hast es gebrochen als Du mir letzthin über das Buch selbst schriebst. (Die schöne Photo-Sammlung von Allan Bott kenne ich.) Ich hätte gedacht, daß mein Referat, ganz abgesehen von seiner kritischen Ausrichtung, in den Betrachtungen etwas Neues sagt, die der Struktur des „Genre“ gewidmet sind. Willst Du mir dazu nicht etwas schreiben?

Einen kleinen literarischen Sieg verzeichne ich. Es ist zehn Jahre her, daß ich auf Veranlassung der Frankfurter Zeitung einen Aufsatz „Was ist das epische Theater?“ schrieb. Er wurde damals, nachdem die Fahnen (die ich noch besitze) bereits gedruckt waren, auf ein Ultimatum von Diebold durch Gubler zurückgezogen. Jetzt habe ich ihn, mit geringfügigen Änderungen in „Maß und Wert“, die eine Debatte über Brecht eröffnen, untergebracht. Du findest ihn in der nächsten Nummer.

Meine Sommerpläne, nach denen Du Dich erkundigst, sind der Frage untergeordnet, wann mit Schapiros³ Kommen zu rechnen ist. Oder ist es ein langer Aufenthalt, den er in Paris zu nehmen beabsichtigt? Dann wäre die Chance, ihn zu sehen,

in jedem Fall gegeben. – Ich werde dieses Jahr Frankreich nicht verlassen und auch Paris keinesfalls bevor die Rohschrift des „Flaneurs“ völlig beendet ist.

Ob nun mein Geburtstagswunsch noch zurecht kommt? In Wahrheit bin ich nicht weit entfernt, die Abschrift der Reproduktionsarbeit als diesen anzusehen. Damit Du aber nicht denkst, daß für diese ein Termin gelte, will ich auch auf ein Büchlein verwiesen haben. Ich denke, Du machst mir eine Freude, wenn Du mir das letzte Buch von Robert Dreyfus schenkst, der eben gestorben ist. Er war ein alter Freund von Proust; betitelt hat er es „De Monsieur Thiers à Proust“ und es stehen viele Geschichten von Madame Straus darin, welche ich mich Euch zu berichten gern verpflichte.

Das Bild von Picasso, nach dem Du fragst, habe ich nicht gesehen.

Grüße den Teddie herzlich und sei zart und schön begrüßt
von Deinem Detlef

1 Die Rezension ist nicht erschienen, aber als Manuskript erhalten.

2 Auch diese – vorhandene – Rezension ist bisher unveröffentlicht.

3 Meyer Schapiro, Professor für Kunstgeschichte an der Columbia University in New York.

318 *An Theodor W. Adorno*

Paris, 6. August 1939.

Lieber Teddie,

ich denke Sie mit Felicitas in den Ferien. Vermutlich werden Ihnen diese Zeilen mit einiger Verspätung zukommen, und das wird dem Baudelaire-Manuscript, das vor einer Woche an Max abging¹, Zeit geben, sie einzuholen.

Seien Sie mir im übrigen nicht böse, wenn diese Zeilen mehr einem Stichwort-Register als einem Brief ähnlich sehen sollten. Nach der wochenlangen rigorosen Klausur, die für die Fertigstellung des Baudelaire-Kapitels Bedingung war, und

unter der Einwirkung des greulichsten Klimas bin ich ungewöhnlich abgekämpft. Aber das soll mich nicht hindern, Ihnen und Felicitas zu sagen, wie sehr auch ich mich über die Aussicht auf ein Wiedersehen freue. (Ich darf nicht ganz aus dem Auge verlieren, daß zwischen dieser Aussicht und der Verwirklichung noch Schwierigkeiten zu überwinden sein werden. Wegen des Verkaufs meines Bildes von Klee habe ich Morgenroth geschrieben; wenn Ihr ihn seht, vergeßt nicht danach zu fragen.)

So wenig das neue Baudelaire-Kapitel noch als eine ›Umarbeitung‹ eines der Ihnen bekannten gelten kann, so merklich wird Ihnen, denke ich, die Auswirkung unserer Korrespondenz über den Baudelaire vom vorigen Sommer darin geworden sein. Vor allem habe ich es mir nicht zweimal sagen lassen, wie gern Sie den panoramatischen Überblick über die Stoffkreise für eine genauere Vergegenwärtigung der theoretischen Armatur in Kauf gäben. Und wie Sie bereit seien, die Kletterpartie zu absolvieren, die die Besichtigung der höher gelegenen Partien dieser Armatur mit sich bringt.

Was das oben erwähnte Stichwort-Register angeht, so besteht es in dem Verzeichnis der vielen und weitschichtigen Motive, die in dem neuen Kapitel, (verglichen mit dem ihm entsprechenden Flâneur-Kapitel vom vorigen Sommer) fortgeblieben sind. Diese Motive sind natürlich nicht aus dem Gesamtkomplex des Baudelaire zu eliminieren; es sind ihnen vielmehr an ihrem Ort eingehende interpretative Entwicklungen zugedacht.

Die Motive der Passage, des noctambulisme, des Feuilletons, sowie die theoretische Einführung des Begriffs der Phantasmagorie sind dem ersten Abschnitt des zweiten Teils vorbehalten. Das Motiv der Spur, des Typs, der Einfühlung in die Wareseele sind dem dritten Abschnitt zugedacht. Der jetzt vorliegende mittlere Abschnitt des zweiten Teils wird erst zusammen mit dessen erstem und dritten Abschnitt die vollständige Figur des „Flâneurs“ stellen.

Den Bedenken, die Sie im Brief vom 1. Februar gegen das Zitat von Engels und das von Simmel formulierten, habe ich Rechnung getragen; freilich nicht durch deren Streichung.

Was mir an dem Zitat von Engels so wichtig ist, habe ich diesmal angegeben. Ihr Einwand gegen das Simmel-Zitat schien mir von vornherein begründet. Es hat in dem jetzigen Text durch den veränderten Stellenwert eine minder anspruchsvolle Funktion übernommen.

Über die Aussicht, den Text im nächsten Heft zu finden, bin ich sehr froh. Ich schrieb Max, wie sehr ich mich bemüht habe, alles Fragmentarische von dem Aufsatz fernzuhalten und dabei die vorgesehenen Grenzen des Umfangs strikt einzuhalten. Ich wäre glücklich, wenn ihm keine einschneidenden Veränderungen (*pour tout dire*: Streichungen) zgedacht werden würden.

Ich lasse meinen christlichen Baudelaire von lauter jüdischen Engeln in den Himmel heben. Es sind aber die Anstalten schon getroffen, daß sie ihn im letzten Drittel der Himmelfahrt, kurz vor dem Eingang in die Glorie, wie von ungefähr fallen lassen.

Zum Schluß will ich Ihnen, lieber Teddie, dafür danken, daß Sie zu dem festlichen Heft, dem wir entgegengehen, meinen Jochmann² eingeladen haben.

Schöne Ferien und eine angenehme Heimkunft Ihnen und Felicitas wünscht

Ihr Walter

Ein besonderes Wort des Dankes, liebe Felicitas, für das Buch von [Robert] Dreyfus³ und die Zeilen, die es ankündigten und begleiteten. Ich denke viel an Euch.

¹ Diese Fassung der Baudelairearbeit wurde in der Zeitschrift für Sozialforschung veröffentlicht; sie findet sich jetzt Schriften I, S. 426 bis 472.

² Benjamin: Einleitung zu Carl Gustav Jochmann: Die Rückschritte der Poesie, in: Zeitschrift für Sozialforschung 8 (1939), S. 92–103.

³ Robert Dreyfus, *De Monsieur Thiers à Proust*.

[Sommer 1939]

Lieber Brentano,

ich bin vor kurzem glücklich wieder in den Besitz Ihres Buchs¹ gekommen und habe es in achtundvierzig Stunden gelesen. Bei mir, der ich drei Wochen zu einem Kriminalroman brauche, ein seltenes Vorkommnis. Aber Ihr Buch ist faszinierend. Zum ersten Male fand ich ein mir nächstgelegnes Sujet behandelt: die historischen Konditionen der Liebe, ihre geschichtlichen Tag- und Jahreszeiten.

Mit der Gestalt der Gräfin Orloff ist Ihnen ein großer Wurf geglückt: Sie haben eine Frau auf den Plan gerufen, in deren Liebe die Jahre nicht mehr Gewicht haben als die Tage in den kurzlebigen Neigungen unserer Zeitgenossen. Ich habe eine Frau von dieser Art, die zwanzig Jahre älter war als ich und möglicherweise noch am Leben ist, gut gekannt. (Aus dieser Kenntnis heraus meine ich, daß die Gräfin geradezu prädestiniert zum Goethekultus ist. Sie hätte, wie die Figur, an die ich denke, von sich sagen können: ich habe meinen Christian Vulpius geheiratet.) Die glücklichste Formel dieser archaischen Liebe, der die Zeit des Wartens auch die des Wachstums ist, habe ich immer im „Unverhofften Wiedersehen“ von Johann Peter Hebel gefunden.

Bei aller Nüchternheit der Darstellung, bei fast völliger Enthaltung von aller Schilderung umgeben Sie den Leser doch mit der Luft der Hauptstadt. Der Salon, dessen Fenster auf die Corneliusbrücke hinausgehen, [ist] eine Vignette, die einem ganzen Kapitel berliner Daseins die Stimmung gibt.

Auf dem Fond der historischen Verhältnisse wie sie in das Verhältnis zwischen Mann und Frau eingreifen, erscheinen die Abwandlungen der Regierungsformen wie Falten, die das, was auf einem Gobelin eingewebt ist, nicht beeinträchtigen. (Ich denke, Ihre beiläufigen Anspielungen auf das neue Regime beinhalten zugleich die schärfsten Verurteilungen der weimarer Republik, die sich denken läßt.)

Haben Sie nochmals – und nun erst en pleine connaissance

de cause – Dank für das ausgezeichnete Buch. Ich hoffe, daß ihm die Übersetzung ins Französische – bei Grasset? – bald folgen wird.

Sie werden in diesen Tagen zwei Arbeiten von mir erhalten. Der „Baudelaire“ ist eine erste Publikation, der andere über den Dichter folgen werden, wenn die Umstände es ermöglichen. – In

[Schluß fehlt]

¹ Die ewigen Gefühle. Amsterdam 1939, jetzt: Darmstadt 1963.

320 *An Adrienne Monnier*¹

Camp des travailleurs volontaires
Clos St. Joseph Nevers (Nièvre)
21 Septembre 1939

Chère Mademoiselle Monnier,

Peut-être votre concierge vous a-t-elle dit que je suis passé samedi – huit jours avant la déclaration de guerre – chez vous pour vous dire au revoir. Par malchance, vous étiez absente.

Nous tous, nous nous trouvons frappés avec la même vigueur par l'horrible catastrophe. Espérons que les témoins et les témoignages de la civilisation européenne et de l'esprit français survivent à la fureur sanglante d'Hitler.

Je serais infiniment heureux d'avoir un mot de votre part. Mon adresse: Camp des travailleurs volontaires, groupement 6 Clos St. Joseph NEVERS (Nièvre)

Je me porte passablement. La nourriture est très large. Nous attendons avec impatience d'être fixés sur notre sort. Les hommes valides s'empressent de souscrire leur engagement militaire. Je voudrais absolument servir notre cause au mieux de mes forces. Quant à mes forces physiques elles ne valent rien. Je me suis affaîssé au cours de la marche qui nous a conduit de Nevers à notre camp. Les médecins du cantonnement m'ont mis „au repos“.

J'ai sur moi les témoignages de Valéry et de Romains. Mais je n'ai pas encore eu l'occasion de les produire. Un témoignage semblable mais de date récente et plus approprié à la situation où je me trouve, pourrait probablement me rendre le plus grand service.

Je termine par les vœux les plus ardents pour votre sauvegarde et la sauvegarde de tous les hommes et toutes les valeurs qui vous tiennent à cœur.

Croyez, chère Mademoiselle Monnier, à mon attachement indéfectible.

Walter Benjamin.

PS: — Si vous en avez l'occasion, communiquez mon adresse à Gisèle [Freund], et dites-moi la sienne.

¹ Im Internierungslager, im bedrohten Paris und auf der Flucht vor den deutschen Truppen geschrieben, sind die französischen Briefe nach Kriegsausbruch als document humain des Emigranten unkorrigiert abgedruckt.

321 *An Gretel Adorno*

Clos Saint-Joseph Nevers (Nièvre) 12. 10. 1939
Camp des travailleurs volontaires

Ma très chère,

j'ai fait cette nuit sur la paille un rêve d'une beauté telle que je ne résiste pas à l'envie de le raconter à toi. Il y a si peu de choses belles, voire agréables, dont je puis t'entretenir. — C'est un des rêves comme j'en ai peut-être tous les cinq ans et qui sont brodés autour du motif „lire“. Teddie se souviendra du rôle tenu par ce motif dans mes réflexions sur la connaissance. La phrase que j'ai distinctement prononcé vers la fin de ce rêve se trouvait être en français. Raison double de te faire ce récit dans la même langue. Le docteur Dausse qui m'accompagne dans ce rêve est un ami qui m'a soigné au cours de mon paludisme.

Je me trouvais avec Dausse en compagnie de plusieurs personnes dont je ne me souviens pas. A un moment donné nous quittâmes cette compagnie, Dausse et moi. Après nous être écartés des autres, nous nous trouvions dans une fouille. Je m'aperçus que, presque à même le sol, s'y trouvait un drôle genre de couches. Elles avaient la forme et la longueur des sarcophages; aussi semblaient elles être en pierre. Mais en m'y agenouillant à demie, j'aperçus qu'on s'y enfonçait mollement comme dans un lit. Elles étaient couvertes de mousse et de lierre. Je vis que ces couches étaient distribuées deux à deux. A l'instant où je pensai m'étendre sur celle qui voisinait avec une couche qui me semblait destinée à Dausse, je me rendis compte que le chevet de cette couche était déjà occupé par d'autres personnes. Nous reprîmes donc notre chemin. L'endroit ressemblait toujours à une forêt; mais il y avait dans la distribution des fûts et des branches quelque chose d'artificiel qui donnait à cette partie du décor une vague ressemblance avec une construction nautique. En longeant quelques poutres et en traversant quelques marches en bois nous nous trouvâmes sur une sorte de pont de navire minuscule, une petite terrasse en planches. C'était là que se trouvaient les femmes avec lesquelles vivait Dausse. Elles étaient au nombre de trois ou quatre et me paraissaient d'une grande beauté. La première chose qui m'étonnait fut que Dausse ne me présenta pas. Cela ne me gêna pas plus que la découverte que je fis à l'instant où je déposai mon chapeau sur un piano à queue. C'était un vieux chapeau de paille, un „panama“ dont j'avais hérité de mon père. (Il n'existe plus depuis longtemps.) Je fus frappé, en m'en débarrassant, qu'une large fente avait été appliquée dans la partie supérieure de ce chapeau. Au surplus les bords de cette fente présentaient des traces de couleur rouge. — On m'approcha un siège. Cela ne m'empêcha pas d'en apporter un autre, moi aussi que je plaçais un peu à l'écart de la table où tout le monde était assis. Je ne m'asseyais pas. Une des dames s'était entre temps occupée de graphologie. Je vis qu'elle avait en main quelque chose qui avait été écrit par moi et que Dausse lui avait donné. Je m'inquiétais un peu de cette expertise, craignant que certains

de mes traits intimes ne fussent ainsi décelés. Je m'approchais. Ce que je vis était une étoffe qui était couverte d'images et dont les seules éléments graphiques que je pus distinguer étaient les parties supérieures de la lettre d dont les longueurs effilées décelaient une aspiration extrême vers la spiritualité. Cette partie de la lettre était au surplus munie d'une petite voile à bordure bleue et la voile se gonflait sur le dessin comme si elle se trouvait sous la brise. C'était là la seule chose que je pus „lire“ – le reste offrait des motifs indistincts de vagues et de nuages. La conversation tourna un moment autour de cette écriture. Je ne me souviens pas des opinions avancées; en revanche je sais très bien qu'à un moment donné je disais textuellement ceci: „Il s'agissait de changer en fichu une poésie.“ (Es handelte sich darum, aus einem Gedicht ein Halstuch zu machen.) J'avais à peine prononcé ces mots qu'il se passa quelque chose d'intriguant. Je m'aperçus qu'il y avait parmi les femmes une, très belle, qui était couchée dans un lit. En entendant mon explication elle eut un mouvement bref comme un éclair. Elle écarta un tout petit bout de la couverture qui l'abritait dans son lit. C'était en moins d'une seconde qu'elle avait accompli ce geste. Et ce ne fut pas pour me faire voir son corps, mais le dessin de son drap de lit qui devait offrir une imagerie analogue à celle que j'avais dû „écrire“, il y a bien des années, pour en faire cadeau à Dausse. Je sus très bien que la dame fit ce mouvement. Mais ce qui m'en avait informé, était une sorte de vision supplémentaire. Car quant aux yeux de mon corps, ils étaient ailleurs et je ne distinguais nullement ce que pouvait offrir le drap de lit qui s'était fugitivement ouvert pour moi.

Après avoir fait ce rêve, je ne pouvais pas me rendormir pendant des heures. C'était de bonheur. Et c'est pour te faire partager ces heures que je t'écris.

Rien de neuf. Pas de décision à notre sujet, jusqu'à présent. On annonce l'arrivée d'une „commission de triage“ – mais on ne sait pour quand. Ma santé est médiocre; le temps pluvieux n'est pas fait pour l'améliorer. D'argent, point; on n'a pas le droit de toucher des sommes au delà de vingt francs.

Vos lettres me seraient d'un grand réconfort. [...] Quant à mes affaires parisiennes, une amie française s'en occupe, avec l'aide de ma soeur.

A part vos lettres vous ne pourrez pas m'offrir de plaisir plus grand que de me communiquer les épreuves (ou le manuscrit) du „Baudelaire“.

Si tu trouves des fautes dans cette lettre il faudra que tu m'excuses. Elle est écrite dans ce vacarme perpétuel, qui m'entoure depuis plus d'un mois.

Ai-je besoin d'ajouter que je suis impatient de me rendre plus utile à mes amis et aux adversaires d' Hitler que je puis l'être dans ma condition actuelle. Je ne cesse d'en espérer le changement et je suis sûr que vous joigniez vos efforts et vos vœux aux miennes. Mes souvenirs les plus sincères à tous les amis. Je t'embrasse

Detlef

322 *An Gisèle Freund*

Nevers (Nièvre), 2. Nov. 1939

Chère amie,

Je supposais votre rentrée d'après quelques mots de la part de Sylvia¹. Ma joie de la voir confirmée n'en a pas été moins grande. Les quelques lettres qui portent un accent comme vous en avez su le donner à la votre me valent, ici, les seuls moments heureux. Et, dans les circonstances actuelles, bonheur, pour moi, égale espoir.

Je voudrais que vous soyez entièrement rétabli en lisant ces lignes. Vos nouvelles d'Angleterre — je veux dire celles dont vous me faites part dans votre dernière lettre, car je n'ai pas reçu de message antérieur — m'ont intéressé au plus haut point. Quant au traitement des réfugiés, j'en étais informé; votre tableau de Londres, par contre, offrait des traits tout à fait inattendus et poignants. Ce que je regrette beaucoup, c'est que vous n'avez pu attendre la „séance“ que le

gouvernement devait vous accorder pour faire prendre son image par vos soins. Espérons que l'occasion se présentera plus tard.

Lorsque j'ai reçu votre lettre la bonne nouvelle que m'en rapporte le post-scriptum m'était déjà parvenue par Adrienne [Monnier]. Il y a deux jours que je lui ai écrit pour la remercier de tout coeur. Entre temps j'ai appris que le Pen Club doit connaître les détails de ma situation du fait que Hermann Kesten a été libéré. Kesten se trouvait dans un camp à proximité du mien. Nos relations, originairement de pure courtoisie, ont été empreintes d'assez de loyauté depuis colombe. Nous nous sommes revus deux ou trois fois, ici même. On m'apprend que Kesten a été logé, dès son retour, à la maison d'accueil du Pen Club et qu'il y a vu Jules Romains.

Quant aux témoignages de loyalisme que vous m'engagez de demander de la part de mes amis, je m'en occupe dans la lettre à Adrienne. Elle vous fera voir cet endroit. J'y mentionne un témoignage splendide de [Paul] Desjardins. Il y professe „la plus grande admiration“ pour mes travaux (il y nomme même le „Baudelaire“); il y professe en plus une estime profonde pour mon „invincible attachement aux idées libérales et démocratiques“ pour lesquelles la France est entrée en lutte. [...] Je n'ai pas besoin de vous dire combien quelques lignes d'Adrienne elle-même me seraient précieuses. Toutefois je ne puis croire qu'un dossier en ce genre (que je chercherai à rassembler) soit suffisant. C'est, paraît-il, à Paris, c'est devant une commission interministérielle que les différents cas seront traités à fond. Voilà pourquoi tous mes espoirs se sont attachés à la démarche qu'Adrienne vient de faire. Et voilà pourquoi je voudrais, avec son assentiment, m'adresser par quelques lignes à Benjamin Crémieux². Peut-être y aurait-il quelque utilité à lui indiquer que je n'ai pas seulement été le traducteur de Proust mais le premier qui se soit employé à faire connaître en Allemagne un [Julien] Green, un [Marcel] Jouhandeau, un de ceux qui, là-bas, ont prôné, durant des années l'œuvre d'un Gide, d'un Valéry. Si vous êtes d'accord, Adrienne et vous, vous me ferez plaisir en me communiquant l'adresse de Benjamin Crémieux.

Je n'ai pas besoin de vous dire que, pour les „Jeunes Filles“ de Montherlant, j'abonde en votre sens. Quant à moi, je ne me suis remis à lire que tout récemment. A présent je lis les Confessions de Rousseau qui me charment profondément. Pour les échecs, vous avez deviné juste.

Je suis navré de n'avoir pas pu corriger les épreuves du „Baudelaire“. J'avais décidé d'y apporter des retouches qui auraient fait disparaître quelques scories. Je ne sais si le texte est déjà sorti. De toute façon vous allez l'obtenir et il faut que vous m'écriviez ce que vous en pensez.

Ne soyez pas parcimonieuse de vos nouvelles. Songez que le nombre de mes joies est des plus réduit et que votre écriture m'en annonce. Tous mes souvenirs à Adrienne et à Helen.

Très amicalement à vous.

Walter Benjamin

1 Sylvia Beach, Eigentümerin der Buchhandlung „Shakespeare et Compagnie“, Verlegerin von Joyce.

2 Französischer Literaturkritiker, Übersetzer Pirandellos; B. veröffentlichte ein Interview mit Crémieux in der Literarischen Welt vom 2. 12. 1927 (Jg. 3, Nr. 48), S. 1.

323 *An Max Horkheimer*

Paris, le 30 novembre 1939

Cher Monsieur Horkheimer,

enfin, je puis donc vous donner un signe de vie. Je ne sais ce que nous aurons encore à traverser, et si des choses à venir ne vont pas faire pâlir en moi le souvenir des semaines passées. N'empêche que, pour l'instant, je suis heureux de les voir révolues. Vous imaginez facilement que ce qu'il y avait en elles de plus pénible, c'était le désarroi moral dans lequel on se voyait plongé sinon soi-même, au moins les voisins et les camarades. Si moi-même, j'ai pu, dans la plupart des cas, échapper à un tel désarroi, c'est en premier lieu à vous que j'en suis redevable, et je ne parle non seulement de votre sollicitude pour ma personne, mais de votre solidarité envers

mon travail. L'appui que m'a donné la façon dont vous avez accueilli le „Baudelaire“, m'a été hors prix. Vous devez l'avoir compris par une lettre à Madame Adorno et aussi par mon télégramme récent qui a été retardé par des formalités.

Quant à ma libération, il n'était pas facile du tout à y arriver. S'il n'est pas rare de quitter le camp pour cause de maladie ou autre, il n'est pas fréquent de pouvoir le quitter par la grande porte, à savoir par une décision de la commission interministerielle. C'est là mon cas et cela équivaut à une reconnaissance de loyalisme absolu de la part de l'administration française. Si j'avais fini par sortir du camp d'une façon ou d'une autre, j'en suis toutefois redevable à Adrienne Monnier de l'avoir quitté parmi les tout premiers dont ce comité ait examiné le dossier. Elle a été inlassable et d'une détermination absolue. Suivant un ordre de Jules Romains, le Pen-Club s'est également employé pour moi; Madame Favez m'a informé de démarches auprès du Congrès Juif Mondial. Tout cela a été pour moi d'un grand réconfort, mais tout cela aurait mis bien longtemps à aboutir. (Le secrétaire du Pen Club m'en a fait l'aveu lui-même lorsque je suis venu le trouver, un de ces jours.) C'est encore par Madame Favez que je viens d'apprendre vos démarches auprès de M. Scelle et M. [Maurice] Halbwachs. Je vous en remercie de tout coeur, bien que tardivement.

Un dossier où j'avais rassemblé un petit nombre de témoignages choisis sur ma personne et mes travaux, ne m'a peut-être pas desservi. La lettre que vous m'avez adressé au camp y occupait une place décisive. J'espère que vous n'allez pas me trouver trop niais si je vous confesse que tout en sachant l'intention qui a dicté la tournure de votre message, il m'a fait un bien tout à fait intime. Il a été la petite branche autour de laquelle se sont cristallisés mes espoirs. J'ai souffert de pas avoir pu vous en remercier sur le champ. Mais on n'avait pas le droit d'expédier plus de deux lettres par semaine; et celles-là devaient être affectées aux nécessités les plus rudimentaires. Car il m'a fallu quelques semaines pour rassembler ce dont j'avais besoin pour ne pas être trop affecté par les intempéries.

Quant à l'épreuve des nerfs, je ne vous en parle pas. Car vous imaginez sans peine ce qu'un vacarme continu et l'impossibilité de se séparer des autres, ne serait-ce que pour une heure, devaient à la longue signifier pour moi. Je me sens donc, à présent, une fatigue extraordinaire, et je suis exténué au point de devoir fréquemment m'arrêter en pleine rue, du fait de ne pouvoir pas poursuivre mon chemin. Il s'agit là, certainement, d'un épuisement nerveux qui va passer — pourvu que le temps à venir ne nous réserve rien de trop terrible. Il n'y a pas mal de gens qui reviennent à Paris actuellement; je ne pourrais, quant à moi, guère m'en absenter puisqu'on a beaucoup de difficultés à se procurer le sauf-conduit, de rigueur pour un étranger.

La Bibliothèque Nationale a été rouverte, et je compte reprendre mes travaux après m'être quelque peu remis et avoir ramené de l'ordre dans mes papiers. Je viens d'avoir par Genève la mise en page du „Baudelaire“; vu les difficultés de tout ordre par lesquelles on vient de passer, les erreurs d'impression sont minimales. Comme je ne sais pas la date de la parution du cahier, je me suis permis de demander à M. Favez les épreuves de votre essai¹ qu'il me tarde de connaître.

Si vous ne voyez pas d'autres tâches à me confier, je voudrais reprendre le „Baudelaire“ aussitôt possible, pour en écrire les deux parties qui, avec celle que vous connaissez, devront former le livre même. (Le chapitre imprimé en constituerait le milieu. Je donnerais au premier et au troisième également la forme d'essais existants indépendamment l'un de l'autre.)

Une chose à vous proposer, ce serait une étude comparée des „Confessions“ de Rousseau et du „Journal“ de Gide. J'ai lu, là-bas, les „Confessions“ que je n'avais pas connues encore. Le livre m'a paru constituer l'ébauche d'un caractère social dont le „Journal“ de Gide (qui vient de paraître en édition complète), présenterait le déclin. Cette comparaison devrait fournir une sorte de critique historique de la „sincérité“.

Je serais très heureux d'avoir de vos nouvelles et de celles des Adorno. Je compte du reste leur écrire ces prochains jours.

Dites, cher Monsieur Horkheimer, mes souvenirs très

sincères à Monsieur Pollock et veuillez trouver ici l'expression des mes sentiments de fidélité et de gratitude.

Walter Benjamin

¹ Max Horkheimer: Die Juden und Europa, in: Zeitschrift für Sozialforschung 8 (1939), S. 115-137.

324 *An Gretel Adorno*

Paris, 14. 12. 39

Ma chère Felicitas,

voilà que tu m'écris en anglais et je lis tes lettres sans difficulté aucune. Il m'arrive même de les déchiffrer plus facilement que si elles étaient écrites en allemand. Je suis actuellement en quête d'un professeur pour apprendre l'anglais. J'en ai même fait la tentative au camp; mais il m'a vite fallu résigner. Ainsi bien je n'ai rien pu faire là-bas. L'unique texte que j'y ai écrit, je te l'ai envoyé sans tarder; c'était le récit d'un rêve qui m'avait comblé de bonheur. Ce serait bien dommage si la lettre ne t'était pas parvenu; mais je le suppose presque, parce que tu n'y fais pas allusion.

Il m'arrive encore fréquemment d'être là-bas avec ma pensée. On ne sait pas comment les choses vont tourner pour ceux qui y sont encore; puisqu'aussi bien il n'y a pas de certitude même pour ceux qui se trouvent être libérés. Bruck¹ que j'avais espéré de revoir ici n'est pas sorti encore et je ne suis pas sûr que ce sera pour bientôt.

Il y a quinze jours j'ai reçu ta lettre du 7 novembre. Il m'a été doux à lire et je t'aurais écrit plus tôt si je ne me sentais pas une faiblesse extrême. J'ai dû, dans les premiers jours de ma rentrée consacrer tout mon temps (et le peu de forces) aux démarches indispensables et aux soins qu'il me fallait apporter aux épreuves du Baudelaire. (Le résumé français² a été, en effet, très insuffisant, au moins au point de vue langage et

j'ai été content d'avoir pu le refaire. A tout prendre le prochain cahier me paraît d'une présentation achevée. Il est excellent qu'en un moment où l'activité spirituelle de l'émigration allemande paraît atteindre son point le plus bas (tant du fait des contingences de la vie quotidienne que du fait de la situation politique) les cahiers de l'Institut peuvent se tenir si brillamment. J'ai confié à une lettre pour Max tout le bien que je pense de son essai³ extraordinaire. Cet essai dispose, du reste, d'une vigueur de style magnifique.

Je suis curieux de ce que Teddie va faire de la correspondance entre George et Hofmannsthal⁴; il paraît qu'un millésime nous sépare des temps où ces lettres (que je ne connais pas encore) ont été échangées. D'autre part il n'est pas recommandable du tout d'être trop à la page. J'ai bien peur que cela ait été le cas de notre ami Ernst [Bloch]; et d'après ce qu'on entend dire à son sujet il me semble actuellement quelque peu dépaycé; non seulement sur la terre mais aussi dans l'histoire mondiale.

Avez-vous fait la connaissance, là-bas, de Martin Gumpert? C'est quelqu'un que j'ai bien connu dans le temps. Puisqu'il vient de publier sa biographie⁵ je me suis demandé si j'y figurerais, par hasard. Ce serait la première où cela me paraîtrait possible.⁶

Max va te faire voir la copie d'une lettre du National Refugee Service qui soulève un problème sérieux. Je doute que la chance qui s'offre, pour moi, dans cette lettre pourrait facilement m'échoir deux fois. Vous allez donc y réfléchir attentivement. (Je vous le demanderais si j'en n'étais pas assuré sans cela.) La question est extrêmement complexe et il ne me paraît pas possible de l'aborder sans vous.

Il y avait alerte, juste la première nuit après que je fus rentré chez moi. Depuis, il n'y en a pas eu, n'empêche que le train de vie a profondément changé. Dès quatre heures de l'après-midi la ville est plongée dans l'obscurité. Les gens ne sortent pas le soir et la solitude vous guette. Le travail serait donc, pour moi, actuellement l'abri véritable et je compte le reprendre un de ces jours, malgré tout.

Je t'embrasse amicalement et te charge de bien des souve-

nirs pour Teddie. Et mille excuses pour le papier; l'envie de t'écrire m'est venue lorsque je n'avais rien d'autre sous la main.

Detlef

¹ Hans Bruck, Kapellmeister, aus Frankfurt stammend; in Berlin, dann in New York.

² des Baudelaire-Aufsatzes; den deutschsprachigen Beiträgen in der Zeitschrift für Sozialforschung sind französische und englische Zusammenfassungen beigegeben.

³ Vgl. Brief vom 30. 11. 1939 an Horkheimer, Anm. 2.

⁴ Jetzt in: Prismen. Kulturkritik und Gesellschaft. Berlin, Frankfurt am Main 1955. S. 232–282; vgl. auch Brief vom 7. 5. 1940 an Theodor W. Adorno.

⁵ Martin Gumpert: Hölle im Paradies. Stockholm 1939.

⁶ W. B. kommt dort in der Tat vor.

325 *An Max Horkheimer*

Paris, 15 décembre 1939

Cher Monsieur Horkheimer,

je viens de recevoir la lettre du National Refugee Service dont vous trouvez la copie ci-inclus. Cette lettre ne m'ayant point été annoncée par vous, je suppose qu'elle ne m'a pas été adressée à la suite de vos propres démarches. Je crois plutôt que c'est Mrs. Bryher qui s'est employée pour me l'obtenir par des amis à elle. Mrs. Bryher assure la direction de „Life and Letters to-day“; elle me suit dans mes travaux depuis assez longtemps, et s'était, elle aussi, beaucoup inquiétée de mon internement.

Je pense que cette lettre pourrait constituer une chance sérieuse d'améliorer ma situation. Et il ne me paraît pas certain du tout qu'une telle chance se présentera deux fois. Mes amis de Paris (avec, il faut le dire, l'exception marquée de Mlle. Adrienne [Monnier]) sont unanimes à me vouloir voir partir. Mais vous savez que les décisions hâtives ne sont

point mon affaire. Elles le sont même trop peu. J'ai, en revanche, l'habitude d'obéir sans difficulté aux conseils de mes quelques amis éprouvés (et je n'oublierai pas que je n'aurais jamais eu la sagesse de quitter l'Allemagne dès le mois de mars 1933 si Mme. Adorno n'y avait pas insisté).

Je n'ai pas besoin de vous dire combien je me sens attaché à la France, tant par mes relations que par mes travaux. Rien du monde, pour moi, ne pourrait remplacer la Bibliothèque Nationale. De plus, je n'ai qu'à me féliciter de l'accueil que j'ai trouvé en France dès 1923; de la bienveillance des autorités aussi bien que du dévouement de mes amis.

Cela n'exclut pas que mon existence et mon activité scientifique peuvent, ici, se voir mises en question d'un jour à l'autre. Il se peut, notamment, que les répercussions de la guerre imposeront des règlements d'une rigidité telle que les meilleurs devront souffrir avec les pires. Voilà les réflexions qui me forcent de prendre en considération l'offre contenue dans la lettre du Refugee Service.

Il est bien entendu que c'est votre conseil qui devra, en ces circonstances, avoir le plus de poids pour moi. Car je ne voudrais pas que ma venue en Amérique, en soulevant des difficultés d'ordre matériel, puisse apporter un élément de trouble dans une amitié qui, présentement, est non seulement l'unique support de la vie matérielle, mais encore presque le seul appui moral dont je dispose. Je peux d'autant moins songer à prendre une décision à la légère qu'il me faudrait sûrement des démarches laborieuses pour obtenir le visa de sortie. (Il ne me paraît même pas certain que je l'obtienne avant ma 49ème année dont quelques mois me séparent encore.) C'est à quoi je fais allusion dans ma lettre de réponse au Refugee Service dont je vous donne copie.

Je vous prie donc de me faire savoir de façon aussi explicite que possible votre propre point de vue dans la question, si je devrais rester en France ou venir vous rejoindre là-bas. Je tiens vraiment beaucoup à ce que vous compreniez cette prière dans son sens exact, et que vous sachiez qu'elle ne contient nulle tentative de me décharger de la responsabilité envers ce qu'il me fait, malheureusement, nommer „mon

sort". Son but unique est, au contraire, de me faire prendre ma décision en pleine connaissance de cause.

J'ai enfin vu les épreuves de votre essai sur les Juifs et l'Europe. Depuis bien des années, il n'y en a pas eu d'analyse politique qui m'ait impressionné à ce point. C'est le son de cloche que nous avons attendu pendant très longtemps. Et ce son ne pouvait probablement se faire entendre plus tôt. Tout le long de ma lecture, j'ai eu le sentiment de tomber sur des vérités que j'avais bien plutôt pressenties que pénétrées et qui venaient enfin d'être exprimées avec toute la force et tout le relief nécessaire. Mon inimitié farouche contre l'optimisme béat de nos leaders de gauche, se voit, par votre essai, nourri des arguments les plus substantiels. Bien que vous ne prononciez pas de noms, ces noms sont présents à tous.

Ce qu'il y a, peut-être, de plus beau dans votre exposé, c'est la construction historique étayée par Mandeville et par Sade. Elle a l'imprévu et la netteté d'un panorama qui se présente à celui qui atteint le sommet à l'heure où la lumière est la plus propice. — Votre article sera très mal vu par tous les affairistes et les petits pontifs qui ne manquent ni chez vous, ni ici. Raison de plus pour nous en rendre fiers et extrêmement curieux des répercussions qu'il va avoir. Je vous envie la chance de les voir se produire en toute liberté.

Je viens de recevoir votre lettre du 28 novembre, et je vous remercie sincèrement des mots que vous y trouvez pour ma mise en liberté. Vous vous informez, en même temps, des circonstances de cette dernière. Déjà, ma lettre du 30 novembre vous a appris que j'étais informé par Mme. Favez de ce que vous avez demandé, pour moi, l'appui de Mr. Scelle et de Mr. Halbwachs. Je n'ai pas l'impression qu'une démarche ait été faite de leur côté. Il est vrai qu'il n'existe pas de certitude absolue en pareille matière. Mais je suppose que ces personnalités n'auraient pas manqué d'informer notre bureau de Paris s'ils avaient entrepris quelque chose. Tout ce que je sais, est que les démarches décisives ont été faites par un proche ami de Mlle. Adrienne qui est un des personnages les mieux placés au Quai d'Orsay. J'hésite donc, tout en vous renouvelant l'expression de ma gratitude pour avoir pres-

senti les professeurs nommés, d'aller les voir. J'ai peur que je semblerais indiscrètement leur rappeler un service qu'ils n'ont probablement pas rendu.

Je vous serre la main, cordialement.

Walter Benjamin

326 *An Gretel Adorno*

Paris 17. 1. 1940

Ma petite Felicitas,

je me propose de vous écrire une longue lettre, bien que je n'aie reçu que de minuscules billets de ta part – et de Teddie pas de lettre du tout depuis six mois. Votre dernier signe de vie est un mot daté du 21 novembre (mais partie plus tard, certainement, puisque vous y faites allusion à ma rentrée qui est seulement du 23). J'apprends que ta santé n'est toujours pas satisfaisante. [. . .] Quant à ma santé à moi j'en ai pas à dire beaucoup de bien non plus. Dequiss qu'un froid intense s'est installé chez nous je ressens des difficultés extraordinaires pour la marche en plein air. Je suis obligé de m'arrêter tous les trois ou quatre minutes, en pleine rue. Naturellement j'ai été voir le médecin qui a constaté une myocardite, qui paraît s'être beaucoup accrue dans ces derniers temps. Je suis actuellement en quête d'un médecin qui m'établira un cardiogramme; chose assez difficile puisqu'il n'y a que peu de spécialistes qui disposent de l'installation nécessaire et puisqu'en même temps, il faut chercher à s'arranger à l'amiable avec l'opérateur. Le prix de ces tours-là est, paraît-il, assez élevé.

Le temps, mon état de santé, et l'état général des choses – tout s'accorde pour m'imposer la vie la plus casanière. Mon appartement est chauffée, pas assez, pourtant, pour me permettre d'écrire s'il fait froid. Ainsi je reste couché la moitié du temps, comme en ce moment même. Il est vrai que les semaines passées les occasions ne m'ont pas manqué d'aller en ville malgré tout. Car toutes les petites à cotés de la vie

civile demandaient à être refaits: il fallait faire débloquer mon compte en banque, solliciter de nouveau l'accès à la Bibliothèque Nationale, et ainsi de suite. Tout cela demandait bien plus de démarches que tu ne voudrais le croire. Mais enfin, ça y est. Il me faut dire que le jour où la première fois je repassai à la bibliothèque ce fût une sorte de petite fête dans la maison. Surtout dans le service de la photo où après avoir photocopié, il y a bien des années, une partie de mes fiches, ils se sont vu apporter, pour en faire des copies, pas mal de mes papiers personnels, au cours des derniers mois.

Ce qu'il y avait de plus réconfortant, ces temps derniers, c'était une magnifique lettre de Max en date du 21 décembre — lettre où il me demande de reprendre mes comptes-rendus sur les lettres françaises et où il s'informe en même temps du plan de mes travaux à venir. Je voudrais, ma chère Félicitas, que tu te charges à lui dire, provisoirement, combien la lecture de ses lignes m'a été précieuse et que tu lui communique, en même temps, cette ébauche de réponse. Ce mot d'ébauche veut dire que je ne suis pas fixé encore sur le fond de la question: c'est à dire si je ferais mieux d'établir l'étude comparée de Rousseau et Gide ou bien d'aborder immédiatement la suite du Baudelaire. Ce qui détermine mon hésitation c'est l'appréhension d'être obligé de délaissier mon Baudelaire une fois que j'en aurais entamé la suite. C'est là un travail de grande halaine qu'il serait assez précaire de reprendre et délaissier à plusieurs reprises. C'est là pourtant le risque qu'il faudrait courir et qui m'est constamment présent dans mon petit réduit par le masque à gaz que je me suis procuré depuis peu — double déconcertant de cette tête de mort dont les moines studieux ornaient leur cellule. Voilà pourquoi je n'ai pas osé encore d'aborder à fond cette suite du Baudelaire qui décidément me tient plus à cœur que tout autre travail mais qui souffrirait mal d'être négligé — serait-ce même pour assurer la survie de son auteur. (Il est vrai, du reste, qu'il est très difficile sinon impossible d'aviser utilement à ce sujet, même dans la prise des suppositions. Il n'y a pas, pour moi, moyen de quitter Paris sans une autorisation préalable qui est très difficile à obtenir et qu'il ne serait, peut-être, pas même sage de

demander puisque la possibilité d'y retourner ne me serait pas assurée du même coup.)

Indépendamment des autres travaux je reprendrai avec plaisir les analyses des nouveautés françaises. Il y en a du reste une, assez drôle, qui vient de voir le jour en Argentine. C'est là-bas que [Roger] Caillois vient de publier en plaquette une réquisition contre le nazisme dont l'argumentation reprend, sans nuance ni modification aucune celle qui occupe les quotidiens du monde entier. Il ne fallait pas s'acheminer vers les régions les plus lointaines ni du monde intelligible ni du monde terrestre pour en rapporter cela. Il est vrai que Caillois publie, d'autre part, dans la Nouvelle Revue Française, une théorie de la fête, dont je parlerai dans ma première relation à Max. Je m'y occuperai également d'un curieux livre de Michel Leiris „Age d'homme“ qui a été beaucoup remarqué avant la guerre.

La lettre que Max m'a écrit à la date du 21 décembre a croisé en chemin celle que je lui ai adressée sous le 15 décembre. Je me suis, entre temps, rendu au consulat d'Amérique où on m'a communiqué le questionnaire d'usage. Il contient comme point 14 la question: „Êtes-vous le ministre d'un culte quelconque ou le professeur d'un collège, séminaire, académie ou université?“ Cette question a, si je ne me trompe, une portée décivise pour moi, puisque, d'une part, une réponse affirmative vous donnerait le droit de passer en dehors de la quote (non-quota-visum), puisque, d'autre part, on m'assure, au consulat-même, que l'attente dans l'ordre de la quote ne durerait pas moins de 5 ou 6 ans! Il importerait donc absolument de me référer aux cours que j'ai professés dans le cadre de l'Institut à Francfort. Comme je n'ai pas voulu en faire état sans l'assentiment de l'Institut je n'ai pas encore rempli mon questionnaire. Je devrai donc suspendre mes démarches jusqu'à ce que je sois fixé de votre côté. (Les services du consulat sont transférés à Bordeaux. C'est de là-bas qu'on me communiquerait, le cas échéant, mon numéro; mais seulement après la remise du questionnaire.)

Ce n'est peut-être pas pure vanité si le dernier Cahier me paraît un des meilleurs que l'Institut a pu sortir au cours des

dernières années. L'article de Max m'a profondément impressionné et je l'ai fait lire à tous ceux que je pouvais toucher. Au cours des entretiens fréquents que j'ai eu a son sujet et qui en ont fait ressortir toute la solidité il m'est venu l'idée qu'il serait peut-être aussi intéressant qu'utile de creuser la question dans quelle mesure le mouvement antisémite qui s'y trouve analysé dépend ou bien s'oppose à l'antisémitisme moyennageux comme Teddie l'évoque au sujet de Wagner (*Der Jude im Dorn*).

J'ai profité de l'impression des *Fragments sur Wagner*¹ pour les relire. Puis j'ai consulté le manuscrit intégral du texte pour comparer les endroits qui m'avaient le plus frappé à la première lecture avec ceux que j'ai souligné dans le cahier. De cette comparaison résulte qu'à présent, imprégné de la vérité foncière de la conception globale, je me suis plus qu'auparavant attaché à certains aspects particuliers de la question. Un sujet sur lequel il nous faudra revenir, c'est la réduction (*Verkleinerung*) comme artifice de la fantasmagorie. Ce passage m'a rappelé un de mes projets les plus anciens dont tu te souviens peut-être m'avoir entendu parler: je veux dire le commentaire de la Nouvelle *Melusine* de Goethe. Cela pourrait être d'autant plus à propos que *Melusine* appartient sans doute au genre des créatures ondinesques dont il est parlé vers la fin. — Certaines formules heureuses m'ont frappé dans les résumés: celle sur l'opposition virtuelle de Freud et de Jung dans l'œuvre de Wagner même; celle, aussi, où l'homogénéité du „style“ wagnérien est dénoncé comme symptôme d'une déchéance intime. (Il faudrait un jour que Teddie rassemble, dans ses analyses, les passages qui s'occupent de la musique comme *Einspruch* et qu'il développe la théorie de l'opéra qui y est incluse.)

Pour terminer cette longue lettre j'y inscrirai quelques informations sur des gens, susceptibles de t'intéresser. J'ai vu, récemment, Dora qui rentrait à Londres. [...] — Je ne crois pas t'avoir écrit que Glück, il y a à peu près deux ans, s'est installé à Buenos-Aires où il a trouvé un emploi, peut-être moins brillant que sa position antérieure mais, paraît-il, très solide. Je suis sans nouvelles de lui depuis la guerre. — Notre

ami Klossowski qui est définitivement inapte a quitté Paris et vient de trouver un emploi dans un bureau municipal de Bordeaux. [Egon Erwin] Kisch dont vous vous souvenez plus ou moins bien a réussi d'avoir une chaire au Chile. Notre pauvre ami Brück², enfin, est toujours dans un camp. L'espoir de le voir sortir bientôt n'est pas interdit; mais en attendant il souffre beaucoup. Quelqu'un qui vous dira oralement de mes nouvelles, et sous peu, est Soma Morgenstern. Il paraît qu'il va partir pour New York avant le printemps.

Comme la poste à present est rudement cher, Max va m'excuser de t'avoir confié certains renseignements qui le regardent peut-être plus encore que toi. Et toi de ta part tu m'excuseras également. Tu ne te tiendras pas quitte, la prochaine fois, je l'espère, avec une de tes petites fiches bleues, si ravissantes qu'elles soient. Je compte beaucoup sur une lettre de quelques pages de ta part comme de Teddie. (J'aimerais bien avoir des nouvelles sur ses travaux.) Je t'embrasse bien amicalement

Dein alter Detlef

PS Mes leçons anglaises vont commencer la semaine prochaine.

¹ Vgl. Brief vom 6. 1. 1938 an Horkheimer, Anm. 1; Vier Kapitel aus dem Wagnerbuch Adornos erschienen im selben Heft der Zeitschrift für Sozialforschung, in dem B.s Baudelairearbeit stand.

² Der Dirigent Hans Bruck, jetzt in New York.

327 *An Gerhard Scholem*

Paris, 11. Januar 1940

Lieber Gerhard,

Dein Brief vom 15. Dezember war schon Ende des Monats in meiner Hand. Ich hoffe auch dieser wird für die Reise nicht allzulang brauchen.

Es war stärkend und erfreulich für mich, daß Du so unabgelenkt wie die Umstände es zulassen, Deinem Handwerk

nachgehst. Ich hoffe, daß Du insbesondere die Redaktion Deiner newyorker Vorlesungen nicht fürder mehr auf die lange Bank schiebst.¹ Jede Zeile, die wir heute können erscheinen lassen, ist – so ungewiß die Zukunft, der wir sie überantworten – ein Sieg der den Mächten der Finsternis abgerungen. Es wäre im übrigen allzu trist, wenn Du mit Deinen Publikationen in englischer Sprache in dem Moment säumig zu werden beginnen würdest, da der Unterfertigte sich ernstlich anschickt, die Sprache zu erlernen. Ich bin gegenwärtig in Verhandlung über Privatstunden, die ich gemeinschaftlich mit Hannah Arendt und ihrem Freund zu nehmen vorhabe.

Was „die Bewahrung des uns Gemeinsamen“, der Du Deine Wünsche zuwendest, angeht, so ist, soweit ich sehen kann, für diese noch bessere Vorsorge getroffen als vor fünf- undzwanzig Jahren. Ich denke dabei nicht an uns, sondern an die Veranstaltungen des Zeitgeistes, der die Wüstenlandschaft dieser Tage mit Markierungen versehen hat, die für alte Beduinen wie wir unverkennbar sind. So trist es ist, nicht mit einander konversieren zu können, so habe ich doch das Gefühl, daß die Umstände mich dabei keinesfalls so feuriger Disputationen berauben, wie sie hin und wieder zwischen uns statt hatten. Heute ist dazu kein Anlaß mehr. Und vielleicht ist es sogar schicklich, ein kleines Weltmeer zwischen sich zu haben, wenn der Moment eingetreten ist, einander spiritualiter in die Arme zu fallen.

Die Vereinsamung, in der ich mich von Hause aus finde, ist durch die Zeitumstände gewachsen. Der Rest von Verstand, der den Juden, nach allem was sie durchgemacht haben, noch geblieben ist, scheint ihnen locker zu sitzen. Die Zahl derer, die sich auf dieser Welt zurechtfinden, schmilzt mehr und mehr. Unter diesen Umständen war für mich eine zweimalige kurze Begegnung mit Dora eher erfreulich [. . .] Sie sprach übrigens von Anzeichen, die darauf deuten, daß der italienische Antisemitismus in absehbarer Zeit aus dem Verkehr gezogen werden dürfte.

Die Schilderung, die Du mir von dem Vorlesungsabend bei Schocken lieferst, ist äußerst packend. Ich habe sie Hannah Arendt – die Deine Grüße herzlichst erwidert – nicht vor-

enthalten. Dein Bericht läßt mich, der ich nicht so schnell bei der Hand bin, im schäbigen Benehmen der Leute das Werk der Dämonen zu sehen, nach Rache dürsten [. . .] Hannah Arendt meinte begütigend, in der Tiefe seines Gemüts hielte Schocken gewiß auf Max Brod allein weitaus höhere Stücke als auf Dich und mich zusammengenommen. Rebus sic stantibus wünsche ich Dir und, in gemessenem Abstände, Deinen Kollegen auch, daß seine amerikanische Expedition von Erfolg² begleitet sei.

Über Deinen Einfluß als Lehrer bin ich, wie Du Dir denken kannst, hoch erfreut. Du solltest mich baldigst wissen lassen, was es mit der scholemschen Schule auf sich hat.

Vor kurzem ist das Doppelheft der Instituts-Zeitschrift herausgekommen, das den Jahrgang 1939 inauguriert. Du findest darin zwei große Essays von mir. Natürlich werde ich Dir von ihnen Separata schicken sobald ich welche in Händen habe. Ich lege Dir aber dringend nahe, Dir dem ungeachtet das Heft zu kaufen oder sonstwie zugänglich zu machen. Persönlich bin ich daran zwiefach interessiert: erstens wird Deine Propaganda für meine Produkte derart auf eine breitere Basis gestellt; zweitens wünsche ich Deine Meinung über den Aufsatz „Die Juden und Europa“ zu erfahren.

Damit sei es genug für heute. Nimm die herzlichsten Grüße, die auch Deiner Frau gelten.

Dein Walter

¹ „Major Trends in Jewish Mysticism“. Erschien erst ein halbes Jahr nach W.B.'s Tod und ist seinem Andenken gewidmet.

² Salman Schocken stand damals an der Spitze der Verwaltung der Hebräischen Universität.

Paris, d. 7. V. 40

Mein lieber Teddie

Für Ihren Brief vom 29. Februar Dank. Leider müssen wir uns zur Zeit mit Fristen wie sie zwischen der Abfassung Ihrer Zeilen und dem Eingang meiner Antwort liegen, vertraut machen. Hinzu kommt, daß dieser Brief, wie Sie ihm leicht ansehen, ebenso wenig wie Rom an einem Tag ist gebaut worden.

Natürlich war (und bin) ich sehr glücklich über Ihre Stellung zu meinem „Baudelaire“. Sie wissen vielleicht, daß das Telegramm, das Sie mit Felizitas und Max gemeinsam an mich gesandt hatten, mir erst im Lager zukam, und welche Bedeutung es dort, monatelang in meinem psychischen Haushalt gehabt hat, ermessen Sie.

Ich habe die Stellen¹ über das regressive Hören, auf die Sie mich hinwiesen, nochmals gelesen und stelle die Übereinstimmung in der Tendenz unserer Untersuchungen fest. Es gibt kein besseres Beispiel der die Erfahrung zerstörenden Registrierung als die Zuordnung eines Schlagertexts zur Melodie. (Es zeigt sich hier, daß das Individuum seinen Stolz darein setzt, die Inhalte möglicher Erfahrung so zu behandeln wie die Administration die Elemente einer möglichen Sozietät.) Warum soll ich Ihnen verheimlichen, daß ich die Wurzel meiner „Theorie der Erfahrung“ in einer Erinnerung aus der Kindheit finde. Meine Eltern machten an den Orten, wo wir auf Sommerwohnung waren, wie natürlich, mit uns Spaziergänge. Wir Geschwister waren zu zweit oder zu dritt. Der, an den ich hier denke, ist mein Bruder. Wenn wir von Freudenstadt, von Wengen oder von Schreiberhau aus irgendeines der obligaten Ausflugsziele besucht hatten, so pflegte mein Bruder zu sagen: „Da wären wir nun gewesen.“ Das Wort hat sich mir unvergeßlich eingeprägt. (Es sollte mich übrigens wundern, wenn Sie mit Ihrer Vorstellung von meiner Ansicht Ihrer Arbeit über den Fetischcharakter im Recht wären. Sollte Ihnen hier nicht eine Verwechs-

lung mit der über den Jazz unterlaufen? Gegen diese letztere hatte ich Ihnen Einwände angemeldet. Der ersteren bin ich ohne Vorbehalt gefolgt. Sie ist mir gerade in der letzten Zeit in einigen Bemerkungen, die Sie dort, bei Gelegenheit Mahlers, zum „musikalischen Fortschritt“ machen, recht gegenwärtig gewesen.)

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß das Vergessen, das Sie in die Diskussion der Aura einwerfen, von großer Bedeutung ist. Ich behalte die Möglichkeit einer Unterscheidung zwischen epischem und reflektorischem Vergessen im Auge. Betrachten Sie es bitte nicht als ein Ausweichen, wenn ich heute über diese Feststellung nicht hinausgehe. Ich hatte die Stelle im fünften Kapitel des Wagner, auf die Sie anspielen, deutlich im Gedächtnis. Aber wenn es sich in der Aura in der Tat um ein „vergessenes Menschliches“ handeln dürfte, so doch nicht notwendig um das, was in der Arbeit vorliegt. Baum und Strauch, die belehnt werden, sind nicht vom Menschen gemacht. Es muß also ein Menschliches an den Dingen sein, das *nicht* durch die Arbeit gestiftet wird. Dabei möchte ich aber innehalten. Es scheint mir unvermeidlich, daß die von Ihnen aufgeworfene Frage mir im Verlauf meiner Arbeiten wiederbegegnen wird. (Ob schon in der Folge des „Baudelaire“ weiß ich nicht.) Das erste wird dann sein, daß ich auf den locus classicus der Theorie des Vergessens zurückgehe, den für mich, wie Sie wohl wissen, der „blonde Eckbert“ [von Tieck] darstellt.

Ich glaube, man braucht, um dem Vergessen das Seine zuzubilligen, den Begriff der *mémoire involontaire* nicht in Frage zu stellen. Die kindliche Erfahrung des Geschmacks der Madeleine, die Proust eines Tages involontairement wieder ins Gedächtnis tritt, war in der Tat unbewußt. Nicht wird es der erste Bissen in die erste Madeleine gewesen sein. (Kosten ist ein Bewußtseinsakt.) Wohl aber wird das Schmecken unbewußt in dem Maße als der Geschmack vertrauter wurde. Das „Wiederschmecken“ des Herangewachsenen ist dann, natürlich, bewußt.

Da Sie mich nach Maupassants „La nuit“ fragen: Ich habe das wichtige Stück sehr genau gelesen. Es gibt ein Fragment

des „Baudelaire“, das es behandelt, und das Sie ja wohl eines Tages sehen werden. (En attendant sende ich Ihnen mit vielem Dank durch das Pariser Büro den geliehenen Band zurück.)

Was die Alternative Gide-Baudelaire betrifft, so ist Max so freundlich gewesen, mir die Wahl freizustellen. Ich habe mich für den „Baudelaire“ entschieden; es ist dieser Gegenstand, der derzeit mir als der intransigenteste vor Augen steht; seinen Forderungen zu genügen, ist mir am dringlichsten. Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich ihm mich noch nicht mit der Intensität habe zuwenden können, wie ich es gewünscht hätte. Ein Hauptgrund davon ist die Arbeit an den Thesen² gewesen, von denen in diesen Tagen einige Fragmente bei Ihnen eingehen werden. Diese stellen ihrerseits freilich eine gewisse Etappe meiner Reflexionen zur Fortsetzung des „Baudelaire“ dar. Ich erhoffe mir für die nächsten Tage den Beginn einer hoffentlich kontinuierlichen Arbeitsperiode, die ich dieser Fortsetzung zuwenden werde.

Nun zum Briefwechsel George-Hofmannsthal. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Einmal in der Lage, Ihnen in einem Bereich zu begegnen, in dem ich mich ganz zu Hause fühle, bleibt mir der bescheidene Wunsch unerfüllt, das Buch, von dem Sie berichten, aus eigener Anschauung zu kennen. Da ich auf dem Gebiet der Musik zu solcher Anschauung nicht befähigt bin, so dürfen Sie mein Urteil über Ihren Essay vielleicht nicht allzu kategorisch nehmen. Wie dem auch sei, soweit mein Einblick reicht, ist es das Beste, was Sie jemals geschrieben haben. Im Folgenden eine Reihe von Einzelbemerkungen. Ihnen will ich vorherschicken, daß mir das Entscheidende des Essays in dem ungemein sicheren, schlagenden und überraschenden Aufriß der historischen Perspektive liegt: wie der Funken, der zwischen [Ernst] Mach und Jens Peter Jacobsen überspringt, der geschichtlichen Landschaft die Plastizität gibt, die der Landschaft im schlichten Sinne ein Blitz überm nächtlichen Himmel leiht.

Es scheint mir aus Ihrer Darstellung hervorzugehen, daß Georges Bild sich in dem Briefwechsel schärfer abdrückt als

das Hofmannsthals. Der Kampf um eine literarische Position dem Partner gegenüber war eben doch wohl ein Grundmotiv dieses Briefwechsels, und der Angreifer war und blieb George. Während ich eine in gewissem Sinn vollendete Porträtfigur Georges in Ihrem Essay finde, bleibt bei Hofmannsthal manches im Hintergrund. An einigen Stellen wird es ganz deutlich, daß es bei Ihnen stünde, bestimmte Partien dieses Hintergrundes aufzuleuchten. Die Bemerkung über den Schauspieler, mehr noch die über das Kind in Hofmannsthal, die für mich in dem wundervollen Zitat aus der „Ariadne“ gipfelt, das durch die Art, wie Sie es in Ihren Text stellen, ergreifend wirkt – alles dies führt in die Tiefe. Gern hätte ich Ihre Ansicht über Anklänge aus der Kinderwelt gefunden, wie sie, verloren, bei George vorkommen im „Lied des Zwergen“ oder in der „Entführung“.

Es bleibt eine Seite an Hofmannsthal unberührt, die mir am Herzen liegt. Mir ist fraglich, ob Ihnen die Andeutungen, mit denen ich (vielleicht nicht zum ersten Mal?) Ihnen von ihr sprechen will, wirklich Neues sagen. Sollte das der Fall sein, bleibt noch offen, wieweit sie Ihnen einleuchten. Ungeachtet der brüchigen Verfassung solcher Formulierungen will ich sie dem Transport anvertrauen. Es sind eigentlich zwei Texte, deren rapprochement das absteckt, was ich zu sagen habe. Auf den einen nehmen Sie selbst Bezug, denn Sie zitieren den Chandosbrief. Mir liegt, hier, der folgende Passus im Sinn: „Ich weiß nicht, wie oft mir dieser Crassus mit seiner Muräne als ein Spiegelbild meines selbst, über den Abgrund der Jahrhunderte hergeworfen in den Sinn kommt . . . Crassus . . ., mit seinen Tränen um seine Muräne. Und über diese Figur, deren Lächerlichkeit und Verächtlichkeit mitten in einem die erhabensten Dinge beratenden, weltbeherrschenden Senat so ganz ins Auge springt, über diese Figur zwingt mich ein unnennbares Etwas in einer Weise zu denken, die mir vollkommen töricht erscheint, im Augenblick, wo ich versuche, sie in Worten auszudrücken.“ (Im „Turm“ begegnet das gleiche Motiv: das Innere des geschlachteten Schweins, in das der Prinz in seiner Kindheit einen Blick hat tun müssen.) Im übrigen findet sich gleichfalls im „Turm“ die zweite

der beiden Stellen, von denen ich sprach: es ist das Gespräch zwischen dem Arzt und Julian. Julian, der Mann, dem nichts als ein winziges Aussetzen des Willens, als ein einziger Moment der Hingabe fehlt, um des Höchsten teilhaft zu werden, ist ein Selbstporträt Hofmannsthal. Julian verrät den Prinzen: Hofmannsthal hat sich von der Aufgabe abgekehrt, die im Chandosbriefe auftaucht. Seine „Sprachlosigkeit“ war eine Art von Strafe. Die Sprache, die Hofmannsthal sich entzogen hat, dürfte eben die sein, die um die gleiche Zeit Kafka gegeben wurde. Denn Kafka hat sich der Aufgabe angenommen, an der Hofmannsthal moralisch versagte und darum auch dichterisch. (Die suspekten, auf so schwachen Füßen stehende Opfertheorie, auf die Sie hinweisen, trägt alle Spuren dieses Versagens.)

Ich glaube Hofmannsthal hat zu seinen Gaben zeitlebens so gestanden wie Christus zu seiner Herrschaft gestanden hätte, wenn er sie seiner Verhandlung mit Satan zu danken gehabt hätte. Die ungewöhnliche Versatilität geht bei ihm, wie mir scheint, mit dem Bewußtsein zusammen, Verrat an dem besten in sich geübt zu haben. Darum konnte ihn keinerlei Vertrautheit mit dem Gelichter schrecken.

Demungeachtet geht es meiner Überzeugung nach nicht an, [Hans] Carossa einer „Schule“, deren Haupt Hofmannsthal gewesen sei, zurechnend, von der Gleichschaltung der deutschen Schriftsteller *im Zeichen dieser Schule*, das heißt Hofmannsthal selbst zu reden. Hofmannsthal ist 1929 gestorben. Er hat ein non liquet in der Strafsache, die Sie gegen ihn vertreten, wenn es ihm sonst nicht gesichert wäre, mit seinem Tod erkauft. Ich würde meinen, Sie sollten diese Stelle nochmals überdenken; ich bin nahe daran, Sie darum zu bitten.

Sie haben natürlich Recht an Proust zu erinnern. Ich habe mir in der letzten Zeit meine eigenen Gedanken über das Werk gemacht; und wieder einmal trifft es sich, daß sie sich mit den Ihren begegnen. Sehr schön sprechen Sie von der Erfahrung des „das ist es nicht“ – eben der, die die Zeit zu einer verlorenen macht. Mir will nun scheinen, daß es ein tief verstecktes (aber nicht darum auch unbewußtes) Modell dieser Grunderfahrung für Proust gegeben habe: nämlich das „das

ist es nicht“ der Assimilation der französischen Juden. Sie kennen die berühmte Stelle in „Sodom et Gomorrhe“, an der die Komplizität der Invertierten mit der besonderen Konstellation verglichen wird, die das Verhalten der Juden untereinander bestimmt. Gerade, daß Proust nur Halbjude war, konnte ihn zu Einblicken in die prekäre Struktur der Assimilation befähigen; eine Einsicht, die ihm durch die Dreyfuscampagne von außen nahe gelegt worden ist.

Über George dürfte kein Text bestehen, der sich, selbst im Abstand, neben dem Ihren darf sehen lassen. Ich habe da keinerlei Vorbehalt; ich scheue mich nicht, Ihnen zu gestehen, daß ich aufs Glücklichste überrascht wurde. Wenn es heute überaus schwer erscheinen muß, anders von George zu sprechen als von dem Dichter, der mit dem „Stern des Bundes“ das choreographische Arrangement des Veitstanzes vorgezeichnet hat, der über den geschändeten deutschen Boden dahingeht – so war das von Ihnen gewiß nicht zu gewärtigen. Und diese, unzeitgemäße und undankbare Aufgabe: eine „Rettung“ Georges, Sie haben sie so schlüssig wie es nur sein kann, so unaufdringlich, wie es sein muß, bewältigt. Indem Sie den Trotz als den dichterischen und politischen Fundus in George erkannten, haben Sie die wesentlichsten Züge ebensowohl kommentierend (Bedeutung der Übersetzung) wie kritisch (Monopol und Ausschaltung des Marktes) erhellt. Es ist da alles aus einem Guß, alles überzeugend, mit einigen Stellen, die für sich allein beweisen würden, daß die Mühe, die Sie an diesen Text gewendet haben, und möchte es die längste gewesen sein, nicht verloren war. Ich denke da an die hervorragende Glosse zum „Gentleman“, an so weittragende Zitate wie „es ist worden spät“. Mit Ihrer Arbeit ist vorstellbar geworden, was bisher unvorstellbar, und womit das Nachleben Georges beginnen würde: eine Anthologie seiner Verse. Gewisse stehen in Ihrem Text besser als am Fundorte.

Ich möchte einen wichtigen Punkt nicht übergehen, über den wir uns verständigen müßten (und wohl auch könnten). Er betrifft das, was Sie unter dem Stichwort „Haltung“ abhandeln. Der Vergleich mit dem Rauchen wird der Sache schwerlich gerecht. Er könnte zu dem Glauben verführen,

Haltung sei in allen Fällen „zur Schau getragen“ oder „eingegenommen“. Sie kann aber durchaus als unbewußte vorgefunden werden ohne darum weniger Haltung zu sein. Und so sehen doch auch wohl Sie die Sache, indem Sie die Anmut, der bewußtes zur Schau getragen werden nur selten anschlügt, unter den gleichen Begriff befassen. (Ich will, was die Anmut betrifft, nur von den Kindern sprechen und tue es ohne darum ein Naturphänomen von der Gesellschaft, in der es auftritt emanzipieren, das heißt schlecht abstrakt behandeln zu wollen. Die Anmut der Kinder besteht und sie besteht vor allem als ein Korrektiv der Gesellschaft; sie ist eine der Anweisungen, die uns auf das „nicht disziplinierte Glück“ gegeben sind. Ein Festhalten an der kindlichen Unschuld, wie man es Hofmannsthal in einer unguten Regung zum Vorwurf machen könnte (an der Unschuld, die es ihm erlaubte, die Feuilletons von [Felix] Salten kaum weniger als mein Barockbuch zu schätzen) berechtigt uns nicht zur Preisgabe dessen, was wir an ihr lieben können.)

Den Vorbehalt, den das, was Sie über die Haltung im engeren Sinn sagen, in mir erweckt, will ich mit einer Wendung andeuten, die ich Ihrem eigenen Text entnehme. Und zwar eben der Stelle, wo Sie mit der schönen Formel, der Einsame sei der Diktator aller, die wie er einsam sind, auf meinen Baudelaireaufsatz hinweisen. Ich glaube nicht, daß es zu kühn ist, zu sagen, daß wir da auf Haltung stoßen, wo die essentielle Einsamkeit eines Menschen in unser Blickfeld rückt. Die Einsamkeit, die sehr wohl, weit entfernt der Ort seiner individuellen Fülle zu sein, der Ort seiner geschichtlich bedingten Leere, der persona als seines Mißgeschicks sein könnte. Ich verstehe und teile jeden Vorbehalt, wo Haltung die zur Schau getragene der Fülle ist (so wurde sie von George in der Tat verstanden). Es gibt aber auch die unveräußerliche der Leere (so in den Zügen des späten Baudelaire). Kurz: Haltung, wie ich sie verstehe, unterscheidet sich von der, die Sie denunzieren, so wie das Brandmal von der Tätowierung.

Die beiden letzten Seiten Ihres Essays waren mir ein Geburtstagstisch, auf dem die Stelle über das „nicht disziplinierte Glück“ das Lebenslicht darstellt. Übrigens hat die

Arbeit auch sonst etwas vom Gabentisch; die terminologische Marke haftet so wenig mehr an den Gedanken wie die Preisauszeichnung an einem Geschenk.

Zum Schluß übernehme ich Ihre gute Gepflogenheit, einiges in Gestalt von Marginalien anzudeuten. „eben geht der letzte zug ins gebirg“ ist ein Satz, der genau in der schwabinger Atmosphäre zuständig ist, wie [Alfred] Kubins Traumstadt „Perle“. „Perle“ ist überhaupt die Stadt, in der der „Tempel“ steht, hinter dessen Mauern, die den Schwamm haben, der „Siebente Ring“ verwahrt liegt.

Dem Hinweis auf Kraus hätte vielleicht eine Beziehung auf die Kritik, die Kraus an der Georgesen Übersetzung von Shakespeares Sonetten vorgenommen hat, noch mehr Gewicht gegeben, zumal Sie Ihrerseits das Problem der Übersetzung berühren.

Georges anerkennendes Urteil über Hofmannsthal kopiert haarscharf das berühmte von Victor Hugo über Baudelaire: „Vous avez créé un frisson nouveau.“ Wo George von dem graniten-germanischen bei Hofmannsthal spricht, schwebt ihm vielleicht nach Ton und Sujet eine Stelle aus Hölderlins Brief an Böhlendorf vom 4. Dezember 1801 vor.

Im Vorbeigehen könnte man die Frage streifen, ob nicht auf den Briefwechsel der zwischen Goethe und Schiller eingewirkt hat – jener Briefwechsel, der als Dokument einer Freundschaft unter Dichterfürsten, so erheblich zur Verschlechterung der Luft beigetragen hat, die in Deutschland gerade um die Gipfel gewesen ist.

Zu Ihrem „Das Edle ist edel kraft des Unedlen“ – Victor Hugos großartiges Wort: „L'ignorant est le pain que mange le savant.“

Ihre Medaillen auf Carossa und Rudolf Borchardt sind sehr glücklich geprägt und die Devise *lucus a non lucendo*, die Sie dem Symbolismus widmen, hat mich, wie Sie sich denken können, entzückt. Auch erscheint mir die sie stützende Analyse der „Voyelles“ [von Arthur Rimbaud] durchaus triftig. Die Verschränkung von Technik und Esoterik, die Sie so früh nachweisen, ist mit einem Regime, das Ordensburg für Piloten aufführt, sinnfällig geworden.

Zum Schluß: mir gefällt sehr die Rolle, die Jacobsen in Ihrem Essay spielt. Da kommen wohl frühe Motive zur Geltung. Jedenfalls wirkt der Name von Ihren Reflexionen umschrieben wie die Erscheinung eines Knaben, der mit heißen Wangen aus dem Wald stürzend uns in einer kühlen Allee entgegentritt.

Sie fragen nach meinen englischen Stunden. Als ich von Felizitas die Adresse einer Lehrerin bekam, hatte ich meinen Unterricht schon bei einer andern begonnen. Es ist zu fürchten, daß meine Fortschritte, die nicht stürmisch sind, der gesprächsweisen Verwendung meiner Kenntnisse weit voraus-eilen. Daß das Affidavit von Miss Razowski ein „erhebliches Aktivum“ sei, wie Sie sagen, war auch meine Meinung. Ich habe sie leider ändern müssen. Alle Informationen, die ich über die derzeitige Praxis des amerikanischen Konsulats (das seinerseits noch nichts von sich hören ließ) bekommen habe, stimmen darin überein, daß die Abwicklung der normalen Fälle sehr langsam von statten geht. Nun ist aber mein Fall, ohne mein Zutun, leider zu einem „normalen“ geworden und dies durch die Übersendung des Affidavits. Andernfalls wäre es mir möglich geworden, ein Besuchsvisum einzureichen, wie es dem Schriftsteller Hermann Kesten z. B. vor kurzem bewilligt wurde. [...]

[...]

Um auf die Frage des Visums zurückzukommen, so wird zur Bedingung für die Erteilung eines non quota Visums (und das ist das einzige, das mir die Möglichkeit eröffnen würde, in kurzer Zeit herüberzukommen) abgesehen von der Berufung der Nachweis öffentlicher Lehrtätigkeit gemacht. Neuerdings wird hier in dieser letzten Bestimmung, gerade *der* Passus besonders streng genommen, der den Nachweis dieser Lehrtätigkeit für *die letzten beiden Jahre* vor Erteilung des Visums vorschreibt. Das macht mich sehr zögernd jetzt schon an Schapiro zu schreiben. Ich möchte mich an ihn nicht früher wenden, als bis ich die Gewißheit habe, sein Interesse für mich voll auswerten zu können. Das kann erst der Fall sein, wenn der Termin meines Erscheinens drüben näher gerückt ist; sei es, daß die Abwicklung der Einwanderung wieder

beschleunigt wird, sei es, daß die Bestimmungen, die für die Erteilung eines non quota Visums maßgebend sind, wieder minder rigoros gehandhabt werden. So wie es im Augenblick liegt, fürchte ich, daß sie, selbst die Berufung vorausgesetzt, eher gegen mich spielen würden. Aber natürlich würde ich ohne Bedenken an Schapiro schreiben, wenn Sie meinen, daß er etwas für meine Berufung tun könnte.

[...]

Kennen Sie Faulkner? Dann wüßte ich gern, was Sie von seinem Werke denken. Ich lese gegenwärtig *Lumière d'août*.

Ihr Brief ist mir ohne besondere Verzögerung zugekommen. Ich denke, Sie können mir deutsch und sollten mir also öfter schreiben. Von meiner Seite werden Briefe in deutscher Sprache freilich die Ausnahme bilden müssen. — Schließen Sie Ihrem nächsten Brief den „Rickert“³ bei. Ich bin ja Schüler von Rickert (wie Sie Schüler von [Hans] Cornelius sind) und ich freue mich förmlich auf Ihren Text.

Sehr herzlich immer Ihr Walter Benjamin

¹ aus Adornos Arbeit über den Fetischcharakter in der Musik, jetzt in den „Dissonanzen“.

² Jetzt Schriften I, S. 494–506.

³ Adorno: [Besprechung] Heinrich Rickert: Unmittelbarkeit und Sinn-deutung. Tübingen 1939, in: *Studies in Philosophy and Social Science* 9 (1941), S. 479–482.

329 *An Max Horkheimer*

Lourdes, 16 juin 1940

Cher Monsieur Horkheimer,

je vous avais promis de vous donner de mes nouvelles aussi souvent que possible. Elles consistent aujourd'hui essentiellement en mon changement de domicile.

Vous allez certainement me dispenser d'être plus long, aujourd'hui — surtout que je me ressens encore des grandes fatigues des derniers quinze jours et du voyage.

Il est sûrement superflu de vous renouveler la demande de ma dernière lettre, à savoir d'agir de façon aussi immédiate et expéditive que possible auprès des autorités américaines. Je ne sais pas l'adresse actuelle du consulat. Je compte donc sur vous pour communiquer, de New York, au consulat mon adresse actuelle. *Une lettre du consulat, m'attestant que je peux attendre mon visa en un bref délai pourrait, pour moi, avoir une importance primordiale.*

La situation favorisée qui est actuellement la mienne me permettrait probablement d'atteindre dans le plus bref délai New York, le visa une fois délivré. Je suppose, comme je vous l'ai exposé dans ma dernière lettre, qu'une nomination à une chaire, me valant un visa hors quote, serait façon la plus expéditive pour faire avancer les choses. Il y a bien des chances que ce soit la seule.

Aux réflexions multiples qui m'obscurcissent s'ajoute l'inquiétude au sujet de mes manuscrits que j'ai été forcé de laisser à Paris — ainsi que tous mes effets.

Dites mes amitiés aux amis et croyez, Cher Monsieur Horkheimer, à mon attachement profond et sincère..

Benjamin

330 *An Adrienne Monnier*

Lourdes, [Juni?] 1940

Chère amie,

Ces quelques mots, je vous les écris en vitesse, sur un bout de table.

J'ai vivement regretté de ne plus vous avoir vue. Des circonstances imprévues ont fait que je suis parti pour Lourdes où la femme d'un ami qui, elle, est parti en même temps était vaguement attendue.

Je n'ai pas à me plaindre de cet hasard. Le pays est très bon marché: j'ai trouvé une chambre à 200 frs. L'accueil qu'on trouve aussi bien de la part des particuliers que du côté de la

mairie est d'une gentillesse qui est sans prix, dans les circonstances actuelles.

Beaucoup de monde, surtout des réfugiés belges. Il paraît que les choses, pour ces derniers, sont organisées au mieux; nul trouble, aucune nervosité. Une confiance et un calme du meilleur aloi.

J'aimerais tellement que Gisèle [Freund] vienne ici, si, entre temps, elle n'a pas réussi à trouver un arrangement qui lui plaise réellement. Je pense que Lourdes lui conviendrait à bien des points de vue. (Le pays qui m'était inconnu est très beau).

Je pense à vous; je penserai à vous sans cesse tant que tout danger ne sera pas écarté de Paris. Je vous retrouve non seulement en songeant à Paris et à la rue de l'Odéon que je voudrais vouer à la plus puissante et la moins sollicitée des divinités protectrices – mais aussi à bien des carrefours de ma pensée.

Je vous salue en vous disant mon attachement le plus profond.

Benjamin.

PS – Ayez la bonté, d'envoyer mon adresse à Gisèle; et qu'elle m'envoie la sienne. Dites à Sylvia [Beach] mes meilleurs souvenirs, voulez-vous. Merci de la belle lettre de H. et de son livre.

331 *An Hannah Arendt*

Lourdes, 8 juillet 1940

Chère Hannah,

j'espère que ces lignes vous trouveront à Montbahus. Elles sont destinées à vous dire que je vous remercie de votre carte du 5, et je vous félicite d'avoir mis la main sur Monsieur.¹ Que je vous prie d'assurer de mes meilleurs amitiés. (Ça c'est le style de Retz qui est en train de former le mien!)

Mme P a retrouvé son mari, passablement abîmé, paraît-il.

De Fritz² on a des nouvelles, mais il paraît qu'il ne soit pas libéré encore.

Je serais plongé dans un cafard plus noir encore que celui qui me tient à présent, si, tout dépourvu que je suis de livres, je n'avais pas trouvé dans mon seul la devise qui s'applique le plus magnifiquement à ma condition actuelle: „Sa paresse l'a soutenu avec gloire, durant plusieurs années, dans l'obscurité d'une vie errante et cachée.“ (La Rochefoucauld en parlant de Retz.) Je vous cite cela avec le sourd espoir d'attrister Monsieur.

Votre vieux Benjamin

1 Heinrich Blücher, H. Arendts späterer Mann.

2 Der Psychiater Dr. Fritz Fraenkel, ein Freund W. B.'s, der in Paris im selben Haus wohnte.

332 *An Theodor W. Adorno*

Lourdes, 2. 8. 40

Mein lieber Teddie,

über Ihren Brief vom 15. Juli habe ich mich aus mehreren Gründen sehr gefreut. Einmal war es Ihr freundliches Denken des Tags; dann das Verständnis, das aus Ihren Zeilen hervorging. Nein, es ist mir wirklich nicht leicht, einen Brief zu schreiben. Ich sprach zu Felicitas von der völligen Unge-
wißheit, in der ich mich über meine Schriften befinde. (Für die den „Passagen“ gewidmeten Papiere ist relativ etwas weniger zu fürchten als für die andern.¹⁾ Es steht aber, wie Sie wissen, so, daß ich meinen Schriften gegenüber nichts voraus habe. Von einem Tag auf den andern können die Maßnahmen, die im September über mich hereinbrachen, sich wiederholen, nun aber mit ganz anderm Vorzeichen. Ich habe in den letzten Monaten eine Anzahl von Existenzen von dem bürgerlichen Dasein nicht etwa absinken sondern von einem Tage auf den andern abstürzen sehen; so daß jede Sicherung mir, neben dem problematischen äußern einen minder problematischen innern Halt gibt. In diesem Sinne habe ich das Dokument „à ceux qu'il appartient“ mit wahrer

Dankbarkeit in die Hand genommen. Ich könnte mir vorstellen, daß der Briefkopf, der mich freudig überrascht hat, die etwaige Wirkung des Schriftstücks nachhaltig unterstützt.

Die völlige Ungewißheit über das, was der nächste Tag, was die nächste Stunde bringt, beherrscht seit vielen Wochen meine Existenz. Ich bin verurteilt, jede Zeitung (sie erscheinen hier nur noch auf einem Blatt) wie eine an mich ergangene Zustellung zu lesen und aus jeder Radiosendung die Stimme des Unglücksboten herauszuhören. Mein Bestreben, Marseille zu erreichen um dort beim Konsulat meine Sache zu plädieren, war umsonst. Für den Ausländer ist seit längerem keine Ortsveränderung zu erwirken. So bleibe ich auf das angewiesen, was Ihr von draußen bewirken könnt. Mich hat besonders zur Hoffnung bewegt, daß Sie mir eine Nachricht vom Konsulat in Marseille in Aussicht stellen. Ein Brief dieses Konsulats würde mir vermutlich die Erlaubnis eintragen, mich nach Marseille zu begeben. (In der Tat kann ich mich nicht entschließen, mit den Konsulaten im besetzten Gebiet in Verbindung zu treten. Ein Brief, den ich noch vor der Okkupation von hier aus nach Bordeaux gerichtet hatte, ist freundlich aber auf gegenstandslose Weise beantwortet worden: die fraglichen Akten lagen noch in Paris.)

Ich vernehme von Ihrer Unterhandlung mit Havanna, von Ihrer Bemühung um San Domingo. Ich bin fest davon überzeugt, daß Sie das Unternehmbare oder, wie Felicitas sagt, „mehr als das Mögliche“ versuchen. Meine Befürchtung ist, die uns zur Verfügung stehende Zeit könnte weit begrenzter sein als wir annahmen. Und obwohl ich vor vierzehn Tagen an eine solche Möglichkeit nicht gedacht habe, haben neue Auskünfte mich bestimmt, Mme Favez zu bitten, durch Intervention von Carl Burckhardt, wenn irgend möglich, einen interimistischen Aufenthalt in der Schweiz mir bewilligen zu lassen. Ich weiß, daß von Hause aus vieles gegen diesen Ausweg spricht: aber es spricht ein mächtiges Argument dafür: die Zeit. Wäre dieser Ausweg nur zu realisieren! – Ich habe mich in einem Briefe an Burckhardt gewandt.²

Ich hoffe, daß ich Ihnen bisher den Eindruck gegeben habe, auch in schwierigen Augenblicken gefaßt zu bleiben. Glau-

ben Sie nicht, daß sich das geändert hat. Aber ich kann mich dem gefährlichen Charakter der Lage nicht verschließen. Ich fürchte, die, die sich aus ihr haben retten können, werden eines Tages zu zählen sein.

Sie erhalten via Genf – wie ich auch wohl diese Zeilen dirigieren werde – mein curriculum vitae. Die Bibliographie habe ich in den Lebenslauf eingearbeitet, weil mir hier alle Handhaben fehlen, sie als solche ausführlicher zu gestalten. (Sie umfaßt alles in allem gegen 450 Nummern.) Wenn dennoch eine Bibliographie im engern Sinne benötigt würde, so ist Ihnen die in der Programmschrift des Instituts zur Hand; eine bessere könnte ich derzeit nicht liefern.

Es ist mir eine große Beruhigung, daß Sie in New York, sozusagen „erreichbar“ und im eigentlichen Sinne wachsam bleiben. In Boston, Commonwealth Avenue 384 lebt Mr Merril Moore. Er ist von Mrs W Bryher, der Herausgeberin von Life and letters to-day mehrfach auf mich hingewiesen worden, hat wahrscheinlich einen Begriff von der Lage und den Willen zu ihrer Veränderung beizutragen. Ich denke, es könnte von Wert sein, wenn Sie sich mit ihm in Verbindung setzen.

[. . .]

Mich betrübt, daß die Verfassung von Felizitas so unbeständig bleibt. [. . .] Sagen Sie Ihr meine sehr herzlichen Wünsche.

Bitte richten Sie Herrn Pollock den aufrichtigsten Dank und die freundlichsten Grüße aus.

Und nehmen Sie alles Liebe von Ihrem

Walter Benjamin

PS Verzeihen Sie die peinlich komplette Signatur; man verlangt sie.

1 Aufzeichnungen und Materialien zur Passagenarbeit wurden bei B.s Flucht aus Paris mit der Beihilfe von Georges Bataille, der dort Bibliothekar war, in der Bibliothèque Nationale versteckt; sie sind erhalten.

2 Es gelang Burckhardt nicht, die zuständige Schweizer Behörde vor W. B.'s illegalem Grenzübertritt nach Spanien zu einem positiven Bescheid auf seine Intervention zu bewegen.

ANHANG

Verzeichnis der Briefempfänger

Adorno, Gretel (geboren 1902), geb. Karplus, Dr. phil., verheiratet mit Theodor W. Adorno, seit 1928 mit Benjamin befreundet. 210, 217, 223, 226, 229, 231, 265, 302, 305, 317, 321, 324, 326

Adorno, Theodor W[iesengrund] (geboren 1903), o. ö. Professor der Philosophie und Soziologie an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt, Direktor des Instituts für Sozialforschung. Habilitiert 1931. Emigration 1934, zuerst nach Oxford, dann nach Nordamerika ans Institut für Sozialforschung. Rückkehr nach Frankfurt 1949. Aus seiner Bekanntschaft mit Benjamin, die bis auf 1923 zurückdatiert, entwickelte sich eine intensive Freundschaft; sie waren auch während der Emigration viel in Paris und in San Remo zusammen. 213, 250, 260, 272, 276, 304, 307, 310, 318, 328, 332

Arendt, Hannah (geboren 1906), Schriftstellerin. War in erster Ehe mit Günter Stern, dem Sohn von W. Bs Vetter Professor William Stern, verheiratet. Umgang mit W. B. seit dem Anfang der dreißiger Jahre, besonders eng in den Jahren der Emigration, als sie das Pariser Büro der Jugend-Alijah leitete. 331

Benjamin, Walter 195, 202, 204, 237, 263, 306

Belmore, Herbert (geboren 1893 in Kapstadt), kam als Kind aus Südafrika mit seinen Eltern nach Deutschland zurück. Mitschüler und enger Jugendfreund von W. B., besonders in der Zeit der Jugendbewegung. Studierte Graphik. Ging im Frühjahr 1914 nach England und war während des ersten Weltkrieges in der Schweiz. 1917 brach die Freundschaft ab. Lebt jetzt als Übersetzer in Rom. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 31, 32, 35, 36, 40, 43, 47

Brecht, Bertolt (1898–1956). W. B. gehörte zu den frühesten Bewunderern von Brechts dramatischem und lyrischem Werk, das er wiederholt öffentlich gewürdigt hat. Von Paris aus hat er ihn wiederholt für längere Zeit in Svendborg besucht und in langen Diskussionen seinen eigenen und den Standpunkt Brechts in politischen wie literarischen Fragen zu klären sich bemüht. 200, 232, 235, 251, 258

Brecht, Helene (geboren 1900), geb. Weigel. Leiterin des Berliner Ensembles. 253

Brentano, Bernard von (1901–1964), 1925–1930 Korrespondent der ›Frankfurter Zeitung‹ in Berlin. Freundeskreis Benjamin, Benn, Brecht, Bronnen, Rudolf Grossmann und andere. 1932 Warnung vor Hitler mit dem Buch ›Beginn der Barbarei in Deutschland‹. Nach dem Reichstagsbrand 1933 Emigration in die Schweiz. Erst in

- Zürich, dann in Küsnacht/Zürich, schrieb er seine Romane und Essays, ein Drama und eine Biographie. 312, 315, 319
- Buber, Martin (1878–1965). Verbrachte seine Jugend in Lemberg. Gab von 1916 bis 1924 die Zeitschrift ›Der Jude‹, von 1926–1930 ›Die Kreatur‹ heraus. Bis 1933 Honorar-Professor für allg. Religionswissenschaft in Frankfurt, seit 1938 Prof. für Sozialphilosophie in Jerusalem. W. B. hat sein Städtebild über Moskau in der ›Kreatur‹ veröffentlicht. Buber lud ihn 1916 zur Mitarbeit am ›Juden‹ ein. 44, 45, 161, 163
- Caro, Hüne (eigentlich Siegfried) (geboren 1898 in Berlin), enger Freund von Erwin Loewensohn, verkehrte mit W. B. auch in den Schweizer Jahren und nachher in Berlin. Lebt in Jerusalem. 83.
- Cohn, Alfred (1892–1954), Klassenkamerad und Jugendfreund von W. B., mit dem er bis in die Emigrationsjahre in enger Verbindung blieb. War Kaufmann in Berlin, später in Mannheim, dann wieder in Berlin, dann in Barcelona. Von 1936 an in Paris, während des zweiten Weltkrieges Lehrer am Zentrum der jüdischen Pfadfinder in Moissac. Seit 1921 verheiratet mit Grete Radt, die als Studentin 1914 bis 1916 mit W. B. verlobt war. 173, 183, 247, 254, 262, 273, 279
- Freund, Gisèle (geb. 1908 in Berlin), Journalistin und Photographin. Lernete W. B. in dessen Pariser Zeit kennen. Beide verkehrten in denselben literarischen Zirkeln und hatten neben der Photographie eine zweite gemeinsame Leidenschaft: das Schachspiel. W. B. zeigte Gisèle Freunds Dissertation in der Zeitschrift für Sozialforschung an. Einige der schönsten erhaltenen Photos Benjamins werden ihr verdankt. Lebt in Paris. 322
- Hofmannsthal, Hugo von (1874–1929). Hofmannsthal erkannte im Gegensatz zu den deutschen Universitätskreisen frühzeitig W. B.'s überragende Bedeutung und veröffentlichte 1924/25 in seinen ›Neuen Deutschen Beiträgen‹ dessen Wahlverwandtschaften-Arbeit. W. B. seinerseits hat in mehreren Aufsätzen die verschiedenen Fassungen von Hofmannsthals ›Turm‹ gewürdigt. 129, 139, 143, 146, 149, 151, 158, 162, 164, 166, 167, 169, 170, 172, 176, 188
- Horkheimer, Max (geboren 1895 in Stuttgart), emeritierter Ordinarius der Philosophie und Soziologie an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt, habilitiert in Frankfurt 1925. 1930 ordentlicher Professor ebenda und Direktor des Instituts für Sozialforschung. Emigration 1933, Fortführung des Instituts im Rahmen der Columbia Universität, New York. Rückkehr aus der Emigration 1948. Kannte Benjamin seit dessen Frankfurter Zeit; dieser wurde während der Emigration Mitglied des Instituts. 242, 245, 255, 256, 261, 266, 280, 282, 283, 284, 285, 290, 293, 297, 303, 323, 325, 329
- Kraft, Werner (geboren 1896 in Hannover), Dichter und Schriftsteller (bis 1933 Bibliothekar in Hannover), studierte neuere Sprachen in

- Berlin, wo er W. B. 1915 kennenlernte. Bis 1921 stand er mit ihm in enger Verbindung, die nach 1933 in Paris wieder aufgenommen wurde, zuerst persönlich und dann nach Krafts Übersiedlung nach Jerusalem auch brieflich. 239, 243, 246, 252, 259, 270, 271, 274, 275, 281
- Lieb, Fritz (geboren 1892 in Rothenfluh), Privatdozent für Systematische Theologie 1924 Basel; 1930 Bonn, a. o. Professor ebenda 1931. 1933 aus politischen Gründen abgesetzt. Emigrant 1934–1936 Paris; a. o. Professor 1936 Basel, o. Gast-Professor 1946/47 Berlin, o. Professor 1958 Basel, emeritiert 1962. 288
- Monnier, Adrienne (1892–1955) Buchhändlerin und Schriftstellerin. Ursprünglich literarische Sekretärin, eröffnete 1915 ihren berühmten Buchladen 7 rue de l'Odéon. In engstem Kontakt mit der französischen avantgardistischen Literatur, insbesondere mit Pierre Reverdy, Henri Michaux und Michel Leiris, aber auch mit Valéry. Maurice Saillet hat unter dem Titel »rue de l'Odéon« ein Buch veröffentlicht, das Zeugnisse über sie und eine Reihe ihrer eigenen Arbeiten enthält, darunter auch zwei Aufsätze über Benjamin, mit dem sie in dessen Pariser Jahren befreundet war. 313, 320, 330
- Radt, Julia (geboren 1894 in Berlin), Schwester von Alfred Cohn. Lange Zeit, vor allem 1912 bis 1915 und 1921 bis 1933 eng mit W. B. befreundet. Bildhauerin. Lebte von 1916 bis 1922 in Heidelberg, wo sie dem Kreis um Stefan George nahestand; nachher wieder in Berlin. Seit 1937 in Holland. Seit 1925 mit Fritz Radt, dem Bruder von Grete Radt, verheiratet. 152, 154, 155, 159, 224
- Rang, Florens Christian (1864–1924), zunächst im preußischen Verwaltungsdienst; entschloß sich 1895 Theologie zu studieren, kehrte nach fünfjähriger Tätigkeit als Pfarrer in den Staatsdienst zurück, bis 1917 Regierungsrat, bis 1920 Vorstand des Raiffeisenverbandes. Danach, auf Grund seiner letzten Wandlung, die ihn zur Niederlegung aller seiner Ämter veranlaßte, Privatmann. Er stand in seinen letzten Lebensjahren mit Benjamin, den er etwa 1918 in Berlin kennengelernt hat, in enger Verbindung. 112, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 126, 127, 128, 130, 131
- Rilke, Rainer Maria (1875–1926). W. B. ist mit Rilke erst kurz vor dessen Tode in Beziehung getreten. Rilkes Gedichte hat er in seiner Jugend geschätzt und zitiert, nie aber sich in größerem Zusammenhange über ihn geäußert. Er übernahm die Übersetzung der »Anabase« von Saint-John Perse, für die eigentlich Rilke vorgesehen war. 144, 148
- Rychner, Max (1897–1965), Literaturkritiker. Wurde 1921 mit einer Arbeit über G. G. Gervinus promoviert. Von 1922 an Redakteur der »Neuen Schweizer Rundschau«, in welcher Eigenschaft er mit W. B., dessen Mitarbeit suchend, bekannt wurde. Lebte 1931–1937 als Redakteur und Korrespondent in Köln. 165, 174, 182, 187, 192, 201, 222

Sachs, Franz (geboren 1894 in Berlin), Mitschüler und Jugendfreund von W. B. in der Zeit der Jugendbewegung bis 1914. Studierte Jura und lebt als chartered accountant in Johannesburg. 14, 21

Schoen, Ernst (1894–1960), Musiker, Dichter und Übersetzer. Mitschüler von W. B. und auch später mit ihm freundschaftlich verbunden. Seit seiner Jugend in Verbindung mit der Familie des Komponisten Busoni. Lebte vor allem in Berlin, später als Programmleiter des Rundfunks bis 1933 in Frankfurt. Von 1933 bis 1952 in England, dann wieder in Berlin. W. B. hat ein »Gespräch mit Ernst Schoen« in der »Literarischen Welt« vom 30. August 1929 veröffentlicht. W. Bs Briefe an ihn haben sich nur bis 1921 erhalten. 25, 33, 34, 37, 38, 48, 51, 54, 59, 62, 68, 69, 70, 72, 73, 75, 77, 80, 82, 85, 87

Scholem, Gershom Gerhard (geboren 1897 in Berlin), studierte Mathematik, Philosophie und Semitistik. Lernete W. B. 1915 kennen, war 1918 und 1919 in Bern mit ihm zusammen. Enger persönlicher Umgang in den Jahren bis 1923, als er nach Palästina ging. Nochmaliges persönliches Zusammensein in Paris 1927 und 1938. Seit 1925 Dozent und später ordentlicher Professor für Geschichte der jüdischen Mystik an der Universität Jerusalem. In erster Ehe verheiratet (bis 1936) mit Elsa Burchardt, in zweiter Ehe mit Fania Freud. 41, 42, 46, 49, 50, 52, 53, 55, 56, 57, 58, 60, 61, 63, 64, 65, 66, 67, 71, 74, 76, 78, 79, 81, 84, 86, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 113, 114, 125, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 140, 141, 142, 145, 147, 150, 153, 156, 157, 160, 168, 171, 175, 177, 178, 179, 180, 181, 184, 185, 186, 189, 190, 191, 193, 194, 196, 197, 198, 199, 203, 205, 206, 207, 208, 209, 211, 212, 214, 215, 216, 218, 220, 221, 225, 227, 230, 233, 236, 238, 240, 241, 244, 249, 257, 264, 268, 278, 286, 287, 289, 292, 296, 299, 300, 308, 309, 311, 327

Seligson, Carla (1892–1956), studierte Medizin und nahm lebhaften Anteil an der Jugendbewegung, in deren Blütezeit sie mit W. B. eng befreundet war. Seit 1917 mit Herbert Belmore verheiratet. Ihre Schwestern Rika und Traute, die ebenfalls intensiv an diesem Kreise teilnahmen, begingen im ersten Kriegsjahr (1914/15) Selbstmord. 11, 15, 20, 24, 26, 27, 28, 29, 30

Steffin, Margarete (1908–1941), Buchhalterin. Sie war armer Leute Kind. Brecht lernte sie im Winter 1931/32 kennen. Sie spielte das Dienstmädchen in der Uraufführung der »Mutter« (Januar 1932). Mit kurzen Unterbrechungen teilte sie Brechts Exil von 1933 an, übersetzte auch für ihn Griegs »Niederlage« und anderes. Sie starb auf dem Wege in die Vereinigten Staaten in Moskau. Benjamin lernte sie in Paris kennen. 267, 316

Steinschneider, Kitty (geboren 1905 in Königsberg), lernte noch als Kitty Marx W. B., kurz bevor sie Anfang 1933 nach Palästina ging, kennen und stand in den folgenden Jahren mit ihm in freundschaft-

licher Verbindung. Seit 1933 verheiratet mit Karl Steinschneider. Lebte zuerst in Rechobot und später in Jerusalem. 219, 228, 269, 277, 301

Thieme, Karl (1902–1963), geboren in Leipzig, Studium der Philosophie, Geschichte und Theologie. Sozialist. Lehrtätigkeit an der deutschen Hochschule für Politik und der Pädagogischen Akademie Elbing. Emigrierte 1935, Einbürgerung in der Schweiz 1943. Seit 1947 Lehrtätigkeit an der Hochschule für Verwaltungswissenschaften, 1954 Professor am Ausland- und Dolmetscherinstitut der Universität Mainz in Germersheim. 248, 291, 294, 295, 298, 314

Weltsch, Robert (geb. 1891 in Prag), aus dem Prager zionistischen Kreis hervorgegangen, war von 1921–1939 Chefredakteur der ›Jüdischen Rundschau‹, für die W. B. seinen Kafka-Essay schrieb. Lebte später in Jerusalem, seit 1945 in London. 234

Wyneken, Gustav (1875–1964), der Führer der radikalen Schulreform, Begründer der Freien Schulgemeinde Wickersdorf. Autor von ›Schule und Jugendkultur‹ und Herausgeber der Zeitschrift ›Der Anfang‹. War W. B.'s Lehrer im Landeserziehungsheim Haubinda und stand seitdem mit ihm in engem Kontakt bis 1915, besonders 1912 bis 1914. Nur W. B.'s Absagebrief an ihn, mit dem er die Beziehung abbrach, ist bisher zum Vorschein gekommen. 39

Namenregister

- Abraham, Pierre 818
 Ach, Narziß von 564
 Adorno, Gretel geb. Karplus 12,
 640, 662, 663, 664, 671, 679,
 741, 779, 788, 799, 809, 823,
 824, 825, 828, 834, 835, 839,
 848, 856, 860, 861, 862
 Adorno, Marie geb. Cavelli 809
 Adorno, Oscar 809
 Adorno, Theodor Wieselgrund 7,
 11, 12, 13, 169, 552, 556, 565,
 569, 592, 597, 600, 685-688,
 718, 722 f., 726, 727, 737, 739,
 741, 749, 750, 765, 771, 780,
 800, 801, 804, 811, 828, 835,
 837, 838, 841, 844, 845
 Aeschylus 338
 Afiah, Abu 344
 Agnon, S. J. 212, 225, 228 f., 240,
 243, 255, 257 f., 261, 272, 275,
 281, 283, 286, 289, 291, 357,
 369, 374, 383, 417, 468, 494,
 579, 601
 Alain 703
 Alanus ab Insulis 238, 367
 Albert 77
 Alewyn, Richard 469
 Andersen, Johann Christian 198,
 199
 Andreas Salomé, Lou 601
 Andrian, Leopold von 454
 Angelus Silesius 28, 97
 D'Annunzio, Gabriele 498, 681
 Apollinaire, Guillaume 340
 Appel 813
 Aragon, Louis 446, 663
 Aréndt, Hannah 12, 804, 810,
 846 f.
 Aretino, Pietro 31, 198
 Arndt, Ernst Moritz 229
 Asselineau, Charles 238
 Avé-Lallemant, Friedrich Chri-
 stian Benedict 211 f.
 Baader, Franz von 134, 135, 137,
 139, 369, 494, 502, 619
 Bachenschwanz, Lebrecht 307
 Bachofen, Johann Jakob 409, 416,
 614, 616, 640, 642, 646, 650,
 652, 653, 660
 Baechtold, Jakob 504, 760
 Baeck, Leo 476
 Bäumker, Clemens 224 f., 230,
 235, 236
 Bäumler, Alfred 735
 Balfour, Arthur James 520
 Ball, Hugo 216
 Balzac, Honoré de 107, 111,
 215 f., 307, 356, 395, 402, 759,
 789, 807
 Barbizon, Georg 8, 53, 54, 69, 74,
 77, 79, 98, 99, 104, 117, 200
 Baron, Erich 579
 Barth, Karl 711, 816
 Barthel, Ernst 152, 175
 Bassiano, Marguerite von 420
 Bauch, Bruno 143, 159
 Baudelaire, Charles 120, 133, 171,
 198, 213, 219, 223, 235, 238,
 247, 250, 253, 255, 259, 265,
 268, 287, 290, 294, 300, 302,
 307, 318, 319, 321, 327, 330,
 334, 339, 351 f., 356, 362, 366,
 402, 671, 682, 706, 736, 738,
 741, 742, 748 f., 750 ff., 765,
 767, 769, 773-776, 777, 778,
 779, 780, 782-790, 791-796,
 798, 800, 801, 802, 805-809,

- 811, 814, 819 f., 821 f., 823–825, 827, 831, 832, 833, 834, 835, 836, 842, 845, 848, 849, 850, 854, 855
- Baumgardt, David 183, 252, 253, 258, 369
- Baumgartner, Alexander 477
- Beach, Sylvia 600, 831, 859
- Becher, Johannes R. 772
- Behrend, Suse 107
- Belmore, Abraham 29
- Belmore, Clara 29
- Belmore, Genia 100 f., 105
- Belmore, Gertrude Henriette 29
- Belmore, Helmut 80
- Belmore, Herbert 11, 12, 39, 55, 74, 102, 140
- Benda, Julien 466, 703, 755, 801
- Benjamin, Dora 8, 38, 78, 85, 409, 579, 651, 668, 685, 738, 780 f., 797, 831
- Benjamin, Dora Sophie geb. Kellner 8, 11, 19, 100, 101, 102, 103 f., 105, 107, 111, 117, 124, 133, 136, 143, 144, 147, 148, 153, 154, 156, 157, 158, 159, 164, 167, 170, 172, 175, 181, 182, 183, 184, 185, 190, 191, 194, 198, 200, 202, 204, 208, 212, 215, 221, 222, 224, 226, 227, 234, 236, 238, 239, 241, 242, 245, 250, 252, 253, 256, 258, 261, 263, 264, 266, 270, 273, 274, 275, 276, 279, 283, 288, 290, 292, 299, 301, 302, 304, 307, 311, 317, 368, 380, 408, 445, 448, 458, 476, 479 f., 500, 513, 572, 587, 624, 627, 633, 732, 740, 747, 766, 775, 777, 781, 802, 844, 846
- Benjamin, Emil 8, 29, 38, 41, 50, 73, 78, 85, 133, 176, 185, 210, 216, 222, 226, 227, 235 f., 239, 241, 243, 250, 256, 273, 279, 290, 291 f., 293, 297, 392, 408, 435
- Benjamin, Georg 8, 34, 78, 79, 85, 191, 397, 408, 525, 579, 598, 656, 714, 739, 781, 848
- Benjamin, Hilde geb. Lange 409, 656
- Benjamin, Paula geb. Schönfließ 8, 29, 38, 41, 50, 73, 76, 78, 80, 81, 85, 91, 98, 133, 176, 185, 198, 210, 216, 222, 226, 227, 235 f., 239, 243, 250, 256, 290, 291, 292, 293, 297, 392, 408, 476, 488, 499, 501, 520, 521, 525
- Benjamin, Stefan Rafael 185 f., 202, 209, 210, 211, 213, 221, 226, 227, 228, 231, 240, 243, 245, 258, 262, 282, 317, 319, 350, 369, 408, 409, 410, 476, 480, 539, 543, 553, 572, 587, 596, 622, 624, 632, 642, 656, 725, 732, 734, 737, 747, 775, 777, 781, 802
- Benjamin (Freiburg i. B.) 70
- Benkard, Ernst 720
- Benn, Gottfried 731
- Bennett, Arnold 584, 587
- Béraud, Henri 704
- Berdjajew, Nicolaij, Alexandrovitch 656
- Berg, Alban 700 f., 708 f., 810
- Bergmann, Hugo 341, 357, 417, 428 f.
- Bergmann, Lisa 103, 105, 106
- Bergson, Henri 59, 166, 170
- Berl, Emmanuel 506, 507
- Bernay, Leonhard 735
- Bernfeld, Siegfried 85
- Bernhard (W. B.'s Wirtin in München) 263
- Bernhardi, August Ferdinand 198, 252
- Bernouard, François 427, 600
- Bernoulli, Carl Albrecht 186, 191, 409 f., 416, 614
- Bertram, Ernst 523
- Bertrand, Louis 704

- Bethge, Hans 418
 Bialik, Chajim Nachman 617, 620
 Biedermann, Benedict 734
 Binswanger, Paul 606
 Biram, Else 283
 Blanqui, Jérôme Adolphe 741 f., 752
 Blaß, Ernst 83
 Blei, Franz 181, 457
 Bloch, Carola 480
 Bloch, Elsa 253, 261
 Bloch, Ernst 8, 212, 217, 218 f., 224, 227, 229, 232 f., 234 f., 241, 247, 249, 253, 254, 255, 261, 263, 264, 275, 284, 291, 295, 320, 343, 350, 353, 362, 369, 374, 376, 377, 380, 396, 417, 420, 424, 428, 429 f., 448, 476, 480, 509, 520, 529, 533, 541, 547, 567, 570, 600, 603, 624, 632, 636 f., 641, 642, 644, 648 f., 655, 669, 771, 779, 780, 837
 Bloch, Linda 353, 420, 480
 Bloy, Léon 358 f.
 Blücher, Heinrich 846, 860
 Blüher, Hans 118, 289, 571
 Boccaccio, Giovanni 198
 Böcklin, Arnold 77
 Böhlendorf, Kasimir Ulrich Anton 855
 Boehlich, Walter 13
 Böninger, Theodor 27, 29
 Bogdanow, Alexander Alexandrowitsch 419
 Bonaventura 77
 Borchardt, Rudolf 160, 163, 168, 171, 188 ff., 192, 194, 224, 305, 341, 453, 459 f., 855
 Borel, Henri 278
 Borkenau, Franz 561, 624
 Bott, Allan 822
 Boucher, François 56
 Boy-Ed, Ida 118
 Boy, Eva 544
 Bräker, Ulrich 413
 Brahms, Johannes 681
 Brandes, Georg 477
 Brandt, (Freiburg i. B.) 70, 77
 Brandt, Wolfgang 70
 Brecht, Bertolt 8, 12, 13, 19, 20, 494, 502, 514, 518, 519, 525, 529 f., 534 f., 539, 546, 567, 572, 574, 575, 594, 596, 598, 599, 602, 603, 605, 606, 616, 628, 630, 631, 632, 639, 640, 641, 643, 644, 645, 646, 653, 660 f., 662, 663, 669, 670, 683, 692 f., 699, 704, 705, 707, 712, 716, 720, 721, 740, 767, 768, 769, 770, 771, 772, 776, 777, 802, 804, 811, 814, 817, 818 f., 820, 822
 Brecht, Helene s. Weigel
 Brecht, Steff 779
 Brecht, Walther 393, 400, 436, 438, 464, 465, 471, 473
 Bredel, Willi 670, 716
 Brentano, Bernard von 520, 522, 632
 Brentano, Christian 198
 Brentano, Clemens 135, 184, 198
 Breton, André 9, 507
 Breuer, Isaak 619
 Breysig, Kurt 112, 119
 Brill, Hans 797
 Brod, Max 468, 470, 473, 539, 564, 598, 607, 614, 660, 748, 756-761, 764, 804
 Bronnen, Arnolt s. Bronner
 Bronner, Arno 113
 Bruck, Hans 836, 845
 Brüning, Heinrich 646
 Bruhn 31
 Brust, Alfred 453, 464
 Bruun, Laurids 279
 Bryher, W. 838, 862
 Buber, Martin 12, 102, 106, 111, 112, 113, 132, 142, 184, 268, 283, 300, 303, 305, 310, 343, 384, 397, 429, 432, 435, 454, 455, 456, 469, 470, 474, 491, 670, 697, 744 f., 758

- Bucharin, Nikolaj Ivanovitsch 417, 546, 788
 Büchner, Georg 69
 Bühler, Karl 638
 Bürger, Gottfried August 191
 Burchardt, Elsa s. Scholem
 Burckhard, Max 28
 Burckhardt, Jacob 31, 35, 174, 363, 434
 Burckhardt, Carl Jacob 371, 861
 Burschell, Friedrich 241, 487
 Busoni, Feruccio 191
- Caillouis, Roger 843
 Calderon, Pedro 366, 377, 386, 406
 Calvin, Johannes 635
 Caro, Hüne 208, 222, 252
 Carossa, Hans 852, 855
 Caspary, Adolf 369, 637
 Cassirer, Ernst 300, 362, 407, 470
 Catull 184, 186, 194
 Céline, Louis Ferdinand 731, 753
 Cervantes, Miguel 132, 763, 806
 Chagall, Marc 155, 214, 260
 Chardin, Jean Baptiste Siméon 56
 Charpentier, Gustave 787, 795
 Church 742 f.
 Claudel, Paul 228, 330
 Cocteau, Jean 503
 Cohen, Hermann 137, 180, 185, 245, 254, 259
 Cohen, Jakob und Isaak 433
 Cohen (Freiburg i. B.) 75
 Cohn, Alfred 8, 12, 15, 19, 111, 120, 194, 210, 233, 420, 588, 801
 Cohn, Emil 410
 Cohn, Jonas 61
 Cohn, Julia s. Radt-Cohn
 Cohn-Radt, Grete 8, 13, 100, 102, 104, 106, 107, 108, 111, 114, 115, 116, 117, 118, 668, 702
 Cohrs, Ferdinand 106 f., 271
- Collenbusch, Samuel 554, 635
 Comte, Auguste 809
 Cornelius, Hans 379, 392, 857
 Courths-Mahler, Hedwig 293
 Cranach, Lukas 548
 Crémieux, Benjamin 832
 Crépet, Eugène 213
 Croce, Benedetto 344
 Curtius, Ernst Robert 228
 Cysarz, Herbert 354, 393, 558
 Czaczkes s. Agnon
- Däubler, Theodor 380
 Damaye, Henri 645
 Dante, Alighieri 142, 307
 Daudet, Léon 349, 753
 Daumier, Honoré 806
 Dausse 828 ff.
 Dauthendey, Max 569
 Deborin, Alexander 398
 Dehmel, Richard 78
 Delcroix, Carlo 364
 Derain, André 499
 Descartes, René 214, 223, 410
 Desjardins, Paul 832
 Diebold 822
 Dielitz, Theodor 748
 Dilthey, Wilhelm 43, 203, 216
 Dionysius Areopagita 256
 Döblin, Alfred 756
 Dollfuß, Engelbert 616
 Domke, Martin 658
 Dostojewskij, Fedor Michajlovitsch 133, 157, 171, 173, 205, 219, 247, 710
 Dreyfus, Alfred 853
 Dreyfus, Robert 823, 825
 Driesch, Hans 417
 Drieu la Rochelle, Pierre 648
 Du Bos, Charles 660, 707
 Dudow, Svetlav 820
 Dürer, Albrecht 76, 366, 471
 Duns Scotus, Johannes 235, 246
- Eckermann, Johann Peter 198

Eckhard, Meister 260
 Eddington, Arthur Stanley 761
 Ehrenberg, Hans 266, 268
 Eichendorff, Joseph von 28, 53
 Eisler, Hanns 603, 609
 Eisler, Robert 224, 240, 291, 410,
 417, 429
 Eleutheros 54
 Elsenhans, Theodor 144, 162
 Engels, Friedrich 824 f.
 Englert (Freiburg i. B.) 45, 51,
 70
 Erdmann, Otto 305
 Ermatinger, Emil 503 f.
 Ernst, Fritz 660
 Ernst, Max 666
 Erpenbeck, Fritz 819
 Etiemble 717, 718, 724
 Ettlinger, Karl 30
 Euripides 337, 338
 Ewers, Hanns Heinz 46

 Farrère, Claude 213
 Faulkner, William 857
 Favez, Juliane 667, 779, 834,
 835, 840, 861
 Fawcett 584
 Feuchtwanger, Lion 716
 Fichte, Johann Gottlieb 107
 Fischer, Samuel 244, 279
 Flattau, Dow 341 f., 347, 348,
 481
 Flaubert, Gustave 133, 198, 406,
 487, 606, 798
 Förster-Nietzsche, Elisabeth 191,
 349
 Foucauld 808
 Fourier, Charles 677
 Fraenkel, Fritz 859
 Fragonard, Jean Honoré 56
 France, Anatole 163, 165, 169,
 171, 215, 285
 Francesco, Grete von 745
 Frank, Leonhard 181
 Franz I. 31
 Franz von Assisi 636

Freud, Sigmund 681, 705, 844
 Freud, Fania s. Scholem
 Freund, Gisèle 643, 828, 859
 Freundlich, Otto 279
 Frey, Adolf 283, 284
 Friedländer, Samuel 191, 230,
 236, 247, 253, 254
 Friedrich II. 458
 Friedwagner, Mathias 392
 Fromm, Erich 527
 Fuchs, Eduard 650, 655, 665,
 667, 683, 691, 695, 718, 723,
 727, 729, 731, 733, 736, 737
 Fürst, Julius 242

 Galsworthy, John 228
 Gamillscheg, Ernst 549
 Ganghofer, Ludwig 349
 Garve, Christian 191
 Gauguin, Paul 279, 548, 577,
 582 f., 584
 Geffroy, Gustave 741
 Geiger, Moritz 247, 256
 Gelblum, Chawa 347 f.
 Gentz, Friedrich von 728
 George, Stefan 15, 102, 107, 111,
 114, 115, 142, 144, 156, 161,
 171, 189, 190, 194, 250, 341,
 343, 420, 500, 502, 517, 577 f.,
 583, 587, 590, 808, 813, 837,
 850 f., 853, 854, 855
 Gert, Valeska 424
 Gide, André 214, 219, 227, 249,
 374, 457 f., 460, 499, 506, 551,
 670, 703, 707, 710, 728, 730,
 733, 742, 753, 832, 835, 842,
 850
 Giono, Jean 813
 Giotto di Bodone 363
 Giraudoux, Jean 365, 415, 427,
 446
 Gladys (Paris) 83
 Gluck, Christoph Willibald 60
 Glück, Gustav 529, 542, 646, 844
 Godin, Amélie 229
 Görres, Joseph von 270, 314

- Goethe, Johann Wolfgang 15,
28, 45, 52, 54, 79, 88, 177 f.,
181, 191, 194, 199, 204, 205,
211, 214, 220, 223, 247, 257,
259, 265, 275 f., 281, 284, 287,
291, 297, 300, 302, 305, 308,
319, 321, 330, 331, 346, 350,
351, 362, 367, 368, 371, 372,
373, 374, 377, 378, 383, 389,
391, 399, 404, 409, 416, 428,
433, 437, 441 f., 454, 470, 473,
475, 477, 481, 482, 483, 496,
547, 598, 660, 696, 765, 771,
783, 794, 795, 806, 826, 844,
855
- Gogh, Vincent van 115
- Gogol, Nikolaj Wassiljewitsch 205
- Goitein, Schlomo Dob Fritz 458
- Goldberg, Dora s. Hiller
- Goldberg, Oskar 253, 274, 275,
410, 481, 483, 489, 492, 637,
638,
- Goldfeld, Rudolf 82
- Goldstein, Kurt 207, 501
- Gontscharow, Iwan Alexandro-
witsch 503
- Goya, Francisco José de 402
- Grab von Hermannswörth, Her-
mann 558
- Gracian, Baltasar 553, 574, 662
- Grandville, Jean Ignace Isidore
688
- Greco, El Dominicos Theokópu-
los 56 f.
- Green, Julien 482, 501, 504, 507,
514, 606, 633, 832
- Grétor s. Barbizon
- Grimm, Jacob 189, 394, 794
- Grimm, Wilhelm 389, 394
- Groethuysen, Bernhard 391, 420,
572, 717, 718, 723 f.
- Groot, Johann Jakob Maria de
205
- Grünewald, Matthias 76
- Gryphius, Andreas 140, 144
- Gubler 822
- Guéhenno, Jean 648
- Guérin, Maurice de 140, 193
- Gumpert, Martin 55, 287, 837
- Gundolf, Friedrich 181, 250, 264,
265, 266, 284, 423, 523, 560
- Gurlitt, Ludwig 28, 102
- Gutkind, Erich 8, 161, 169, 175,
238, 239, 240, 242, 243, 244,
248, 250, 262, 278, 280, 283,
287, 290, 293, 301, 307, 309,
311, 317, 328, 341, 345, 347,
348, 378, 396, 474, 481, 577,
580, 749
- Gutkind, Lucie 238, 243, 244,
248, 262, 290, 301, 307, 317,
328, 341, 345, 378, 396, 474,
481, 580, 749
- Guttmann, Simon 98 f., 102, 103,
106, 107, 183, 215, 253
- Haan, Jakob de 357
- Haas, Willy 413, 464, 468, 518
- Häberlin, Paul 168, 174
- Haecker, Theodor 538, 542, 543,
725
- Halbwachs, Maurice 834, 840
- Halevi, Jehuda 242, 346
- Halle, Erna 231, 236
- Halle, Toni 161, 231
- Halm, August 78, 103, 107, 110 f.
- Hamann, Johann Georg 526, 753
- Hanussen, Jan 571
- Hardekopf, Ferdinand 451
- Harding, Trax 584
- Hardt, Ludwig 369
- Harnack, Adolph von 152, 166,
180, 349
- Hartwig, Franz 156
- Hatzfeld, Adolf von 348
- Hauff, Wilhelm 198, 799, 809
- Hauptmann, Elisabeth 599, 602
- Hauptmann, Gerhart 62 f., 64,
69, 70, 73, 79
- Hauser, Kaspar 31
- Haußmann, Georges-Eugène 596,
602, 675, 683, 775

- Hawkins, Richmond Laurin 809
 Haym, Rudolf 203
 Heartfield, John 670
 Hebbel, Friedrich 39, 260, 789
 Hebel, Johann Peter 432 f., 502, 503, 826
 Heckel, Erich 115
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 166, 170, 171, 355, 373, 506, 675, 678, 682, 784
 Hegemann, Werner 396, 458
 Heidegger, Martin 130, 235, 246, 252, 506, 514, 524, 771
 Heimann, Moritz 55
 Heine, Heinrich 678, 705, 707, 719 f.
 Heine, Wolfgang 105, 116
 Heinle, Friedrich C. 8, 45, 50, 51, 52, 53, 54, 58, 60 f., 63, 69, 70, 71, 74, 79, 80, 82, 83, 84, 85, 94 ff., 98, 99, 102, 106, 107, 109, 115, 116, 119, 157, 175, 202, 234, 240, 271, 274 f., 280, 298 f., 305, 306, 312 f., 321, 331, 584, 593, 781
 Heinle Wolf 8, 115, 116, 207, 209, 210, 211, 233, 274 f., 280, 290, 297, 298, 299, 306, 312, 331, 584, 593, 781
 Heinle, Frau Wolf 274
 Held, Hans Ludwig 129
 Heller, Otto 545 f.
 Hellingrath, Norbert von 130, 133, 140, 166, 173
 Hennings, Annemarie 214 f.
 Hennings, Emmy 214 f.
 Hepburn, Katharina 772
 Herbertz, Richard 170, 174, 179, 188, 203, 210, 222, 223, 227, 249
 Herder, Johann Gottfried 756
 Hermann, Ilse 440
 Herzfelde, Wieland 116, 648, 671
 Herzl, Theodor 225
 Herzog, Rudolf 293
 Hesse, Hermann 82
 Hessel, Franz 360, 390, 400, 413, 415, 420, 424, 429, 431, 458, 474, 485, 489, 494, 502, 633, 663, 781 f., 802
 Hessel, Helen 388, 390, 405, 415, 419, 680, 833
 Heym, Georg 115, 185
 Heymann, Alice 175
 Heymann (Musiker) 147
 Hildebrandt, Karl 305
 Hildebrandt, Kurt 343
 Hiller, Dora 273
 Hiller, Kurt 114, 147, 185, 237
 Hirsch, Julian 279, 280
 Hirsch, Mendel 242
 Hirsch, Samson Raphael 129
 Hitler, Adolf 20, 614, 735, 755, 777, 818, 827, 831
 Hobbes, Thomas 396
 Hobrecker, Karl 359, 366
 Hölderlin, Friedrich 28, 43, 106, 124, 129, 131, 133, 140, 142, 144, 160 f., 166, 173, 175, 216, 760, 781, 813, 855
 Hönigswald, Arthur 802
 Hofer, Karl 115
 Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus 796
 Hoffmann, Paul 55
 Hofmannsthal, Hugo von 7, 12, 13, 20, 29, 72, 114, 171, 294, 302, 305, 306, 308, 312, 315, 319, 320 f., 325, 327 f., 332, 341, 377, 381, 383, 391, 393, 416, 457, 462, 473, 479, 499, 502, 504, 837, 850 ff., 854, 855
 Hofmannswaldau, Christian Hofmann von 328
 Holbein d. Ä. 76
 Holitscher, Arthur 468
 Holländer, Käthe 247
 Holzmann 279
 Homer 118
 Horkheimer, Max 7, 12, 557, 569, 641, 663, 674, 700, 701, 709, 749 f., 770 f., 778, 783, 784,

- 797, 808, 825, 837, 842, 843,
844, 845, 848, 850
Horovitz, Joseph 382
Huch, Ricarda 449
Hueber, Victor 78 f., 92, 93
Hugo, Victor 752, 784, 789, 795,
796, 855
Humboldt, Wilhelm von 378, 395,
398, 400, 526
Husserl, Edmund 77, 162, 210,
246, 725

Ibsen, Henrik 39, 57, 681
Ihering, Herbert 519
Ilf-Petrow (Ilf, Ilja Arnoldo-
witsch-Petrow, Jewgenij Petro-
witsch) 645, 648

Jacobsen, Jens Peter 150, 850,
856
Jammes, Francis 133, 214
Jaray (Wien) 630
Jaspers, Karl 266, 268
Jean Paul 243, 372, 789, 790,
792
Jennings, Hargrave 366
Jentzsch, Robert 115, 183, 185
Jeremias, Alfred 250
Jochmann, Gustav 825
Joel, Ernst 221, 456
Joel, Karl 143
Jokisch 647
Jolles, André 746
Joseephy, Friederike (Tante von
W. B.) 81, 91
Jouhandeau, Marcel 490, 506 f.,
515, 615, 832
Jouglet, René 465
Jouve, Pierre Jean 717
Joyce, James 600, 641, 833
Jung, Carl Gustav 640 f., 674,
675, 731, 733, 736, 844
Juvenal 616

Kafka, Franz 397, 473 f., 535,
539, 564 f., 571 f., 600, 603,
605 f., 607 f., 610, 611 f., 613 f.,
615 f., 617 ff., 620, 623 f., 628
bis 631, 635, 638 f., 643 f., 649,
651, 660, 676, 680, 695, 707,
748, 756-764, 766, 803, 804,
807, 852
Kahr, Gustav von 273
Kaiser, Georg 421
Kalb, Charlotte von 118
Kandinsky, Wassily 155, 214,
229, 260
Kant, Immanuel 41, 47, 50, 59,
61, 81, 136, 137, 138, 149 f.,
151 f., 158 f., 161, 163, 165,
174, 176, 180, 187, 188, 223,
542, 554, 636, 753
Kantorowicz, Alfred 670
Karl V. 31
Karplus, Gretel s. Adorno
Kassner, Rudolf 255
Katz, Erich 81
Kautzsch, Rudolf 392
Keller, Gottfried 47, 204, 428,
446, 448 f., 451, 452, 503 f.,
523, 725, 760, 817
Keller, Philipp 45, 46, 51, 52, 53,
54, 57, 60, 61, 70, 71, 72, 77
Kellermann, Bernhard 78
Kellner, Dora Sophie s. Benjamin
Kellner, Leon 185, 213, 223, 235,
241, 291 ff., 317, 342, 392
Kellner (Schwiegermutter von
W. B.) 185, 213, 241, 260,
292, 317
Kellner, Rafael 186
Kellner, Victor 297, 572
Kerr, Alfred 466, 484, 490
Kesten, Hermann 482, 642, 832,
856
Keyserling, Hermann von 468
Kiepenheuer, Gustav 529
Kierkegaard, Sören 47, 48, 79,
130, 565, 581, 673, 678, 680,
681, 682, 779, 794, 809
Kisch, Egon Erwin 845
Klages, Ludwig 112, 247, 409,

- 477, 514, 515 f., 554, 614, 640,
 675, 678
 Klee, Paul 12, 154 f., 214, 242,
 260, 262, 268, 282, 283, 543,
 762, 824
 Kleinberg, Alfred 480
 Kleist, Heinrich von 115, 150
 Klenau, Inge von 812
 Klopstock, Friedrich Gottlieb 820
 Klossowski, Pierre 691, 702 f.,
 705, 708, 709, 845
 Knebel, Karl Ludwig von 194,
 220
 Kohn, Hans 537
 Kolisch, Rudolf 809
 Kolmar, Gertrud 504
 Kommerell, Max 481, 500, 502
 Konstantin I. 174, 434
 Korff, Hermann August 319
 Korschel (Mitschüler W. B.'s) 36
 Kracauer, Siegfried 352, 429,
 432, 480, 567, 642, 820
 Kraft, Julius 644
 Kraft, Werner 7, 9, 12, 13, 134,
 144, 153, 156, 159 f., 161, 163,
 168, 184, 186, 189, 197, 231,
 236, 244, 247, 254, 396, 576,
 598, 624, 647, 656, 759
 Kraker, Gertrud 175
 Kralik, Richard 401
 Kranold, Hermann 75, 77
 Kraus, Karl 238, 251, 254, 296,
 377, 423, 424, 466, 484, 490,
 492, 514, 518, 524, 525, 526,
 603, 605, 616, 620, 623, 630,
 643, 678, 720, 730, 820, 855
 Krauss, Samuel 245, 250
 Kroner, Richard 59, 61
 Krupskaja, Nadeshda Konstanti-
 nowa 503
 Kubin, Alfred 233, 855
 Kühnert, Herbert 75
 Kurella, Alfred 520
 Kutscher, Arthur 401
 Lacis, Daga 440, 553
 Lacis, Asja 8, 347, 348, 351, 355,
 380, 440, 478, 483, 486, 501,
 553, 656 f., 663, 724
 Lagerlöf, Selma 42
 Landau, Henryk 265, 266
 Landau, Moses Israël 242
 Landauer, Carl 642
 Landauer, Gustav 310
 Landsberg, Paul Ludwig 702
 Langenscheidt, Gustav 183 f., 186
 Langgässer, Elisabeth 636, 813
 Langweil 341
 Larbaud, Valéry 405
 La Rochefoucauld, François 860
 Lasker-Schüler, Else 114 f., 169,
 179, 706 f.
 Lassalle, Ferdinand 623
 Leal, Juan Valdez 402
 Lechter, Melchior 347
 Lederer, Emil 252, 254, 255, 264,
 268, 270, 295
 Lederer, Frau Emil 270
 Lehmann, Siegfried 49
 Lehmann, Walter 130, 225, 281 f.
 Leibniz, Gottfried Wilhelm 323
 Leichter, Otto 750
 Leiris, Michel 843
 Lenclos, Ninon de 43
 Lenin, Wladimir Iljitsch 374,
 397, 477, 503
 Lenya, Lotte 666
 Lenz, Jakob Michael Reinhold
 115
 Leon, Mose de 694
 Leonardo da Vinci 67
 Lepsius, Reinhold 808
 Lepsius, Sabine 808
 Lesser, geb. Falkenhain [?] 48
 Lessing, Gotthold Ephraim 132,
 186, 212, 436
 Levin, Hertha 104
 Lévy, Sylvain 815
 Lewin, Schmarja 519, 538
 Lewy, Ernst 247, 248, 268, 279 f.,
 398, 401
 Lewy, Frau Ernst 280

- Lichtenberg, Georg Christoph 132, 538, 549, 562 f.
 Lichtenberger, Henri 699
 Lieb, Fritz 12, 13, 711, 740
 Liebert, Arthur 246 f., 735
 Liebstöckel, Hans 560
 Linke, Paul 143 f., 162, 383
 Lion, Ferdinand 742, 754, 816 f.
 Litt, Theodor 395
 Littauer 369, 403
 Ljesskow, Nikolaj Semjonovitsch 460, 710 f., 714, 733, 739
 Louis XV 194
 Louis Philippe 192, 806
 Loewenson, Erwin 185, 369
 Löwenthal, Leo 788
 Löwith, Karl 779
 Ludwig, Emil 476
 Lukács, Georg 263, 295, 350, 355, 374, 381, 396, 417, 482, 509, 678, 809
 Lukrez 630
 Luther, Martin 434, 635
 Luxemburg, Rosa 250 f., 486, 605
 Lyk, Hugo 287, 288

 Macchiavelli, Nicolo 314
 Macdonald, Philipp 712
 Mach, Ernst 850
 Macke, August 260
 Maeterlinck, Maurice 681
 Magnes, Judah L. 454, 455, 462, 463 f., 469, 470, 471, 472, 473, 475, 476, 478, 479, 491, 493, 510, 560
 Mahler, Gustav 798, 849
 Maimon, Salomo 262
 Maimonides, Moses 258
 Maistre, Joseph de 759
 Mâle, Emile 460
 Mallarmée, Stéphan 681, 706
 Malraux, André 717
 Mandeville, Bernard de 840
 Manet, Edouard 679
 Mann, Klaus 642, 653, 656 f., 660
 Mann, Heinrich 71, 77, 195, 642
 Mann, Thomas 131, 195, 256, 374, 377 f., 381, 625
 Mannheim, Karl 295, 727
 Manning (Freiburg i. B.) 45, 51, 52, 54, 61, 70
 Marcus, Ahron 242
 Marées, Franz von 115
 Margueritte, Paul 213
 Margueritte, Victor 213
 Marx, Karl 8, 416, 506, 604, 740, 787, 808
 Marx, Moses 290, 397, 417, 749
 Marx-Steinschneider, Kitty 12, 13, 562, 564, 565 f., 572, 573, 575 f., 579, 594, 615, 685, 693, 749
 Mathisson, Friedrich 39
 Matthias, Leo 54
 Mauclair, Camille 704
 Maugham, William Somerset 601
 Maupassant, Guy de 81 f., 682, 805, 809, 849 f.
 Maurras, Charles 349
 Mauthner, Fritz 28
 May, Karl 343
 Mayer, Max 493, 497, 499, 502
 Mehring, Franz 502, 508, 524, 622
 Mendelssohn, Anja 477
 Mendelssohn, Georg 477
 Mendelssohn, Moses 404
 Mercy, Heinrich 748
 Meryon, Charles 706, 752
 Meyer, Conrad Ferdinand 301, 495
 Meyrink, Gustav 279
 Meyerhold, Wsewolod Emilewitsch 440
 Michel, Ernst 305
 Michel, Wilhelm 813
 Michelangelo, M. Buonarroti 363, 364
 Milton, John 314
 Mirgeler, Albert 472, 482
 Molière, Jean Baptiste 251, 735

- Molitor, Franz Joseph 134, 136,
 208, 218
 Molkentin 105
 Monnier, Adrienne 12, 693, 703,
 704, 743, 780, 831, 832, 833,
 834, 838, 840
 Montaigne, Michel de 743, 753,
 754
 Montherlant, Henri de 648, 833
 Moore, George 600
 Moore, Merrill 862
 Morand, Paul 704
 Morgenstern, Soma 809, 811 f.,
 845
 Müller, Adam 181
 Müller, Ernst 470
 Müller (Freiburg i. B.) 83, 85
 Müllerheim, Käthe 82
 Müller-Jabusch, Maximilian 75
 Münch 817
 Münchhausen, Thankmar von
 390, 405, 414, 419, 420
 Münzer, Thomas 284, 291
 Munch, Edward 115
 Murillo, Bartolomé Esteban 404
 Musil, Robert 111, 575
 Mussolini, Benito 353, 777

 Nadherny von Borutin, Sidonie
 721
 Napoleon Buonaparte 458
 Napoleon III. 596
 Natorp, Paul 316
 Neresheimer, Eugen 251
 Nestroy, Johann 290
 Nettesheim, Agrippa von 223
 Neumann, Franz 726, 727
 Neurath, Otto 735
 Nietzsche, Friedrich 29, 32, 33,
 36, 47, 86, 107, 163, 166, 186,
 191, 205, 232, 260, 410, 554,
 742, 752, 779, 788
 Noeggerath, Felix 135, 138 f.,
 150 f., 158, 178, 183, 211, 224,
 278, 287, 574 f., 551, 554, 568,
 572, 577, 633, 647, 701 f.
 Noeggerath, Jean Jacques 632
 Novalis 135, 137 f., 192, 193, 343

 Öhler, August 331
 Offenbach, Jacques 466, 518, 673
 Oke, Adolf 550
 Olschki, Leonardo 265
 Oppler-Leyband 60
 Origenes 739
 Ostertag, Ferdinand 717
 Ostwald, Wilhelm 54, 58, 279
 Otto, Adolph 300
 Otway, Thomas 321
 Overbeck, Franz 163, 166, 186,
 191, 410

 Palladio, Andrea 433
 Panferow, Fjodor Iwanowitsch
 486
 Panofsky, Erwin 366, 457, 460
 Paquet, Alfons 305
 Paracelsus 733 f.
 Paulhan, Jean 717
 Pauly, Jean de 433
 Péguy, Charles 214, 217, 220,
 232, 244, 449, 784, 795
 Perse, St.-John 380 f., 388, 390,
 395, 405
 Pestalozzi, Johann Heinrich 546
 Petrarca, Francesco 232
 Pflaum, Heinz 264, 266, 410, 537
 Philippe, Charles Louis 165 f.,
 171, 175, 215
 Picard, Max 518
 Picasso, Pablo 155 f., 823
 Pindar 130, 133, 140, 142, 173,
 184
 Pinthus, Kurt 81
 Pirandello, Luigi 833
 Piscator, Erwin 502
 Platen, August von 115, 190, 195,
 813
 Platon 92, 150, 171, 199, 323,
 337, 760
 Plechanow, Georgij Valentino-
 witsch 520, 521

- Plessner, Helmuth 246
 Podszus, Friedrich 266
 Poe, Edgar Allan 299, 397, 682,
 752, 791, 806, 809
 Polgar, Alfred 494, 802
 Pollack, Dora Sophie s. Benjamin
 Pollack, Lisa s. Bergmann
 Pollack, Max 100, 103, 107, 108,
 111
 Pollock, Friedrich 12, 621, 626,
 652, 662, 665, 666 f., 689, 690,
 749, 750, 769, 771, 773, 836,
 862
 Pourtalès, Guy de 420
 Properz 183 f., 186, 194
 Proust, Marcel 395, 403, 405,
 406, 409, 410, 411, 412, 414,
 420, 423, 427, 429, 431 f., 433,
 445, 473, 480, 485 f., 492, 496,
 497, 509, 538, 557 f., 682, 783,
 823, 832, 849, 852 f.
 Pulver, Max 137
 Puschkin, Alexander Sergeje-
 witsch 615

 Quentin, Franz s. Strauß, Ludwig

 Radt, Fritz 9, 114, 414, 515, 588,
 646
 Radt, Grete s. Cohn-Radt
 Radt-Cohn, Julia 8, 11, 12, 13,
 120, 172, 195, 204, 227, 233,
 260, 262, 264, 266, 414, 467,
 515, 646
 Raffael, Santi 154, 363
 Raimund, Ferdinand 409
 Rang, Bernhard 334
 Rang, Emma geb. Kressner 357,
 361, 362, 370, 397
 Rang, Florens Christian 7, 12,
 13, 20, 268, 271, 275 ff., 278,
 280, 283, 285, 286 f., 294, 319,
 329, 331, 340, 345, 356 f.,
 361 f. 369, 370 f., 373, 374,
 389, 392, 397, 406, 438, 447,
 453, 464, 465, 634
 Rang, Helmuth 300, 313, 324,
 325, 334, 357, 362
 Rathenau, Walter 181, 189, 310,
 448
 Razowski 856
 Redon, Odilon 233
 Regnier, Henri de 706
 Reich, Bernhard 409
 Reichenbach, Hans 735
 Reinhardt, Karl Friedrich von
 220
 Reinhold, Chanoch 543
 Renan, Ernest 753
 Retz, Jean François de 859, 860
 Richter, Hans 356
 Rickert, Heinrich 41, 61, 176,
 246, 266, 268, 857
 Riehl, Alois 81
 Rilke, Rainer Maria 58, 60, 87,
 106, 140, 169, 380 f., 391, 395
 Rimbaud, Arthur 855
 Ritter, Johann Wilhelm 342 f.
 Rivière, Jacques 265
 Rodin, Auguste 106
 Roeßler, Rudolf 745, 746, 747
 Rolland, Romain 228, 703
 Romain, Jules 703, 828, 832, 834
 Rops, Daniel 402
 Rosenberg, Arthur 558, 648
 Rosenstock, Eugen 295 f., 324
 Rosenzweig, Edith 295, 296
 Rosenzweig, Franz 264, 265, 281,
 282, 295, 296, 343, 345, 373,
 434, 468, 508, 537, 670, 744
 Rosetti, Dante Gabriel 420
 Roth, Joseph 810
 Rousseau, Jean Jacques 833, 835,
 842
 Rowohlt, Ernst 446, 522 f., 802
 Rubiner, Ludwig 181
 Rychner, Max 12, 497, 525 f.,
 528, 543, 604

 Sachs, Franz 8, 11, 39, 44, 45,
 50, 53, 60, 62, 64 f., 66, 77, 80,
 100 f., 104 f. 106, 117

- Sade, Donatieu Alphonse François de 789, 840
 Saillet, Maurice 615
 Saint Simon, Claude Henri de 673, 809
 Salomon, Gottfried 297, 320, 373, 376, 392
 Salten, Felix 854
 Saturnus (Freiburg i. B.) 75
 Savonarola, Girolamo 787
 Saxl, Fritz 366, 470, 479
 Scelle 834, 840
 Schaefer, Grete 470, 504
 Schaefer, Hans Heinrich 470, 504
 Schäfer, Dietrich 349
 Schäfer, Wilhelm 118
 Schaffner, Jakob 33
 Schanz, Frieda 349, 730
 Schapp, Wilhelm 383
 Schapiro, Meyer 822, 856 f.
 Scheerbart, Paul 136, 223, 227, 238, 247, 282, 698
 Scheffler, Karl 49, 115
 Scheler, Max 181, 417, 702
 Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph 137
 Schestow, Lew 606, 655, 700, 734, 803
 Schestow, Frau Lew 803
 Schiller, Friedrich 59, 61, 191, 855
 Schlegel, August Wilhelm 34, 135, 137, 186, 191, 199
 Schlegel, Friedrich 135, 137 f., 181, 186, 191, 193, 199
 Schleiermacher, Friedrich Ernst Daniel 137, 166, 169, 176, 191, 203
 Schlösser, Rudolf 190
 Schmidt, Julian 436
 Schmidt-Rothluff, Karl 102, 115
 Schmitz, Alfred 176
 Schmitz, Alice s. Heymann
 Schnorr von Carolsfeld, Julius 247
 Schneider (Freiburg i. B.) 75
 Schocken, Salman 550, 660, 846f.
 Schoen, Ernst 10, 11, 19, 116, 263, 266, 319 f., 373, 384, 396, 409, 429, 494, 556, 559, 567, 644, 646 f., 704
 Schoen, Hansi (Johanna von Rogendorf) 12 f., 429
 Schönberg, Arnold 810
 Schönfließ, Arthur 474
 Schönfließ, Paula s. Benjamin
 Schoeps, Hans Jochaim 539, 561, 563 ff., 571, 617, 619
 Scholem, Arthur 225, 237, 239, 367, 373, 538
 Scholem, Betty geb. Hirsch 171, 264, 416, 525
 Scholem, Elsa geb. Burchardt 263, 264, 265, 267, 270, 272, 273, 279, 282, 284, 286, 289, 291, 343, 348, 350, 368, 417, 448, 458, 481, 610, 619
 Scholem, Erich 261, 457, 474, 525
 Scholem, Fania geb. Freud 729, 734, 765, 801
 Scholem, Gerhard 19 f., 103, 125, 141, 188, 189, 190, 191, 192, 202, 208, 302, 308, 328, 448, 463 f., 487, 522, 573, 574, 594, 615 f., 628, 629, 639, 642, 647, 659, 670, 712, 721, 744, 767, 768, 779, 782
 Scholem, Reinhold 230, 237
 Scholem, Werner 368, 409, 575, 576, 656, 714, 735
 Schottky, Ferdinand 130
 Schottlaender, Rudolf 412, 413, 485
 Schreber, Daniel Paul 397
 Schröder, Rudolf Alexander 171
 Schuler, Alfred 516
 Schultz, Franz 249, 297, 308, 373, 375, 379, 392, 393
 Schulze-Gävernitz, Friedrich Gottlob 410
 Schumacher, Joachim 771
 Schwab, Christoph Theodor 760
 Seewald, Richard 745

- Seidmann-Freud, Tom 560
 Seligson, Carla 77, 82, 116, 124
 Seligson, Rika 96, 306
 Seligson-Ritter, Marianne 97, 98
 Selz, Guy 647
 Selz, Jean 556, 569, 589, 591, 620
 Seume, Johann Gottfried 644
 Shakespeare, William 39, 43, 81,
 250, 283, 285, 286, 362, 386,
 389, 406, 413, 518, 634, 676,
 730, 855
 Shaw, George Bernard 206
 Signorelli, Luca 364
 Simenon, Georges 633, 648, 704,
 711 f.
 Simmel, Georg 162, 785, 808,
 824 f.
 Simon, Ernst 352, 368
 Simon, Heinrich 427, 563, 812
 Sokrates 132, 337, 381, 724, 760
 Sophokles 337, 338
 Sorel, Georges 252
 Sparnaay, H. 346
 Speyer, Wilhelm 498 f., 501, 802
 Spinoza, Benedictus de 102
 Spira, Theodor 305, 390
 Spitteler, Carl 28, 36, 37, 57, 62,
 90, 91, 812
 Spitzer, Moritz 606
 Spranger, Eduard 395
 Starhemberg, Ernst Rüdiger von
 616, 623
 Steffin, Margarete 656
 Stein, Heinrich von 171, 186
 Stein, Ludwig 152
 Steiner, Herbert 391
 Steinfeld, Alfred 35, 39, 122
 Steinheim, Salomon Ludwig 430,
 434
 Steinschneider, Gustav 277, 571,
 576
 Steinschneider, Karl 576, 594,
 697
 Steinschneider, Kitty s. Marx-
 Steinschneider
 Steinschneider, Toni s. Halle
 Steinschneider s. Hanussen
 Steintal, Hajim 398
 Stenbock-Fermor, Alexander von
 818
 Stenbock-Fermor, Frau Alexander
 von 818
 Stendhal 81, 233, 307, 550, 631
 Stern, William 86
 Sternberger, Dolf 802, 822
 Sterne, Laurence 108, 132, 168,
 430, 431, 579
 Stevenson, Robert Louis 631,
 633, 771
 Stifter, Adalbert 166, 187, 188,
 193, 195 ff., 205 ff., 253, 254
 Stone, Reynold (Sascha) 440
 Storm, Theodor 28
 Straus, Geneviève 823
 Strauß, Fritz 74, 105
 Strauß, Leo 489, 492, 537, 655,
 714
 Strauß, Ludwig 50, 55, 61, 144,
 153, 239, 468
 Strauß, Max 212, 238, 240, 261
 Strich, Fritz 469, 471
 Strindberg, Johann August 39, 88
 Suarès, André 216
 Susmann, Margarete 630
 Swift, Jonathan 261
 Swinburne, Algernon Charles 224
 Tacitus 192
 Terenz 364
 Thackeray, William Make-Peace
 682
 Theokrit 260
 Thibaudet, Albert 406
 Thieme, Karl 12
 Thieme, Susanne 13
 Tiberius 348
 Tibull 183 f., 186
 Tieck, Ludwig 137, 381, 383,
 849
 Tiedemann, Rolf 12
 Tillich, Hannah 749
 Tillich, Paul 591, 749

- Toller, Ernst 377
 Tolstoj, Lew Nikolajewitsch 31, 34 f.
 Tonndorf, Max 216
 Toscanini, Arthuro 799
 Tramer, Hans 370
 Tretjakow, Sergej 772
 Trotzki, Lew Davidowitsch 409, 553, 574
 Tscherning, Andreas 407
 Tuchler, Kurt 8, 44, 49
 Türkischer, Karl 253
 Tumarkin, Anna 174, 735
 Tzara, Tristan 356

 Unger, Erich 252, 253, 254, 273 f., 280, 288, 289, 291, 369, 411, 481, 515, 516
 Unger (Freiburg i. B.) 77
 Unruh, Fritz von 404, 416, 426 f., 432

 Valentin, Karl 353
 Valéry, Paul 381, 393, 542, 707, 710, 813, 815, 828, 832
 Varnhagen von Ense, Rahel 660, 728, 804, 811
 Verlaine, Paul 215, 484
 Véry, Pierre 648
 Vesper, Will 28
 Vesper-Waentig, Käthe 28
 Viertel, Berthold 630
 Viktor Imanuel III. 364
 Virgil 364, 725
 Vollmöller, Karl 397
 Voltaire 314
 Vulliaud, Paul 435

 Wagner, Richard 205, 681, 682, 741, 786, 844, 849
 Wahl, Jean 717
 Wallach, Eugen 424
 Walser, Robert 502
 Walzel, Oskar 436
 Warburg, Aby 438
 Wassermann, Jakob 31

 Watson, John Broadus 514
 Watteau, Jean Antoine 56
 Weber, Alfred 295
 Weber, Marianne 295
 Wedekind, Frank 39, 681
 Wegner, Paul 386
 Weidlé, Wladimir 739
 Weigel, Helene 643, 658, 740
 Weigel, Valentin 733
 Weill, Kurt 603
 Weisgerber, Leo 580
 Weißbach, Richard 250, 253, 259, 264, 267 f., 271, 272, 290, 294, 319, 321, 327, 339
 Welk, Ehm 607
 Welti, Albert Jakob 77
 Weltsch, Robert 491, 606
 Werder, Diétrich von dem 374
 Wesselski, Albert 383 f.
 Whitman, Walt 600
 Wiegand, Willy 331, 378, 381, 388 f., 395, 399, 400, 401, 446, 459
 Wieland, Christoph Martin 589, 591
 Wiener, Elisabeth 592, 779
 Wiener, Meir 429
 Wiesengrund, Theodor s. Adorno
 Wiesenenthal, Grete 60, 496
 Wiertz, Antoine 402
 Wieruzowski, Lena 101
 Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von 343
 Wilde, Oscar 42, 600
 Willstädter, Richard 359
 Winkler, Eugen Gottlob 812 f.
 Winter, Joseph 401
 Wissing, Egon 517, 552, 602, 640, 718 f., 769
 Wissing-Feis, Gert 517
 Wissing-Karplus, Liselotte 718, 769
 Wittig, Joseph 442, 447
 Witz, Konrad 76
 Wölfflin, Heinrich 43
 Wolde, Ludwig 331

Wolff, Kurt 244	Zech, Paul 484
Wolff, Lotte 363	Zeitlin, Hillel 129
Wolfradt, Willy 39, 53, 62, 81, 108	Zilsel, Edgar 129
Wolfskehl, Karl 458, 492, 559	Zuckerkindl, Victor 756
Wolter, Charlotte 238	Zur Linden, Luise 199
Wolters, Friedrich 516	Zweig, Arnold 360
Wyneken, Gustav 8, 9, 17, 44,	Zweig, Stefan 351 f., 356, 395
48, 52, 54, 55, 57, 59, 63, 66,	Zschokke, Heinrich Daniel 35
68, 70, 74, 79, 80, 82 f., 86, 93,	
95, 103, 104, 108, 110	